Der deutſche
Bürgerfreund,

ein

Hausbuch

zur

Beförderung bürgerlicher Bildung, des Familienglückes, des Gewerbefleisses und Wohlstandes

in

Stadt und Dorf.

Nach den beſten alten und neuen Quellen bearbeitet

von

einem Vereine deutſcher Gelehrten, Oekonomen und Geſchäftsmänner.

Sechs Hefte in einem Band.

Lindau, 1847.
Verlag von Johann Thomas Stettner.

Kindergeschichten

3183

<36624884590015

<36624884590015

Bayer. Staatsbibliothek

Der deutſche

Bürgerfreund,

ein

Hausbuch

zur

Beförderung bürgerlicher Bildung, des Familienglückes, des Gewerbefleisses und Wohlstandes

in

Stadt und Dorf.

Nach den beſten alten und neuen Quellen bearbeitet

von

einem Vereine deutſcher Gelehrten, Oekonomen und Geſchäftsmänner.

Neue Ausgabe.

Lindau, 1847.

Verlag von Johann Thomas Stettner.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

T 02

Inhalt aller ſechs Hefte.

I. Religion, Sittlichkeit und Erziehung.

Religion, die Grundlage vom Wohlſtand und Glück der Völker, Staaten, Familien und des einzelnen Menſchen. I. 1. II. 129.
Der Parſe, der Jude und der Chriſt. (Parabel.) I. 12.
Das Gebet des Herrn. (Poeſie.) I. 13.
Von der Wichtigkeit einer guten Erziehung. I. 15.
Von der Achtung, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt. I. 20.
Das Reich der Wahrheit. (Parabel.) II. 139.
Die Ehe. Ein Wort zur Beherzigung für Alle, welche ſich dieſem Stande aus wichtigen Gründen entziehen. II. 141.
Einige Hauptmängel der Kindererziehung. II. 144.
Der Unzufriedene. III. 285.
Der Himmel auf Erden. III. 293. IV. 453.
Das häusliche Leben und Familienglück, die Grundlage des höchſten u. reinſten Lebensgenuſſes. III. 297.
Adam und der Cherub. (Parabel.) IV. 459.
Ob der Landmann leſen ſoll? IV. 459.
Die Behandlung des Geſindes. IV. 464.
Das Gebet. V. 605.
Der dreifache Tempel. V. 608.
Von der Bildung des Bürgers. V. 610.
Die hohe Bedeutung der Arbeit. V. 615.
Einige Worte über die Häuslichkeit als Bedingung des wahren Familienglücks. VI. 723.
Ueber die Anwendung der Zeit. VI. 727.
Kein Aergerniß unſern lieben Kleinen. VI. 729.
Palämon und ſein Sohn. (Parabel.) VI. 736.

II. Geſundheitslehre und Volksarzneikunde.

Pflicht der Erhaltung des Lebens und der Geſundheit. I. 26.
Von der Verbindlichkeit des Staates, Leben und Geſundheit der Neugebornen zu ſichern; beſonders über die phyſiſche Erziehung elternloſer Kinder, über Findelhäuſer und Kindermord. I. 28.
Erfahrungen aus dem Gebiete der Erziehung kleiner Kinder. II. 159. III. 305.
Die Grundlagen eines hohen und glücklichen Alters. II. 164.
Der Schlaf. III. 310. IV. 472.
Ueber die Waſſerſcheu, ſo wie über ein Mittel, welches nach den neueſten Beobachtungen mit vorzüglichem Erfolge dagegen angewendet worden iſt. IV. 469.
Zur Belehrung über den Genuß des Obſtes. IV. 486.
Der Kaffee und ſeine Eigenſchaften als Getränk betrachtet. V. 619.
Die ſchwächliche Erziehung. V. 627.
Mittel gegen den Geſichts-Krampf. V. 628.
Ein Wort über berauſchende Getränke. VI. 737.
Verheerungen der Branntwein-Peſt. VI. 740.
Ueber das Waſchen des Kopfes. VI. 741.

III. Populäre Staats- und Volkswirthſchaft.

Von den Ausgaben der Privatleute. II. 168.
Die Bedeutſamkeit der Eiſenbahnen. IV. 487.
Urbarmachung des Landes. IV. 493.
Ueber den Urſprung des Staates. V. 628.
Ueber den Nutzen der Verſicherungs-Anſtalten. V. 631.
Das deutſche Eiſenbahn-Syſtem. V. 633.
Vom Verhältniß der Bevölkerung zum Nationalreichthum. VI. 742.
Der Einfluß der Eiſenbahnen auf den Ackerbau. VI. 744.
Aphorismen über Nationalglück. VI. 747.

IV. Land- und Hauswirthſchaft.

Der hohe Werth und die Wichtigkeit der Landwirthſchaft, und die allgemeinſten und weſentlichſten Theile derſelben. I. 39.
Kurze Geſchichte der Landwirthſchaft, insbeſondere die der Deutſchen. I. 47.
Die landwirthſchaftliche Bildung des Bauernſtandes. I. 59.
Andeutungen und Grundzüge eines neuen Feldbauſyſtems. I. 65.
Praktiſche Regeln für Bürger und Landleute zur Beförderung ihres Wohlſtandes. I. 70.
Allgemeine Grundſätze, die Landwirthſchaft mit Erfolg zu betreiben II. 174.
Leichtfaßliche landwirthſchaftl. Bodenkunde. II. 178.
Ueber den Nutzen und Schaden der Steine im Acker. II. 183.
Zur Zucht guter Milchkühe. II. 190.
Ueber Baumnutzung. II. 191.
Die verſchiedenen Ackerbau-Syſteme. III. 325.
Hoher Werth des Düngers und ſeine zweckmäßige Behandlung. III. 332.
Ueber die gerechte Aufhilfe der Bauernwirthſchaft. III. 339.
Ueber die Kultur der Wieſengräſer. III. 342.
Der Mais als Futterpflanze. III. 345.
Ueber die nützliche Wirkung des Aufeggens der Saaten. III. 347.
Das Abpflücken der Kartoffelblüthen. III. 351.
Veredlung des Rindviehes. IV. 496.
Ueber die Herkunft einiger wichtiger bei uns größtentheils einheimiſch gewordener Gewächſe. IV. 501.
Einiges über Reinigung des Ackers und der Früchte vom Unkraute. IV. 507.
Ueber die Krankheit der Kartoffeln. IV. 515.
Ueber die Anzucht der Weißtanne. IV. 518.
Regeln für die Verwerthung der landwirthſchaftl. Erzeugniſſe. IV. 522.
Das Pferd und ſein Schickſal. V. 634. VI. 748.
Von der Anlage einer Baumſchule. V. 646.
Einige nützliche Rathſchläge für den Landmann. V. 650.
Von der Bearbeitung der Ackerbodens. V. 653.
Von der Pflicht des Landwirths gegen ſein Vieh. VI. 756.
Regeln bei der Kleefütterung. VI. 760.
Von der Anzucht der Eſche. VI. 762.
Ueber Brandunglück und Vorſicht dagegen. VI. 764.
Fortſchritte des Ackerbaues in Frankreich. VI. 770.
Vermiſchtes Land- und Hauswirthſchaftliches: Samenwechſel. — Ein für das Rindvieh vortheilhaft einzurichtendes Winterfutter. I. 77—79.
— Die Diſtel. — Die Ringelraupe. — Die neue Oelpflanze. — Vorſchläge zur Holzerſparniß. — Gutes Brod. — Brodausbeute. — Frühfutter. — Die Stoppeln müſſen ſchnell umgebrochen werden. — Mittel, aus der Milch wenigſtens ein Drittel mehr als bisher zu gewinnen. — Luftzüge in Viehſtällen. II. 193—198.
— Charis neuerfundene Säemaſchine. — Einfaches Mittel, um vorzugsweiſe männlichen Hanf (Fimmel) zu erbauen. — Notiz über den Weinbau. — Mond-Einfluß auf Bäume. — Flachs von außerordentlicher Länge. — Einſäuern der Kartoffeln. — Sicherheit des Repſes

gegen die Erdflöhe. — Mittel gegen Baumraupen. — Obſt lange friſch zu erhalten. III. 352—356.
— Mittel gegen die Klauenſeuche. — Die Wirkung des Futters auf die Milch. — Ueber den Seidenbau. — Ueber die Durchwinterung und Wohnung der Bienen. — Maſtung des Rindviehes. — Mittel gegen die Lungenſeuche des Rindviehes. — Wider die Bräune beim Vieh. — Vortheilhafte Benutzung der Kartoffeln zur Mehlbereitung. — Kartoffelkäſe zu machen. — Erhaltung des Obſtmoſtes. — Aufbewahrung des Getreides. — Ackerbau in Frankreich. IV. 525—538.
— Regeln für die Milchwirthſchaft. — Runkelrübenzuckerfabrikation. — Pflege der Schweine. — Belgiens Flachskultur. — Weinbau in Würtemberg. — Notiz über das Fleiſchgewicht einiger Hausthiere. — Anweiſung ein geſundes und geſchmackvolles Brod zuzubereiten. — Kartoffelmehl. — Neue Art Thiere zu kaſtriren. V. 658—663.
— Neue Säemaſchine. — Verbeſſerung des Pferdedüngers. — Milch in Zinkgefäßen. — Mittel gegen den Bienenſtich. — Vierfache Ernte der Runkelrüben. — Haberfütterung bei Pferden. — Mittel gegen die Lungenſeuche. — Güte des Heues. — Neue Art Kartoffeln. — Saatkorn. — Fütterung und Diät der Hausthiere. — Neuer Dünger. — Wettpflügen in England. — Obſtbaumzucht. — Dünger für Weinberge. — Trockenfäule der Kartoffeln. — Mittel für unruhige Kühe. — Vertilgung des Unkrauts. — Gegen das Gerinnen der Milch. VI. 773—779.

V. Gewerbe und Handel.

Die Eiſenbahnen u. die Fahrten darauf mittelſt der Dampfmaſchinen. I. 84.
Kurzer Ueberblick über die Fortſchritte wichtiger techniſcher, namentlich mechaniſcher und chemiſcher Gewerbe unſerer Zeit. I. 101.
Wer iſt der Erfinder der Dampfboote? II. 203.
Die Ausdehnung der fetten Oele. II. 211.
Ueber den Hausſchwamm. II. 213.
Ueber das Bleichen der Leinwand. II. 216.
Die Induſtrie, ihre Wichtigkeit und unermeßlicher Einfluß. III. 356.
Ueber die Feuchtigkeit der Wohnungen. III. 362.
Regeln für den Backofenbau. III. 365.
Mittel, die Feſtigkeit und Dauer des Holzes zu vermehren. III. 371.
Der deutſche Zucker. III. 373.
Allgemein deutſches Credit-Syſtem. III. 376.
Die Getreidemühlen und Sägemühlen älterer und neuerer Zeit. IV. 538. V. 664.
Ueber das Rauchen der Kamine und die Mittel dagegen. IV. 547.
Etwas über Piſebau. V. 673.
Ueber Huffskys gepreßte Dachziegel. VI. 780.
Ueber Farbengifte. VI. 782.
Vermiſchtes, Handel und Gewerbe betreffend: Die ſchwarze Farbe iſt die nachtheiligſte für jeden Anſtrich in freier Luft. — Eiſen im Freien vor Roſt zu bewahren. I. 101—103.
— Bergbau in Steyermark. — Steinkohlen in Böhmen. — Rübenzuckerfabrikation in Baden. — Blutegelzucht in Polen. — Für Aerzte. — Der Kaffee. — Die Pfefferkultur. — Dampfmaſchinen in Belgien. II. 223—226.
— Ueber die Fabrikation des ſogenannten Filztuches. — Neues Gerbeverfahren. — Bereitung des Leinölfirniß. — Champagner Wein. III. 377—380.
— Fabriken in Oeſterreich. — Baumwolle. — Schnellbereitung von waſſerdichtem Leder. — Etabliſſement für Häuſerbau. — Neue Erfindung. — Tragbare Oefen. — Schützender Ueberzug irdener Geſchirre. — Trübes Oel zu reinigen. — Surrogat für Leder. — Sechsrädrige Wagen. IV. 551—557.
— Rübenzuckerfabrikat in Frankreich. — Fortſchritte der Induſtrie in den Verein. Staaten von Nordamerika. — Belgiens Handel. — Einfuhr in die Schweiz. — Flachsmaſchinen-Spinnerei. — Flachsbau und Handel

Schleſiens. — Deutſcher Champagner — Holzwerk gegen Feuer zu ſichern. — Neuer Mörtel. — Heizung mit Dampf. — Unverbrennlicher Firniß. — Leinwand und Garn ſchnell und wohlfeil zu bleichen. V. 675—681.
— Krieg zwiſchen Rübe und Zuckerrohr. — Neuerfundene Mühle. — Handelsbewegungen in Belgien. — Zucker-Conſumtion. — Stahl und Eiſen zu reinigen. — Eſſig zu reinigen. — Waſſerdichter Kitt. — Waſſerdichte Fußbekleidung. — Verbeſſerung der Fabrikation der Talglichter. — Ausbreitung der Seidenzucht. VI. 784—789.

VI. Naturkunde.

Der Barometer als Wetterglas. III. 380.
Ueber Hagelableiter. III. 384.
Natürliche Ankündigung der Veränderung der Witterung. IV. 557.
Tiefe des Ozeans. IV. 567.
Die Unendlichkeit und der Zuſammenhang des Weltalls. V. 682.
Der Mehl- und Honigthau. V. 689.
Das Vorgefühl der Thiere für das Wetter. VI. 789.
Beobachtungen über das Barometer als Wetterglas. VI. 792.
Ueber das Zurücktreten des Ozeans. VI. 794.
Die Rieſenſtraße. VI. 796.

VII. Geſchichte und Lebensbeſchreibungen.

Ueber den Geſchichtsunterricht für das Volk. I. 103.
Emanuel von Fellenberg. I. 107.
Einige Worte über den Fortſchritt der Kultur. II. 226.
Benjamin Franklin. II. 232. III. 397.
Die Entwicklungsſtufen des deutſchen Volkes. III. 387.
Einige Worte über die alten Deutſchen. IV. 568.
Albrecht Thaer. IV. 573.
Deutſchland wie es jetzt iſt. V. 692.
Gottlob Nathuſius. V. 694. VI. 809.
Deutſchlands Kulturſtufe im 6ten bis 9ten Jahrhundert. VI. 797.
Etwas über deutſches Grundeigenthum älterer und neuerer Zeit. VI. 802.
Vermiſchte Gedanken, Anſichten und Maximen berühmter Männer. I. 115. II. 259. III. 426. IV. 578. V. 705. VI. 825.

VIII. Lebensregeln, Weisheits- und Sittenlehren und Sprichwörter.

Heft I. 118. II. 226 III. 429. IV. 581. V. 708. VI. 827.

IX. Mannigfaltiges.

Heft I. 123. II. 267. III. 439. IV. 593. V. 713. VI. 832.

Religion, Sittlichkeit, Erziehung.

Was das höchſte Intereſſe des Menſchenfreundes in Anſpruch nimmt, darf und wird auch dem deutſchen Bürgerfreunde nicht fremd bleiben. Drum ſtehen obenan drei Worte, denen überall mit Recht der erſte Rang gebührt. Religion, Sittlichkeit, Erziehung, wer ſie nicht achtet und liebt, verachtet ſeine Brüder und haſſet ſich ſelbſt. Denn von dieſen Drei kömmt das Heil der Welt. Dieß iſt die innigſte Ueberzeugung der Herausgeber dieſer Zeitſchrift, und ſie glauben mit einem ſolchen Bekenntniß ſowohl ihre Leſer als ſich ſelbſt zu ehren.

Wäre es auch nicht das gerechte Streben nach dem Beifall einer gutgeſinnten und aufgeklärten Leſewelt, noch die heilige Verpflichtung für das gegebene Wort, einem längſt gefühlten Bedürfniß nach Möglichkeit zu entſprechen: ſo müßte ſchon allein der reichhaltige Stoff und die hohe Bedeutung des Gegenſtandes uns antreiben, mit derjenigen Wärme und Kraft, welche die Sache ſelbſt erweckt, ſo wie auch mit der Klarheit und Abwechslung, welche durch das Bedürfniß ſo verſchiedener Leſer erfordert wird, darüber zu ſprechen. Dieß der Maßſtab, den ein jeder an die Erwartung legen möge, die er ſich gleich hier am Eingang zu machen geneigt iſt. —

Beginnen wir mit dem erſten der drei oben angezeigten Gegenſtände.

Religion,

die Grundlage von Wohlſtand und Glück der Völker, Staaten, Familien und des einzelnen Menſchen.

Die Religion iſt die Mutter der echten Volksbildung; — jenes Samenkorn, das ſelbſt im dunkeln Schooß der Barbarei

die edlen Früchte der Geſittung, Wiſſenſchaft und Kunſt zum Keimen, und in den folgenden Zeiten zum Reifen brachte. Sie iſt der Engel des Familienlebens, der Segen der Ehen, das Heiligthum des Hauſes. Sie iſt unſre treueſte Freundin, verſchönernd das Leben in guten Tagen, erhebend und tröſtend das Gemüth in ſchlimmen Tagen. Sie iſt des Menſchen höchſte Kraft und herrlichſter Schmuck. Von ihr ſingt Klopſtock, der erſte unſrer Dichter:

Religion der Gottheit, du heilige Menſchenfreundin!
Tochter Gottes, der Tugend erhabendſte Lehrerin, Ruhe!
Beſter Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unſterblich!
Schön, wie der Seligen einer, und ſüß, wie das ewige Leben!
Schöpferin hoher Gedanken! der Frömmigkeit ſeligſter Urquell!
Friedensſtifterin! Heil! Bund Gottes! ewiges Leben!
Oder wie ſonſt ein Seraph dich noch, Unausſprechliche, nennet,
Wenn dein lichtheller Strahl in edlere Seelen ſich ſenket!

Iſt hier zu viel Lob geſprochen? Wahrlich! wir finden es nicht zu viel; und wenn wir es näher beleuchten, ſo geſchieht dieß nicht einer etwaigen Rechtfertigung wegen, ſondern aus innerlichem Herzensdrang, uns ſelbſt und anderen ein Bild von dem zu entwerfen, was die Religion ſtets war und ſtets bleibt. —

Wer nicht ahnt, von welchem welt- und zeitumwandelnden Einfluß die Religion iſt, wer die Segnungen nicht kennt, die ſie über die Völker brachte, der vergleiche nur den jetzigen Zuſtand unſers Landes mit dem ehemaligen! Es iſt nicht zu viel, wenn man ſagt, daß einſt unſer Deutſchland ein einziger Wald war. Dieſer ungeheure Wald ward faſt nur von wilden Thieren und noch wildern Räuberhorden durchſtreift. Der ewige Nebel, der aus den Sümpfen emporſtieg, wurde ſelten von der Sonne bemeiſtert, und der Winter dehnte ſich über den größten Theil des Jahres aus. Die ſeltnen Wohnungen, die man antraf, beſtanden in unterirdiſchen Lehmhütten, und die Kleidung ihrer Bewohner in Thierfellen. Städte, Straßen, Brücken waren noch nirgends zu finden, ſo wenig als Bücher und Schriften, dieſe nun einem jeden ſo zugänglichen Wege des geiſtigen Verkehrs. Und jetzt — jetzt prangt das Land in üppigſter Fülle der Kunſt und Natur. Der finſtere Wald, der Alles bedeckte, hat ſich meiſt auf die Bergrücken zurückgezogen, und Thal und Ebne zeigen im ſchönſten Wechſel reiche Saatfelder, bunte Wieſen, prangende Rebhügel, lachende Gärten. Die zahlloſen Dörfer ſind durch bequeme

Wege, die Städte durch Heerſtraßen mit einander verbunden; und ſichre Brücken führen über breite Ströme. Wer zählt die vielerlei Anſtalten, in welchen für Bildung und Unterricht der Jugend, ſo wie jene, wo für die Heilung und Erleichterung der Kranken, Blinden, Taubſtummen und Leidenden aller Art geſorgt iſt? Welche Kenntniſſe, welche Künſte, welchen Verkehr, welchen Flor des Handels und der Gewerbe ſetzen die großartigen Gebäude voraus, welche jede Stadt zieren, vor allem die erhabnen Tempel und Dome, deren Thürme das Himmelanſtrebende, das in dem Geiſt ihrer Erbauer lebte, von weitem verkünden! Was mußte nicht Alles zwiſchen der damaligen und jetzigen Zeit geſchehen, welche Veränderungen und Entwicklungen vor ſich gehen? Und wenn man dem letzten Grund derſelben nachſpürt, ſo findet man — einige verachtete und verfolgte Fremdlinge, welche, über die heidniſche Rohheit unſrer Altvordern ſich erbarmend, aus den fernen Klöſtern Britanniens herüberkamen, um das Licht des Chriſtenthums auch in unſre finſtern Wälder zu tragen. Kein Deutſcher, der ihre Geſchichte kennt, nennt ohne Dankgefühl die Namen eines Bonifacius, Landolin, Gallus, Pirmin, Fridolin u. a.; denn ſie waren die erſten Verkünder eines Glaubens, welcher der fruchtbringende Same aller ſpätern Kultur wurde. Wo ſie hinkamen und ihr Kreuz aufrichteten, da wurden Wälder gelichtet, Felder urbar gemacht, Ortſchaften gegründet, Kirchen und Schulen angelegt, rohe Sitten und Gebräuche abgeſchafft und durch beſſere allmählig verdrängt, und ein Werk begonnen, deſſen ſegensreiche, ſüße Früchte nicht ſie ſelber, wohl aber die Nachkommen derer koſteten, von denen ſie verfolgt und getödtet wurden. Sie waren längſt eines beſſern Lohnes werth, als die Welt ihnen geben konnte.

Was hat ſie denn ſo ſehr getrieben, den ſichern und friedlichen Aufenthalt in ihrem eignen Lande zu verlaſſen, um in einem fremden unter rohen Völkerſtämmen Mühe, Gefahr und Tod zu ſuchen? — Es iſt die Alles bewältigende Macht der Religion, von der ſie begeiſtert waren; der Glaube an den Gekreuzigten und Wiedererſtandenen, der ſchon einmal mit dem ſchwachen Häuflein der Apoſtel die Welt überwunden und gerettet hatte; die Liebe und das Erbarmen gegen ferne Brüder, welche eben dieſen Beſieger und Erretter der Welt noch nicht

kannten. In Wahrheit, dieſe Religion muß des Menſchen höchſter Schmuck und ſchönſte Zierde ſein, eben weil ſie eine Kraft in ihm iſt, die ihn über die Welt und über ſich ſelbſt erhebt! —

Der chriſtliche Glaube iſt viel ſtärker, als alles Wiſſen, denn er iſt nicht bloß ein trockenes, kaltes Fürwahrhalten deſſen, was man hört oder liest, ſondern ein inniges Feſthalten des Göttlichen, ein Leben und Handeln, ein Bewußtſein des Höchſten und Trefflichſten, was wir zu denken vermögen, eine Erkenntniß, viel unmittelbarer und feſter, als die Kunde, die uns vermittelſt der Sinne zukömmt. Das Ergebniß ſeiner Forſchungen, ſo ſchön und einleuchtend es ſein mag, nimmt der Gelehrte zurück, wenn ihm mit Verluſt der Freiheit und des Lebens gedroht wird; aber der Apoſtel und Martyrer fürchtet weder Kerker noch Tod, weil er was Stärkeres als die Wiſſenſchaft in ſich trägt. Was der Menſch nur weiß, macht ihn noch lange nicht unüberwindlich; aber das, was er von Gott glaubt, von der Ewigkeit hofft, in den Menſchen liebt — die Religion, die läßt ihn Alles bewältigen. So hoch deswegen Einſicht und Urtheil des Verſtandes auch ſtehen, die höchſte Stelle nimmt doch immer die Ueberzeugungskraft und Willensſtärke unſers religiöſen Glaubens ein. Dort kann man den Menſchen noch immer als ein verſtändiges Thier ſich denken, hier muß man ihn als ein höheres Weſen verehren, das Göttliche in ihm anerkennen. Die Religion hat noch über jedes Hinderniß triumphirt, und den Menſchen über ſich ſelbſt erhoben. Daher die Worte ihres göttlichen Stifters: „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt“ — borgt ſeine Macht nicht von den ſichtbaren Gewalten dieſer Erde; und einer ſeiner erſten Verkünder und Glaubensboten ſchrieb im Hochgefühl ſeiner Menſchenwürde und Gotteskraft: „das was die Welt überwindet, das iſt der Glaube.“

Doch wehe dem Menſchen, der dieſe weltüberwindende Kraft zu beſitzen glaubt, während er nur an den Feſſeln des Aberglaubens wüthet! Welch ein Unterſchied zwiſchen Religion und Aberglaube! — wie zwiſchen Licht und Nacht, Stille und Sturm, Segen und Fluch. Die Religion gleicht der aufgehenden Sonne, vor welcher das Heer der Nebel weicht, und die unwiderſtehlich den Tag und das Leben über die Länder führt; — gleicht dem Thau des Himmels, der während dem Dunkel der Nacht herabfällt, ſtill und ungehört, wo der Menſch ſchläft, die Erde be-

feuchtend und befruchtend. Der Aberglaube, der Fanatismus, iſt zwar auch eine Kraft, aber eine wilde und ungezügelte, voll Tod und Zerſtörung. Er gleicht dem Wetter, welches daherſtürzt, und in wenig Minuten niederwirft, zerſchlägt und zermalmt, was der Fleiß der Menſchen und die Fruchtbarkeit der Erde in langer Zeit hervorgebracht. Er iſt der Vater der Empörung, des Familienzwiſtes, des Bürgerkriegs, der Verfolgungswuth. Man ſpricht von Streitigkeiten und Kriegen der Religion; aber man ſollte ſie Streitigkeiten und Kriege des Eigenſinns, des Haſſes, der Leidenſchaft nennen, denn dieſe bringen die Hölle unter die Menſchen, nicht die Himmelstochter des Friedens, die Religion. Ein Glaube, der das Schwert zieht, iſt kein Glaube mehr, ſondern eine Verzweiflung, welche vom Ewigen weg auf's Vergängliche ihre Blicke heftet. Darum hieß auch der Stifter der chriſtlichen Religion, deren Segnungen ſo mild und ſo ſtill, wie Er ſelbſt, in die Welt traten, und deren Charakter aufopfernde Menſchenliebe und ruhige, feſte Beſonnenheit iſt, — Er hieß den, der Ihn gewaltſam vertheidigen wollte, das Schwert in die Scheide ſtecken; und wenn Er auch einige Monate vor dieſem Vorfall ſagte: „ich bin nicht gekommen, den Frieden, ſondern das Schwert zu bringen“ — ſo fällt dieſes Wort auf jene, welche lieber einen Streit der Welt, als den Sieg des Himmels wollten. Nicht das Chriſtenthum hat den Streit begonnen, ſondern ſeine Feinde, welche von der Welt waren und das Glück und die Freiheit und Würde ihrer Brüder haßten. Dieſem ſichtbaren Teufel mußte das Haupt zertreten werden, und der Erlöſer that's, indem Er — nicht Gewalt brauchte, ſondern Gewalt litt, und dem Tod und der Schmach klaglos entgegenging. Die Frevler freuten ſich, denn ſie ahnten's nicht, als er ſchon auferſtanden war, und Er, der Macht gehabt hätte, ſie mit Blitzen der Vernichtung zu zerſchmettern, ließ ein Häuflein wehrloſer und ungelehrter Männer zurück, daß ſie das Werk fortführten, das vor den Augen der Welt ſo kläglich und doch ſo ſiegreich begonnen. Wie ſie es fortgeführt in Seines Geiſtes Macht, davon zeugt der Anblick jener Länder, welche ſich dieſer Macht unterwarfen.

Es iſt der Mühe werth, dieſe erſten Anfänge der chriſtlichen Religion weiter zu verfolgen, und ihr ſegensreiches Wirken, womit ſie ihr Auftreten der Welt ankündete, näher zu betrachten.

Zu der Zeit, als das Chriſtenthum ſeine erſten Bekenner fand, entbehrte die Welt der wohlthätigſten Anſtalten und der höchſten Tugenden. Weitaus der größte Theil der damaligen Menſchheit, namentlich das ganze weibliche Geſchlecht und die zahlreiche Klaſſe der Dienenden ſeufzte in ſolcher Unterdrückung, daß ſie weder ihrer Ehre noch ihres Rechtes bewußt wurden. Man kannte keine Menſchlichkeit, alſo auch keine Anſtalten für Arme, keine Kranken-häuſer, keine Zufluchtsſtätten für Alte, Gebrechliche, Blinde, Taube, Irre ꝛc. Dieſer Laſt entledigte man ſich häufig durch die-ſelben Mittel, welche das Geſetz bei der Geburt ſchwächlicher Kinder vorſchrieb, nämlich durch Verſtoßung oder Mord. Schonung, Geduld, Milde, dieſe Schutzgenien der leidenden Menſchheit, waren ſchon längſt mit andern ihnen verwandten Tugenden entſchwun-den. Die Ehe hatte aufgehört, ein Heiligthum des Hauſes zu ſein, denn die Tugend der Züchtigkeit und Scham war aus den Her-zen der Mütter und Jungfrauen verdrängt worden, ſowohl durch die wegwerfende Behandlung, der ſie in ihren einſamen Ge-müthern ausgeſetzt waren, als auch durch die abſcheulichen Scenen der Schamloſigkeit, die faſt bei jedem Anlaſſe, wo ſie ſich öffent-lich zeigten, an ihren Augen vorübergeführt wurden. Es iſt eine Bemerkung, die jedem Freund der Geſchichte ſich aufdringt: wo die Unzucht überhand nimmt, nehmen die Ehen ab, und bei dem Verderbniß des Frauengeſchlechtes geht die Sittlichkeit des ganzen Volkes zu Grunde. Wohin mußte es nun in jenen Zeiten kom-men, wo ſelbſt die unnatürlichſte Ausſchweifung, die abſcheulichſte Entweihung der geſchlechtlichen Geheimniſſe durch öffentliches Bei-ſpiel von oben herab eingeführt und gut geheißen wurde? Man kann nicht ohne Erröthen leſen, was hierüber die alten Schrift-ſteller uns hinterlaſſen haben. Es war der damaligen Welt ge-lungen, in fortlaufender Verſchlechterung die letzten Schranken der Sittlichkeit, wodurch der Menſch noch von dem Thier ſich unterſcheidet, nämlich das Gefühl der Ehre und Scham, zu durch-brechen. — Woher ſollte Hilfe kommen? Von den Geſetzen? Dieſe waren ſchon lange kraftlos geworden; denn diejenigen, welche die Geſetze geben und vollziehen ſollten, waren ſelbſt nicht beſſer, als die Uebertreter derſelben, und ihr Beiſpiel hätte alſo-gleich ihre eignen Verordnungen und Richterſprüche zu Schanden gemacht. Auch war es bedenklich, gegen die überhandnehmende Unſittlichkeit einzuſchreiten, da man Gefahr laufen mußte, dadurch

die höchſten Gottheiten des Staates anzugreifen, welche der Aberglaube des entſittlichten Volkes als Ehebrecher und Wüſtlinge verehrte. Daher getrauten ſich ſelbſt die größten Machthaber nicht an die Einführung einer ſtrengern Sittenzucht. Die beſten unter ihnen erkannten es ſeufzend als ein Werk der Unmöglichkeit, ließen das Volk gewähren, und dachten höchſtens auf mildere Mittel, wie uns das ſogenannte Drei-Kindergeſetz beweist. Nach dieſem war nämlich den Eheleuten, welche drei Kinder vorweiſen konnten, eine öffentliche Geldprämie verheißen. Wie weit mußte es gekommen ſein, bis man auf ſolche Geſetze dachte! Das konnte nur da geſchehen, wo Ehebruch und ausſchweifende Eheloſigkeit zur Regel wurden.

Welche Nachwelt hier zu erwarten ſei, zeigte ſich bald. Ein elendes, an Geiſt verwildertes und an Körper ſieches Geſchlecht wuchs heran, und das weltbeherrſchende römiſche Reich konnte mit dieſen Heraufgewachſenen nicht einmal mehr ſeine Schmach gegen das Ausland decken. Wie ein morſches Haus ſtürzte es beim erſten Windſtoß der Völkerwanderung unter den heranziehenden Horden wilder Barbaren zuſammen. So wahr iſt es, was die Geſchichte uns lehrt, daß keine Kriegsmacht noch irgend eine Geſetzgebung ein Land zu ſchützen vermöge, aus welchem der Genius der Religion und Sittlichkeit entſchwundeu iſt.

Der Fall des römiſchen Volkes, von welchem die Welt vor Chriſtus unterjocht und verdorben ward, iſt eine ſchreckliche, aber gerechte Strafe des Himmels; denn nicht allein entweihte Heiligthümer und entmenſchte Sitten forderten es ſo, auch die Seufzer und Klagen mishandelter, unterdrückter Sklaven und ihr ſtromweis vergoßnes Blut wollten gerochen ſein. Welch große Aufgabe es für die chriſtliche Religion war, wieder eine beſſere Zeit herbeizuführen, mag außer dem bisherigen die treffende Schilderung zeigen, welche der geiſtvolle Chateaubriand *) über die Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit der Römer entwirft:

„Der Tod machte einen weſentlichen Theil der alterthümlichen Unterhaltungen. Er erſchien dabei des Gegenſatzes wegen und zur Steigerung der Genüſſe des Lebens. Um die Freuden des Gaſtmahles zu erhöhen, berief man die Fechter oder Gla-

---

*) Genius des Chriſtenthums. VI. 12.

diatoren ſammt den Buhldirnen und Flötenſpielern. Indem man ſich den Armen eines Geſchändeten entwand, ging man zum Schauſpiele, wo ein neues Thier Menſchenblut trank; von dem Anblicke einer Schändung eilte man zum Schauſpiele der Zuckungen eines ſterbenden Menſchen. Was für ein Volk war dieß römiſche, welches Schmach an Geburt und Tod heftete, und auf der Schaubühne bloß ſtellte die zwei großen Geheimniſſe der Natur, um mit Einem Schlage zu entehren das ganze Werk der Gottheit!"

„Die Sklaven, welche die Erde beſtellten, trugen immer Eiſen an den Füßen; zur Nahrung gab man ihnen ein wenig Brod, Waſſer und Salz; Nachts verſchloß man ſie in unterirdiſche Gewölbe, wo ſie Luft bekamen durch ein Zugloch, welches in der Wölbung dieſer Kerker angebracht war. Ein Geſetz verbot die afrikaniſchen Löwen zu tödten, welche für die Schauſpiele zu Rom beſtimmt waren. Ein Bauer, welcher ſein Leben durch Tödtung von einem dieſer Thiere errettete, würde in ſtrenge Strafe verfallen ſein. Wenn ein Unglücklicher in der Arena hinſtürzte, zerriſſen von einem Panther oder durchſtoßen von einem Hirſchgeweih, ſo liefen gewiſſe Kranke dahin, um in ſeinem Blute ſich zu baden, und es mit gierigen Lippen aufzuſaugen. Caligula wünſchte, das Römer-Volk möchte nur Ein Haupt haben, um es mit Einem Schlage abzuhauen. Der nämliche Imperator fütterte, indem er den Anfang der Spiele im Circus erwartete, die Löwen mit Menſchenfleiſch, und Nero ſtand auf dem Punkt, lebendige Menſchen aufeſſen zu laſſen von einem Aegypter, welcher wegen ſeiner Gefräßigkeit berühmt war. Titus gab, um das Feſt ſeines Vaters Veſpaſian zu feiern, drei tauſend Juden den wilden Thieren zu freſſen. Man rieth dem Tiberius, einen ſeiner ehemaligen Freunde, welcher im Kerker ſchmachtete, hinrichten zu laſſen. „„Ich habe mich noch nicht mit ihm ausgeſöhnt,"" erwiderte der Tyrann mit einem Worte, welches den ganzen Geiſt Roms ausſpricht.

„Es war ſehr gewöhnlich, daß man fünf tauſend, ſechs tauſend, zehn tauſend, zwanzig tauſend Menſchen aller Stände, beider Geſchlechter, aller Alter würgte auf den bloßen Verdacht des Imperators. Die Anverwandten der Opfer ſchmückten ihre Häuſer mit Laubwerk, küßten die Hände des **Gottes**, und ſtrömten zu ſeinen Feſten. Die Tochter des Sejanus, im Alter von neun Jahren, welche bat, man möchte ihr die **Ruthe** geben, und welche

ſagte, ſie wolle ihren Fehler nicht mehr thun, wurde beim Abführen in das Gefängniß von dem Henkersknecht zuerſt genothzüchtigt, und dann von ihm hingerichtet; ſo viel Achtung zeigten die tugendhaften Römer vor den Geſetzen! Man ſah unter Claudius (und Tacitus nennt es ein ſchönes Schauſpiel. XII. 56.) neunzehntauſend Menſchen an dem See Fucinus ſich ermorden zur Unterhaltung der römiſchen Pöbelmaſſe; ehe ſie handgemein wurden, begrüßten die Kämpfer den Imperator: Ave, Imperator, morituri te salutant. „„Cäſar, die nun Sterbenden bringen dir Glückwunſch!““ Dieſes Wort iſt eben ſo niederträchtig als herzzerreiſſend.

„Die unbedingte Vernichtung des ſittlichen Gefühls gab den Römern jene Leichtigkeit zu ſterben, welche man ſo thöricht bewunderte. Die Selbſtmorde zeigen ſich ſtets häufig bei allen verderbten Völkern. Der Menſch, herabgewürdigt zum Inſtinkte des Thieres, ſtirbt wie dieſes mit Gleichgiltigkeit. Wir übergehen die übrigen Laſter der Römer, den Kindermord, welchen ein Geſetz des Romulus erlaubt, und das Geſetz der zwölf Tafeln beſtätigt. Wir übergehen den ſchmutzigen Geldgeiz dieſes berühmten Volkes. Scaptius hatte dem Senate von Salamis einige Summen dargeliehen. Da der Senat ihn zur beſtimmten Zeit nicht zu zahlen vermochte, ließ ihn Scaptius ſo lange von Reitern umſtellen, daß mehrere Senatoren vor Hunger ſtarben. Der ſtoiſche Brutus, welcher in einiger Gemeinſchaft mit dieſem Plünderer und Wucherer ſtand, verwendete ſich für ihn bei Cicero, welcher ſeinen Unwillen darüber nicht zurückzuhalten vermochte.

„Wenn alſo die Römer in Knechtſchaft fielen, ſo lag die Schuld einzig und allein in ihren Sitten. Die Niederträchtigkeit begründet die Gewaltherrſchaft, und durch eine gerechte Gegenwirkung verlängert die Gewaltherrſchaft dann auch die Niederträchtigkeit. Klagen wir hinfort nicht mehr über den gegenwärtigen Zuſtand der Geſellſchaft; das verderbteſte Volk der Neuzeit iſt ein Volk von Weiſen in Vergleichung gegen die heidniſchen Nationen.

„Wenn wir einen Augenblick annehmen, die ſtaatsbürgerliche Ordnung ſei ſchöner geweſen als die unſrige, ſo nahte doch die ſittliche Ordnung niemals derjenigen, welche das Chriſtenthum unter uns ins Daſein rief. Da aber die Sittlichkeit die tiefſte und feſteſte Grundlage aller geſellſchaftlichen Anſtalten ausmacht,

ſo gelangen wir gewiß niemals bis zum Verderbniſſe des Alterthums, ſo lange wir Chriſten bleiben.

„Als die ſtaatsbürgerlichen Bande zu Rom und in Griechenland zerriſſen waren, welch' ein Zügel blieb den Menſchen? Der Dienſt ſo vieler ſchändlichen Gottheiten, konnte er Sitten aufrecht halten, welche das Geſetz nicht mehr aufrecht hielt? Solch' ein Götzendienſt, weit entfernt dem Verderbniſſe zu ſteuern, mußte vielmehr einer der mächtigſten Hebel deſſelben werden. Durch ein Uebermaß von Unglück, welches Schauder erregt, mußte das Urbild vom Daſein der Götter, welches die Tugend unter den Menſchen großzieht, die Laſter bei den Heiden befördern; es ſchien das Verbrechen zu verewigen, indem es ihm einen Haltpunkt von ewiger Dauer gab.

„Wir beſitzen Ueberlieferungen von der Schändlichkeit der Menſchen, und von den ſchauerlichen Ereigniſſen, welche ſtets auf das Verderbniß der Sitten folgten. Wäre es nicht möglich, daß Gott die phyſiſche und moraliſche Ordnung des Weltalls in Einklang brachte, ſo daß ein Umſturz in der letztern auch nothwendige Veränderungen in der erſtern nach ſich zögen, und daß die großen Verbrechen natürlich die großen Umwälzungen mit ſich führten? Der Gedanke wirkt auf den Körper auf eine unerklärbare Weiſe; der Menſch iſt vielleicht der Gedanke des großen Körpers des Weltalls. Dieß würde die Natur ſehr vereinfachen, und wunderbar den Kreis des Menſchen erweitern; dieß böte einen Schlüſſel zur Erklärung der Wunder, welche dadurch in den gewöhnlichen Lauf der Dinge zurückkehrten. Wenn die Waſſerüberſchwemmungen, die Feuerausbrüche, der Umſturz der Staaten ihre geheimen Gründe in den Laſtern des Menſchen hätten; wenn das Laſter und die Strafe die zwei entſcheidenden Gewichte in den zwei Wagſchalen des Moraliſchen und Phyſiſchen der Welt wären; dann fände ſich eine ſchöne Uebereinſtimmung, und ſie bildete ein Ganzes aus der Schöpfung, welche doppelt erſcheint beim erſten Anblicke.

„Das Verderbniß des römiſchen Weltreiches kann alſo aus der Tiefe ihrer Wildniſſe jene Barbaren herbeigezogen haben, welche, ohne ihre Sendung zum Zerſtören zu kennen, ſich wie inſtinktartig benannten als G o t t e s - P e i t ſ c h e. Was wäre aus der Welt geworden, wenn die große Arche des Chriſtenthums die Reſte des Menſchengeſchlechtes aus dieſer neuen Sündfluth

nicht errettet hätte? Welch Schickſal blieb der Nachwelt? Wo hätten ſich Strahlen der Aufklärung bewahrt? ...."

Wir haben keinen Anſtand genommen, dieſe Stelle ganz und gar herzuſetzen, damit das ſchreckliche Gemälde uns den Abgrund zeige, aus welchem die Welt errettet wurde — nicht durch die friſchen Völkerſtämme, welche das römiſche Reich zertraten, ſondern durch die Religion, die mit ihrer ſtillen und heiligen Macht ſelbſt die rohen Gemüther dieſer Barbaren bezwang. Denn wäre ſie nicht unter ihnen herrſchend geworden, ſie würden in raſchem Wechſel und auf noch viel rohere Weiſe zu demſelben Sittenverderbniß übergangen ſein, welches ſie bei den Beſiegten fanden. Aber ſo geſchah gerade das Gegentheil von dem, was menſchlicher Weiſe zu befürchten war: ſie nahmen die Ueberwundenen, ſtatt auf ſie zu treten, wie dieſe es einſt bei ihren Sklaven gethan, nach und nach in ihre Gemeinſchaft auf, ohne die unnatürlichen Laſter derſelben anzunehmen; und ſieh', auf die vorübergehenden Scenen der Kriegswuth folgte bald ein ruhiges Zuſammenleben in den neueroberten Provinzen, welches überall, wo nicht wieder neue Horden hereinbrachen, nicht nur die Wohlthaten eines bürgerlichen Friedens, ſondern auch den Segen einer neu beginnenden ſittlichen Ordnung vorwies. Man ſah nicht mehr das Volk den Theatern zueilen, wo Tauſende von Menſchen, dem ſichern Tod geweiht, gegen wilde Thiere oder gar gegen einander ſelbſt kämpften und ſich wechſelſeitig zerfleiſchten. Das eigentliche Sklaventhum, dieſer Stand ſchmachvoller Verwerfung und Niederdrückung, wo ein Menſch in vollem Sinn des Worts wie ein Thier behandelt wurde, hatte ganz aufgehört, ohne daß ein öffentliches Geſetz ihn aufgehoben hätte. Die Ehe, und mit ihr die öffentliche Ehrbarkeit und Sitte, ſo wie auch häusliche Tugend und Kindererziehung, hatte wieder Eingang gewonnen. Dieß war der Triumph der Religion — in den chriſtlichen Barbaren, welche ohne ſie nicht beſſer als die heidniſchen Römer, die Lehrer des Laſters, geworden wären. Aber die vorher ſo verſpottete Chriſtusreligion, welche lange Zeit nur in Höhlen und Kerkern, auf Marterplätzen und Richtſtätten ihre Jünger fand; die Lehre vom Kreuz, ein Aergerniß für die Juden und ein Spott für die Heiden, hatte längſt, bevor ſie ihr Zeichen auf Berge und Thürme ſichtbar pflanzte, durch ihre unſichtbare Macht die Herzen von Tauſenden ge-

wonnen, und von Innen heraus eine große Umgeſtaltung der Dinge vorbereitet, welche durch keine äußere Gewalt mehr hintangehalten werden konnte. Still und unbeachtet, im Geiſt der Liebe und Milde bewirkt, ſollten ihre Segnungen ſein, wie ihr lang verheißner und ſehnſüchtig erwarteter Stifter, von dem ein Gottbegeiſterter Seher das tröſtende Wort ſprach: „Er wird kommen, nicht mit großem Geräuſch, ſo daß man auf der Straße ſein Schreien hörte. Den glimmenden Docht wird Er nicht auslöſchen, und das zerknickte Rohr nicht vollends abbrechen.“ —

Wer kann es aufzählen, was durch die Religion Heilvolles in die Welt eingeführt wurde? Sie machte Länder urbar, verbannte allenthalben die Nacht der Unwiſſenheit und Rohheit, fachte den Funken der Wiſſenſchaft an, wurde durch ihren Gottesdienſt eine mächtige Stütze der Kunſt, und durch ihre wohlthuenden Vereine *) die Gründerin von tauſenderlei Anſtalten für die Rettung und Pflege der Leidenden und Hilfloſen. Sie flößte den Geſetzgebern Weisheit, den Herrſchern Milde, den Völkern Treue ein, daß Ordnung und Friede, Ruhe und Wohlſtand in die zerriſſenen und verwüſteten Länder kam. Sie wacht noch ſtets als Engel des Heils, wendet Gefahren ab, verhütet oder mildert zahlloſes Unglück, ſie ſänftigt und mildert das Rohe und Harte, kräftigt das Schwache, hält aufrecht das Schwankende, und heilt und erſetzt ſo manchen Verluſt. Und doch iſt dieß Alles nur äußerlich, dem ſinnlichen Auge ſichtbar: was wirket ſie erſt dort, wo ſie ſich verbirgt in das Innere des menſchlichen Herzens? In Wahrheit! wir haben nur den kleinſten Theil ihres ſegenvollen Waltens kennen gelernt, wenn wir nicht bis dahin ihr folgen. —

(Fortſetzung folgt.)

Der Parſe, der Jude und der Chriſt.

(Parabel von Krummacher.)

Ein Jude trat in einen Parſentempel und ſah daſelbſt das heilige Feuer. Er ſprach zu dem Prieſter: Wie, ihr betet das

*) Den trefflichſten Vereinen, welche unſer Jahrhundert zieren, haben wir auf ſpäter eine beſondere Ausführung vorbehalten.

Feuer an? — Nicht das Feuer, antwortete der Prieſter, es iſt uns ein Sinnbild der Sonne und ihres erwärmenden Lichtes. Darauf fragte der Jude: Verehret ihr denn die Sonne als eure Gottheit? Wiſſet ihr nicht, daß auch dieſe nur ein Geſchöpf des Allmächtigen iſt! — Das wiſſen wir, erwiderte der Prieſter; aber der ſinnliche Menſch bedarf des ſinnlichen Zeichens, um das Höchſte zu faſſen. Und iſt nicht die Sonne das Bild des Unſichtbaren unbegreiflichen Urlichts, das alles erhält und ſegnet?

Darauf antwortete der Iſraelit: Unterſcheidet denn euer Volk das Bild von dem Urbilde? Schon nennet es die Sonne ſeinen Gott, und ſelbſt von dieſem wieder zu einem niederen Bilde verſinkend knieet es vor der irdiſchen Flamme. Ihr reizet ſein äußeres und verblendet ſein inneres Auge, und indem ihr ihm das irdiſche Licht vorhaltet, entziehet ihr ihm das himmliſche. — Du ſollſt dir kein Bildniß machen noch irgend ein Gleichniß.

Wie bezeichnet ihr denn das höchſte Weſen? fragte der Parſe.

Der Jude antwortete: Wir nennen es Jehovah Adonai, das heißt, der Herr, der da iſt, der da war und ſein wird!

Euer Wort iſt groß und herrlich, ſagte der Parſe, aber es iſt furchtbar.

Darauf trat ein Chriſt herzu und ſprach: Wir nennen ihn Vater.

Da ſahen der Heide und der Jude einander an mit Verwunderung und ſprachen: Es iſt das Nächſte und das Höchſte! Aber wer gibt euch den Muth, den Ewigen alſo zu nennen?

Wer anders, ſagte der Chriſt, als Er, der Vater ſelbſt! — Darauf enthüllte er beiden das Geheimniß von der Offenbarung des Vaters in dem Sohne und von dem Worte der Verſöhnung. —

Und da ſie ſolches vernommen, wurden ſie gläubig und erhoben ihre Blicke freudig gen Himmel und ſprachen voll Inbrunſt und Geiſtes: Vater, lieber Vater!

Und nun reichten ſie ſich die Hände alle drei und nannten ſich Brüder.

Das Gebet des Herrn.

(Von J. A. Jakobi.)

Vater nennt Dich, Gott, das Herz,
In der Freude, wie im Schmerz,
Fliehet ewig zu Dir hin,
Dir zum Preis, ſich zum Gewinn.

Deines Namens Herrlichkeit
Ueberſtrahlt die Himmel weit;
Unausſprechlich für den Mund,
Wird es nur den Seelen kund.

Unvergänglich iſt Dein Reich.
Sieh', es kommt dem Lichte gleich,
Das durch finſt're Nebel glänzt,
Und die Welt mit Strahlen kränzt.

Deinen Willen laß geſcheh'n,
Wenn auch Welten untergeh'n;
Ewig bleibt er recht und gut,
Selig, wer ihn freudig thut!

Gib Du Allen heute Brod,
Die des Hungers Qual bedroh't;
Würze, was der fromme Fleiß
Sich erwirbt in Müh' und Schweiß.

Ueber Bös' und Gute geht
Deine Sonne auf, es weht
Deine Luft uns Gnade zu;
Darum, Menſch, vergib auch du!

Wenn Verſuchung uns beſtürmt,
Werden wir von Dir beſchirmt,
Wenn ſich uns Verſucher nah'n,
Warn'ſt Du uns vor ihrer Bahn.

Bald erlöſet Deine Hand
Unſern Geiſt von Traum und Tand,
Unſer Herz von Angſt und Noth,
Unſern Leib von Schmerz und Tod.

Gott, Du herrſcheſt überall,
Auf Gebirgen und im Thal,
In dem Geiſt, der in uns lebt,
In dem Sinn, der zu Dir ſtrebt.

Du, Du biſt der Quell der Kraft,
Die hier Troſt und Tugend ſchafft:
Dein iſt Licht und Herrlichkeit
Dein allein Unſterblichkeit!

Von der Wichtigkeit einer guten Erziehung überhaupt.

„Derjenige, welcher Meiſter der Erziehung iſt, vermag die Geſtalt der Welt zu ändern."
(Leibnitz.)

Im menſchlichen Leben gibt es Gegenſtände, die nicht oft und ernſt genug wiederholt und behandelt werden können. Es gehört zu ſolchen vorzüglich die Erziehung und Bildung der Jugend.

„Die Erziehung" ſagt Kant, der große Denker, „iſt eine Kunſt, deren Ausübung durch viele Generationen vervollkommnet werden muß. Jede Generation, verſehen mit den Kenntniſſen der vorhergehenden, kann immer mehr eine Erziehung zu Stande bringen, die alle Naturanlagen des Menſchen verhältniß- und zweckmäßig entwickelt, und ſo die ganze Menſchengattung zu ihrer Beſtimmung führt."

Dieſe Wahrheit und die Ueberzeugung, daß jedes Scherflein, das dazu beitragen kann, menſchliche Glückſeligkeit auf irgend eine Weiſe zu vermehren, ſeinen Werth haben muß, veranlaſſen uns, in unſerer, dem Bürger- und Familienwohl gewidmeten Zeitſchrift, einen Aufſatz mitzutheilen, der zwar dieſe wichtige Lebensfrage nur kurz und im Allgemeinen, aber nicht ohne tiefere Erwägung, behandelt.

Wirft man einen prüfenden Blick auf das Wirken und Treiben der Menſchen; ſieht man auf die Beweggründe ihrer Handlungen; ſpürt man den Quellen ihrer Verirrungen und Tugenden nach; ſo findet man faſt immer, daß der Keim ihrer guten und ſchlechten Handlungen ſeinen Urſprung in einer mehr oder weniger ſorgfältigen Erziehung hat. Dieſe Wahrheit iſt zu anerkannt, um Widerſpruch fürchten zu dürfen.

Gewiß iſt es der Wunſch aller Eltern, ſich von liebenden, dankbaren und glücklichen Kindern umringt zu ſehen. Daß dieſer Wunſch ſo oft unerfüllt bleibt, daß ſo oft das Gegentheil von dem Erſehnten eintritt, — was anders kann daran Schuld ſein, als die Wahl der Mittel, die zur Erreichung jenes Wunſches dienen ſollen? Denn die Fähigkeit, glücklich zu ſein, legte der Schöpfer in jedes Menſchen Bruſt. Man ſollte daher glauben, alle Eltern würden die beſten Mittel wählen, und es ihre erſte

und angelegenſte Sorge ſein laſſen, ihren Kindern die möglichſt beſte Erziehung zu geben, um ihnen dadurch ein glückliches, zufriedenes Leben zu ſichern. Allein leider iſt dem nicht ſo, und es gibt noch viele — ſehr viele Eltern, die gar keinen Begriff von der Wichtigkeit einer guten Erziehung zu haben ſcheinen. Die tägliche Erfahrung beurkundet es hinlänglich, wie wenig im Allgemeinen von Seiten der Eltern für die Kinder, und namentlich in den frühern Jahren derſelben geſchieht. Viele ahnen nicht einmal von Ferne die nachtheiligen Folgen ihrer Vernachläſſigung und Sorgloſigkeit, Folgen, die ſich nur allzuoft durch das ganze Leben der Kinder erſtrecken. Wenn man für ihre leiblichen Bedürfniſſe ſorgt, ſie vom fünften oder ſechsten Jahre an zur Schule ſchickt, jeden Ausbruch roher Leidenſchaftlichkeit beſtraft, und Vermögen für ſie ſammelt, um ihnen dereinſt die Mittel hinterlaſſen zu können, ſich viele äußere Annehmlichkeiten des Lebens zu verſchaffen; ſo glaubt man ſeinen Eltern-Pflichten vollkommen Genüge geleiſtet zu haben, und iſt darüber erſtaunt, ſo oft nicht glückliche und dankbare, ſondern mißrathene und durch Leidenſchaften und Verirrungen unglückliche Menſchen gebildet zu haben. —

Würde eine gute Erziehung nicht größere und wichtigere Pflichten, als die obgenannten, in ſich begreifen, ſo würden der Klagen über ungerathene Kinder bei weitem weniger ſein; aber Erziehung im wahren Sinne des Worts fordert mehr: ſie iſt die Bildung des Menſchen zur Glückſeligkeit.

Nun iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß nicht alle Eltern ihre Kinder möglichſt glücklich zu ſehen wünſchen ſollten — eine Ausnahme iſt hier kaum denkbar —; allein, viele Menſchen, von tief eingewurzelten Vorurtheilen befangen, verbinden mit dem Worte „Glückſeligkeit“ ganz falſche, irrige Begriffe, indem ſie, daſſelbe in Auſſendinge ſetzend, in leeren Schattenbildern ihr Heil zu finden wähnen, da doch nur die innere, ſtille Zufriedenheit des Gemüths, hervorgegangen aus dem Bewußtſein, in Uebereinſtimmung mit Vernunft und Natur nach Kräften das Beſte gewirkt zu haben, wahres, dauerndes Glück gewähren kann.

Meiſtens ſind Reichthum, Ehre, Ruhm und Wohlleben die Phantome, die mit dem wahren Glück verwechſelt werden. Hat man jene Güter erlangt, ſo glaubt man ſich im Beſitze der Glückſeligkeit, und daher ſind nur zu oft die Beſtrebungen der

Eltern dahin gerichtet, ihren Kindern jene ſcheinbaren Vorzüge anzueignen, und darauf das Glück ihrer Zöglinge zu bauen. Daher aber auch das häufige Mißlingen ihrer Anſtrengungen und Mühen, und die oft ſpäte, aber unfruchtbare Reue, das Wohl der Ihrigen auf keinen feſtern Grund geſtützt zu haben.

Und was iſt denn nun der beſte Grund, auf dem die Glückſeligkeit des Menſchen am ſicherſten gedeiht? — Um dieſe Frage genügend zu beantworten, iſt es nöthig zu wiſſen, was eigentlich der Zweck des Lebens iſt.

Religion, Vernunft und Erfahrung lehren uns mit der genaueſten Uebereinſtimmung, daß der Zweck unſers Daſeins kein anderer iſt und ſein kann, als: zur Vermehrung der allgemeinen Glückſeligkeit nach Kräften zu wirken, und daß wir, indem wir zum Wohl anderer beitragen, die Summe unſers eigenen Glückes vergrößern.

Liegt aber unſer eigenes Wohl in der Beförderung des allgemeinen Glückes, ſo iſt die erſte und wichtigſte aller Tugenden, die wir unſern Kindern aneignen ſollen, die Liebe, — eine Alles umfaſſende, allen Weſen wohlwollende, uneigennützige Liebe. Sie iſt der kräftige Stamm, dem alle andern Tugenden entſprießen, gleich den Blüthen eines jungen Baumes im Frühling. Sehr ſchön legte daher der erhabene Stifter unſerer Religion den Inbegriff aller menſchlichen Pflichten in die Worte: „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächſten wie dich ſelbſt.“

Deshalb ſollte die hauptſächlichſte Sorge aller Eltern und Erzieher dahin gehen, Herz und Gemüth der Kinder auf eine edle Weiſe auszubilden, da in ihnen allein die Quellen entſpringen, die zum wahren Glücke führen. Aber nur zu oft, — und dies iſt einer der gewöhnlichſten und größten Fehler, der bei der Erziehung begangen wird, — zieht man die Ausbildung des Verſtandes der des Herzens vor. Daß die Entwicklung, Bildung und Vervollkommnung der Verſtandeskräfte nützlich, ja nothwendig iſt, leidet keinen Zweifel; aber die Hauptſache bleibt die Veredlung des Herzens; denn man findet oft Menſchen von ausgezeichnetem Verſtande und großem Scharfſinne, die dennoch durch ihre Laſter unglücklich und elend ſind. Allein nie kann ein veredeltes Gemüth ganz unglücklich werden, noch ſich dem Laſter ergeben, wenn es auch nicht von Verirrungen völlig frei bleibt.

Und welches ſind die Folgen, die eine vernachläßigte Aus-

bildung des Herzens veranlaßt? Wer kann ſie alle berechnen? Wer kann alle Verhältniſſe vorausſehen, in die der junge Weltbürger nicht treten wird? — Aber daß dieſe Folgen von der traurigſten Art ſind, das ergibt ſich bei dem erſten prüfenden Blick, den wir auf Menſchen mit verwahrlostem Herzen werfen — Menſchen, die, wenn ſie ſich auch ſonſt durch die ausgebreitetſten Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, durch Macht, Rang und Anſehen auszeichnen, doch nur zu eigenem, wie zu fremden Verderben da zu ſein ſcheinen. —

Rechne doch niemand auf Liebe, Dankbarkeit und Wohlwollen von Seiten der Kinder, der die Keime dieſer Tugenden nicht in ihre Bruſt pflanzte! Mit Recht hat man unſere reiche Sprache zu arm genannt, um erſchöpfend alle Nachtheile darzuthun, die aus einer verwahrlosten Erziehung entſpringen.

„Der Menſch“, ſagt Kant ſehr treffend, „kann nur Menſch werden durch die Erziehung. Er iſt nichts, als was Erziehung aus ihm macht. Es iſt zu bemerken, daß der Menſch nur durch Menſchen erzogen wird, durch Menſchen, die ebenfalls erzogen ſind. Daher macht auch Mangel an Diſciplin und Unterweiſung bei einigen Menſchen ſie wieder zu ſchlechten Erziehern ihrer Zöglinge. Wenn einmal ein Weſen höherer Art ſich unſerer Erziehung annehme, ſo würde man ſehen, was aus dem Menſchen werden könnte. Da die Erziehung den Menſchen Einiges lehrt, theils Einiges auch nur bei ihm entwickelt, ſo kann man nicht wiſſen, wie weit bei ihm die Naturanlagen gehen.“

„Derjenige, der nicht cultivirt iſt, iſt roh; wer nicht diſciplinirt iſt, iſt wild. Verabſäumung der Diſciplin iſt ein größeres Uebel, als Verſäumung der Cultur; denn dieſe kann noch weiterhin nachgeholt werden. Vielleicht, daß die Erziehung immer beſſer werden, und daß jede folgende Generation einen Schritt näher thun wird zur Vervollkommnung der Menſchheit; denn hinter Erziehung ſteckt das große Geheimniß der Vollkommenheit der menſchlichen Natur. Es iſt entzückend, ſich vorzuſtellen, daß die menſchliche Natur immer beſſer durch Erziehung werde entwickelt werden, und, daß man dieſe in eine Form bringen kann, die der Menſchheit angemeſſen iſt. Dies eröffnet uns die Ausſicht zu einem künftigen, glücklichern Menſchengeſchlecht.“

Heilig ſei daher das Kind; heilig die Ausbildung ſeines Herzens und Gemüths. Sollen die künftigen Zeiten beſſer, als

die jetzigen ſein: — ſie können es nur durch eine verbeſſerte Erziehung unſerer Kinder werden. In ihnen ſehen wir die Nachwelt vergegenwärtigt. Was wir in den weichen Boden ihres Herzens als Saat ausſtreuen, das wird einſt als Frucht hervorgehen. Wie die Saat, ſo die Ernte. —

Schwach und hülflos liegt der neugeborne Säugling vor uns da in ſeiner Wiege, noch unentwickelt an Körper und Geiſt. Aber der Keim zum künftigen Weltbürger, zum Beglücker Vieler, wie zum Würgengel der Menſchheit liegt in ihm, und bildet ſich aus, je nachdem äußere Umſtände und Einwirkungen zu ſeiner Entwicklung beitragen, oder dieſelbe unterdrücken. Niemand kann wiſſen, ob das Kind, das in dieſem Augenblicke vielleicht lächelnd auf ſeinem Arme ſpielt, nicht von dankbaren Thränen zu Grabe geleitet werde, oder ob es ſein Leben zur Söhnung ſchwerer Verbrechen, mit dem Fluche von Tauſenden belaſtet, am Hochgericht ende. Wehe aber dann denen, die aus Leichtſinn oder Sorgloſigkeit ſeine Erziehung vernachläſſigten!

O! daß doch alle Eltern die hohe Wichtigkeit einer guten Erziehung anerkennten; daß ſie es einſehen, wie aus ihr für ſie ſelbſt die ſchönſten Freuden des Alters hervorgehen; einſehen, daß die Sorgen, Anſtrengungen und Mühen, die ſie auf Bildung des kindlichen Gemüthes verwenden, ſo unendlich reichen Segen mit ſich führen; einſehen, daß, wenn ſie nur Eine Seele zur Tugend und Glückſeligkeit führten, ſie nicht den Zweck ihres Lebens verfehlten, ſondern ruhig und getroſt in ihrer letzten Stunde, wo aller Schein und alle Täuſchung ſchwindet, einer heitern Ewigkeit entgegen gehen können!

Scheut doch gewöhnlich der Menſch keine Anſtrengung und Beſchwerde, um Geld und Gut zu erwerben; trotzt er doch den ihm drohenden Gefahren, ja ſelbſt dem Tode, wenn es gilt die Güter dieſer Erde zu erringen; verlaßt er doch Vaterland und Alles, was ihm theuer iſt, und durchſchifft öde Weltmeere, um ſeine Habſucht oder ſeinen Durſt nach Ruhm zu befriedigen, das Schwerſte nicht achtend, wenn nur ſein Zweck, der doch oft ein leeres Phantom iſt, erreicht wird. Und für unſere Kinder, unſer Heiligſtes, unſer Köſtlichſtes, was wir auf Erden beſitzen, ſollten wir nicht das Leichtere thun? — Sie, die eine gütige Gottheit unmittelbar an uns wies, um durch Liebe ſie zu liebenden und glücklichen Menſchen zu bilden, ſollten wir vernachläſſigen

und uns der ſchönſten Freuden, die das Leben baut, berauben? — Iſt nicht der Zweck, Menſchen zu beglücken, der ſchönſte, der ſich uns auf Erden darbietet? und können nicht alle Eltern dieſem ſchönen Zwecke am leichteſten bei ihren Kindern nachſtreben? Sollten ſie daher nicht Alles aufbieten, was in ihrer Macht ſteht, — und in ihrer Macht ſteht viel — um bei ihren Zöglingen dieſen Zweck zu erreichen? — O, wer auch nur einmal ernſtlich über die ſegensreichen Folgen einer guten Erziehung nachdachte, muß der ſich nicht von ihrem hohen Werthe, von ihrem überſchwenglichen Segen tief ergriffen fühlen?! —

Von der Achtung, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt.

(Nach Eckartshauſen („Reden zum Wohl der Menſchheit.“)

Alle Menſchen ſind zu einem Endzweck erſchaffen. Als wir den Schooß der Natur verließen; als ein ewiges Weſen uns ſchuf, war die Seligkeit ſeiner Geſchöpfe der große Entwurf der Schöpfung; nackend liefen wir umher, aus dem nämlichen Stoffe von der Gottheit gebildet, kannten wir keine Vorrechte vor unſern Brüdern; der Name des Fürſten, des Gewalthabers war unbekannt; nur wußte man von dem Namen des Menſchen.

Der Hang zur Geſellſchaft brachte aber bald Bedürfniſſe hervor; der Trieb der Selbſterhaltung verſammelte Menſchen; es entſtunden Geſellſchaften und endlich Staaten.

Mit der Vermehrung der Menſchen vermehrten ſich die Bedürfniſſe. Der Hunger trieb den Hungrigen zur Verfolgung des Wildes an, aber bald war dieſes nicht mehr erklecklich, die Menge zu nähern, und man baute die Erde, und verlegte ſich auf die Viehzucht; ſo ward der Ackersmann und der Hirt.

Fleiß und Arbeitſamkeit geſellten ſich zu dem geſchäftigen Landmanne, und mit Zaubermacht verwandelten ſich verwüſtete Oerter in reizende Gegenden; dankbar lohnte der gepflügte Acker mit zehnfachem Segen, und der Arbeitſame wurde der Schöpfer ſeines eigenen Glückes; Einfalt der Sitten und Unſchuld folgten dem Pflug, und lagerten ſich in niedrige Hütten.

Da war nun der Mann, der von der Natur gelernt hatte,

mit wenigem zufrieden zu ſeyn; heitere Luft umwehte ſein Haus; keine anſteckende Dämpfe, die nur den Städten gemein ſind, vergifteten ſeine Lunge; der Hunger würzte ſeine ungekünſtelte Speiſen, die er unter dem Geſange der Vögel genoß im Schatten wohlthätiger Bäume.

Dieſes war das Glück des Landmannes, und die ſelige Wonne des Hirten, bis der Menſch, mit ſeinem Glücke unzufrieden, die Schätze der Natur verließ, die Erde durchwühlte, in Abgründe ſtieg, und nah an den Pforten der Hölle Gold, und mit demſelben ſein Verderben ausgrub.

Eigennutz, Habſucht, Tod und Verwüſtungen traten mit den ſchädlichen Metallen aus ihren Grüften hervor, und Mordſucht in der Geſtalt eines fürchterlichen Geſpenſtes gleitete in nächtlicher Stille durch die bereits verdorbenen Fluren; der ſchwarze Rauch ihrer bloßbrennenden Fackel verkündete der Gegend ihr Verderben, und Menſchenblut floß durch die Hand des Menſchen vergoſſen; der Landmann weinte in einſamen Wäldern über die verdorbene Saat, und kriegeriſche Helden prahlten mit ihrer Wuth, und brüſteten ſich, die Urſache ſeiner Thränen zu ſein.

So wurde einſt die Menſchheit beleidigt, und Tyrannen zeichneten die Tage, wo Blut floß, als die rühmlichſten ihres Lebens auf, welche die Menſchheit wünſchte auf ewig vergeſſen zu haben. Allein auch unter dem Haufen von Leichen ſchwang ſich noch menſchliches Gefühl wieder empor; es verſammelte der Menſchen rohes Geſchlecht wieder in Hütten, und feſſelte die Hände der Bosheit durch weiſe Geſetze.

Gütige Menſchen beherrſchten die Länder, und man achtete den Mann wieder, der beim Pfluge und bei der Heerde war.

Bald wurden ordentliche Geſetze für den Ackerbau und für die Viehzucht gegeben, und man hielt den Stand, der die andern nährte, nicht für erniedrigend. Die Weiſen verfloſſener Jahrhunderte erhoben den Stand des Landmannes durch die prächtigſten Ausdrücke. Weiſes und glückliches Leben ſuchten ſie bei den Bauern, und Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit in ſeinen Hainen.

Da Schwelgerei, Ungerechtigkeit und Gewalt des Menſchen Seele in Städten verdarb, ſuchte der Dichter die Tugend wieder auf dem Land, wo das harte und arbeitsvolle Leben die Laſter vertilgte, und wo die Gerechtigkeit ihren Aufenthalt ſuchte, als

ſie die Paläſte verließ, in denen kaum mehr ihr Namen bekannt iſt. „Glücklicher Landmann!“ ſang Virgil, „bei dir herrſcht ſtiller Friede und Einfalt der Sitten; Ruhe erwartet dich in fruchtbarer Wohnung, und Lohn der Tugend in kühlenden Schatten.“

So ward der Mann wieder geehrt, der durch ſeinen Schweiß Tauſende nährte, und ſo war ſein Glück von Dichtern beſungen; allein ſein glückliches Schickſal war von kurzer Dauer; der Hochmuth in Städten erſann unnütze Künſte; Schwelgerei und Wolluſt entnervten die Männer; es entſtanden faule Weichlinge, und der würdigſte Stand wurde bis zur Verachtung herabgeſetzt; Arbeit, die einſt Verdienſt war, war nun eine Beſchäftigung für Sklaven; Nichts thun, den Schweiß des Elenden zu verzehren, mit Undank verzehren, galt für etwas Großes, und ſo ſchwangen ſich Müſſiggänger zum unerſättlichen Reichthum hinauf, und zu ihren Füßen ſchmachteten die, die ihn verdienten, in Armuth. Es war Ungerechtigkeit gegen die Menſchen, die die Länder verwüſtete, die den Elenden, wie den Böſewicht zum Pfluge verdammte, ihn der brennenden Sonne preis gab und der ſchneidenden Kälte, und ihm dann Alles wieder raubte, was er erwarb. Weiſe Geſetze bemühten ſich vergebens, den Armen wieder in ſeine Rechte einzuſetzen; man ſchrieb, man gebot, aber vergebens: noch in unſern Tagen iſt der gemeine Mann nur von manchem Einzelnen geehrt; der allgemeine Haufen des müßigen Pöbels verachtet noch immer den, deſſen Würde er mißkennt.

Ihr, die ihr den Geringen verachtet, haltet mit eurem Hochmuth zurück, lernet euch ſelbſt ehevor und den Niedrigen kennen, dann erzählet eure Verdienſte; ich will die ſeinigen ſagen, und Unparteilichkeit ſoll das Urtheil über uns ausſprechen, wer Würde, und wer Verachtung verdient!

Noch deckt Schatten das Land, und die Sonne iſt noch weit von unſerm Geſichtskreiſe entfernt; Ruhe herrſcht in den Städten; Alles ſchläft noch; nur der Landmann wacht ſchon, und harte Arbeit erwartet ihn in den Scheunen und auf dem Felde; Stunden verfloßen ſchon unter ſeiner geſchäftigen Hand, bis der Schlaf die Städte verließ, und der Hammerſtreich in den Gaſſen erſchallt und den wachenden Handwerker verkündigt.

Unbeſchäftigt eilen die Stunden für den Höfling dahin, dem Putz und den Kleidern geweiht, und da der gemeine Mann, von der Sonne geſengt, ermüdet am Pfluge hinſinkt, ſitzt der Stutzer

an der Seite eines albernen Mädchens in ſchattigen Alleen, und vertändelt die Zeit mit abgeſchmackten Romanen. Endlich hebt er ſich auf und reicht den Arm ſeiner Schönen. Mit ausgemeſſenen Schritten tritt er langſam auf dem Pflaſter dahin, und geht in den Tempel, nicht dort dem Ewigen für ſein Daſein zu danken, nein, ſondern ſein ſchimmerndes Kleid zu zeigen, oder der Wolluſt zu fröhnen.

Kaum tönt im Dorfe die ländliche Glocke, ſo verläßt jeder, wer kann, ſeine Arbeit, und eilt mit verdoppelten Schritten dem Heiligthum zu; da herrſcht heilige Ehrfurcht im Tempel, und unſchuldige Herzen danken der Gottheit für ihre Schöpfung; da wird der Ort der Religion nicht zu Liebesintriguen beſtimmt, und die Stunde des heiligen Gebetes nicht durch Thorheit entheiligt.

Die Sonne iſt nun am Mittag; im Kreiſe ſeiner Kinder ſitzt der Landmann am Tiſche, und verzehrt ſchwarzes Brod; zufrieden dankt er dem Himmel für das reine Waſſer, das ſeine durſtende Kehle erfriſcht, und eilt wieder zur Arbeit.

Lange iſt ſchon die Stunde des Mittages in den Städten vorüber, und noch rauchet die Küche von trefflichen Speiſen; was Geſchmack und Wolluſt erſann, iſt auf den Tafeln des Reichen, und Reben aus Cypern ſchäumen in vergoldeten Bechern. Stundenlange ſchmaußt man dahin, und ſchwatzet und lärmet, und endlich wird Gefühl und Vernunft unter Speiſen begraben, oder in Bechern verſenkt, bis des Abends erfriſchende Lüfte die vertrunkenen Lebensgeiſter wieder zur neuen Wolluſt erwecken.

Endlich ſteigt der Abend von den Wolken herab, und findet den Landmann, wie er mit Staub und Schweiß bedeckt in ſeine Hütte zurückkehrt.

Blöckende Heerden eilen zum Dorfe, und geſchäftige Mädchen preſſen erfriſchenden Trank aus milchvollen Eutern: der Hirt reinigt ſein Vieh, und der Ackersmann beſſert ſeinen Pflug, oder richtet die Senſe wieder zurecht für die Arbeit des künftigen Morgens, dann kömmt die Zeit zum Gebete, und nach verrichteter Andacht ſucht der Ermüdete Ruhe auf ſeinem gewöhnlichen Lager von Stroh. —

Es iſt Nacht, und Stille herrſcht im Dorfe; außer dem treuen Haushunde iſt kein lebendes Geſchöpf mehr wach; aber in Städten

glänzen noch tauſend funkende Lichter beim lärmenden Tanz, und ſpät in die Nacht wird geliebt, geſpielt und getrunken.

Endlich kehrt der Schwärmer vom Schlafe und vom Weine halb berauſcht auf ſein Zimmer zurück, und wirft ſich mürriſch auf ſein Ruhebett hin, und dieſes iſt der Zeitpunkt, in dem ich dich erwarte.

Du, wer du immer biſt, mein Freund! der du wieder einen Tag des Lebens verſchwendet haſt, ſiehe zurück in die verfloſſenen Stunden, und berechne nun deine Verdienſte mit den Verdienſten des gemeinen Mannes, den du verachteſt. Wie haſt du als Menſch, als Bürger, als Chriſt den Tag verlebt? Sag, was ſind deine Verdienſte? Der Wolluſt, dem Trunk, dem Schlaf, und dem Spiel haſt du deine Stunden geweiht, und du nennſt dieß Verdienſte! O ſchäme dich, vernünftiges Weſen! Lerne deine Pflichten von dem Niedrigen, den du verachteſt; ſiehe da den ruhenden Landmann, wie herrlich iſt ſein Geſicht! wie ſanft ſeine Ruhe! er hat die Pflichten des Menſchen, und des Standes erfüllt, in dem er lebte: ich will ihn aufwecken; in ſein rauhes Kleid gehüllt will ich ihn an deine Seite ſtellen, und die Vernunft ſoll entſcheiden, ob dieſer Mann nicht ein Gott gegen dir iſt. Der Tugend Bild ſtrahlt in ſeinen Zügen, und des Laſters Spuren ſind in den deinen. O verlaſſe den Pfad, den du gehſt; er führt zum Verderben, und willſt du ihn nicht verlaſſen, ſo ſei doch gerecht, und bekenne, daß der Niedrige deiner Achtung würdig ſei. Setze dich nur einige Augenblicke an ſeine Stelle; betrachte die ſchlechte Hütte, die Winde und Stürme durchbrauſen, und die kaum im Stande iſt, ihn vor Kälte zu ſchützen; verkoſte ſein ſchwarzes Brod, gehe mit ihm zu Acker, laß dich von der Sonne brennen, und erſtarre vor Froſt und vor Kälte; lenke den Pflug, oder hüte die Heerden, wenn der Platzregen fällt, wenn Blitze glühn, Nacht die Dörfer umhüllt, und der Hagel mit Donner herabſtürzt; dann, wenn dein ganzes Kleid von Näſſe durchdrungen iſt, wenn ſchaudernde Kälte bis in die Gedärme drängt, und deine dürſtende Zunge nur moſigtes Waſſer zum Labſale hat; dann ſage, ob das Schickſal des gemeinen Mannes gut iſt, und ob er nach allen Müheſeligkeiten, die er erduldet, unſere Verachtung verdient. Wie wenig verlangt der gemeine Mann von dir! nichts als was ihm gebührt. Gib ihm die Achtung, und er iſt reich

in ſeiner Armuth, wie du arm bei deinen Schätzen biſt. Du kannſt ihm nichts geben und er gibt dir Alles; nimm dein Gold, und deine Edelgeſteine, verſperre dich in Gewölben von Schmuck, und du wirſt mit deinem Reichthum arm ſein, wenn der gemeine Mann den Acker verläßt; der hat die Schätze der Natur, das Glück der Menſchen in Händen. Du haſt nichts, als elende Bedürfniſſe, denen die Schwelgerei den unverdienten Namen von Schätzen gab, und die bisher noch zu nichts nützen, als den Menſchen elend zu machen.

Lerne Menſchlichkeit in niedrigen Hütten, und Güte von dem, dem du ſie verſagſt. So arm der gemeine Mann iſt, ſo gütig iſt ſeine Seele, Gaſtfreiheit herrſcht noch bei ihm, und Liebe des Nächſten.

Wenn dich je die Nacht übereilt, oder wenn du auf Irrwege durchs Dunkle geführt wirſt, ſo ſuche Hilfe bei dem Landmanne; klopfe an der nächſten Hütte an, der Bauer wird ſein Lager verlaſſen, er wird dich aufnehmen; ſeine Milch und ſein Brod mit dir theilen, und bis am Morgen dir den beſten Ort ſeiner Hütte anweiſen, und dieſes Alles iſt ihm ſo ganz Natur, daß er nicht einmal einen Dank von dir fordert. O wie beſchämt mußt du daſtehen, wenn du einen Blick auf die Städte zurückwirfſt, wo du ſolche Herzen kaum findeſt, und wo man doch täglich von Gefühl und Menſchenliebe ſpricht und ſchreibt, aber nicht handelt!

Die Ausübung der Tugend ſcheint überhaupt nur für den Gemeinen zu ſeyn; der Reiche lieſt nur den Namen der Tugend im Buche, oder ſieht ſie auf dem Theater ſpielen, und gibt ihr zuweilen den Beifall, wie man prächtigen Bildern den Beifall gibt, die zur Parade da hangen und nicht Eigenthum ſind.

Brüder! glaubt mir, ihr ſeid groß in euern Hütten, wenn ihr edel denkt; o ſo laßt dem Reichen ſeine Paläſte, beneidet ihn nicht, er iſt ein Sklave ſeines Herzens; Ihr ſeid arm, aber euer Gewiſſen kränkt euch auch nicht mit Schätzen, die durch Waiſenblut und Thränen der Wittwen erkauft ſind. Keine Untreue gegen euern Fürſten, oder Verrath gegen das Vaterland martert in ſanfter Ruhe eure Seele; ihr ſchlummert in Unſchuld, und könnt ohne Furcht ewig fortſchlafen, oder wieder vergnügt am Morgen zu dieſem Leben erwachen.

In deinen Armen, ehrlicher Landmann! fühle ich mein ganzes

Glück. Hochmüthiger! kannſt du wohl noch den Niedrigen verachten? Da ſieh! lerne die Züge der Ehrlichkeit kennen; betrachte dieſes Geſicht! hier hat Wolluſt und Laſter noch nicht Gottes Ebenbild verdorben; noch ſieht eine unverfälſchte Seele aus dieſen Augen, und Majeſtät der Tugend mit Sanftmuth vereinigt ruhet an dieſer Stirne, die die Sonne geſchwärzt hat; in ſeine Hand hat die Arbeit ſeinen Fleiß in Furchen geſchrieben, und harte Züge zeichnete in ſelbe der Pflug zum Denkmal unſerer Erhaltung.

Stolzer! krieche im Staub vor dieſem herrlichen Bild. Du haſt nichts als ein Kleid, das dich ziert, und die Achtung, die man dir gibt, iſt die Achtung gegen deine Dukaten. Zerreiſſe dein Kleid, verliere deinen Beutel und du biſt ein elender Bettler.

Geſundheitslehre und Volksarzneikunde.

Pflicht der Erhaltung des Lebens und der Geſundheit.

Man hat ſchon oft von weiſen und gelehrten Männern behaupten hören: „das Leben iſt der Güter höchſtes nicht.“ Das iſt wahr und nicht wahr, je nachdem man es nimmt. Betrachtet man den Menſchen als blos ſittliches Geſchöpf, der von der Idee einer Religion, einer Tugend und Unſterblichkeit ſeiner Seele durchdrungen iſt, ſo läßt ſich freilich nichts gegen den ausgeſprochenen Satz einwenden. Betrachten wir aber den Menſchen im Staate, in der menſchlichen Geſellſchaft, betrachten wir ihn als Bürger, als Glied oder Vorſtand einer Familie, ſo hat die Sache ein ganz anderes Anſehen. Hier kommt die Wichtigkeit des Lebens ins Spiel und iſt die erſte Bedingung des Seins und der Möglichkeit des phyſiſchen Wohls. Bei einem bloſen Ringen nach Tugend und dem unveränderten Hinblick auf Un-

ſterblichkeit der Seele, — auf ein jenſeitiges beſſeres Leben, würde kein Staat und kein Bürgerthum beſtehen können. Die weiſe Vorſicht hat es darum ſo geordnet, daß nicht nur ein ſittliches, ein geiſtiges, ſondern auch ein ſinnliches, ein phyſiſches Leben beſtehe, und damit dieſes nicht durch die Laune des Einzelnen oder Aller ſo leicht ausgelöſcht werde, daß dieſes Leben möglichſt gegen alle Stürme der Elemente und feindlichen Gewalten dieſer Erde erhalten werde, hat der Schöpfer dem Menſchen tief die Liebe zu ſeinem Leben und den Selbſterhaltungstrieb eingeprägt. Das Bewußtſein dieſer Lebensliebe, dieſes Selbſterhaltungstriebes, muß daher für jeden Menſchen ein heiliges und unverletzliches Geſetz ſein. Gott hat es dem Menſchen ja ſelbſt in ſeinem und durch ſein eigenes Weſen geoffenbart.

Wenn wir daher auch nicht die Forderungen des allgemeinen Sittengeſetzes, nicht die Ausſprüche und Vorſchriften fragen, welche unſere Religionen uns über die Pflicht der Erhaltung unſerers Lebens geben, ſo finden wir ſchon den überzeugendſten Grund in uns ſelbſt, und die Pflicht können wir uns ſelbſt auferlegen.

Mag man von dem phyſiſchen Leben des Menſchen eine Anſicht gewinnen, welche man immer will, mag man dieſer oder jener Lebenstheorie huldigen, immer bleibt es unantaſtbare Wahrheit, daß mit dem Leben die Geſundheit im engſten Verbande und in urſächlicher Wechſelwirkung ſteht. Je weiter entfernt von Geſundheit, deſto näher ſteht das phyſiſche Leben dem Aufhören oder Tode. Je vollkommener die Geſundheit, um deſto feſter und dauerhafter ſteht das Leben. Wenn das Leben Werth in der bürgerlichen Welt, und Reiz für das ſinnliche Gefühl haben ſoll, ſo muß es mit Geſundheit beſtehen. Geſundheit und Leben haben darum auch gleichbedeutenden Werth, und das Streben zur Erhaltung des einen muß auch dem Andern gelten.

Haben wir die Selbſterhaltung (Lebenserhaltung) als eine natürliche Pflicht aufgeſtellt, ſo iſt die Erhaltung der Geſundheit eine nicht minder große und natürliche Pflicht. Indem man ſeine Geſundheit zerſtört oder der Zerſtörung überläßt, richtet man auch nothwendig einen zerſtörenden Angriff auf ſein Leben. Der Menſch und der Bürger im Staate können ihre Pflichten als ſolche nur im vollen Maaße dann erfüllen und ſo für die

Verwirklichung der Idee des Staates beitragen, die Kultur und Blüthe eines Staates fördern und begründen, wenn ſie geſund ſind. Auf ſeine Geſundheit zu wachen, ſie für ſeine eigene, wie für die Staatszwecke zu erhalten, iſt alſo wieder eine natürliche Pflicht des Staatsbürgers. Und indem er dieſe Pflicht erfüllt, legt er ſich den ſicherſten Grund zu ſeinem phyſiſchen Wohl, ſeinem Reichthum und ſeiner Zufriedenheit. — Der geſunde Menſch kann nie arm werden; — er iſt geſund, er hat alſo Kräfte und Glieder zum Arbeiten, und wer arbeitet und dabei mäßig lebt — Mäßigkeit iſt eine Hauptbedingung zur Erhaltung der Geſundheit — der kann nie in Armuth darben. Vieles ließe ſich noch ſagen, um den großen Einfluß der Geſundheit der Staatsbürger auf den Staat ſelbſt darzulegen; die Sache iſt aber für Jeden, der ſich die Mühe nehmen will, blos oberflächlich darüber nachzudenken, ſo klar und erwieſen, daß wir weiter nichts mehr anführen wollen. Eine andere Aufgabe ſtellt ſich uns aber nur zur Beantwortung dar: wie können die Menſchen in civiliſirten Staaten ihre Geſundheit erhalten, welches ſind die Bedingungen und Mittel dazu?

Zwei Wege führen uns hier zum Ziele. Von einer Seite iſt es Pflicht des Staates, das Leben und die Geſundheit ſeiner Glieder, der Staatsbürger, zu ſchüzen und zu erhalten; von anderer Seite muß auch der Staatsbürger ſelbſt das Seinige hiezu beitragen. Wie dies ausgeführt wird und auszuführen iſt, haben wir uns in dieſen Blättern zur Aufgabe gemacht, und werden ſtreben die Hauptpunkte und Grundſätze zu einer vernünftigen Pflege und Erhaltung der Geſundheit und des Lebens darzulegen und praktiſch zu machen.

Ohne uns lange in allgemeinen Betrachtungen der Pflichten des Staates für die Sorge der Geſundheit der Staatsbürger zu verlieren, gehen wir zweckmäßiger gleich an die beſondern Punkte und ſprechen zuerſt

Von der Verbindlichkeit des Staates,

Leben und Geſundheit der Neugebornen zuſichern; beſonders über die phyſiſche Erziehung elternloſer Kinder, über Findelhäuſer und Kindermord.

Die Organiſation des Menſchen, d. h. die Einrichtung des Menſchen, ſowohl in körperlicher als geiſtiger Beziehung, iſt die vollkommenſte, welche wir kennen. Ausgerüſtet mit innern

Bedingungen der höchſten Lebensdauer und phyſiſchen und geiſtigen Kräften, die, einer unberechenbaren Vervollkommnung fähig, ihn der Gottheit nahe bringen, beherrſcht der Menſch den ganzen Weltkörper, der ihm zum Wohnſitz angewieſen iſt. Er behauptet ſich unter den manchfaltigſten äuſſern Einflüſſen in Erdgegenden, die ewiges Eis deckt, wie in den Sandwüſten der heißen Zone; die ganze belebte und lebloſe Schöpfung muß ihm ſeine Nahrung liefern; und doch iſt der Menſch unter allen äuſſern Einflüſſen ſeit Jahrtauſenden derſelbe geblieben, nichts hat ihm das Eigenthümliche ſeiner Gattung rauben können.

Wenn ſich in dem großen Haushalte der Natur unverkennbare Spuren von Geſetzen zeigen, nach welchem jede Thiergattung nur gewiſſe, oft ſehr beſchränkte Gegenden des Erdbodens bowohnt, und jede in den Elementen ihre vernichtenden Einflüſſe, wie in der thieriſchen Schöpfung ihre Feinde findet, wodurch ihre zu große Vermehrung und Ausbreitung gehindert wird; — ſo ſcheint das Menſchengeſchlecht weit weniger, in vielen Rückſichten gar nicht unter dieſen Geſetzen zu ſtehen. Der ganze Erdball iſt ihm zur Bewohnung angewieſen, und nur wenige Gegenden gibt es, die er durchaus nicht bewohnen könnte; ja man hat berechnet, daß wenn ſeit der Schöpfung bis hierher, alle Menſchen beiſamen geblieben und keiner geſtorben wäre, ſo würden dennoch Alle füglich auf der Erde Platz, und bei erhöhter Cultur derſelben, wahrſcheinlich auch Unterhalt gefunden haben. Die politiſche Rechenkunſt ſagt nämlich: wenn kein Menſch auf der Erde ſtärbe, ſo lebten gegenwärtig ohngefähr 473000 Millionen Menſchen beiſamen. Da nun das feſte Land wenigſtens 1587 Billionen Quadratſchuhe hat, ſo würden ſich doch noch 9110 ſolcher Schuhe für einen jeden Menſchen finden. Da nun aber, wenn auch alle Menſchen das höchſte Lebensziel erreichten, doch immer nur 1000 Millionen Menſchen zu gleicher Zeit auf der Erde leben, und man drei Generationen auf ein Jahrhundert rechnen muß, wie groß bleibt dann nicht der wirkliche Raum, den jeder einzelne Menſch auf dem feſten Lande einnehmen könnte! — Bei dieſer unbeſchränkten Größe unſeres Wohnſitzes ſteht es in einem ſo hohen Grade in unſrer Wahl, der Erde ihre Schätze zu entlocken, und jedes Naturreich zu unſerer Erhaltung uns zinsbar zu machen, daß es ſcheint, als habe die Natur der Vergrößerung und Ausbreitung des Men-

ſchengeſchlechts keine Grenzen angewieſen; und nehmen wir noch dazu, daß der Menſch, ſobald er nur will, auch in einem hohen, nicht zu berechnender Ausdehnung fähigem Grade, die widrigen Einflüſſe beherrſcht, die ſeine Lebensdauer abkürzen, daß er faſt alle dieſe Einflüſſe vermeiden, ungeſunde Gegenden zu geſunden Wohnplätzen umſchaffen, verheerende Krankheiten abhalten, ja ſie gänzlich ausrotten kann, kurz daß ihm ſo manche Wege offen ſtehen, ſein Leben zu erhalten und zu verlängern; ſo verſchwindet vollends alle Wahrſcheinlichkeit der Behauptung, daß dem Menſchen, wie jedem Thiergeſchlechte, das Ziel ſeiner Vermehrung und Verbreitung über den Erdball geſteckt wäre, und daß die Natur, neben dem Kriege und andern die Menſchenmenge vermindernden Einflüſſen, auch beſonders eine vorzüglich große Sterblichkeit in den frühern Lebensperioden, und zu Zeiten verheerende Seuchen angeordnet hätte, damit der Menſchen nur nicht zu viele werden. Konnte wohl in einer weiſen Ordnung der Natur dem Menſchen die Macht gegeben ſein, jene große Sterblichkeit nach Willkühr zu vermindern und verheerende Seuchen zu verbannen und auszurotten, wenn ſie zur Verminderung ſeines Geſchlechts nothwendig, und zu jener Ordnung gehörig wären? Oder war ſchon bei der Erſchaffung dieſes Geſchlechts darauf gerechnet, daß es ewig gegen ſich ſelbſt wüthet, daß es die in ihm liegenden großen Kräfte nicht kennt, wenigſtens nicht benutzt, und daß es, oft bei beſſerer Ueberzeugung, ſich ſklaviſch unter die Geſetze einer vermeinten Nothwendigkeit fügt, die blos auf Unwiſſenheit, Schwäche und Mangel an Muth, das Große und Gute zu wollen und auszuführen, beruhen? —

Wenn nach den Verhältniſſen unſerer Staatsverfaſſung und unſerer geſellſchaftlichen Einrichtungen der Menſchen hie und da zu viele werden, wenn in Städten und ganzen Ländern die vorhandene Menſchenmaſſe ſich nicht ernähren kann, ſondern auszuwandern gezwungen wird, ſo gründet ſich das keineswegs auf eine vorgebliche Ordnung der Natur, — denn ſonſt wäre eine Peſt das ſicherſte und wohl gar ein erlaubtes Mittel, den Ueberfluß wegzunehmen, und die gehörige Zahl herzuſtellen; ſondern es beweißt, daß jene Verhältniſſe fehlerhaft ſind. Bewohnbares Land iſt noch in Ueberfluß vorhanden, die ſchönſten und ergiebigſten Erdſtriche ſind größtentheils noch menſchenleer.

Der Weltbürger, der keinem einzelnen Staate angehört, und

der faſt überall noch die Möglichkeit einer großen Vermehrung des Menſchengeſchlechts, und die daraus erwachſenden unausſprechlichen Vortheile des Ganzen wie der Einzelnen, überſieht, muß jedes Hinderniß dieſer Vermehrung aus dem Wege zu räumen ſuchen; und der Staat, deſſen wahre Stärke und eigentlicher Reichthum, in dem nach ſeinen Verhältniſſen höchſten Grade von Bevölkerung beſteht, muß kein Mittel ungebraucht laſſen, das zu dieſem Zwecke führt; er muß die große Aufgabe aller Staatskunſt löſen: die möglichſt größte Menſchenzahl zu haben, und ſich dieſelbe durch eine gute Verfaſſung, in der ein Jeder ſeinen Wirkungskreis findet, eigen und anhänglich zu machen. Bevölkerungspläne, die nur den erſten Theil dieſer Aufgabe zum Zwecke hatten, ohne daß für den zweiten gehörig geſorgt war, mußten allemal mißlingen, denn die Forderung an den Staat iſt nicht blos, viele Menſchen zu haben, ſondern auch dieſen vielen ihr Daſein möglich zu machen und zu erleichtern. —

Unter allen ungünſtigen Einflüſſen, die mehr oder weniger zur Verminderung des Menſchengeſchlechtes beitragen, ſtehet unſtreitig die alle Begriffe überſteigende Sterblichkeit der Kinder, und junger Leute überhaupt, oben an. Unter 200 Kindern, die geboren werden, kann man noch nicht eins rechnen, welches in der Geburt ſtirbt. Auch ſtirbt von 100 Kindern nicht eins in den Wochen der Mutter. Von 1000 Kindern, welche die Mütter ſtillen, ſterben höchſtens 300; aber von 1000 Kindern, welche durch Ammen geſtillt werden, ſterben 500. Die Sterblichkeit der Kinder hat in unſerm luxuriöſen Jahrhundert ungeheuer zugenommen. Die Hälfte derjenigen, die geboren werden, ſtirbt vor dem Alter von 17 Jahren. — Das kann nicht der Wille, nicht die Ordnung der Natur ſein. Nein, wir tragen die Schuld. Kaltblütig dulden wir die Urſachen der großen Sterblichkeit unſrer Kinder, die Gewohnheiten und Einrichtungen, durch die ſie langſam gemordet werden; Herkommen und Vorurtheil haben jene Sterblichkeit gleichſam geheiligt und unſere Gefühle dagegen abgeſtumpft; mit eben der Ruhe und nach beſtehender Nationalſitte, überliefern wir einen großen Theil unſrer Kinder einem langſamen Tode, wie der Chineſe die ſeinigen wohlthätiger einem ſchnellern überliefert *).

*) In China iſt es den Eltern erlaubt, Kinder auszuſetzen oder zu tödten. Im letztern Falle bindet man ihnen eine Kürbis um den Hals und wirft ſie in den Fluß.

Wenn aufkeimende Geſchlechter in ihrem Entſtehen nicht zur Hälfte wieder vernichtet werden ſollen, ſo muß der Staat unter anderm vorzüglich Bedacht nehmen auf: 1) Erhaltung und Verſorgung elternloſer Kinder; 2) Ausrottung allgemein verheerender Kinderkrankheiten; 3) Sorge für eine zweckmäßige Behandlung der Kinder bei ihren Krankheiten; 4) Eine zweckmäßige Einrichtung bei der Taufhandlung.

1) Erhaltung und Verſorgung elternloſer Kinder.

Obgleich wir keine Durchſchnittsberechnungen über die Sterblichkeit derjenigen elternloſen Kinder beſitzen, welche in Verpflegung gegeben werden, ſo reicht für den treuen aufmerkſamen Beobachter ſchon der oberflächliche Blick hin, daß die Sterblichkeit dieſer Kinder größer, als die anderer Kinder iſt, welche der Pflege ihrer Eltern anvertraut ſind. Die Urſachen hievon ſind wohl nicht verdeckt. Wo Findelhäuſer beſtehen, werden die Kinder in dieſen untergebracht. Die Einrichtung und Verwaltung dieſer Häuſer iſt früher eher ein Schreck für die Menſchheit geweſen, als ein beruhigendes Gefühl, und die Satyre, welche man einmal über den Eingang eines Findelhauſes geſchrieben hat, iſt faſt nicht mehr als Satyre auszulegen: „Hier kann man auf öffentliche Koſten Kinder umbringen laſſen.“ Vorzüglich hat Frankreich ſchreckliche Beiſpiele davon geliefert. Nach Camper's Berechnungen ſind von 5989 Kindern, die zu Paris innerhalb einem Jahre in die Findelhäuſer kamen, in dem erſten Monate nach ihrer Geburt geſtorben: 4095. Innerhalb der übrigen eilf Monate ſtarben 673; im zweiten Jahre 187; im dritten Jahre 95; im vierten Jahre 31; im fünften 24. Es blieben ſonach von Kindern über 5 Jahren nur noch 884 übrig. — Dieſe Art der Verſorgung der Kinder iſt faſt nicht viel beſſer als ein Mord. Sollen Findelhäuſer das leiſten, was man als Anſtalten der Humanität von ihnen fordern darf, ſo müſſen ſie eine ganz vorzügliche Einrichtung haben. Die neueſte Zeit hat dieſelben, in Deutſchland wenigſtens, ſehr verbeſſert, und es iſt zu erwarten, daß noch mehr geſchehen werde. Wir behalten uns für die Folge vor, über die zweckgemäſſe Einrichtung der Findelhäuſer ausführlich zu ſprechen und bemerken jetzt blos noch, daß, wo dieſe gute Einrichtung nicht beſteht, es vortheilhafter iſt, die Kinder in Privat-

häuſern zur Erziehung und Verpflegung unterzubringen. Vor allem muß aber von der Gewohnheit abgegangen werden, ſolche verwaiste Kinder an die Wenigſtnehmenden zu verſteigern, wobei noch gar zu wenig Rückſicht genommen wird, was es für Leute ſind, die nun die Pflegeltern machen ſollen. Die Perſonen, welche elternloſe Kinder in Verpflegung zu nehmen bemüht ſind, ſind in den meiſten Fällen aus den niedrigſten Ständen. Selten finden ſich rechtliche und brave Familien, welche ſich mit der Erziehung fremder Kinder abgeben wollen. Was läßt ſich dann bei dem geringen Koſtgeld unter dieſen Umſtänden für die armen Geſchöpfe erwarten? Und welche Aufſicht wird dann auf die Erziehung gepflogen?

Bei der größern Zunahme unehlicher Kinder, welche gar häufig unter fremde Hände in Verpflegung und Erziehung kommen, wäre es höchſt wünſchenswerth, daß alle dieſe Kinder nur an beſtimmte Perſonen, welche vom Staate genehmigt ſind, zur Verpflegung und Erziehung übergeben, und dafür eine Vergütung feſtgeſetzt würde, mittelſt der die angemeſſene Erziehung auch möglich wäre. Auf dieſe Art könnte von Seiten des Staates auch beſſere Aufſicht gepflogen werden und manches Leben würde dem phyſiſchen und ſittlichen Verderben entriſſen und ſo für den Staat und die Menſchheit nützlich werden. — Es wäre überhaupt zu wünſchen, daß ein Geſetz beſtände, welches beſtimmte, daß ohne obrigkeitliche Genehmigung und Aufſicht weder ein elternloſes noch ein unehliches Kind irgend jemanden zur Verpflegung und Erziehung anvertraut würde. Manche lüderliche Dirne könnte ſich bei dieſem Handel von ihrem Kinde losmachen und ſtreng genommen iſt dies eben ſo gut ein Mord, als wenn ſie das Kind gleich ins Waſſer geworfen hätte. Und wenn das Kind unter einer ſchlechten Pflege und Erziehung auch nicht ſtirbt, wenn es aber an Geiſt und Körper verdirbt, iſt das nicht noch viel ſchlimmer, iſt das Verbrechen ſo nicht noch größer? Wer jemals Zeuge von der Kälte und Gleichgültigkeit geweſen iſt, mit welcher jene Unglücklichen ſo oft irgend einem verworfenen Geſchöpfe anvertraut werden; wer die Sehnſucht mit angeſehen hat, mit welcher ſo manche Mutter, der ihr ungelegen gekommenes Kind zur größten Laſt wird, ſo mancher Wollüſtling, der die Verpflegungskoſten höchſt ungern bezahlt, der Nachricht von dem Tode des verhaßten Gegenſtandes entgegenſieht; wer aus

eigener Anſicht die jedes menſchliche Gefühl empörenden Mißhandlungen kennen gelernt hat, welche die nach ſolcher Willkühr verdungenen, oft abſichtlich einem langſamen Morde überlieferten Kinder, von allen Seiten auszuſtehen haben; — wem das alles ohne Vergrößerung, und blos nach ſeinen wahren Verhältniſſen vorſchwebt, dem kann in dieſer Willkühr, Kinder ungeſtraft umbringen zu laſſen, eine große Urſache ihrer Sterblichkeit und ein Mangel in den Polizeiverfaſſungen gewiß nicht entgehen. —

2) Ausrottung allgemein verheerenden Kinderkrankheiten.

Alle Stände haben daran gleichwichtigen Antheil, da dieſe Krankheiten gleichverwüſtend unter den höhern, wie unter den niederen Ständen ſind, das zum Throne geborne Kind eben ſo wenig verſchonen, als das den Müheſeligkeiten, der Armuth entgegenwachſende. Ob wir gegen die verheerenden Kinderkrankheiten etwas vermögen? Allerdings. Einer der glänzendſten Beweiſe liegt in der Einführung der Impfung — Schutzblattern. — Schade nur, daß dieſe Einrichtung noch nicht den höchſten Grad der Vollkommenheit beſitzt, Schade, daß noch nicht alle Regierungen die Impfung geſetzlich eingeführt haben. Vor der Entdeckung der Schutzblattern ſtarben nach oberflächlichen Berechnungen in Deutſchland ungefähr 72,000, und in ganz Europa 400,000 Menſchen an den natürlichen Blattern, den ſ. g. Urſchlechten. Die Zahl der Siechen und Krippel, welche dieſe Peſt am Leben ließ, läßt ſich nicht berechnen.

Auſſer den Blattern ſind es zunächſt Maſern und Scharlachfieber, welche da und dort jährlich ihre Opfer fordern. Wenn wir ihrem Ausbruche in einem Orte — Stadt oder Dorf — auch bis dahin nicht vorzubeugen vermochten, ſo kann der Verbreitung der Krankheit doch Gränze geſetzt werden, weil ſich dieſelbe durch Anſteckung mittheilt. Der Staat kann in dieſer Hinſicht ſehr viel thun, wenn er bei dem Ausbruche dieſer Kinderkrankheiten ſogleich Anſtalten trifft, daß die Anſteckung gehindert und die ſchon ausgebrochene Krankheit auf die beſte Art geheilt werde. In Erreichung dieſes letztern Zweckes kann die Heilkunſt gegenwärtig ungleich mehr leiſten, als vormals; und würde ſie durchgängig von den zweckmäßigen Polizeianſtalten

unterſtützt, ſo würde ſich die Sterblichkeit noch in einem günſtigern Verhältniſſe herausſtellen.

Eine ſehr verderbliche Krankheit, und die ſich wohl aus der menſchlichen Geſellſchaft ausrotten ließe, iſt die Kräze. Meiſt durch große Unreinlichkeit und ſchlechte Nahrung, ſo wie auch durch Anſteckung hervorgerufen, iſt ſie nicht nur eine Plage für die, welche das Unglück haben, damit behaftet zu ſein, ſondern die gefährlichſten Krankheiten, ſelbſt der Tod können durch ſie verurſacht werden, wenn ſie vernachläßigt oder durch unzweckmäßige Mittel behandelt wird, was leider ſo häufig der Fall iſt. Am gefährlichſten iſt die Krankheit den Kindern. Durch polizeiliche Anordnungen und deren ſtrengen Handhabung kann von Seiten des Staates viel zur Verhütung der Entſtehung und Weiterverbreitung des Uebels geſchehen.

Die Drüſenkrankheit — Skropheln — iſt eine der verbreitetſten Krankheiten in der Kinderwelt. Wir kommen in der Folge auf dieſe Quelle namenloſer Leiden der Menſchheit und wollen hier nur andeuten, wie unzweckmäßige Nahrung und Pflege der Kinder, ſo wie Unreinlichkeit und verdorbene Luft in den Wohnſtuben und Schlafſtätten, eine vorzügliche Urſache der Drüſenkrankheit iſt. Der Staat kann durch polizeiliche Einwirkung auch auf die Entſtehung dieſes Uebels hemmend einwirken, das Meiſte müſſen aber doch Eltern und Erzieher leiſten. Namentlich wäre zu wünſchen, daß in den Schulen ſtatt dieſen und jenen Lehren von Sachen, welche doch nur wieder vergeſſen werden, und blos bei einer Prüfung etwa dem Fleiße des Lehrers Ehre machen, mehr die Nothwendigkeit der Reinlichkeit gelehrt und begreiflich gemacht würde. Haben dieſe Lehren gerade auch nicht für die erſte Generation den gewünſchten Erfolg, ſo haben ſie es doch für die zweite und dritte gewiß, wenn ſie fortwährend eingeſchärft werden. Möchten die Staatsbehörden doch darauf ein beſonders wachſames Auge richten, daß in den Schulen für eine paſſende Geſundheitslehre, worin die Beobachtung der Reinlichkeit obenan ſteht, mehr Zeit verwendet wird, als bisher! —

3) Sorge für eine zweckmäßige Behandlung der Kinder bei ihren Krankheiten.

Es iſt ein höchſt verderblicher Wahn, der noch immer im gemeinen Leben herrſchend iſt, daß mit den kleinen Kindern,

wenn ſie krank ſind, mit Arzneien nicht viel zu machen ſei. Dieſer Wahn leitet ſich von der Unkunde und Unwiſſenheit der Aerzte und Wundärzte in frühern Zeiten her. Man war früher in der Heilkunſt mit nichts weniger vertraut, als mit der richtigen Erkenntniß und Behandlung der Kinderkrankheiten. Erſt die neuere Zeit hat die eigenthümliche Natur und Beſchaffenheit mancher ganz verkannter und für unheilbar erklärter Kinderkrankheiten aufgedeckt. Wird die ärztliche Hilfe zur gehörigen Zeit in Anſpruch genommen, ſo wird manche Krankheit beſiegt, manches Leben erhalten, was man hätte für verloren geben müſſen. Aber leider wird der Arzt, beſonders auf dem Lande entweder gar nicht, oder zu ſpät gerufen. Man fragt zuerſt die Hebamme, den Barbier oder den Wundarzt um Rath, unterdeſſen nimmt die Krankheit zu und zu ſpät wird oft noch der Arzt gerufen; aber er kann jetzt nicht mehr helfen, er kann jetzt nur noch ſein Vertrauen und das ſeiner Kunſt verlieren und den Wahn beſtätigen, daß mit den Kindern nichts zu machen ſei. Zu dieſen unglückſeligen Verhältniſſen kommt noch die Gewiſſenloſigkeit mancher Apotheker, welche den Leuten Säftchen u. dgl. mehr, nach eigenem Gutdünken oder doch das abgeben, was die Leute verlangen.

Nirgends hat Pfuſcherei, Quackſalberei und Aberglauben ein größeres Spielfeld, als bei den Kinderkrankheiten, nirgends ſind die Folgen ſchrecklicher und das Einſchreiten des Staates durch eine gut organiſirte Medizinalpolizei dringender gefordert, als hier.

4) Eine zweckmäßige Einrichtung der Taufhandlung.

Längſt haben Aerzte auf die nachtheiligen Wirkungen aufmerkſam gemacht, welche die Anwendung der Kälte auf neugeborne Kinder beim Taufen derſelben hervorbringt. Noch immer ſcheint man aber der warnenden Stimme nicht völliges Gehör ſchenken zu wollen. Ja man hat ſogar der Vernunft und Erfahrung gegenüber behaupten wollen, das Taufen mit kaltem Waſſer ſchade dem Kinde nicht, und hat ſich auf das Beiſpiel ſolcher Völker berufen, die ihre Kinder gleich nach der Geburt einem hohen Grade von Kälte ausſetzen, und unter denen es gleichwohl faſt lauter ſtarke und kraftvolle Menſchen gebe. Man hat aber dabei nicht bedacht, daß nicht ſofaſt dies Verfahren jene

Menſchen ſtark mache, ſondern daß vielmehr nur ſtarke Menſchen ein ſolches Verfahren aushalten. Die Schwachen gehen frühe beim Verſuche darauf, und Niemand kümmert ſich darum. Wer dabei am Leben bleibt, iſt gewiß ein ſtarker Menſch. Wer aber ein neugebornes Kind ſchnell an Kälte und rauhe Witterung gewöhnen will, handelt um nichts vernünftiger, als wer daſſelbe mit Kartoffeln und Brandwein füttert, um es an harte, reizende Koſt zu gewöhnen.

Die Erfahrung lehrt, daß das, was von den nachtheiligen Wirkungen der Kälte, der man neugeborne Kinder oftmal bei der Taufe ausſetzt, geſagt iſt, keineswegs übertrieben ſei. Man kann ſich dreiſt auf die Beobachtung jedes Arztes, der Gelegenheit und Fähigkeit hat, Beobachtungen anzuſtellen, berufen, ob ihm nicht Fälle vorgekommen ſind, in denen das Leben oder doch die Geſundheit Neugeborner hiedurch in Gefahr kam.

Wenn zwar in neuerer Zeit da und dort mit mehr Vorſicht hinſichtlich der Anwendung des kalten Waſſers bei der Taufe verfahren wird, ſo iſt das doch noch nicht überall Sitte. Eine allgemeine Vorſchrift, daß zum Begießen eines Theiles des kindlichen Körpers mit Waſſer nur warmes, oder doch wenigſtens lauwarmes Waſſer verwendet werden dürfe, wäre von Seiten der Staats- und Kirchenbehörden ſehr zu wünſchen.

Noch ein Umſtand muß bei der Taufe in Berückſichtigung gezogen werden; es iſt die Vornahme der Taufe in der Kirche zu allen Jahreszeiten und zu jeder Witterung. — Selbſt wenn es nicht an Beiſpielen fehlte, daß Kinder auf dem Wege zur Kirche hin, zumal wenn ſie von einem Dorf zum andern, überhaupt weit getragen werden müſſen, wirklich erfroren ſind, ſo iſt doch ohne Zweifel, auch ohne Hinſicht auf ſolche fürchterliche Beiſpiele, der Nachtheil eines ſolchen, oft weiten Transportes, für die Geſundheit des hilfsbedürftigen und hier wahrhaft hilfeloſen Geſchöpfes, groß genug, um auch den Fühlloſeſten zum Mitleiden zu rühren. Der ſtärkſte Mann ſcheuet ſich oft vor dem widrigen und nachtheiligen Eindrucke, den das Hinaustreten in eine kalte, feuchte, ſtürmiſche Luft auf ihn macht. Die Schwächlichen unter den Erwachſenen bekommen davon Schnupfen, Bruſtkrankheiten, Gliederſchmerzen. Und dennoch wagt man es, ein eben gebornes Kind dieſen Eindrücken auszuſetzen, wagt es, Krankheitsurſachen, die einem feſten Leben und einer ſchwer zu

erſchütternden Geſundheit Gefahr drohen, auf einen Körper wirken zu laſſen, deſſen Leben kaum zu dem geringſten Grade von Selbſtſtändigkeit gelangt iſt. Wenn wir nicht wüßten, daß der menſchliche Geiſt ſich an Alles gewöhnte, wahrlich, es wäre unbegreiflich, daß man dies ſo überſehen kann! Man bringe nun noch in Anſchlag, welchen plözlichen Veränderungen durch dieſen Transport gewöhnlich das Kind ausgeſetzt wird, wenn es aus der oft ſo heißen, mit Menſchen und andern Dingen überfüllten Wohnſtube ſeiner Mutter herausgeriſſen, und in eine kalte feindſelige Athmosphäre gebracht wird, um — ein Mitglied der Verehrer einer Lehre zu werden, deren Zweck es iſt, Glück und Wohlfahrt überall, auch über dieſes Kind zu verbreiten.

Die Luft in manchen, ungeſund gelegenen, feuchten und kalten Kirchen, iſt wahrlich doch auch nicht geeignet, vortheilhaft auf ein ſo zartes Weſen, wie das Neugeborne iſt, einzuwirken. Faſt in keiner, ſelbſt nicht in der mildeſten Jahreszeit, kann die Luft der meiſten Kirchen einem neugebornen Kinde anders, als nachtheilig ſein, und bei ſtrenger Jahreszeit und Witterung iſt ſie ihm Gift. Fehlet es doch nicht an zahlreichen Beiſpielen, daß ſchwächliche, beſonders kaum wiedergeneſene Erwachſene, ſich blos durch ungeſunde Kirchenluft, der ſie ſich unvorſichtig zu frühe ausſetzten, eine Krankheit und oft den Tod zugezogen haben. Auch zeigen ſich dieſe nachtheiligen Folgen deutlich genug dem, der ſie ſehen will. Mit Zahlen kann man freilich nicht berechnen, wie viele von den Bruſtbeſchwerden, Steckflüſſen, ſchmerzhaften Durchfällen, Gelbſuchten, Kopfwaſſerſuchten, Fiebern, Zuckungen, Krämpfen, und wie das zahlreiche Heer der Kinderkrankheiten ſonſt noch heißt, durch welche ein ſehr großer Theil der Menſchheit in den erſten Wochen des ſelbſtſtändigen Lebens dahin gerafft und ein anderer großer Theil auf Zeitlebens ſchwach und kränklich wird, auf Rechnung dieſer, man kann nicht ſagen, zu frühzeitigen, ſondern in jeder Hinſicht unzeitigen Anwendung der Kälte zuzuſchreiben iſt. Aber man muß ſeine Urtheilskraft verläugnen, wenn man einen bedeutenden Antheil derſelben an der Entſtehung dieſer Uebel verkennen will! —

Die größere Ausdehnung der Haustaufen und ihre ausſchließliche Einführung in den Wintermonaten kann darum jedem Verſtändigen und Unbefangenen nur gerechtfertigt erſcheinen. Die Einwendungen, die gegen die Abſtellung des Taufens in

der Kirche gemacht werden könnten, verdienen bei der Größe der Gefahr, der die Kinder durch dieſe Abſtellung entgehen, und bei der Wichtigkeit, welche die Erhaltung ſo mancher Menſchen hat, gar keine Rückſicht. Der Zweck der Taufe wird im Hauſe ſo gut und in vielen Punkten weit beſſer erreicht, als in der Kirche, und die Geiſtlichen würden ſich gewiß recht gerne dazu verſtehen, ſie immer auf die erſte Art zu verrichten.

Land- und Hauswirthſchaft.

Der hohe Werth und die Wichtigkeit der Landwirthſchaft und die allgemeinſten und weſentlichſten Theile derſelben.

„Der Ackerbau, wenn er gehörig verſtanden und richtig geleitet wird, erzeugt allein den Reichthum, die Macht und die Glückſeligkeit der Völker.“

Arthur Young.

Die Wichtigkeit der Landwirthſchaft in Beziehung auf die Erhaltung des Menſchengeſchlechtes überhaupt, und als Grundlage der Geſittung, des Reichthums, der Macht und Wohlhabenheit der Staaten und der Familien insbeſondere, iſt längſt und allgemein anerkannt, und eine weite Auseinanderſetzung all' ihrer Vortheile, die ſie Staaten, Völkern und Einzelnen gewährt, wo ſie mit Liebe und Einſicht betrieben wird, überflüßig.

Es gibt kein Gewerbe, das die Aufmerkſamkeit und die Fürſorge des Staates mehr anſpricht als der Landbau, kein Gewerbe, das durch einſichtsvollen, klugen und thätigen Betrieb wohlthätiger und anhaltender in die Exiſtenz, ſowohl der Geſammtheit, als des Einzelnen, eingreift, als der Ackerbau.

Grund und Boden iſt immer das weſentlichſte und ſicherſte Eigenthum, dasjenige, welches in Verbindung mit den Staats-

bürgern weſentlich den Staat begründet, für ſeine und ſeiner Bürger Selbſtſtändigkeit die wichtigſte und ſolideſte Grundlage bildet. Anderes Eigenthum hat nur Nutzen dadurch, daß man es verkauft oder durch Austauſch weggibt. Das Grundeigenthum hat ſtets ſeinen bleibenden, ſelbſtſtändigen Werth, und von dieſem hängt auch mehrentheils der Flor und die Aufnahme aller übrigen Gewerbe ab.

Der Ackerbau liefert uns die nothwendigſten und unentbehrlichſten Bedürfniſſe, ohne deren Befriedigung keine phyſiſche Exiſtenz möglich iſt, nämlich: Nahrung, Kleidung und Wohnung. Durch ihn werden rohe Produkte in großer Anzahl gewonnen, die Millionen Hände beſchäftigen, um den Menſchen theils Nahrung, theils Kleidung, theils Bequemlichkeit zu verſchaffen. Das Land, welches ſeinen Reichthum und Wohlſtand auf den Flor der Landwirthſchaft gründet, iſt zu allen Zeiten mächtig und ſelbſtſtändig in ſich ſelbſt. Denn die Landwirthſchaft iſt keinen ſolchen häufigen und plötzlichen Veränderungen und Störungen ausgeſetzt, wie Gewerbe und der Handel, und die ſie treffenden Nachtheile nicht ſo unmittelbar die Exiſtenz der ſich ihr Widmenden bedrohend, wie dies bei erſtern ſo häufig der Fall iſt. Allerdings können vielfache Störungen und unglückliche Zufälle dem Landwirth manchmal tiefe Wunden ſchlagen, z. B. allzugroße Wohlfeilheit ſeiner Produkte, Hagel, Mißwachs, Ueberſchwemmungen und Viehſeuchen; allein ſtatt verluſtbringender Wohlfeilheit kann auch wieder verhältnißmäßige Theuerung eintreten, und dann ſind einige dieſer möglichen Unglücksfälle durch rechtzeitige Vorſicht, namentlich durch Eintritt in Verſicherungsanſtalten, wenn auch nicht ganz unſchädlich zu machen, doch ſehr zu mildern.

Aber nicht allein als erſte und ſicherſte Grundlage von Stärke und Reichthum des Staates und Wohlſtandes der Familien iſt die Landwirthſchaft wichtig, und von hohem Werthe, ſondern ſie iſt auch als Urquell, als Erzeugerin und Pflegerin der erſten moraliſchen Kräfte, echt menſchlicher und bürgerlicher Tugenden ehrwürdig und koſtbar.

Der Ackerbau hat unſtreitig die Bahn der Civiliſation gebrochen, er war die erſte und nothwendigſte aller Bedingungen, an welche die geiſtige Vervollkommung des Menſchengeſchlechts geknüpft war; er iſt die Mutter aller übrigen Gewerbe und der Geſittung. Ohne Ackerbau keine Städte, ohne Städte keine Wiſſen-

ſchaft, kein Gewerbfleiß, kein Handel. Wohin Ceres nicht gekommen war, dahin wagte ſich Apollo und die Muſen nicht.

Der Ackerbau iſt es auch, der vorzüglich die Civiliſation erhält vor den Auswächſen, welche ſo häufig die größere Verfeinerung, und ganz beſonders das zuſammengedrängte Leben der Städte erzeugen. Der beſtändige Umgang mit der Natur öffnet das Herz des Landmannes allen guten und natürlichen Gefühlen, und die ſtets abwechſelnden, obwohl meiſtens mit hoher körperlicher Anſtrengung verbundenen Beſchäftigungen in freier Natur, erhalten ihn körperlich und geiſtig kräftig und geſund. Der Landmann iſt naturgemäß genügſam, Ordnung, Mäßigkeit, Sparſamkeit und Entbehrung ſind ſeine Tugenden; Weichlichkeit und Ausſchweifung vertragen ſich mit ſeinem Stande nicht.

Der Stand der Ackerbauenden iſt der kräftige Stamm, der beſtändig friſche Lebensquell, woraus die übrigen Klaſſen der Geſellſchaft, welche alle eher Neigung zur Verweichlichung und zur Erſchlaffung haben, und mannigfacher Art mehr dem Verderbniſſe ausgeſetzt ſind, ihre fortwährende Erfriſchung oder Erneuerung ſchöpfen.

Der Stand der Landbebauer iſt auch derjenige, der am meiſten zur Liebe des Vaterlandes geeignet iſt und jene Tugenden beſitzt, die in derſelben ihre Quelle haben.

Er liebt ſeinen Grund und Boden als koſtbares Erbtheil ſeiner Väter, und als ſein ſicherer Ernährer, der ihm nach darauf verwendeter Arbeit und Pflege, nach mehr oder minder günſtigen Naturzufällen, reichlich Gaben ſpendet.

Von ſeinem Vaterlande, wovon ſein Grundbeſitz einen Theil bildet, kann er ſich nicht ſo leicht lostrennen, wie Fabrikanten, Handelsleute, Kapitaliſten und die übrigen Gewerbtreibenden, dieſe können leicht das Ihrige aus einem Land oder aus einem Erdtheil in den andern verpflanzen. Er iſt feſt geknüpft an dasſelbe, und darum auch zum ausharrendſten Kampf für daſſelbe bereit, und hiezu beſonders und zuerſt, vermöge ſeiner körperlichen Abhärtung und naturgemäßen einfachen Lebensart, fähig. Schwerer Druck muß auf ihm laſten, große Unbilden und Unglücksfälle müſſen über ihn kommen, bis er ſich zur Auswanderung entſchließt. Auf den Bauer, wenn er auch nur annähernd rechtlich behandelt wird, können Regierung und Staat am ſicherſten zählen, in Noth und Gefahr. Schon Ariſtoteles, der große Weltweiſe, ſagt daher in ſeinem Buche

über die „Politik“ zum Vortheile der Landbebauer Folgendes: „Wo das Volk von dem Ackerbau und der Viehzucht lebt, da iſt es nicht müßig, nicht zu unnützen Verſammlungen geneigt, weil Grundbeſitz nicht leicht, weder gänzliche Verarmung, noch Ueberfluß und Ueppigkeit erzeugt. Der Arbeit ergeben, denkt es nicht daran fremdes Gut zu erwerben, und häuslicher Fleiß behagt ihm mehr als das verderbliche Bekümmern um die Regierung, das andern Völkern den Untergang gebracht. Das Streben nach dem Nützlichen entfernt die eitle Ehrſucht.“

Die Wichtigkeit und den hohen Werth der Landwirthſchaft in dieſer vielfachen Beziehung erwarb ihr daher auch bei allen civiliſirten Nationen hohe Achtung, und nur bei Völkern, die auf der unterſten Stufe der Kultur ſtehen, finden wir den Ackerbau in den Händen der Sklaven. Alle edlen Fürſten, weiſe Geſetzgeber und gute Regierungen haben in alten und neuen Zeiten den Ackerbau geliebt, geſchätzt und begünſtigt.

Bei verſchiedenen und den blühendſten Völkern des Alterthums wurde von Seite ihrer Fürſten und Geſetzgebern der ackerbauende Stand vor den übrigen Ständen beſonders beehrt und ausgezeichnet. So wurde z. B. bei den Perſern alljährlich ein Feſt gefeiert, wo der Monarch dieſes Reiches ſeinen gewöhnlichen Pomp ablegte, und ſich von einer wahren Größe umgeben ſah, unter die nützlichſte Klaſſe ſeiner Unterthanen verſetzt zu ſein. Mit gleicher Würde ſah man an der nämlichen Tafel Bauern, Satrapen (Statthalter) und den großen König ſitzen. Der Glanz des Thrones ſchien beſtimmt zu ſein, die ackerbauenden Bürger des Staates auszuzeichnen. Krieger und Künſtler waren von dieſer Feierlichkeit ausgeſchloſſen; denn die Geſetze wollten nur diejenigen dabei zugelaſſen haben, die das Land bauen. „Meine Kinder, ſagte der Fürſt zu ihnen, euerm Schweiße haben wir unſern Unterhalt zu danken. Unſere väterliche Sorge verſichert eure Ruhe. Weil wir alſo einander wechſelſeitig nöthig ſind, ſo laßt uns einander als gleich betrachten, laßt uns als Brüder lieben, und ſtete Eintracht müſſe unter uns herrſchen.“ Ein ähnliches, der nämlichen Abſicht gewidmetes Feſt, wird ſeit dem entfernteſten Alterthume in China gefeiert, wo der Kaiſer mit ſeinen Mandarinen (vornehmſten Hofbeamten), alle in ländlicher Tracht, im Frühlinge eine Strecke Feldes pflügen. Numa Pompilius, König in Rom, veranſtaltete, daß ihm von Zeit zu Zeit die treueſten

Berichte mußten erſtattet werden, wie ein jedes Land und Feld gebaut wurde, um diejenigen, welche die Kultur ihrer Felder und Äcker mit beſonderm Fleiße trieben, mit dem geziemenden Lobe zu beehren, und dagegen diejenigen zu beſtrafen, die ſolche vernachläßigten.

Die Conſuln, Diktatoren, die höchſten obrigkeitlichen Perſonen des Staates, bauten mit ihren eigenen Händen die Erde. Sie ſetzten einen Ruhm darein, ihren Familien einen Beinamen zu geben, der ihre Nachkommen an die Lieblingsbeſchäftigung ihrer Voreltern erinnern konnte.

Dieſen ehrenvollen Begriff verband man in Rom zu den Zeiten der Republick mit dem Ackerbau. In dieſen glücklichen Zeiten, ſagt Plinius, ſchien die Erde ſtolz zu ſein, von ſolchen Männern gebaut zu werden, und ſich ſelbſt Gewalt anzuthun, ihre Früchte in großer Menge hervorzubringen.

Bei den alten Römern ſtand der Ackerbau in ſolchem Anſehen, daß die vornehmſten Rathsherren, wenn ſie ihre Arbeit in der Stadt verrichtet hatten, ſelbſt hinter dem Pfluge hergiengen. Acht Tage hielten ſie ſich gewöhnlich auf dem Lande auf, den neunten brachten ſie in der Stadt zu. Quintus Cincinnatus und M. Attilius Seranus wurden vom Pfluge zur oberſten Feldherrn- und Diktator-Würde berufen, und begaben ſich, nachdem ſie die feindlichen Heere geſchlagen, und Rom den Frieden gegeben hatten, wieder zurück zu ihrem Pfluge. Und Rom blühte damals auf dem Gipfel ſeiner wahren Größe, wo es mit Liebe und Sorgfalt den Landbau pflegte. Der große Römer Cicero, gleich ausgezeichnet als Staatsmann, Philoſoph und Redner, macht von dem damals ſo hochgeſchätzten Ackerbau folgende Lobeserhebung: „Unter allen Beſchäftigungen, wovon man Nutzen zieht, gibt es keine vortrefflichere, angenehmere und einem freien Menſchen würdigere, als der Ackerbau; es gibt auch keine, die einen rechtmäßigern Gewinn gewährte. Sie ſetzt Niemand dem Neide aus; ſie verhütet die unordentlichen Begierden.“

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier, wie wir theils ſchon erwähnten, noch auf die vielfachen Vortheile einer möglichſt vollkommenen Landwirthſchaft, ſowohl im Einzelnen als Allgemeinen aufmerkſam machen wollten. Ebenſo, wenn wir aller jener Fürſten, Staatsmänner, Geſetzgeber, Gelehrten ꝛc. ꝛc. erwähnen wollten, die, von den richtigſten Anſichten und Grund-

ſätzen ausgehend, der Landwirthſchaft in ihrem für Menſchen-, Bürger- und Staaten-Wohl erwärmten Streben, ihre erſte Aufmerkſamkeit und vorzügliche Achtung zuwendeten. Wir getrauen uns aber auch ſo viel zu behaupten, daß alle edlen und weiſen Machthaber und Geſetzgeber zu allen Zeiten den Ackerbau ehrten, liebten und begünſtigten, und Alle, die es thaten davon vielfachen und reichlichen Segen ernteten. —

Die Landwirthſchaft iſt unläugbar von allen Gewerben, welche die menſchliche Geſellſchaft nöthig macht, dasjenige, welches die ausgebreitetſten und tiefſten Kenntniſſe erfordert, und denen überhaupt richtige und reife Erfahrung zur Grundlage dienen muß. Die Kunſt des Landwirths beſteht nicht allein in einer rein mechaniſchen Gewandtheit, noch in einer bloßen Handarbeit. Kenntniſſe des Bodens überhaupt, ſeine mannigfache Verſchiedenheit, die verſchiedenen Arten ſeiner Verbeſſerung, vorzüglich die Düngung, ſind ihm vor allem erforderlich. Nicht minder wichtig ſind ihm die Kenntniſſe der landwirthſchaftlichen Pflanzen, ihre richtige Einſaat, die erforderliche Ordnung der Ernte u. ſ. w. Die Zucht, Pflege, Behandlung und Heilung ſeiner Hausthiere ſind Gegenſtände, die ebenfalls mannigfache und gründliche Kenntniſſe nothwendig machen, und keineswegs rohen und unverſtändigen Menſchen übertragen werden können. Selbſt die Kenntniß zur Führung einer geregelten Rechnung ſeiner Wirthſchaft, ſei dieſelbe von größerer oder kleinerer Ausdehnung, iſt dem Landwirth von vielfachem Vortheil. Endlich kann man ſagen, daß es keinen Theil der Wiſſenſchaft gibt, ja ſogar die Aſtronomie (in Beziehung auf die Witterungskunde), die nicht für den Landwirth von großem Nutzen ſein kann.

Wir geben hier nach unſerer Andeutung in einer gedrängten Zuſammenſtellung eine Ueberſicht nebſt einer kurzen Würdigung der allgemeinſten und weſentlichſten Theile der Haus- und Landwirthſchaft, in ſolcher Ordnung, wie dieſelben im Leben d. h. in der Praxis, nach ihrer Allgemeinheit, Nützlichkeit und natürlichem Zuſammenhange, vorkommen:

1) Der Acker- und Wieſenbau ſind unſtreitig die erſten, allgemeinſten und wichtigſten Zweige der Landwirthſchaft; denn ſie liefern uns die erſten und nöthigſten Befriedigungsmittel unſerer Bedürfniſſe.

2) Die Viehzucht iſt die Stütze des Ackerbaues, ſo daß ohne

dieſelbe ſich gar kein blühender Ackerbau denken läßt. Von der Viehzucht nimmt ihrer Allgemeinheit und Nützlichkeit wegen

a) die Rindviehzucht die erſte Stelle ein; denn wo ihrer mit Liebe und Sorgfalt gepflegt wird, iſt nach natürlichen Verhältniſſen auch der Ackerbau im Flor.

b) Die Pferdezucht iſt unter manchen Verhältniſſen nicht minder wichtig, als die Rindviehzucht, obwohl ſie in Beziehung des allgemeinen Nutzens hinter erſterer zurückſteht.

c) Die Schafzucht iſt unter Umſtänden einer der erträglichſten Zweigen der Landwirthſchaft, ſie iſt wirklich in verſchiedenen Ländern und Gegenden die wichtigſte Erwerbsquelle.

d) Die Schweinszucht, welche in der kleinſten Haushaltung, wie in der größten Oekonomie beträchtlich nützt, iſt ſo allgemein als die Rindviehzucht.

e) Die Bienenzucht iſt unter auch nur wenig günſtigen Umſtänden nach darauf verwendeter Pflege immer ein gewinnbringender Zweig der Landwirthſchaft.

f) Die Seidenzucht wird in neuerer Zeit in Deutſchland als einträglicher Betriebszweig der Landwirthſchaft immer mehr in Anregung und Aufnahme gebracht.

3) Die Thierheilkunde iſt ganz eng mit der Viehzucht verknüpft, und ihre Kenntniß iſt bei derſelben ganz unentbehrlich.

4) Der Gartenbau iſt ein ebenſo wie der Ackerbau allgemeiner, jedoch demſelben untergeordneter Zweig; denn jeder der nur ein Paar Schritt Land, in Stadt oder Dorf in Pacht oder als Eigenthum beſitzt, haltet ſich einen Gemüßgarten.

5) Ganz eng mit dem Acker- und Gartenbau iſt die Obſtbaumzucht verbunden; dieſer Zweig iſt eine Wohlſtandsquelle, wo er mit Klugheit und Fleiß betrieben wird, oder betrieben werden kann.

6) Der Weinbau iſt für den Wohlſtand vieler Länder, Provinzen und Gegenden von Deutſchland der erſte, wichtigſte und einträglichſte Erwerbszweig.

7) Der Waldbau und die Holzkultur ſind von großer Bedeutſamkeit, und beſonders in unſerer Zeit, wo die Preiſe des Holzes aller Gattungen alljährlich bedeutend ſteigen.

8) Ein wichtiger und weſentlicher Theil einer guten Wirthſchaft bildet auch die Kenntniß der landwirthſchaftlichen Technologie (Gewerbslehre), als: z. B. im Allgemeinen über Erhaltung

und Aufbewahrung ſämmtlicher landwirthſchaftlicher Produkte, Behandlung des Weines, Bereitung des Obſtweines, Eſſigs, Branntweins, Oels ꝛc. ꝛc. Bereitung des Hanfs und Flachſes bis zur vollkommenen Leinwand; Backen, Einmachen verſchiedener Gemüße, Einſalzen und Räuchern des Fleiſches und Specks ꝛc. ꝛc.

9) Kenntniſſe von landwirthſchaflicher Baukunſt, Maſchinen, Werkzeugen und Geräthſchaften ſind zum Landwirthſchaftsbetriebe ein weſentliches Erforderniß, obwohl ſie ſich eigentlich nur ſo weit zu erſtrecken haben, als dieſelben ihrer Allgemeinheit, Wohlfeilheit und Anwendbarkeit wegen berückſichtigt zu werden verdienen.

10) Ein weſentlicher Theil zum gedeihlichen Betriebe der Haus- und Landwirthſchaft iſt eine geordnete Rechnungsführung; denn das Rechnen iſt der Probierſtein aller menſchlichen Unternehmungen.

11) Werthvoll und vom größten Intereſſe müſſen gewiß jedem Haus- und Landwirthe und Freunde der Induſtrie Mittheilungen und Berichte ſein, über das Wirken und die Fortſchritte landwirthſchaftlicher und gewerblicher Unterrichts- und Bildungsanſtalten, landwirthſchaftlicher und gewerblicher Vereine, Feſte und Preisaustheilungen, über den Stand der Feldfrüchte und Ernteertrag verſchiedener Gegenden, über das Entſtehen und die Einrichtungen verſchiedener Aſſekuranzen, Kreditanſtalten, landwirthſchaftliche Geſetzgebung und Polizei, Märkte, Handel und Verkehr landwirthſchaftlicher Produkte.

12) Endlich werden wir bei jedem der hier angeführten Zweige auf die beſſern, ältern und neuern Schriften und Bücher aufmerkſam machen, und jener beſonders erwähnen, die ihrem Gehalt wegen einer Empfehlung werth ſind. Es iſt uns dieſes um ſo leichter möglich, da wir der Anzeige und Beurtheilung aller in unſere verſchiedenen Fächer einſchlagenden erſcheinenden Schriften eine beſondere Rubrik einräumen.

Von welch' einem wichtigen und hohen Geſichtspunkte wir die Landwirthſchaft betrachten, und in welchem Umfange wir ihre verſchiedenen Zweige behandeln werden, möge das hier Angeführte zum beiläufigen Maasſtabe dienen.

Wir erlauben uns am Schluſſe noch einmal die Bemerkung zu wiederholen, daß wir, dem Werthe des Gegenſtandes angemeſſen, unſere angelegenſte Pflicht, unſere größte Ehre und wertheſten

Verdienſte in das Streben ſetzen, aus dieſem weiten und reichen Felde unſere Aufſätze und Mittheilungen mit Auswahl, Gründlichkeit, Klarheit und Bündigkeit in beliebter Kürze, in wohlgewählter Abwechslung zu geben, und beſonders immer das berückſichtigen, wovon meiſtens allgemein gültige Reſultate nachgewieſen werden können.

Unſer lebhafter Wunſch iſt es, daß, ſo aufrichtig unſer Streben iſt, unſerm vorgeſteckten Ziele möglichſt nahe zu kommen, wir überall Eingang finden mögen, ermunternd und belehrend werden, und jene Früchte mehr oder minder ſehen, welche ſie, die allernährende Landwirthſchaft, die älteſte, wichtigſte und ehrenvollſte Beſchäftigung, von deren Flor das Gedeihen aller andern Gewerbe abhängt, zu bringen im Stande iſt.

Und ſo enden wir mit den feierlichen Worten eines mit Liebe für die Landwirthſchaft erwärmten Schriftſtellers: „Alſo iſt der Ackerbau ein immerwährender Kultus, in welchem das Menſchengeſchlecht ſeinen Schöpfer verehrt, in der Vervollkommnung und Verſchönerung ſeiner Werke. Dieſer Kultus hat ſeine Dogmen, ſeine Myſterien, ſeine Feſte, ſeine Feierlichkeiten. — Die Menſchen, dem Pfluge beſtimmt, und die Freunde und Beſchützer der Landwirthſchaft, ſind dieſes Kultus Prieſter.“ — *)

Kurze Geſchichte der Landwirthſchaft und beſonders die der Deutſchen.

„Die Weltgeſchichte iſt auch die Geſchichte des Ackerbaues.“ Graf von Soden.

Die Geſchichte der Landwirthſchaft, ihre Entſtehung und ihr Aufblühen, führt uns in die graue Vorzeit zurück.

Ungefähr 2000 Jahre vor Chriſti Geburt war der Ackerbau nur noch auf das mittlere Aſien beſchränkt. In den älteſten

---

*) Cte. Français (de Nantes.)

(in den hebräiſchen Nachrichten) findet man Wahrſcheinlichkeits- gründe, daß der Euphrat noch die weſtliche Grenze der ackerbau- treibenden Völker war. Diesſeits des Euphrats zogen noch nordiſche Hirtenvölker umher. Egypten allein machte eine Aus- nahme. Woher dieſem iſolirten Lande dieſer Vorzug entſtanden war, läßt ſich aus Mangel an Nachrichten nicht mehr erklären. Aber auch ſelbſt jenſeits des Euphrats fehlte viel daran, daß ſich der Ackerbau über alle Länder verbreitet hätte. Das nörd- liche Aſien war nur noch mit Hirten- und Jägervölkern angefüllt, die zum Unglück der ſüdlichern civiliſirtern Nationen immer wilder, raubſichtiger und gewaltthätiger wurden. Nur das ſüdliche Aſien jenſeits des Euphrats war durch den Pflug der Wohnplatz ge- ſitteter Völker geworden. Später, ungefähr 1000 Jahre vor Chriſti Geburt, waren Kleinaſien, Griechenland, Italien und die Nordküſte von Afrika, für den Ackerbau gewonnen.

Unter der Herrſchaft der Römer und hauptſächlich durch ihre Herrſchaft verbreitete ſich der Ackerbau über Frankreich, Spanien, England 2c. 2c., bis an den Rhein und die Donau; das ſüdliche und weſtliche Europa wurde ungefähr um die Zeit der Geburt Chriſti theilweiſe des Segens des Ackerbaues theilhaftig.

Gleichzeitig mit der chriſtlichen Religion verbreitete ſich der Ackerbau über Deutſchland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Polen, Preußen, Kurland, Liefland 2c. 2c.

Endlich im 15. Jahrhundert wurde Amerika, der vierte Welt- theil entdeckt, der bis dahin ſeinem größern Theile nach der rohen Natur überlaſſen war, aber durch europäiſche Koloniſten, durch deren kluge und eifrig betriebene Landwirthſchaft, zum reichen und ſegenſpendenden Erdtheile geworden iſt.

Zweihundert Jahre ſpäter folgte der Entdeckung Amerikas die von Auſtralien, wo wir in unſern Tagen mit dem Emporkommen des Ackerbaues gleichzeitig die Keime menſchlicher Thätigkeit und edler Geſittung emporſproßen ſehen.

Deutſchland, jetzt an Kultur einem Garten ähnlich, wird uns von den römiſchen Schriftſtellern Cäſar, Tacitus, Plinius, Diodor aus Sicilien als ein rohes, unwirthbares mit Wäl- dern und Sümpfen bedecktes Land geſchildert. Das Klima war rauh und kalt, alljährlich froren die Flüſſe zu, düſtere Nebel be- deckten größtentheils das Land. Mit dem Ur, dem Elen- und Rennthiere, den Bären und Wölfen theilte der Deutſche mehren-

theils in Waldungen und Höhlen ſeinen Aufenthalt. Die Jagd war ſeine Beſchäftigung, ſie verſchaffte ihm Nahrung und Kleidung.

Die Natur geſtattete auch hier keinen Sprung. Durch den Ackerbau ſind erſt nach und nach die allzugroßen Waldungen vermindert und der Boden zum Fruchtbau tauglich gemacht worden. Die Sümpfe wurden ausgetrocknet, die wilden Thiere vertilgt, und dadurch das ſonſt ſo rauhe Klima gemildert; ſie leitete wie überall, ſo auch hier den Menſchen von einer Stufe zur andern.

Der wilde Deutſche, noch nicht geeignet, Eigenthum zu beſitzen, mußte zuvor aus dem Jäger- und Waldbewohner in den Mittelzuſtand zwiſchen Zufall und Bequemlichkeit, zwiſchen Freiheit und Abhängigkeit in das ſanftere Hirtenleben übergehen. Er lernte die Thiere bändigen und zu ſeinem Dienſte abrichten.

Erſt von dem Zeitpunkte an können wir einen feſten Fuß in der Geſchichte der Landwirthſchaft der Deutſchen faſſen, wo wir den Teuton als German und den Swion in ſeinem eigenen Vaterlande in Germanien und in Scandinavien abgeſondert von den Slaven finden. Dies iſt die Zeit ſeiner Entwicklung.

Dieſer Zeitraum theilt ſich in zwei Haupttheile ab, wovon der erſtere bis zu Ende des Schweifiſchen Bundes geht, und auf der einen Seite die Allemanen, auf der andern die Franken, hinter ihnen die Sachſen ſich zeigen. Der andere reicht bis auf die Völkerwanderung, wo das eindringende Chriſtenthum den Ackerbau begünſtigte, und die ſchon keimende Geſetzgebung entwickelt hat.

Die Dauer des erſten Zeitraums geht bis zum Anfange des 3. Jahrhunderts, und enthält vorzüglich die Nachrichten, welche uns Cäſar, und nach ihm Tacitus und Plinius hinterließen.

In dieſem Zeitraume entwickelt ſich ſchon Vieles, allein nur mit dem ſchwankenden Schritte vermag man der Spur zu folgen.

Die den Römern näherliegenden, oder mit ihnen verbündeten Völkerſtämme waren natürlich andern in der Kultur vorausgeeilt. Die Bekanntſchaft mit dieſen zog auch bald die rohen Deutſchen zu einer bequemern und weichlichern Lebensweiſe hin.

Die an Galliens und Norikums Grenzen ausgerotteten Wälder machten die Jagd minder ergiebig, dagegen den Ackerbau nothwendig. Es entſtand das Grundeigenthum. Doch beſtellte kein freier Deutſcher, der nunmehrige Landeigenthümer, ſein Eigenthum ſelbſt, denn ihm ſchien der Erwerb durch Arbeit, harte Anſtrengung und Schweiß herabwürdigend, und Sklaven und Leib-

eigene, welche im Krieg und Handel erworben wurden, waren es, unter welche er ſein Grundeigenthum zur Bebauung vertheilte. Man kannte auch die Kräfte und Vortheile der Düngung noch nicht. Nur die Ubier ſcheinen den Mergel gekannt und angewandt zu haben. Früher aber und allgemeiner ſcheint das Raſenbrennen und Kalken als vorzügliches Ackerverbeſſerungs-Mittel bekannt geweſen zu ſein. Hafer und Gerſte waren die einzigen Getreide, auch kannte man ſchon einige Arten Rüben.

Die Viehzucht war bereits noch ganz zurück; auf Waideplätzen trieben ſich unanſehnliche Pferde und nur ſehr geringes Rindvieh herum. Das Schaf war wild, und der Gebrauch der Wolle noch nicht bekannt. Man benützte nur das Fell, das Fleiſch und die Milch. Das Schwein war ebenfalls wild und ſpäter als das Schaf gezähmt.

Die Wohnungen der alten Deutſchen beſtunden aus einfachen Hütten von Holz, die theils fahrbar aber auch ſehr elend waren.

Die Kleidung beider Geſchlechter beſtand in einem einfachen Anzug, anfangs blos in Thierfellen, ſpäter, nach dem der Hanfbau bekannt wurde, kleidete man ſich in Leinwand und in einen Pelzmantel; die Zurichtung erſterer war ganz das Geſchäft der Weiber; ſo wie auch denſelben überhaupt, nebſt den Sklaven die Beſorgung des Hausweſens und das Feldgeſchäft überlaſſen war. Ihre Nahrung beſtand meiſtens einfach aus Milch, Brod und Fleiſch.

Obgleich nach dieſer Periode der Ackerbau und die Viehzucht noch lange Sklavenarbeit blieb, ſo bildete ſich doch der Ackerbau, der Unruhen, der Kriege, des häufigen Wechſels der Wohnſitze unerachtet immer mehr aus. Die Viehzucht wurde verbeſſert, man lernte ſie nutzbar machen, mehrere Getreide-Arten wurden eingeführt, und die Obſtbaumzucht verdankt dieſer Periode zum Theil ſchon ihren Urſprung.

Vom 5. Jahrhundert an, bis auf Karl den Großen gewähren uns die Oſtgothiſchen, Ripauriſchen, Burgundiſchen, Longobardiſchen, Allemaniſchen Geſetze, ſo wie das Saliſche, nebſt dem Geſetze der Angeln mehr Licht. Sie enthalten ſchon polizeiliche Strafen zum Schutz des Eigenthums. Dieſem Zeitraum verdankt man die Sicherung durch Grenzmale, Markſteine, in dieſen Zeitpunkt fällt die Einführung der Flächen- und Frucht-Maaße, die Errichtung von Mahlmühlen.

Das Land eines jeden Dorfes, einer jeden Gemarkung wurde

vertheilt; Felder, Wieſen und Weinberge wurden eingefriedigt durch Zäune oder Gräben und dienten zum Beweis, daß dieſe Fläche, welche ſie umſchloſſen, Eigenthum ſei. Auf ihre Verletzungen waren zum Theil harte Strafen geſetzt. Das burgundiſche Geſetz redet ausdrücklich von dem Lande, das man durch Looſe erhalten hat, welches der Vater nicht veräußern durfte.

Der freie Landbeſitzer vertheilte nun weiter ſeine Grundſtücke unter ſeine Leibeigenen, und behielt ſich einen gewiſſen Antheil vor, den der Dienſtmann beſtellen mußte. Daher die Entſtehung der Frohnden.

Auch das älteſte Ackerwerkzeug, der Pflug, ward um dieſe Zeit ſchon unter den Schutz der Polizei geſtellt, und wurde auch der Entwender nicht wie in ſpätern Jahrhunderten (nach dem Sachſenſpiegel) gerädert, ſo genoß der Pflug doch hohen Schutz. Außer dieſem waren die Hacke, die Senſe, die Sichel, die Spitzhacke, die Schaufel ꝛc. ꝛc. ſchon im Gebrauch; wodurch der Grund zur Erweiterung und Befeſtigung des Ackerbaues, in dem folgenden Zeitraume von Karl dem Großen an, bis zum Abgange der karolingiſchen Familie, gelegt wurde.

Noch immer blieben zwar alle auf Ackerbau und Viehzucht Bezug habenden Geſchäfte knechtiſche Arbeit, aber die Rückſicht auf eigene Bedürfniſſe, und die Beſorgung vor Hungersnoth nöthigten den Grundherrn doch darüber zu wachen, daß der Landbau gut beſorgt würde.

Unſtreitig aber iſt in dieſer Epoche durch die immer ſtärker überhandnehmende Verbreitung des Chriſtenthums der Ackerbau am meiſten und ſchnellſten empor gebracht worden, und den Klöſtern und geiſtlichen Korporationen gebührt unläugbar das Lob, ſich hierin die größten Verdienſte erworben zu haben.

Mönche waren es, welche anfänglich aus Britannien, Schottland und Irland, nach Deutſchland herüber kamen und das Evangelium verkündigten. Sie waren es, die nebſt der Ausſtreuung dieſes göttlichen Samens durch unausgeſetzte Arbeit, durch harte Anſtrengung, unermüdeten Eifer, Ausdauer und Entbehrung ſeltener Art, Wildniſſe ausgerottet, wilde Thiere verdrängt, Wälder, Sümpfe, Haiden und Wüſten in blühende fruchttragende, völkerernährende Aecker, Wieſen, Rebhügel und Gärten verwandelten. Auch dann, als die Einöden bevölkert, dieſe Wüſten angebaut waren, hörte darum der Wirkungskreis der Mönche

4 *

für Ackerbau und nebſt dieſem für Geſittung wohlthätig und kräftig zu arbeiten, nicht auf. Ihr Grundeigenthum wurde entweder für Rechnung der Körperſchaft bewirthſchaftet, oder an Kolonen in Eigenſchaft von Erbzinslehen verliehen.

Im erſten Falle wurden zahlreiche Arbeiter im reichlichen und ſorgenloſen Wohlſtande beſchäftigt und ernährt. Der ſtarke Kapitalvorrath der Körperſchaft machte die Erhaltung der Kultur im blühendſten Zuſtande möglich; ihre Felder, ihre Gärten, Wieſen und Weinberge ſtanden ſelbſt, unter verhältnißmäßig rauhen Himmelsſtrichen ſtets in üppiger Vegetation. Sie waren im Stande, im Geſammtgebiete der Landwirthſchaft Verſuche und Verbeſſerungen zu machen, ohne, im Falle des Mißlingens, ſich ſchwerheilbare Wunden zu ſchlagen. Im zweiten Falle, von gebieteriſchen Bedürfniſſen der Noth nicht gedrängt, konnten ſie ihre Lehensleute mit Milde und Schonung behandeln. Nicht mit Strenge wurden die mäßigen Abgaben eingetrieben, in jedem Nothfall ſtunden die Speicher der Stiftung oder des Kloſters den Unterthanen offen. Ihn drückten nicht die von der Landwirthſchaft unzertrennlichen unglücklichen Zufälle der Viehſeuchen, des Hagels, des Mißwachſes, der Ueberſchwemmung, die den an Kapitalſtoff mangelnden Landwirth oft zur Verzweiflung bringen und unrettbar zu Grunde richten. Er blieb nie hülflos; ſtets der Theilnahme ſeiner Grundherrſchaft (des Kloſters oder Stiftes) gewiß, konnte er jedes vorübergehende Unglück ertragen, und in einer heitern Zukunft allmählig die Lücke deſſelben ergänzen, die Wunde heilen. Daher das Sprüchwort; „Unter dem Krummſtab iſt gut wohnen“.

Auch die Fürſten beförderten den Ackerbau; und unter ihnen zeichnete ſich Karl der Große als hervorleuchtendes erhabenes Beiſpiel aus, vorzüglich durch Regulative über die Bewirthſchaftung ſeiner Domainen.

Die Zeit hat uns zwei höchſt merkwürdige Verordnungen über die Bewirthſchaftung ſeiner Güter und die Vorſchrift aufbehalten, welche er zur Fertigung von Inventarien ſeiner Kammergüter gegeben hat, nämlich:

1) Capitulare de villis vel curiis imperatoris, und

2) Specimen breviarii Rerum fiscalium Caroli.

Sie ſind für unſere Zeiten nicht mehr paſſend, aber den damaligen waren ſie Muſter, und durch ſie lernen wir, wie weit der Garten-, Feld- und Weinbau in jener Zeit gediehen war.

Der nachfolgende Zeitraum, nach dem Abgange der Karolinger bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts enthielt merkwürdige Begebenheiten, welche auf die Landwirthſchaft nicht ohne Einfluß blieben. Die Unterjochung der ſlaviſchen Volksſtämme gab Gelegenheit zu niederländiſchen Kolonien, die als freie Teutonen in den verödeten Gegenden ſich anſiedelten. Sie übernahmen größtentheils Marſchländer, Brüche und Sümpfe, und trugen nicht wenig zur Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht bei.

Die Ausdehnung dieſer Niederlaſſung veranlaßte, daß mit ihnen das holländiſche und flämiſche Recht eingeführt wurde, welche die deutſche Grundverfaſſung untergruben. Dieſe Rechte bedingten die perſönliche Freiheit, die Erblichkeit der Beſitzungen und die eigene Gerichtsbarkeit. Von dieſer Zeit an wurde es nach und nach Sitte, Landeigenthum nach holländiſchem Rechte zu kaufen und verkaufen, und wir finden daher in dieſer Periode, daß freie Leute den Ackerbau ſelbſt betrieben.

Die Landwirthſchaft mußte nothwendig in den Händen der Freien eine andere Geſtalt gewinnen. Die größern Landeigenthümer erkannten auch bald den Vortheil, ihre Ländereien nicht von Sklaven bauen zu laſſen, und lernten einſehen, daß ſie darum nicht aufhören Edle und Herren zu ſein, wenn die Ländereien ſich im Beſitze freier Leute befänden.

Die Entſtehung der Städte unter Heinrich I. (918) beförderte in manigfacher Hinſicht die Freiheit, ob ſie gleich auf der andern Seite eine Scheidewand zwiſchen den Städten und dem Lande zog. Dort wurden die Bürger, wenigſtens in den königlichen Städten frei, während ſie hier noch in ihren alten Verhältniſſen blieben. Jene waren es aber auch, welche die Einführung des römiſchen Rechts beförderten, und mit demſelben entſtand auch das Recht der Regalien. Der Landeigenthümer verlor, was ihm gehörte, neue Rechte kamen in Aufnahme, und die deutſche Lehensverfaſſung bekam einen longobardiſchen Zuſchnitt.

Das Aufleben des niederländiſchen, die Zerſtörung der ſlaviſchen Handelsplätze machte den Handelsgeiſt in den Städten rege. Es entſtanden die Kaufmanns- und übrigen Gilden, welche ſehr bevorrechtet waren, ſo wie die Vereinigung einzelner Gerwerbe zu einer geſchloſſenen Innung oder Zunft.

Der Landbebauer fand Gelegenheit, in den Städten Bürger zu werden, und dies gab Veranlaſſung, die Grundſtücke, welche

ſie bebauten, zu verringern und zu begrenzen, wodurch die Städte Gemarkungen erhielten. Nicht minder übten damals und noch mehr in der folgenden Periode die Kreuzzüge eine große Wirkung und Umgeſtaltung auf die Verfaſſung und Lage der dienſtbaren Leute und ihre Güter ſowohl, als auf andere Zweige der Kultur.

Den Landleuten waren ſie eine erwünſchte Erſcheinung, eine treffliche Gelegenheit, ſich mancher ihrer harten Pflichten und Leiſtungen, und dem Drucke der Vögte zu entziehen. Die Herrſchaft durfte es nicht wagen, ſie zurückzuhalten, weil ſie ſich dem Bann der Kirche, oder der Wuth des Pöbels würde ausgeſetzt haben. Indeſſen zogen dieſelben die Entvölkerung der Städte und Dörfer nach ſich und hatten deshalb eine, für den Augenblick aber nur, nachtheilige Wirkung auf den Ackerbau zur Folge.

Es leuchtet in die Augen, daß all dieſe Umſtände, dieſes fortwährende Reiben von Kraft und Gegenkraft, dieſer Kampf der Unterjochung und dem Ringen der Unterhaltung, und nach Erlangung der Freiheit eine große Veränderung nach ſich ziehen mußte. Der doppelte Weg, den die Leibeigenen hatten ſich zu befreien: Städteleben und Kreuzzüge, entvölkerten das Land. Es mußte nun eine neue Einrichtung entſtehen. Erbliche Beſitzungen, Zeit- und Erbpachtungen entſtanden, und die Dienſte wurden häufig in Geld umgewandelt.

Die Landwirthſchaft gewann dadurch auf der einen Seite, aber auf der andern litt ſie auch für den Augenblick durch ungebaut gebliebene Felder. Immerhin bewirkten die Städte einen größern Verkehr und es entſtand ein lebhafter Handel mit Früchten, Wein, Vieh, Wolle, Hanf, Flachs ꝛc. ꝛc. Der Ackerbau hatte im Ganzen einen höhern Standpunkt erreicht, und wurde immer mehr geachtet.

Im folgenden Zeitraume bis zum 15. Jahrhundert dehnte ſich die Berechtigung der Städte immer mehr aus. Sie erhielten das ſogenannte Meilenrecht, wonach innerhalb eines Umkreiſes von einer Meile niemand ein Gewerb treiben durfte. Dies drängte die Gewerbe vollends vom Lande weg, in die Städte. Letztere übertrieben indeß ihre Gerechtſame und die dem freien Landeigenthümer dadurch aufgelegten Einſchränkungen mußten denſelben empören. Stolz und Armuth waren größtentheils dem niedern Adel jener Zeit eigen, und hinderten ihn, thätiger und nützlicher Staatsbürger zu werden. Statt deſſen zog er vor, im

Solde der Fürſten, oder der geiſtlichen Höfe im Kriege als Lehensmann oder im Frieden als Höfling zu dienen, oder gar von ſeinen Burgen herab die Straße zu beunruhigen, durch Fauſtrecht und Wege-Lagerung ſich Hülfe und die Mittel ſeiner Subſiſtenz zu verſchaffen, wozu er ſelbſt durch das Beiſpiel einiger vom hohen Adel ſich aufgefordert fühlen mußte. Demungeachtet verloren ſie durch Bündniſſe der Städte (dem Landfrieden 1259 am Unterrhein und 1325 am Oberrhein) und durch die größere Macht, welche die Fürſten erreichten, immer mehr an ihrer Selbſtſtändigkeit. Die kleinern Herren oder Dynaſten hörten auf und mußten ſich der Botmäßigkeit der Größern, unter welchen der übrige Theil des Landes ſtand, gänzlich unterwerfen. Das Schickſal der Dienſtleute wurde inzwiſchen nur wenig gemildert, ob man gleich ſchon damals die Frage aufwarf: ob es beſſer ſei, das Volk frei zu machen, oder in Abhängigkeit zu erhalten? Es ſchien indeſſen, daß man von der Erfahrung dieß entſcheiden laſſen wolle. Die Erbfähigkeit breitete ſich indeſſen immer mehr aus. Man begnügte ſich ſchon mit dem Beſthaupt, und überließ den Kindern die Erbſchaft; dagegen wurde eine Kopfſteuer von denjenigen erhoben, welche keine Lehen hatten.

Die Landwirthſchaft blieb im Allgemeinen auf derſelben Stufe ſtehen. Man findet jedoch zu der Zeit ſchon mehr Handelsprodukte als: Mohn, Senf, Reps, Hopfen, Hanf, Flachs ꝛc. ꝛc.

Der Weinbau wurde ſchon allenthalben, ſelbſt in nördlichen Gegenden von Deutſchland z. B. in Sachſen getrieben. Die Wieſenkultur kam in Aufnahme. Es wurden neue Wieſen angelegt und hauptſächlich im 14. Jahrhundert ſehr auf die Bewäſſerung derſelben geſehen, und man findet daher ſchon in jener Zeit zweiſchörige Wieſen. Mit der voranſchreitenden Wieſenkultur vermehrte und veredelte ſich natürlich in gleichem Schritte die Viehzucht, und beſonders erhob ſich die Schafzucht, wozu der Handel der Städte, beſonders aber die Wollwebereien, aufmunterten. Ihre reellen Verbeſſerungen aber ſollten erſt einer ſpätern Zeit vorbehalten bleiben.

In dieſem Zuſtande blieb die Landwirthſchaft mit mehr oder wenig Abänderungen, in einigen Gegenden bis um's 17. und 18. Jahrhundert, wo die Einführung der Kartoffeln eine wichtige Epoche machte, indem ſie gleich wohlthätig zur Ernährung der Menſchen, als der Thiere angewendet wurde, und dadurch die

Beſorgniß vor Hungersnoth entfernte. Sie hatte zugleich wegen des dadurch vermehrten Ruheſtands einen weſentlichen Einfluß auf den Ackerbau überhaupt.

Man errichtete zwar ſchon früher und zur Zeit der Reformation auf deutſchen Univerſitäten Lehrſtühle der Kameral-Wiſſenſchaften, ſie bewirkten wohl manche gute Einrichtung, aber zur Aufklärung dieſes wichtigen Zweiges der National-Oekonomie, der praktiſchen Landwirthſchaft trugen ſie doch im Ganzen nur wenig bei.

Hauptſächlich war es dem 18. Jahrhundert vorbehalten, den Ackerbau durch ſchicklichere Fruchtfolge erträglicher zu machen, ſo wie überhaupt denſelben einer wiſſenſchaftlichen Behandlung zu unterwerfen. Bis dahin beſtand noch immer in den meiſten Gegenden die Dreifelderwirthſchaft und der dritte Theil einer Gemarkung blieb brach liegen, um theilweiſe zur Viehwaide zu dienen.

In Mitte des 18. Jahrhunderts erſt geſchah es, daß durch die Forſchungen ausgezeichneter Gelehrten aller Nationen die Landwirthſchaft eine größere Theilnahme fand und einen wiſſenſchaftlichen Standpunkt erhielt.

Man gelangte bald zur Ueberzeugung, daß ihr Aufblühen von weiſen Geſetzen abhängig ſei, daß ſie der Freiheit bedürfen, ſich unter dem Schutze derſelben empor zu heben. Dieſe beſſere Anſicht hat bereits in allen aufgeklärten europäiſchen und beſonders deutſchen Staaten rückſichtlich der Nachtheile des Feudalweſens Eingang gefunden. Die traurigen, die Menſchheit herabwürdigende Reſte von Leibeigenſchaft ſind größtentheils verſchwunden. Man hat dieſe Unbilde der Vorzeit, ohne gewaltſame Umwälzungen und ohne hergebrachte Rechte zu verletzen, weiſe auszugleichen geſucht.

Unſerm Jahrhundert war es nun vorbehalten, die Landwirthſchaft ſo zum Aufſchwunge zu bringen, was man in frühern Jahrhunderten nicht ahndete, und hierin unausgeſetzt fortzuſchreiten, daß ſie ſich immer mehr dem Gipfel ihrer höchſtmöglichen Blüthe nähert, und die ſchönſten und reichſten Früchte entfaltet, und nach Maaßgabe des Klimas, Bodens, Begünſtigung der Geſetze ꝛc. ꝛc. hauptſächlich aber auch nach dem Grade der Einſicht, Bildung, Fleiß, Kraft und Ausdauer der Grundbeſitzer und Landbebauer überhaupt, überall hin Segen und Wohlſtand verbreitet.

In unſerer Zeit ſind es vorzüglich auch die Regierungen, die

dem Emporkommen derſelben in Anerkennung ihres hohen Werthes ihre ſtarke Hand reichen, obwohl zwar auch ſchon im vorigen Jahrhundert ſich edle Fürſten angelegen ſein ließen, ihr Aufblühen möglichſt zu befördern z. B. Joſeph **II.** Karl Friedrich von Baden u. A.

Männer von tiefer wiſſenſchaftlicher Bildung, mit Liebe für die Landwirthſchaft begabt und mit unermüdetem Eifer darin arbeitend, haben in unſerm Jahrhundert durch vielfache Reiſen, Forſchungen, Verſuche, und durch ihre Schriften nicht nur in wiſſenſchaftlicher Beziehung dieſelbe feſter geſtellt und höher gehoben, ſondern ihr im Praktiſchen in ungemein hohem Grade genützt, wie z. B. Thaer, Fellenberg, Schwerz, Burger u. a. m.

Landwirthſchaftliche Bildungs- und Unterrichtsanſtalten, Ackerbauſchulen und Muſterwirthſchaften ſind allenthalben entſtanden und entſtehen noch, theils von Privaten begründet, wie z. B. Hofwyl, mehrentheils aber von Regierungen ins Leben gerufen; wir erwähnen hier nur z. B. Hohenheim in Würtemberg, Mögelin und Eldena in Preußen, Tharand im Königreich Sachſen, Schleißheim in Baiern.

Es gibt gegenwärtig keinen Staat in Deutſchland, wo nicht ein oder mehrere landwirthſchaftliche Vereine beſtehen, die durch ihr kräftiges Zuſammenwirken, durch manigfache Verſuche, durch Aufmunterung, durch Preisaustheilungen und endlich durch Herausgabe und Verbreitung praktiſcher, populärer Schriften zum Vortheile ſämmtlicher landwirthſchaftlicher Zweige, Vieles und Wichtiges leiſten. Schriftſteller von ausgezeichneter Gelehrſamkeit, reicher Erfahrung und praktiſcher Richtung, haben wir in unſern Tagen im Geſammtgebiete, ſo wie in einzelnen Zweigen der Landwirthſchaft, eine bedeutende Anzahl, abgeſehen von der Menge Unberufener. Und nicht unwichtig, ſowohl für das Wiſſenſchaftliche als Praktiſche der Landwirthſchaft, ſind die alljährlichen Verſammlungen deutſcher Landwirthe.

Durch die chemiſchen Unterſuchungen der Beſtandtheile des Bodens und der Pflanzen lernt man immer mehr die Stoffe kennen, welche die Pflanzen bedürfen, um für ſie einen angemeſſenen gedeihlichen Boden zu wählen.

Die Einführung des künſtlichen Futterbaues und beſonders der immer ſtärker und vollkommener betriebene Kleebau zeigen

immer mehr die Entbehrlichkeit und Schädlichkeit der Viehwaiden, die dadurch allein mögliche Vermehrung und Veredlung des Viehſtandes, und eine ſchickliche Fruchtfolge ſolcher Getreide-Arten, Früchte und Futtergattungen, welche immer den folgenden theilweiſen Ernährungsſtoff im Boden erhalten, macht die Brach entbehrlich, wodurch ſonſt immer eine große Fläche dem unausgeſetzten nützlichen Anbau entzogen wurde. Stallfütterung, Vieh-Vermehrung- und Veredlung und allgemein freie ſogenannte Wechſelwirthſchaft kamen immer mehr und glücklicher empor und ſind bereits über ganz Deutſchland ausgedehnt, und führen mit feſtem Schritte dem Ziele einer möglichſt vollkommenen Landwirthſchaft entgegen, wozu auch noch die manigfachen neu erfundenen, vollkommenen und wohlfeilen Ackerwerkzeuge und andre landwirthſchaftliche Geräthſchaften weſentlich beitragen.

Alle Hinderniſſe, welche derſelben im Wege ſtanden, ſind und werden nach und nach verringert, oder auch mehrentheils ganz hinweggeräumt, z. B. Frohnden, Zehnten, Zinſen, Gilden, Huth- und Triftgerechtigkeit ꝛc. ꝛc.

Ueberall wird durch ein freundliches Entgegenkommen, ſowohl von Seite der Berechtigten als Pflichtigen zum Vortheile beider durch beſonnene, weiſe Ausgleichung dieſer Sache zum Gedeihen dieſes erſten und wichtigſten Gewerbes in Ordnung zu bringen geſucht; und hierin ſind beſonders alle edlen Regierungen Deutſchlands vielfach thätig, und richten auf Erreichung dieſes Zweckes ihr anhaltendes, wohlthätiges Streben, und in Wahrheit eine Regierung, die ſo zu handeln weiß, gründet ſich ein bleibendes Andenken in dem Herzen treuer Bürger, und befolgt jenen richtigen und wahren Grundſatz, nach welchem die Landwirthſchaft als die erſte Grundlage des National-Wohlſtandes und eines kräftigen Menſchenſtammes angeſehen werden muß.

In ſolchem kurzen Umriſſe und gedrängtem Raume, in welchem wir uns halten mußten, war es uns nicht möglich alles Wichtigere einer Geſchichte der Landwirthſchaft hervorzuheben, werden jedoch in ſpätern Aufſätzen unſerer gemeinnützigen Zeitſchrift nichts verſäumen, alle wichtigern Gegenſtände derſelben zweckmäßig mitzutheilen.

Die landwirthſchaftliche Bildung des Bauernſtandes.

Beleuchtet vom Herrn Oekonom C. H. Kümmel.

Es war leicht vorauszuſehen, daß ein im Archiv angeregter Gegenſtand, von ſolcher Wichtigkeit wie dieſer, welcher ſchon längere Zeit die Aufmerkſamkeit der Regierungen, wie auch aller (?) landwirthſchaftlichen Vereine und ſelbſt einzelner Privaten, ernſtlich beſchäftigt hat, auch auf der Verſammlung teutſcher Landwirthe in Dresden, im October vorigen Jahres, ernſtlich zur Sprache gebracht werde.

Die Diskuſſion darüber hat die geeigneteſten Mittel in Vorſchlag gebracht, unter welchen aber oben an das Beiſpiel, die eigene Anſchauung, unſtreitig den erſten Platz erhalten und mit dieſem vereint Unterricht durch populäre Zeitſchriften verbunden werden muß, wenn ein erwünſchter Erfolg das gute und nöthige, ja dringend nothwendige Werk krönen ſoll.

Man muß mit den Bauern umgegangen ſein und ſich überzeugt haben, welchen Widerwillen ſie gegen alle Theorie und ökonomiſche Schriften haben, wenn es erklärlich ſein ſoll, daß in vielen Staaten die Landwirthſchaft der Bauern noch ſo weit zurück iſt. Es findet zwar auch wieder in andern Ländern eine rühmliche Ausnahme ſtatt und in dieſer Beziehung konnte der Herr v. Ellrichshauſen nur vortheilhaft über das gemeinſchaftliche ſegensreiche Wirken des badiſchen Landwirthſchaft-Vereins und des daraus hervorgehenden Wochenblatts berichten. Mit vieler Theilnahme habe auch ich nicht nur das Wochenblatt geleſen, ſondern mich an dem regen Sinn der badenſchen Landleute für ihre Ausbildung und weitern Fortſchritte ergötzt, der ſich dadurch am bemerkenswertheſten herausſtellt, daß ſich nicht nur größere Vereine, ſondern ſogar Ortsvereine für Landwirthſchaft bildeten und mit unleugbarem Nutzen wirken. Welcher Fortſchritt! Neben Baden ſind die Rheinlande, Sachſen *) und mehrere andere Gegenden in der Volksbildung andern vorangeeilt und es gibt da-

*) In Sachſen hat die wiſſenſchaftliche Bildung des Bauernſtandes höchſt erfreuliche Fortſchritte gemacht. Man hat Vereine geſchaffen, unterhält Leſezirkel ꝛc. D. H.

ſelbſt unter den Landleuten gewiß nur wenige, die ſich ſchon für klug genug halten und ſich ſchämen, durch Lektüre landwirthſchaftlicher Zeitſchriften und nützlicher Bücher ihre müßigen Stunden auszufüllen.

Auch der Erwähnung verdient die kurheſſiſche Landwirthſchafts-Zeitung, welche in der Zeit, wo ſelbige noch an alle Gemeinden ausgegeben wurde, ſehr viel Gutes gewirkt hat, namentlich da, wo der Geiſtliche oder andere gebildete Landwirthe, auch Schullehrer ſich der Mühe unterzogen, den Landmann von der Nützlichkeit dieſer Zeitſchrift und durch Verſuche und Anwendung nützlicher Rathſchläge von der praktiſchen Ausführung zu überzeugen und ſie zu belehren, daß ſolche Schriften nicht immer von den ſogenannten Stubengelehrten ausgingen, ſondern nur das Mittel ſeien, praktiſche Erfahrung ſchneller öffentlich bekannt zu machen, um ſolche ohne Zeitverluſt von Allen erprobt und ausgeführt zu ſehen. Ueberzeugte ſich nur der Landmann auf dieſe Art durch eigene Anſchauung von dem günſtigen Erfolg, ſo hinderte ſie in der Nachahmung nichts mehr und das gegebene Beiſpiel wirkte mehr als alle Theorie und ihre Gründe, die ohne jenes nur Kopfſchütteln hervorzubringen vermochte. Die Einführung des Kleebaues, nützlicher Ackerwerkzeuge, als der Walze und anderer, liefern hinlängliche Belege dafür.

Es bleibt daher unumſtößliche Wahrheit, daß, wenn auf den Landmann mit Erfolg gewirkt werden ſoll, dieſes durch Schrift und That geſchehen muß. Neben einem allgemein verſtändlichen Vortrag müſſen es ſich aber die Zeitſchriften zur ſtrengſten Pflicht machen, nicht ins Blaue hinein zu projectiren, ſondern nur durch Erfahrung Erprobtes weiter empfehlen, auch nie die genaue Beſchreibung vergeſſen, unter welchen vorwaltenden Umſtänden dieß oder jenes ausgeführt und als nützlich befunden worden; denn Klima, Bodenbeſchaffenheit und Lage machen oft bedeutende Unterſchiede im Erfolg.

Kurheſſen hat zur Verbeſſerung des Wieſenbaues einen Fond begründet, aus welchem nicht allein Unterſtützungen für bedeutende Wieſenkulturen den Unternehmern verabreicht werden, ſondern es werden auch mittelſt deſſelben ſachverſtändige Wieſenbauer zur techniſchen Anleitung koſtenfrei allen denen zugeſandt, die ſich bei Anlage von Wieſen Be- oder Entwäſſerung ſich derſelben zu bedienen wünſchen. Auf dieſe Weiſe iſt der Zuſtand der Wieſen

ſchon ſo weit gediehen, daß es nur noch kurzer Zeit bedarf, um im ganzen Kurfürſtenthum den Ertrag der natürlichen Wieſen bedeutend zu erhöhen.

Würde nur dem Ackerbau eine ähnliche Unterſtützung zu Theil! Und bringt ein jeder Staat ein kleines Opfer, ſo wird ſich auch derſelbe eben ſo ſchnell heben. Hierzu bedürfen wir nicht einmal ſolcher bedeutenden Kapitale, wie ſie doch dem Handel und Gewerben zufließen und dennoch wird dadurch der Nationalwohlſtand gehoben und geſichert werden. Welche enorme Zinſen ein zu ſolchem Zwecke verwandtes Kapital einbringt, iſt längſt bekannt, und wie dieſelben mittelbar wieder in die Staatskaſſe fließen, wird jeder Staatswirth am beſten zu berechnen wiſſen.

Ganz Deutſchland bedarf alſo ſolcher Einrichtungen und Anſtalten, durch welche auch dem Bauernſtande es möglich gemacht wird, ſich landwirthſchaftliche Bildung zu erwerben, um die Landwirthſchaft im Ganzen höher emporzuheben. Dieſes iſt alſo anerkannt; es kommt nur noch auf die Art und Weiſe der Ausführung an, und iſt auch durch zweckmäßige und allgemein ausführbare Vorſchläge dieſem abgeholfen, dann iſt es Sache der Staatsregierungen, ſchnell das gute Werk in Ausführung zu bringen, um die Quelle des Nationalwohlſtandes nicht verſiegen zu laſſen.

Nach meiner unmaßgeblichen Meinung wäre nothwendig, darauf bedacht zu ſein, das Zutrauen des Bauernſtandes zu gewinnen, und dieſes wird nicht ſchwer halten, wenn wir uns bequemen, in die Sphäre des Landmannes herniederzuſteigen und ihm für den Anfang nur ſo viel zeigen und lehren, als ſeine beſchränkten Kenntniſſe und Fähigkeiten zu faſſen vermögen. Auch ſeine Vorurtheile müſſen wir berückſichtigen und mit Nachſicht dabei zu Werke gehen, denn mit der Parforcepeitſche laſſen ſich dieſelben nicht auf einmal verjagen. Koſtbare Muſterwirthſchaften oder ſichere Lehrſtühle der Landwirthſchaft wirken eben ſo wenig auf den noch nicht dazu reifen Landmann *), wohl aber

*) Können ſchon deßhalb nicht wirken, weil es noch nicht Mode iſt, ſie zu beſuchen. Seit meinem 27jährigen Lehramte habe ich jedoch etliche Bauernſöhne unter meinen Schülern gehabt, und ich kann mit Freuden ſagen, daß ſie tüchtige Landwirthe geworden ſind. Nicht der Stand, ſondern der Fleiß verhilft zu den nöthigen Kenntniſſen. Die Summe gemeiner Vorurtheile hat neue ſchädliche Anſichten in das Lehrgebiet gebracht. D. H.

ſolche Anſtalten, die ſich mehr der Einfachheit nähern und ſo eingerichtet werden, daß der Bauer Zutrauen zu ſolchen Einrichtungen faſſen wird.

Baiern hat dieſem Bedürfniß durch Errichtung von Landwirthſchafts- und Gewerbſchulen in den verſchiedenen Kreiſen abzuhelfen geſucht, aber es fehlt dabei an ſogenannten Schulwirthſchaften, wo Vortrag, Anſchauung und Ausführung mit einander verbunden ſind. Dieſe müſſen wir haben, ſonſt bleibt Alles Stückwerk.

Kunſtmäßig und wiſſenſchaftlich wird die Landwirthſchaft von unſeren kultivirten Oekonomen gelehrt und gelernt, von unſerm gewöhnlichen Landmann aber nur handwerksmäßig. Wollen wir nun auf ihn einwirken, ſo müſſen wir wie bei andern Handwerken auch handwerksmäßig anfangen, und Kunſt und Wiſſenſchaft unmerklich nach und nach einſchieben, und Sinn und Liebe für dieſelbe bei ihm erwecken. Dieß geſchieht am leichteſten durch die Ausbildung der Jugend; aber auch hier ſtellt ſich ein großes Hinderniß entgegen, und zwar das, daß der Bauer nicht gern ſeinen Sohn außer dem väterlichen Hauſe neben einem bedeutenden Geldaufwand unterrichten laſſen wird. Dieſes kann jedoch dadurch gehoben werden, daß auf den dazu beſtimmten Anſtalten oder Schulwirthſchaften auf Koſten des Staats Freiſtellen für junge Bauernſöhne eingerichtet, und durch die Verwaltungsbehörden die einſichtsvollſten Bauern bewogen werden, 1½ bis 2 Jahr ihre Söhne einer ſolchen Wirthſchaft anzuvertrauen. Solche junge Leute nun, die bei der Lehranſtalt zu verſchiedenen Arbeiten, als zum Pflügen, Säen, Fahren und dergleichen können mitgebraucht werden, auch dabei die beſſere Handhabung und Vortheile der handwerksmäßigen Arbeit erlernen, und in der zweckmäßigen Behandlung und Führung der Ackerwerkzeuge nebenbei Anleitung bekommen, (der übrige Unterricht darf natürlich nicht dadurch beeinträchtigt werden) würden um ein Billiges zu unterhalten ſein, und etwa einen Aufwand von 80 Thlr. à Perſon erfordern.

Für den Anfang würde es genügen, in einigen Provinzen oder Kreiſen eine ſolche Anſtalt zu begründen, beſſer aber wohl in jedem Kreiſe von etwa 40 bis 50 Ortſchaften.

Dazu müſſen nun meiner Anſicht nach Domainengüter von mittler Größe, etwa 300 Caſſelſche Acker groß, ausgewählt werden. Die Lage dürfte 1) nicht zu den begünſtigten gehören,

und der Boden 2) von verſchiedener Güte und Beſchaffenheit, auch wo möglich verſchiedene Bodenarten in größeren Flächen vorhanden ſein. Wünſchenswerth wäre ebenfalls 3) wenn das Wieſenverhältniß zur Ackerfläche gering wäre, wie das bei ſo vielen Bauernwirthſchaften der Fall iſt, und die daher auch einen Grund darin zu finden glauben, daß ihre Wirthſchaften ſich nicht erheben können.

ad. 1. Daß die Lage nicht zu den günſtigſten gehören darf, iſt deßhalb nöthig, weil ſonſt der Bauer in minder guten Gegenden den Einwand machen wird, was da oder dort ausgeführt werde, paſſe nicht für ſeine Lage und ſei mithin für ihn nicht anwendbar ꝛc.

ad. 2. Daß der Boden verſchiedenartig ſei, würde die Anwendung verſchiedener Fruchtfolgen, die ſich am beſten für die oder jene Bodenart paſſen, erleichtern und als Muſter für verſchiedene Gegenden dienen.

ad. 3. Da, wie ſchon erwähnt, es vielen Bauernwirthſchaften in nicht beſonders wieſenreichen Gegenden (dieſe können ſich durch ſich ſelbſt leicht erhalten) an hinlänglichem Wieſenwachs gebricht, ſo würde für dieſe der Nutzen ſolcher Schulwirthſchaften von weſentlichem Nutzen ſein, indem ſie ſich da Raths erholen und die Ueberzeugung gewinnen können, daß auch ohne viele Wieſen durch zweckmäßige Fruchtfolgen die Fruchtbarkeit gehoben werden, und auf minder großer Ackerfläche, bei größerem Futterbau, dennoch mehr Getreide geerntet werden kann, was bis jetzt immer noch nicht genug beachtet worden.

Solche ausgewählte Güter verpachte man nun an einen wiſſenſchaftlich gebildeten und zu ſolchem Zwecke tüchtigen Landwirth um einen Normalpreis, der ihm geſtattet, ohne techniſche Gewerbe das Gut rein landwirthſchaftlich zu bewirthſchaften, um auch dem Vorwand zu begegnen, daß durch Branntweinbrennerei oder dergl. Gewerbe die Verbeſſerung hervorginge, und zugleich auch das Vorurtheil zu beſeitigen, als wäre bei Bewirthſchaftung eines Guts unmittelbar oder mittelbar, durch eine eigens dazu angeſtellte Gutsverwaltung, was auch zu koſtſpielig werden würde, Kräfte oder Mittel vorhanden, die jedem andern fehlten.

Mit dem Gange der Wirthſchaft wäre alſo das Intereſſe des Pächters enge verbunden, durch Pachtzahlung ſeine Intelligenz zur Vervollkommnung des Ganzen angeſpornt, es würden von

ihm nur ſolche Kulturplane ausgehen, die den höchſt möglichſten Reinertrag bezweckten, und denen unbedingt nachzufolgen wäre, und vor allen Dingen würde die Furcht vor allzugroßem Aufwand von Seiten der Regierungen beſeitigt ſein.

Die Kulturplane wären der Landesbehörde oder dem Landwirthſchafts-Vereine, mit den nöthigen Erläuterungen und Gründen verſehen, zur Prüfung und Genehmigung, etwa noch um das Einerlei bei mehreren ſolchen Schulwirthſchaften zu verhüten, vorzulegen.

Dieſe Schulwirthſchaften bedürften nun blos der Unterſtützung und Anſchaffung von Ackerwerkzeugen, und des Aufwandes von 3—400 Thlr., um jährlich 4—5 Lehrlinge koſtenfrei daſelbſt zu erhalten; mit einer Summe von 3000 Thlr. würden alſo 6 Anſtalten der Art ins Leben treten können.

Neben jenen Zöglingen würden ſich auch noch andere auf eigene Koſten einfinden, und ſo der unternehmende Pächter ſchadlos gehalten werden.

Ich führe hier als Beiſpiel das Inſtitut auf dem Hofe Rüſe in Norwegen an, wo für Bauernſöhne 10 Freiſtellen mit einem Lehrer, der Pächter iſt Mitlehrer, ſich beſinden und ſchon ſehr viel Gutes gewirkt worden. Im Jahr 1835 waren daſelbſt außer den 10 beſetzten Freiſtellen noch 10 andere Zöglinge, die auf eigene Koſten unterrichtet wurden.

Die aufzunehmenden Lehrlinge müſſen das Alter von 16—20 Jahren haben, nothdürftig leſen, rechnen und ſchreiben können, und mit dem gewöhnlichen Betriebe der Wirthſchaft etwas bekannt ſein.

Im Sommer würde im Praktiſchen und im Winter nebenbei in der Theorie Unterricht ertheilt werden, auch im Sommer noch Pflanzenkunde, Bodenkunde und dergl. nöthige Gegenſtände nicht verſäumt werden.

Der Pächter müſſe aber auf jeden Fall als Mitlehrer, wenn nicht als Hauptlehrer angeſtellt werden.

In das Detail des Unterrichts weiter einzugehen wird jetzt nicht nothwendig ſein; ich behalte mir ſolches auf die Zukunft vor, und lege nur meine Anſicht über das Ganze zur Beurtheilung dem ökonomiſchen Publikum hiermit vor.

Waldkappel in Kurheſſen *).

*) Aus Pohls Archiv 6. Heft. 1840.

Andeutungen und Grundzüge des neuen Feldbauſyſtems des Herrn Kollegienrath Dr. Schmalz, Profeſſor in Dorpat *).

„In manchem Untergrunde liegen bedeutende Schätze unbenutzt, die leicht gehoben werden können, und die Atmoſphäre iſt ein reich begabtes Gemeingut, wovon keine Steuern bezahlt werden; nur wenn wir jene Schätze heben und dieſes Gemeingut gehörig benutzen, ſind wir im Stande, den möglich höchſten Reinertrag aus einer gegebenen Bodenfläche zu ziehen und den Bodenreichthum bedeutend zu vermehren.“

Wir wiſſen ſchon lange, daß wir mit blätterreichen Gewächſen reiche Ernten von einem fruchtbaren Boden ziehen können und dabei doch die Ackerkrume noch an Fruchtbarkeit gewinnen kann; wir nennen darum ſchon längſt ſolche Gewächſe „Bodenverbeſſernde,“ dagegen die verſchiedenen Getreidearten „Bodenzehrende.“ Wir wiſſen ferner ſchon längſt, daß ein von Natur armer Boden eine ſehr große Maſſe von Holz gibt, und dennoch nach dem Abſchlagen deſſelben reicher an Humus befunden wird, als er war, da die Bäume auf ihm ſtanden. So wiſſen wir auch, daß auf manchem Boden der Klee einmal ſehr üppig wächst und eine reiche Ernte gibt, aber auf derſelben Stelle ſehr ärmlich gedeiht, ſobald er wiederholentlich raſch nach einander angebaut wird. Wir legen einen großen Werth auf den Wechſel der Gewächſe, indem vielfältig die Erfahrung gemacht worden war, daß, wenn zwei Getreidegattungen unmittelbar nach einander angebaut wurden, die zweite Ernte gewöhnlich niedriger ausfiel, als auf ganz gleichem Boden, wo zwiſchen zwei Getreidegattungen ein blätterreiches, tief wurzelndes Gewächs geſäet wurde, alſo die zweite Getreideernte doch das dritte Gewächs nach einer vorhergegangenen Düngung war. Wir ſuchten auch wohl die Haupturſache dieſer Erſcheinung, und ſo die Theorie des Fruchtwechſels in gar wunderlichen Dingen, ſogar in den Exkrementen der Pflanzenwurzeln; aber deſſenungeachtet kommt mir es vor, als ſei man im Pflanzenbau noch lange nicht auf dem rechten Wege und handle mit der Benutzung der uns ſehr freigebig dargebotenen Naturkräfte noch nicht weiſe genug. — Wir ſahen gewöhnlich viel zu einſeitig auf die Boden-

*) Aus Pohls Archiv 1840. 6tes Heft.

krume, waren froh, wenn wir dieſer nur von Zeit zu Zeit das wiedergeben konnten, was ſie uns in den aus ihr gezogenen Ernten gab. Viele finden ſich jetzt noch glücklich, wenn ſie nur recht große Flächen mit Getreide beſäen können, und ſind dabei höchſt beſcheiden in ihren Forderungen hinſichtlich des Körnerertrags.

Wer bloß Gewächſe mit flachgehenden Wurzeln, z. B. nur Getreide, baut und obenein nicht gehörig dafür ſorgt, daß dieſe ein möglich großes Blattvermögen ſich anſchaffen können, der benutzt das, was an Pflanzennahrung in ſeinem Untergrunde liegt, gar nicht und die ihn ebenfalls zur freien Benutzung gegebene Atmoſphäre nur ſehr ſchlecht. — Zu den Ernten, die er ſo ſeinem Boden abnimmt, mußte die Bodenkrume Alles geben, und darum iſt es kein Wunder, wenn ſie nach und nach erſchöpft wird, nach und nach ſchlechtere Ernten gibt, ſobald ihr nicht eben ſo viel Dünger wieder gegeben wird, als ſie an das auf ihr erbauete Getreide abgab. Je ärmlicher das ſo erbauete Getreide wuchs, deſto mehr entzieht es, im Verhältniß der Größe ſeiner Ernten, der Bodenkrume; denn nicht allein, daß es mit einem ſehr geringen Blattvermögen auch nur ſehr wenig aus der Atmoſphäre ziehen und auch nur unvollkommen ausgebildeten Blättern der Nahrungsſaft ausgebildet werden kann, ſondern es kann auch ein blattarmes und dabei dünnſtehendes Gewächs nicht den Boden gehörig bedecken, auch nicht das Verflüchtigen der im Boden entwickelnden, pflanzennährenden Luftarten verhindern.

Wenn aber ein Landwirth oder ein Gärtner mehrere Gewächſe baut, die tiefgehende Wurzeln und ein großes Blattvermögen erlangen; wenn derſelbe z. B. Klee, Luzerne, Rübſen, Raps, Rüben und andere Wurzelgewächſe baut: ſo werden damit die in der Tiefe liegenden Schätze, z. B. das Kali und andere pflanzennährende Stoffe, heraufgeholt und wieder produktiv gemacht. Je zahlreicher und üppiger die Blätter dieſer Pflanzen wachſen, deſto thätiger ſind ſie in der Atmoſphäre, deſto mehr Nahrungsſtoff ziehen ſie aus derſelben ein, deſto vollkommner werden dieſe in ihnen verarbeitet, deſto mehr dadurch die Wurzeln zur Thätigkeit angereizt, und deſto mehr verhindern ſie bei einem dichten Stande das Verflüchtigen nährender Stoffe aus der Ackerkrume. Zwar mußte dieſe, nämlich die Krume, der jungen Pflanze ſo viel geben, als dazu gehörte, um ſich ein bedeutendes Wurzel- und Blattvermögen anzuſchaffen; aber ſo viel als ſie

gab, erhält ſie ſelbſt dann wieder von den Pflanzen zurück, wenn dieſe abgeerntet werden; denn es fallen oft eine Menge Blätter ab und die Wurzelſtöcke bleiben ja doch auch im Boden zurück. — Aber ſehr bereichert wird die Bodenkrume, wenn die tiefwurzelnden, blätterreichen Gewächſe darauf abſterben und verweſen. — Wie weit es mit der Anhäufung des Humus auf dieſe Weiſe kommen kann, davon geben die reichen Steppen Südrußlands ein ſchlagendes Beiſpiel; ſeit Jahrtauſenden wuchſen dort blätterreiche Pflanzen, ſtarben ab und verweſten, und vermehrten in demſelben Verhältniß, in welchem ſie aus der Atmoſphäre und aus der Tiefe Nahrung eingezogen, den Humus in der Dammerde *).

Wir ſind daher im Stande, von einem fruchtbaren Boden mehrere ſehr reiche Ernten zu nehmen, ihn dabei doch noch zu bereichern und noch fruchtbarer zu machen, und ſo nicht allein ſicher hohe Renten vom angelegten Kapitale zu ziehen, ſondern auch das Kapital ſelbſt bedeutend zu vergrößern.

Es kann Fälle geben, in welchen man aus einer Ackerfläche dauernd den möglich höchſten Reinertrag größtentheils durch hochedle Thiere erlangt, doch verlangen freilich dieſe im Stalle ein gutes Bett, und zum Auffangen der zum Dung nöthigen Excremente iſt Streu erforderlich. Kann nun dieſe Streu nicht durch irgend etwas anderes erſetzt werden, muß ſie aus Getreideſtroh beſtehen, und kann dieſes nicht etwa mit Vortheil angekauft, nicht vielleicht von einem andern Gute herbeigeſchafft werden, dann wird freilich Getreide erbaut werden müſſen, wenn auch wirklich die für die Wirthſchaft nöthigen Körner wohlfeiler gekauft werden können.

So baute man z. B. im Elſterthale (bei Zeitz in Sachſen) und auf den angrenzenden Höhenfeldern ſchon lange größtentheils nur Klee, Erbſen, Kartoffeln, Raps, Rübſen, Hirſe, Kohl, Rüben, Möhren, Paſtinaken und Peterſilienwurzeln, Gurken, Zwiebeln und dergl. Gewächſe mehr auf dem Acker, aber nur auf ſehr kleinen Flächen Getreide, und zieht ſo eine ſehr bedeutende Grundernte. In Zangenberg, was in dieſem Elſterthale liegt, zog ich von 219 ſächſ. Ackern Feld und 50 Ackern

*) Hierbei erinnere man ſich an die Verſuche, welche der Profeſſor Hermbſtädt auf humusloſem Sandfelde bei Berlin anſtellte. D. H.

Wieſe viel über 5000 Thlr. Reinertrag, und ich mußte für dieſes Real 4200 Thlr. Pacht zahlen, wobei noch zu bemerken iſt, daß das Rittergut Zangenberg weder Fröhner= noch Schafweide=Gerechtſame hatte. In dieſem Thale wurden die Ländereien für einen ſehr hohen Preis gekauft, aber nicht etwa darum, weil der Boden eine bedeutende natürliche Fruchtbarkeit beſitzt, ſondern nur darum, weil man es verſteht, den Untergrund und die Atmoſphäre gehörig zu benutzen, und mit vieler Umſicht und Thätigkeit den Ackerbau betreibt *).

Auf meinem Gute Kußen in Preußen erbaute ich Anfangs noch nicht das dritte Korn, in den nächſtfolgenden Jahren durchſchnittlich nur das fünfte Korn im Roggen; der Ertrag ſtieg aber nach und nach bis zum 10ten Korn; und ſelten wird jetzt dort unter dem 9ten Korn in Roggen erbaut. Hauptſächlich darum ſtieg der Ertrag und überhaupt die Bodenkraft, weil ich den Untergrund und die Atmoſphäre ziemlich hoch in Anſpruch nehme; aber freilich baute ich nur auf ²/₅ der ganzen Ackerfläche, wozu trockne Wieſen und Weiden und ehemaliges Unland gezogen worden, Getreide.

Wenn aber bei einer ſolchen Bewirthſchaftung nur durchſchnittlich das 8te Korn in Roggen da gebaut wird, wo ehemals nur das 4te gebaut wurde, ſo braucht man ja nur eine halb ſo große Fläche zum Getreidebau, um doch dieſelbe Quantität Körner wie ehemals zu ernten.

Wir haben auch nur die Hälfte der Beſtellungskoſten für den Getreidebau nöthig, erzielen alſo das Getreide viel wohlfeiler und können bei niedrigen Preiſen ſchon darum ſicherer beſtehen; aber der Kartoffel=, Klee=, Erbſen= und Wickenbau können unmittelbar und mittelbar nur einen hohen Ertrag gewähren.

Um aber mit tiefwurzelnden und blätterreichen Gewächſen den Untergrund und die Atmoſphäre gehörig benutzen zu können, muß entweder die Bodenkrume ſchon eine natürliche hohe Fruchtbarkeit beſitzen, oder wir müſſen ihr einen gewiſſen Grad Fruchtbarkeit künſtlich verſchaffen, damit die darauf erbauten Gewächſe

*) Mit der hier von Hr. Dr. Schmalz veröffent. Anſicht, über Bodenverbeſſerung durch Pflanzen, ſtimmt die Kohlgärtnerwirthſchaft bei Leipzig überein. D. H.

in ihr ſo viel finden, als dazu gehört, ein bedeutendes Wurzel- und Blattvermögen zu erlangen.

Je mehr nach und nach bei der Befolgung meines Syſtems die Fruchtbarkeit des Bodens ſteigt, deſto kleiner kann dann die für den Bau des Getreides beſtimmte Fläche ſein, um doch die nöthige Menge Streu und eine bedeutende Quantität Körner zu erbauen. Darum werde auch ich in Kußen eine noch kleinere Fläche für den Getreidebau einräumen, da wir dort nur auf ſehr niedrige Getreidepreiſe rechnen können.

Wenn Vater Reichart 15 Jahre nach einander ohne friſche Düngung und ohne Brache gute Ernten aus ſeinem guten Erfurter Boden erzielte, ſo lag es weniger in dem Wechſel der Früchte, als darin, daß er größtentheils ſolche Gewächſe baute, mittelſt welcher der Untergrund und die Atmoſphäre gehörig benutzt wurden. Reichart gibt z. B. folgende Fruchtfolge an: 1) Kohlgewächſe; 2) Zwiebeln, Peterſilienwurzeln, Rettige, Wirſing, auch Salat; 3) Paſtinaken, Kohlrüben, Möhren; 4) Saflor, Mohn; 5) rothe Rüben, Möhren, Paſtinaken; 6) Saflor. Mohn; 7) Winterroggen oder auch Hirſe; 8) noch einmal Winterroggen oder auch Hirſe; 9) Gerſte, Sommerroggen, Futterbohnen, Erbſen; 10) Möhren; 11) Mohn, Saflor, Siebenzeiten, Schwarzwurzeln; 12) Roggen oder Gerſte; 13) Anis, Koriander, Schwarzkümmel; 14) Winterroggen; 15) Gerſte, Hafer, Sommerroggen, Kanarienſaat; 16) Erbsbohnen oder türkiſche Erbſen, und 17) Gerſte oder Hafer. Man ſieht hieraus, daß es doch eigentlich mit dem Wechſel der Gewächſe bei der Reichartſchen Fruchtfolge nicht gar zu weit her iſt, daß aber meiſtentheils tiefwurzelnde und blätterreiche Pflanzen gebaut wurden.

Ein gewiſſer Wechſel wird bei unſerem Syſteme Vortheile gewähren und ſogar nöthig ſein; ſo wird z. B. Klee auf derſelben Stelle, wo bereits alles Kali, wenn es die Pflanzen erlangen konnten, aufgezehrt wurde, nicht eher wieder gedeihen, als wenn wieder eine gehörige Menge Kali — was ja ſehr leicht auflöslich iſt und darum leicht aus der Krume ausgelaugt wird — in den Untergrund von oben gekommen iſt, dann wird ja auch für irgend ein nützliches Gewächs der Boden durch den vorhergegangenen Anbau eines andern beſonders gut vorbereitet,

weßhalb auch durch eine paſſende Wahl der Fruchtfolge Vortheile zu erlangen ſind.

Jedes Kind ſoll einen Namen haben; aber ich bin in Verlegenheit, für mein Syſtem einen paſſenden zu ſuchen, der ſo kurz wie z. B. „Fruchtwechſel“ oder „Koppelwirthſchaft“ iſt. Mag es vor der Hand heißen: „Das den Untergrund und die Atmoſphäre möglichſt benutzende Syſtem.“

Man nehme gefälligſt dieſes nur als vorläufige Andeutungen. Erläuterndes und manches Andere iſt zu finden in meiner Schrift, die bei den Gebr. Bornträger in Königsberg unter dem Titel: „Theorie des Pflanzenbaues, mit Beiſpielen aus der Erfahrung im Großen erläutert und beſtätigt; eine Anleitung für Landwirthe, Forſtmänner und Gärtner“ nächſtens erſcheinen wird.

Friedrich Schmalz.

Regeln für Bürger und Landleute zur Beförderung ihres Wohlſtandes.

Unter dem Titel: „Wirthſchaftspolitik,“ hat der Geheime Rath und Profeſſor Zachariä in Heidelberg, bekanntlich einer der ausgezeichnetſten Schriftſteller im Gebiete der Staatswiſſenſchaften, in ſeiner vor wenig Jahren erſchienenen Schrift: „Abhandlungen und Aufſätze aus dem Gebiete der Staatswirthſchaftslehre,“ einen Aufſatz geſchrieben, der die trefflichſten wirthſchaftlichen Regeln mit kurzen Erläuterungen enthält, und von welchem wir einen Auszug in unſerer Zeitſchrift um ſo eher mittheilen zu können glauben, als dergleichen, wenn auch nicht gerade als neue praktiſche Regeln, nicht oft genug geſagt, oder in's Gedächtniß zurückgerufen werden können. „Ich kann,“ ſagt der hochgeachtete Verfaſſer, „um das Anſehen meiner Rathſchläge zu befeſtigen, hinzufügen, daß ich mich in ökonomiſcher Hinſicht wohl befinde und noch beſſer befinden würde, wenn ich die Maxime, die dieſer Aufſatz enthält früher befolgt hätte.“

Die einzelnen Maximen oder Regeln ſind nun folgende:

1) Zeit iſt Geld.

Eine Lehre, welche, ſo oft ſie auch ſchon gepredigt worden iſt, dennoch nicht oft genug wiederholt werden kann! Das Be-

nutzen der Zeit iſt die Heerſtraße zum Reich werden. Das wußten ſchon unſere Voreltern ſehr wohl. Daher die Sprüchwörter: Früh auf, ſpät nieder, bringt verloren Gut wieder. — Morgenſtund hat Gold im Mund. — Man kann den Satz auch umkehren: Geld iſt Zeit — gleichſam in Subſtanz. Ob der Staat von ſeinen Unterthanen Geld, oder Arbeit, oder Naturalien, oder Fabrikate fordere, iſt an ſich eins. Aber indem er nur Geld von ihnen fordert, ſetzt er ſie in den Stand, von ihrer Zeit den vortheilhafteſten Gebrauch zu machen. Auch in dem Sinne iſt Geld Zeit, daß Geld die Macht iſt, über die Zeit Anderer zu gebieten.

2) Kaufe, wenn man dir eine Waare zum Kaufe anbietet; verkaufe, wenn man eine Waare von dir zu kaufen verlangt.

In dem erſtern Falle darf man den niedrigſten Preis zu bezahlen — in dem letztern den höchſten Preis zu erhalten hoffen. Ein ſehr reicher Kaufmann und Banquier wurde befragt, wie er es angefangen habe, zu ſolchem Reichthume zu gelangen; er antwortete, daß er ſeinen Reichthum der Befolgung dieſer Maxime verdanke.

3) Scheue mehr die kleinen Ausgaben, die täglich — als die großen Ausgaben, die nur ſelten wiederkehren.

Wer täglich einen Kreuzer mehr ausgibt, als er zu geben braucht, macht jährlich einen unnöthigen Aufwand von 6 fl. 6 Kr. Ausgaben dieſer Art werden am leichteſten zu einem Bedürfniſſe. Eine Gewohnheit läßt ſich am ſchlechteſten ablegen. Wer nicht einen Pfennig ſo lieb hat, wie einen Gulden, wird es nicht leicht dahin bringen, daß er einen Gulden wechſelt.

4) Ein kleiner Gewinn, den man oft macht, iſt beſſer, als ein großer Gewinn, den man ſelten macht.

Ein unbilliger Gewinn, ſei er auch noch ſo groß, iſt ſogar ein Verluſt. Denn wer die Unbilligkeit einſieht, kauft mir ſelten zum zweiten Male etwas ab. — Wer ſeine Grundſtücke gut verpachten will, der verpachte ſie niedrig.

5) Was beſſer iſt als eine Laus (warum ſollte das arme Thierchen nicht mit ſeinem ganzen Namen geſchrieben werden?), das nimm du klüglich mit in's Haus.

Es iſt wie mit dem Lernen. Man lerne, was man lernen

kann. Denn man weiß nicht, wo und wann man das Gelernte brauchen wird.

6) Wer ſich ohne Noth einen Vorrath anſchafft, iſt ein Verſchwender.

Denn ein ſolcher Vorrath iſt ein todtes Kapital, ein Kapital, das keine Zinſen trägt. Viele Brauchlichkeiten verlieren mit der Zeit an Werth, oder ihren Werth. Mit einem Vorrathe geht man ſelten haushälteriſch um. Man kann leichter kaufen, als verkaufen. Beſonders unräthlich iſt es, viel Geld im Hauſe zu haben. Vom Gelde läßt ſich nur unter der Bedingung ein Nutzen ziehen, daß man es ausgibt.

7) Wer nichts wagt, gewinnt nichts.

„Erſt wäg's, dann wag's!" ſagte ein deutſcher Herzog. — Buſch, ein Schriftſteller, aus deſſen Werken immer noch Viel zu lernen iſt, macht die Bemerkung, daß ein Kaufmann, der ſich gegen jede Gefahr zu ſichern ſuche, nicht reich werden könne, ja vielleicht Gefahr laufe, zu verarmen. — Freilich gehört die Frage, wie weit man im Wagen gehen ſolle, gegen welche Gefahr man ſich zu verſichern habe, nicht zu den leichteſten. Die Entſcheidung beruht meiſtens auf einer Wahrſcheinlichkeitsberechnung.

8) Es iſt beſſer, ein Gewerbe allein, als es in Geſellſchaft mit Andern zu betreiben.

Buſch macht die Bemerkung, daß Handelsgeſellſchaften nur ſelten gedeihen. Beſonders ſei man auf ſeiner Hut, wenn ein Gewerbsmann einen Geſellſchafter ſucht.

9) Der Hab' ich iſt beſſer, als der Hätt' ich.

Man rechne auf keine Einnahme, bis daß man ſie gemacht hat. Man weiſe keinen Schuldner ab, der Geld bringt. Wer weiß ob er wiederkehrt, oder wohin ſich das Geld verläuft, mit dem er zahlen wollte.

10) Der Hauswirth gehe bei dem Staatswirthe in die Lehre.

Es iſt eine vortreffliche Einrichtung der neuern Zeit, daß man die Einnahme und Ausgabe des Staates im Voraus nach einer Wahrſcheinlichkeitsrechnung anſchlägt und beide mit einander in's Gleichgewicht zu ſetzen ſucht, daß man einen Aus

gaben=Anſchlag entwirft. So ſollte ein jeder Hausvater von Jahr zu Jahr ſeinen Einnahmen= und Ausgaben=Anſchlag entwerfen. Dabei hat er nicht die außerordentlichen Ausgaben und, nach Befinden, die Tilgung ſeiner Schulden zu vergeſſen. Auch wird er wohl thun, wenn er (wie die Staatshaushalter zu thun pflegen) die Ausgaben zu hoch, die Einnahme zu niedrig anſchlägt. — Doch iſt zwiſchen dem Anſchlage des Staates und dem eines Privatmannes der Unterſchied: der Staatswirth muß die Einnahmen ſo hoch ſtellen, als die Ausgabe ſteht. Aber der Privatmann ſoll nur ſo viel ausgeben, als er einnimmt. — Ein Jeder ſtrecke ſich nach ſeiner Decke.

11) Eine jede Entdeckung oder Erfindung, welche einen Geld=Vortheil zu gewähren verheißt, ein jeder Verbeſſerungsvorſchlag dieſer Art verdient wenigſtens Prüfung.

Und die beſte Prüfung iſt die, daß man einen Verſuch mit der Entdeckung macht; denn der Vortheil neuer Erfindungen iſt oftmals mit der Lokalität, den Umſtänden und der Gegend verbunden, und daher nicht überall mit Nutzen auszuführen. — Daher hat der Landmann nicht ganz unrecht, wenn er nicht glaubt, ohne zu ſehen; denn nicht ſelten hat er die Mittel, Erneuerungen auf ſeine Gefahr zu verſuchen.

12) Erſparniſſe ſind Einnahmen.

Ich wäre ein reicher Mann, wenn ich das Papier hätte, das jährlich in Deutſchland ohne Noth zum Schreiben verbraucht wird. Ich verlange nicht etwa, daß weniger geſchrieben werden ſoll; dieſes wäre zu viel verlangt. Ich behaupte nur, daß eine weit geringere Maſſe hinreichen würde, um darauf Alles das zu ſchreiben, was in Deutſchland geſchrieben wird. — Ein Reiſender hatte einen Empfehlungsbrief an einen Kaufmann in Marſeille. Als er den Brief abgab, fand er den Kaufmann auf deſſen Geſchäftszimmer mit dem Abſchneiden und Sammeln des weißen Papieres, das ſich an Briefen ꝛc. ꝛc. befand, beſchäftigt. Er wurde von dem Kaufmanne zum Mittageſſen in ein anderes Haus eingeladen. Man kann ſich denken, mit welchen Erwartungen der Fremde die Einladung annahm und ihr entſprach! Aber er trat in einen Palaſt und wurde königlich bewirthet. Da ging ihm ein Licht auf. — Ein Ehemann, der nach Geld ge=

heirathet hat, macht nicht ſelten die Erfahrung, daß Wirthſchaftlichkeit die beſte Mitgift eines Weibes ſei.

13) Der iſt ein Thor, der ſich mit dem Verdienſte eines Taglöhners begnügt, wenn er Herrenlohn verdienen könnte.

Ein Pächter, der ein großes Landgut in Pacht genommen hatte, arbeitete Tag und Nacht, wie ein gemeiner Knecht. Nach wenigen Jahren war er zahlungsunfähig, obwohl er ein anſehnliches Wirthſchaftskapital auf das Gut mitgebracht hatte, auch nicht von Unglücksfällen betroffen worden war.

Ihm folgte ein anderer Pächter, der keine Hand anlegte, ſondern nur auf ſeinen Feldern und Wieſen herumritt und ſah, ob und wie gearbeitet wurde. Dieſem wurde von Vielen ein noch ſchnelleres Verarmen prophezeit. Aber er wurde während ſeines Pachtes ein reicher Mann.

14) Wer ſich verbürgt, muß zahlen.

Ich habe mich ein einziges Mal in meinem Leben verbürgt und habe auch richtig zahlen müſſen. Wer einen Bürgen verlangt, wittert Gefahr.

15) Haſt fremdes Geld du im Verwahr, droht deinem Hauſe Feuersgefahr.

Auch der reichſte Mann kann in eine augenblickliche Geldverlegenheit kommen. Die Hoffnung, daß man das, was man von dem anvertrauten Gelde nimmt, baldigſt erſtatten könne; der Gedanke, daß man nur borge und nicht entwende, kann auch den ſonſt ehrlichen Mann anlachen. Darum nehme man fremdes Geld nicht ohne Noth in Verwahrung. Man ſchaffe es, wie einen unwillkommenen Gaſt, aus dem Hauſe, ſobald man kann.

16) Schlage bei einer Spekulation eher den zu hoffenden Gewinn, als den zu beſorgenden Verluſt zu niedrig an.

Denn man hat bei einem Voranſchlage dieſer Art ſich ſelbſt zu fürchten, d. h. das ungemeſſene Vertrauen, das der Menſch zu ſeinem Glücke hat. (Wie könnten ſich ohne dieſes Vertrauen Lotterien erhalten?) Beſonders kann die vorliegende Maxime denen nicht dringend genug empfohlen werden, welchen von Andern der Vorſchlag zu einer Spekulation gemacht wird. Dieſe haben gewöhnlich den Stein der Weiſen gefunden. Uebrigens

kann dieſe Maxime auf alle Berechnungen der Zukunft ausgedehnt werden.

17) Zahle nur gegen Quittung.

Es iſt um Lebens und Sterbenswillen! ſagt ein deutſches Sprüchwort. Doch auch unter den Lebendigen iſt die Vorſicht, nur gegen Quittung zu zahlen, ſehr rathſam. Denn für zwei Dinge hat man ein ſchwaches Gedächtniß: daß man ſchon bezahlt worden iſt, daß man noch nicht gezahlt hat.

18) Fürchte die Augen der Menſchen.

Sie können dich zu Grunde richten, und ſie haben ſchon Viele zu Grunde gerichtet. Aller Prunkaufwand iſt ein Opfer, welches man ihnen bringt. Auch die eigenen Augen ſind Mäuler. Was man an Andern ſieht, will man nachthun.

19) Ein guter Herr, ein guter Diener.

Ein guter Diener iſt ein Schatz. Aber Treue und Anhänglichkeit läßt ſich nicht erzwingen, ſondern nur verdienen. Wer ſeine Dienſtleute als Freunde behandelt (ſie können ſeine beſten Freunde ſein,) braucht dennoch nicht für ſein Anſehen zu fürchten. Wer zu befehlen verſteht (eine leichte Kunſt,) findet dennoch Gehorſam, und mehr als ein Anderer, den nur das Glück zum Herrn gemacht hat. (Daher iſt es mehr, als zweifelhaft, ob es zu billigen ſei, wenn man durch die Polizeigeſetze eine Scheidelinie zwiſchen Dienſtherrſchaften und Dienſtboten zu ziehen ſucht.) Darum iſt es ſo wichtig, wenn man Jemanden in ſeine Dienſte nehmen will, eine gute Wahl zu treffen. Meine Großmutter hatte die eigne Mode, wenn ſie eine Magd in ihren Dienſt nehmen wollte, diejenige zu prüfen, welche ſich zu dem Dienſte meldete. Sie gab ihnen zu eſſen. Wie der Menſch ißt, ſo arbeitet er. — Eben ſo iſt es rathſam, mit Dienſtboten ſo ſelten als möglich zu wechſeln. Darum ſprach jene Magd, welcher von ihrer Dienſtfrau der Dienſt aufgekündigt wurde, ein ſinniges Wort, als ſie ihr antwortete: „Behalten ſie mich immer, eine Andere iſt noch ſchlechter, als ich bin.“

20) Ordnung iſt die Seele der Wirthſchaftlichkeit.

Aber unter dem Geſetze der Ordnung iſt ſehr viel begriffen; daß man Alles zu ſeiner Zeit thue; daß man Nichts ohne Noth aufſchiebe, (was heute noch zu thun, verſpare nicht auf morgen!)

daß man den Stand ſeines Vermögens in jedem Augenblicke überſehen könne; daß man ſeine Wirthſchafts- und Handlungspapiere gehörig aufbewahre und ſondere u. ſ. w.

21) Man arbeite nicht zu viel. Man gönne ſich und Andern auch Feiertage und Freiſtunden.

Wir verdanken dem Chriſtenthume auch das, daß es jeden ſiebenten Tag zu einem Ruhetag geweiht hat. Nach der Arbeit iſt gut ruhen, ſagt das Sprüchwort. Aber ebenſo iſt auch nach der Ruhe gut arbeiten.

22) Pflanze viel, baue wenig.

Ein Schottländer gab auf ſeinem Sterbebette ſeinem Sohne den Rath, Obſtbäume zu pflanzen, wo er ſie und ſo viel er nur pflanzen könne. „Während du ſchläfſt“ ſetzte er hinzu, „wachſen ſie.“ (Doch brauchſt du nicht zu ſchlafen, damit ſie wachſen, kann man hinzuſetzen.) Daß Gebäude nicht wachſen, weiß Jeder. —

23) Man verliere nicht gleich den Muth, wenn ſchwere Zeiten kommen.

Vielleicht wechſeln in keinem Geſchäfte die guten und ſchlimmen Zeiten ſo häufig, als in dem des Landmannes. Und doch wird man faſt immer finden, daß die Natur, was ſie mit der einen Hand verſagt, mit der andern gibt. Wenn in einem Jahre die Früchte nicht gedeihen, gedeiht deſto beſſer das Futter u. ſ. w.

Auch in den Gewerben, in welchen nur der Menſch und nicht die Natur mit ihm arbeitet, bieten ſich faſt immer Mittel und Gelegenheiten dar, wenn das eine oder das andere Gewerbe leidet, oder eingeht, das zerſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Wer dann mit Aufmerkſamkeit um ſich ſieht, wird leicht auf die Herſtellung oder Anſchaffung eines Handelsartikels fallen, der Zeitgemäß in ſein Fach einſchlägt und gern geſucht wird, und hierin mag er ſich wieder zu entſchädigen ſuchen; denn wer gleich Alles verloren gibt, der hat ſchon Alles verloren. Wohl dem, der dann das Talent und den Entſchluß hat, wenn es ihm in ſeinem bisherigen Berufe mißlingt, raſch zu einem andern überzugehen. In den Vereinigten Staaten verſteht man ſich ganz beſonders auf dieſe Kunſt.

24) Wer da will, daß das, was er ſauer verdient, und mühſam erſpart hat, nicht von ſeinem Sohne leichtſinnig verthan werde, der gebe dieſem frühzeitig Geld in die Hände.

Nur zu oft hat ein guter Wirth einen Verſchwender zum Sohne. Nicht weniger iſt auf den Enkel zu rechnen. Denn nur der kennt den Werth des Geldes, der das Geld erworben hat. Ererbtes Geld gleicht einem Lotterie-Gewinne; wie gewonnen, ſo zerrinnt es. — Nun kann man zwar die Frage: Was muß der Vater thun, daß ihm der Sohn in der Wirthſchaftlichkeit nacharte? kurz mit der Antwort abfertigen. Er muß ihn gut erziehen. Aber eine gute Erziehung kann im Allgemeinen gut zu nennen ſein, und dennoch dem beſondern Zwecke, das Kind zu einem guten Wirthe zu bilden, nicht entſprechen. Das kann um ſo mehr der Fall ſein, da einerſeits der Sohn nicht immer zu beurtheilen vermag, was und wie viel der Vater arbeite und ſchaffe, und da anderſeits Eltern geneigt ſind, ihre Kinder für einen höhern oder weniger beſchwerlichen Stand, als der ihrige iſt, zu erziehen. Hat man dem Kinde Geld zu einem freiwilligen Gebrauche anvertraut, ſo habe man ein wachſames Auge über die Anwendung deſſelben. Man halte das Kind vom Geize ab, gewöhne es zu einer nützlichen Sparſamkeit und halte auf eine zweckmäßige Verausgabung des Geldes. —

Vermiſchtes Land- und Hauswirthſchaftliches.

Samenwechſel. — In Amerika hat man beobachtet, daß aus Deutſchland bezogener Klee- und Leinſamen, ja ſelbſt Kartoffeln beſſer gedeihen und mehr Ertrag haben, als einheimiſche. Es werden daher jetzt viele Sämereien für Amerika in Deutſchland aufgekauft. Ueberhaupt iſt durch Samenwechſel überall Vortheil zu erlangen, und beſtändiger Anbau eines auf demſelben Boden gezogenen Samens erinnert an den analogen Nachtheil wiederholter Familienheirathen. (A. Z. f. L. u. H.)

Altshauſen in Würtemberg. — Im letzten Herbſte lieferte der erſte Anbau von Runkelrüben höchſt günſtige Reſul-

tate, indem von einem halben würtemberg. Morgen bis 188, und im Durchſchnitt 125 Centner gewonnen wurden. Bei dem herrlichen Viehfutter, welches dieſe Pflanze in den letzten 8 Wochen ihrer Reife liefert, und bei dem Preiſe von 30 kr. pr. Centner Rüben wird ohne Zweifel der Anbau künftig erweitert werden. (A. Z. f. L. u. H.)

Reinlichkeit im Milchweſen macht reich. — Ein Schweizer hatte in der Nähe von London eine Milchwirthſchaft. Er machte viel Aufſehen durch den ganz vorzüglichen Geſchmack der Milch ſeiner Kühe und bekam deßhalb ſolchen Zuſpruch, daß es ihm unmöglich war, ſelbſt zu den höchſten Preiſen die viele Nachfrage zu befriedigen. Er zog große Verwunderung auf ſich, weil es Niemand begriff, warum ſeine Milch ſo ausgezeichnet wohlſchmeckend war, ohne ihm ſein Geheimniß zu entlocken. Erſt als er großen Reichthum erlangt hatte, veröffentlichte er ſein Verfahren, bei welchem die ängſtlichſte Reinlichkeit jeder erdenklichen Art, vor Allem aber der beſtändige Luftwechſel im Stalle und allen Localitäten die Hauptſache war.

Ob dieſer Schweizer wohl viel Nachahmer finden wird?

(Pohl. A. d. t. L.)

Beurkundung der Fortſchritte in der Seidenzucht. — Wir fahren fort, die Fortſchritte der Seidenzucht in Europa und beſonders in Teutſchland nachzuweiſen. Man bemerkt, daß ſo zu ſagen die allgemeine Aufmerkſamkeit dafür gewonnen iſt; beſonders vernimmt man ſehr erfreuliche Nachrichten von vielen Anpflanzungen von Maulbeerbäumen. Am großartigſten treten die Fortſchritte in Baiern, Oeſtreich und Preußen hervor. Auch im Königreiche Sachſen vermehren ſich die Liebhaber und Beförderer der Seidenzucht. Die Aufmunterung und Unterſtützung von Seiten der das Nützliche ſo gern befördernden Regierung haben wohlthätig gewirkt. Werden nur erſt unſere jungen Anpflanzungen mehr belaubt ſein, worauf man mit Ungeduld wartet, ſo werden wir uns einer namhaften Quantität Seide erfreuen.

In Frankreich, wie wir aus öffentlichen Blättern vernehmen, findet man überall, von der Bretagne bis Toulon, den größten Eifer in der Kultur des Maulbeerbaumes, der Einrichtung von Seidenhäuſern nach chineſiſcher Methode, ſyſtematiſche Verſuche über alle Theile der Kultur, Einführung beſſerer Me-

thoden im Abwinden der Konkons, und große Bereitwilligkeit der Regierung, der Departements und der Kommunen in Beförderung dieſes reichen Gewerbszweiges. Man ſchlägt jetzt die Maſſe der in Frankreich gewonnenen rohen Seide im Werthe auf 100 Mill. Franken an, die eingeführte auf 60 Mill. und das Produkt der Seidenmanufakturen auf 400 Mill. — Die Bandfabrik von St. Etienne beſchäftigt jetzt 27,500 Perſonen beiderlei Geſchlechts. Die verarbeitete Seide beträgt 5750 Ballen jährlich, jeder zu 70 Kilogram und zu einem Betrage von 23 Mill. 385,600 Franken. Die Geſammteinnahme iſt 37,417,000 Fr. Täglich werden 350,600 Ellen auf 23,500 Webeſtühlen gemacht. Sogenannte Fabrikanten oder Unternehmer gibt es 200.

Wie ſchnell die Seidenzucht Fortſchritte machen kann, beweiſet ſich in Ungarn. 1836 wurden 155,351 Pfund Seide gewonnen und man zählte 933,269 Maulbeerbäume; 1837 erzeugte man 261,535 Pfd. Seide und die Zahl der Maulbeerbäume war 1,338,643 Stück. Man hofft daraus eine erfreuliche Progreſſion. (Pohls A. d. t. L.)

Ein für das Rindvieh sehr vortheilhaft einzurichtendes Winterfutter. (Aus der landwirthſchaftl. Dorfzeitung.) — Ein mehrjähriger Futtermangel machte es mir zur Nothwendigkeit auf eine zweckentſprechende Fütterungsart zu denken.

Ich ließ deßhalb für 20 Stück Rindvieh täglich 80 Pfd. Kartoffeln ganz klar zerſtoßen, wozu 15 Pfd. Gerſtenſchrot mit einem Zuſatz von 4 Pfd. Salz gefügt wurden. Dieſe Miſchung kam in 2 Kübel, welche mit 7 Eimer kalten Brunnenwaſſer angefüllt waren, wurde gehörig umgerührt und blieb, um ſie nicht ſauer werden zu laſſen, nur 10 bis 12 Stunden in denſelben ſtehen, wurde aber während dieſer Zeit noch einigemal umgerührt. Statt, daß ich ſonſt erwärmtes Brunnenwaſſer zur Abbrühung des aus Stroh beſtehenden Häckerlings anwandte, ließ ich jetzt die erwähnte Miſchung in einer Blaſe abkochen und dann mit derſelben den Häckerling in den Futterkufen Früh und Abends abbrühen, dieſe mit einem Deckel wohl verſchließen und zur beſtimmten Fütterungszeit dem Viehe geben. Es iſt zum Bewundern, wie gern das Vieh dieſes Futter verzehrt und wie gut es demſelben zuſagt.

Bei meiner frühern Fütterungsweiſe brauchte ich mehr als noch einmal ſoviel Kartoffeln und Schrot und dennoch wollte das Vieh das Futter nicht gern freſſen und magerte ſehr ab.

Es wäre zu wünſchen, daß auch andere Landwirthe einen Verſuch mit dieſer Fütterungsmethode machten, und den Erfolg davon zu ſeiner Zeit in dieſen Blättern mittheilten.

Ereimar. Heß.

Vermehrung der landwirthſchaftlichen Lehrſtühle in Frankreich. — Während man auf einer deutſchen Univerſität vorſchlägt, das Profeſſorat der Landwirthſchaft eingehen zu laſſen, vermehrt man dieſelben in Frankreich. Lyon hat jetzt ein ſolches Profeſſorat erhalten, das ſchon früher die Univerſitäten in Paris, Rouen, Toulouſe, Beſançon und Bordeaux beſaßen. Das Echo du monde Savant macht dabei eine witzige Bemerkung. Da, wo das Syſtem der großen Landgüter herrſcht, liebt man ſolche Profeſſorate nicht, wegen ihrer Vorliebe für die fortgehende Bodenvertheilung; doch will man bemerkt haben, daß in Folge der Vorträge der Profeſſoren die kleinen Landgüterbeſitzer, beſonders des Südens gartenmäßiger und mit dem Spaten ihre Felder zu beſtellen anfangen, und daß ſeitdem mehr junge gebildete Männer in Frankreich als Pächter und Eigenthümer kleiner Landgüter mit mäßigem Kapital ein mäßiges Familienglück zu begründen anfangen. Einer der wichtigſten Schritte der Regierung muß dieß befördern, damit weniger Perſonen ſich brodloſen Künſten, thörichten politiſchen Börſenſpekulationen ergeben, und ſtolz lieber durch Arbeit und Bodenverbeſſerung einer intenſiv-vollkommenen Landwirthſchaft ihr Familienglück begründen wollen, als im Sittenverderbniſſe der großen Städte. Der Boden wird keineswegs unfruchtbarer durch die Zerſtückelung, welche am weiteſten im Elſaß getrieben wird, ſondern weil die kleinen Beſitzer ihren Boden eben ſo nachläßig als die großen Landgüterbeſitzer verbeſſern. Je ſüdlicher die Departements in Frankreich gelegen ſind, je nothwendiger iſt es, daß der Spaten im Anbau den die Erde ſtets ſchlecht miſchenden Pflug erſetzt. Wäre z. B. das ſüdliche Frankreich eben ſo ſehr in kleine Landgüter vertheilt, als das nördliche, ſo würde dort die Seidengewinnung viel allgemeiner ſein; denn die großen Beſitzer im ſüdlichen Frankreich glauben ſich beſſer zu ſtellen, wenn ſie die Blätter des Maulbeerbaumes

den armen Erziehern der Seidenwürmer theuer verkaufen, als wenn ſie ſelbſt Seidenwürmer erziehen. Das kälteſte der ſüdlichen Departements, das Gebirge der Cevennen hat von Alters her den meiſten Seidenbau. Man ſieht alſo, daß die Seidenwürmer mehr Reinlichkeit als Wärme in ihrer Pflege bedürfen, und unter den ſüdlichen franz. Bauern iſt der Bauer der Cevennen eben ſo reinlich als genügſam. (Rüder landw. Ztg.)

Getreidehandel nach Großbritannien. — Wegen der geſegneten Ernte an Getreide in Nordamerika und des niedrigen dortigen Getreide- und Mehlpreiſes iſt es möglich, beides mit Vortheil, ſogar bei dem jetzigen Zoll auf eingeführten Weizen in Großbritannien einzuführen. In ſolcher Lage iſt, bei der wenigſtens mittlern Ernte in Großbritannien, eine Getreide-Einfuhr in dieſem Jahre nach England, außer etwa in Gerſte und Hafer, völlig undenkbar. Auch ſind dieſe beiden letztern Artikel in Nordamerika wohlfeil genug, um eine Ausfuhr nach Großbritannien unter den jetzigen Zöllen zuzulaſſen, aber wegen der langen Seereiſe der Gerſte und des Hafers, welche leicht eine Anfeuchtung und daher ein Verderben derſelben veranlaſſen kann, iſt es unwahrſcheinlich, daß man darin Spekulation fremden Getreides von Amerika aus wagen wird; alſo nur darin bleibt für Deutſchland einige Ausfuhrhoffnung übrig, aber auch dieſe iſt jetzt nur noch ſehr fern.

Da das mittlere Rußland wenig bedarf, ſo iſt, wenn auch dort Hungersnoth herrſcht, dahin auf Ausfuhr anders als aus dem Hafen von Lübeck mit finniſchen Schiffen als angenehme Rückfracht wenig zu rechnen. Alſo wird ſelbſt Holſtein und Mecklenburg den Mangel in Mittelrußland völlig heben können. Aus ſpeciellen Urſachen beſuchen die finniſchen Schiffe vor allen übrigen Häfen des baltiſchen Meeres um Kaufs- und Verkaufswillen beſonders die Rhede von Travemünde, wo ſie von Alters her in ihren kleinen Unternehmungen Kredit im Nothfall finden, aber nicht ſo anderswo, wo ihre Perſönlichkeit nicht ſo bekannt iſt. (Rüder landw. Ztg.)

Ernteberícht aus Mainz. Ende Juli 1840. — Unſere Erwartungen von der Winterernte waren immer ſanguiniſch, und ſind Gott Lob nicht getäuſcht worden. Aber es war auch ein Glück, daß es ſo kam; denn in unſerer fruchtbaren Provinz Rheinheſſen waren die Brotfrüchte ſo ſehr aufgezehrt, daß wir

einige Tage lang Theurung hatten, wie zu Zeiten völligen Mißwachſes. Nun iſt das Korn faſt alles geſchnitten und eingeſcheuert; die letzte regneriſche Witterung hat die Körner vollkommen und mehlreich gemacht; es iſt ein wahrer Segen in dem dießjährigen Roggen. Eben ſo günſtig ſiehts mit den Weizen- und Gerſtenfeldern aus, und nur trockne und warme Witterung iſt nöthig, um die Ernte ganz heim zu bringen. Die Kartoffelpflanzungen laſſen ebenfalls nichts zu wünſchen übrig, und dieſe für die ärmere Klaſſe ſo heilſame Frucht wird dießmal in ungewöhnlichen Quantitäten geerntet werden. Der Winterraps dagegen iſt als durchaus verloren zu betrachten, und man kann wirklich ſagen, daß es dieſes Jahr in unſerer Gegend keinen Raps gibt: allein aus nachbarlichen Gegenden vernehme ich, daß das letzte fruchtbare Wetter auf die nicht umgepflanzten Rapsfelder ſo vortheilhaft einwirkte, daß ſich der Landmann wenigſtens noch eines kleinen Ertrags erfreut. Obſt gibt es in ſchwerer Menge, und diesmal wird wahr, was der gemeine Mann zu ſagen pflegt, daß man bei ſtarker Obſt- und Kartoffelernte keine hohen Brodpreiſe zu fürchten hat. Was endlich den Weinſtock betrifft, dieſe Quinteſſenz der landwirthſchaftlichen Beſtrebungen unſerer Rheinprovinz, ſo hatte dieſer ſchon Ende Juni ſeine Blüthe überſtanden, aber leider ſo ungleich, daß eine Ausleſe diesmal ſicherlich nöthig wird. Dieſe ungleiche Blüthe wurde ebenfalls durch die naſſe Witterung bedingt, wodurch auch etwas Sauerwurm erzeugt wurde. Indeß hängen die Reben ſo voll, daß wenigſtens die Quantität geſichert iſt, während die Qualität des dießjährigen Weins von der geringern oder größern Hitze im Auguſt, (dem Kochmonate) abhängen wird. Gut wärs, wenn es ſehr warm und trocken würde, denn unſern Weinbauern thut wirklich einmal wieder ein erträglicher Jahrgang Noth, da die letztern gar zu erbärmlich waren.

(Beyers allgem. Ztg. f. L. u. H.)

Erntebericht aus Thüringen vom 20. Auguſt 1840. — Obgleich die Witterung bisher ſehr günſtig war und auf die Vegetation und Fruchtbarkeit die häufigen Gewitterregen, oft mit Hagel begleitet, ſehr vortheilhaft einwirkten, ſo iſt doch unſere Ernte keineswegs zu den geſegnetſten zu zählen. Weizen, Raps, Rübſen und Futterkräuter haben durch den Froſt ſehr gelitten, und nur der Roggen, der faſt ſämmtlich eingebracht iſt, hat einen

befriedigenden Ertrag gegeben. Die Ausſicht auf die Kartoffelernte iſt nicht günſtig; auch der Weinſtock verſpricht nicht viel. Die Oelpreiſe ſind ſehr in die Höhe gegangen. Die Heuernte war ſehr ergiebig, Grummet (Oehmd) wird nicht viel gebaut werden. Obſt aller Arten gibt es in Menge, was für den Landmann, der größtentheils auf den Ertrag deſſelben angewieſen iſt, um ſo erfreulicher ſein muß, als wir viele Jahre lang kein Obſt gebaut haben und der Landwirth ziemlich verarmt war. Großen Schaden haben im verfloſſenen Frühjahr die Maikäfer an dem Laubholze angerichtet. In den herrſchaftlichen Wäldern thut die Nonne unermeßlichen Schaden, und es müſſen ganze Diſtrikte des ſchönſten Holzes abgeſchlagen werden. Die bis jetzt arg graſſirende Raude hat ganze Schäfereien aufgerieben, ohne daß man dieſer Seuche Einhalt thun konnte.

(Beyers allgem. Ztg. f. L. u. H.)

Ernteberichtaus Altenburg im Auguſt 1840. — Unſere Ernte, die größtentheils namentlich in dem Wintergetreide beendigt iſt, iſt eine ganz vorzügliche zu nennen und nur die Winterölfrüchte und die Hülſenfrüchte haben einen nicht unbedeutenden Ausfall gegeben, weßhalb auch die Oelpreiſe fortwährend im Steigen begriffen ſind, da aus allen Ländern Klagen über eine Mißernte an Oelſämereien ertönen; da die Sommerfrüchte ſehr ſchön ſtehen, ſo iſt zu hoffen, daß nach erfolgter Ernte derſelben die Preiſe des Oels wieder herunter gehen werden. Unſere Heuernte war dießmal, weil im vergangenen Jahre die Pleiße nicht ausgetreten war, keineswegs brillant, und da auch der zweite Kleeſchnitt nicht viel Futter gegeben und die Ausſichten auf die Grummet- und Kartoffelernte nicht die günſtigſten ſind, ſo dürfte es theilweiſe an Futter für den Winter fehlen, und die Produkte der Viehzucht werden einen hohen Preis annehmen. — Die Getreidepreiſe haben ſich bis jetzt unerſchütterlich auf ihrer Höhe gehalten, theilweiſe wohl eine Folge, daß die Getreideeinfuhr nach Rußland freigegeben iſt; auch die Nachrichten aus England, daß daſſelbe bedeutende Einkäufe an Weizen auf dem Kontinente machen werden, mögen dazu beigetragen haben.

(Beyers allgem. Ztg. f. L. u. H.)

Gewerbe und Handel.

Eiſenbahnen und die Fahrten darauf, mittelſt der Dampfmaſchinen.

Wie ſchnell und bequem fahren wir heutiges Tages ſchon auf unſern gewöhnlichen Straßen, in Vergleich mit dem Fahren auf den Straßen vor hundert und noch weniger Jahren! Während z. B. diejenigen unſerer Poſtwagen, welche wir Eilwagen nennen, faſt überall eine Meile oder zwei Stunden in einer Stunde zurücklegen können und die in dem Wagen ſitzenden Menſchen dabei nicht durch Stöße leiden, ſo bedurften umgekehrt die ehemaligen Poſtwagen auf den alten Straßen oft über zwei Stunden, um eine halbe Meile oder eine Stunde zurückzulegen, und dabei wurden die Glieder der Paſſagiere durch die argen Stöße, die ſich bis zu ihnen hinpflanzten, ſo zermalmt, daß ſie mehrere Tage lang ſich faſt nicht rühren konnten, oder doch unangenehme Empfindungen davon hatten. Jenes ſchnelle und bequeme Fahren verdanken wir hauptſächlich der Vortrefflichkeit unſerer jetzigen Chauſſeen, aber auch der guten Einrichtung unſerer jetzigen Wagen. Und nun gibt es ſeit mehreren Jahren ſogar Eiſenwege oder Eiſenbahnen, worauf ohne Pferde durch die Kraft einer Dampfmaſchine eine lange Wagenreihe, nämlich acht, zehn, zwölf und mehr an einander hängende, zuſammen oft mit mehreren hundert Menſchen beſetzte und noch dazu mit Güter befrachtete Wagen in einer Stunde wenigſtens 4 deutſche Meilen oder 8 Stunden weit fortbewegt werden. Das geht alſo wie im Fluge und ſo ſanft, daß man die Bewegung oft gar nicht fühlt.

Wie ſieht denn eine Eiſenbahn aus? und was für Bewandniß hat es mit dem Fahren darauf, vermöge einer Dampfmaſchine, welche die Stelle der Pferde vertritt, aber die Wagen wenigſtens viermal ſchneller fortbewegt, als die beſten und willigſten Pferde dies auf der beſten Chauſſee zu thun vermöchten? Durch folgende Belehrungen werden dieſe Fragen auf das Deutlichſte beantwortet werden.

Wirft man eine Kugel, oder eine Walze, oder einen andern rollenden Körper mit einer gewiſſen Gewalt auf einen recht rauhen Boden, z. B. auf den gewöhnlichen Erdboden hinaus, ſo wird ſeine Bewegung durch die Rauhheiten des Bodens, die ſeiner Bewegung Hinderniſſe in den Weg legen, bald wieder aufhören. Wirft man denſelben Körper mit derſelben Gewalt auf einen glatten Boden hinaus, ſo dauert ſeine Bewegung länger, und viel länger, wenn der Boden recht dicht, hart und glatt iſt, z. B. auf einen gefrornen Teiche. Und ſo würde es auch ſein, wenn man ihn auf einer blanken Fläche von Metall hinwürfe.

Jede Laſt, welche auf einer horizontalen (waagrechten) Ebene liegt, wird ganz von dieſer Ebene getragen. Schiebt oder zieht man die Laſt auf der Ebene hinaus, ſo hat man begreiflich nichts mit der Hebung der Laſt zu thun; man hat nur den Widerſtand zu überwältigen, welcher von der Reibung herrührt, den die Laſt auf der Ebene bewirkt. Die Reibung zweier auf- oder aneinander ſich bewegender Körper entſteht nämlich aus den Rauhheiten der einander berührenden Flächen, die Rauhheiten ſelbſt aber beſtehen aus Erhabenheiten und Vertiefungen dieſer Flächen. Solche Erhabenheiten und Vertiefungen greifen nun bei den ſich berührenden Körpern in einander; und bei der Bewegung des einen Körpers über dem andern müſſen ſtets die Erhabenheiten aus den Vertiefungen herausgehoben, dabei auch wohl umgebogen, zum Theil auch abgeriſſen werden. Eben dazu gehört nun die Kraft, welche eine Laſt auf einer horizontalen hinbewegt. Wären jene Rauhheiten gar nicht da, ſo würde eine äußerſt geringe Kraft die ſchwerſte Laſt auf einer waagrechten Ebene fortbewegen können, ſobald nur erſt ihre Trägheit (ihr Beſtreben in Ruhe zu bleiben) überwältigt wäre; mit dem kleinen Finger würde man dann im Stande ſein, eine tauſend und mehrere tauſend Centner ſchwere Laſt auf jener Ebene in Bewegung zu erhalten; aber ſchon von ſelbſt würde ſich die Laſt auf einer ſolchen Ebene hinunter bewegen, wenn die Ebene nur ſehr wenig ſchräg wäre.

Leicht einzuſehen iſt es nun, daß zur Bewegung einer Laſt auf einer Ebene deſto mehr Kraft gehört, je mehr und je größere; und deſto weniger Kraft, je weniger und je kleinere Rauhheiten (Erhabenheiten und Vertiefungen) da ſind, die in einander faſſen und durch die Kraft von einander entfernt wer-

den müſſen. In der Regel nimmt man an, daß die Kraft, welche eine Laſt, ohne künſtliche Erleichterungsmittel (ohne Hebel, ohne Räder, ohne Rollen u. dgl.) auf einer nicht blanken, aber auch nicht zu rauhen horizontalen Ebene fortſchiebt, ein Drittheil von der Größe der Laſt, folglich 100 Pfund betragen muß, wenn die Laſt 300 Pfund ausmacht. Iſt die Ebene hart, glatt und blank, ſo gehört viel weniger Kraft dazu, und um ſo weniger, je härter, glatter und blanker die Ebene iſt.

Jetzt denke man ſich einmal einen Wagen auf der Chauſſee. Pferde hätten dann auf einer waagrechten völlig harten, glatten (ſpiegelblanken) Chauſſee, vorausgeſetzt, daß ſie auf einer ſolchen laufen könnten, faſt gar keine Kraft anzuwenden, um den Wagen darauf fortzubewegen. Eine vollkommen glatte Fläche gibt es in der Natur gar nicht; doch kann man durch Anwendung mancher künſtlichen Mittel einer ſolchen Vollkommenheit näher und näher kommen. — Leicht kann man hieraus nun ſchließen, daß die Pferde auf einer Ebene deſto weniger Kraft anzuwenden, folglich deſto weniger zu ziehen haben, je härter und glatter die Chauſſee iſt, je weniger Höcker und Rauhheiten ſie beſitzt. Aber die beſten Chauſſeen ſind noch immer auffallend rauh; von Blankheit der Chauſſeen, deſſen Deckmaterial kleine Steine, Kies und Sand ſind, kann natürlich keine Rede ſein. Könnte man aber nur alle diejenigen Stellen, über welche die Wagenräder hinrollen, von Eiſen und daſſelbe recht eben und glatt machen, ſo hätte man möglichſt harte und glatte Wege, und mit ſehr geringer Kraft würden dann die Pferde den Wagen darauf fortbewegen.

Dieſe Grundſätze waren es nun, worauf ſich die Erfindung der Eiſenbahnen ſtützte, welche im Jahr 1768 von den Engländern Edgeworth und Wilkinſon gemacht wurde. Indeſſen gab es mehrere Jahre früher ſchon Holzbahnen, die aber natürlich nicht die Dauerhaftigkeit und Zweckmäßigkeit der Eiſenbahnen haben konnten.

Soll eine Straße zur Eiſenbahn eingerichtet werden, ſo iſt es begreiflich nicht nöthig, die ganze Straße mit Eiſen zu belegen; man braucht nur zwei gleichlaufende (parallele) Eiſengeleiſe zu haben, die ſo weit von einander abſtehen, als die Spur der Wagenräder ausmacht, und jede dieſer Eiſengeleiſe braucht nur ſo breit zu ſein, daß die Wagenräder mit ihren Felgen darüber

hinzurollen vermöchten. Beſtänden die Eiſengeleiſe aus, der Länge nach, nahe an einander gepaßten, auf ihrer obern Fläche blos glatten und ebenen, auf einer zweckmäßigen Unterlage befeſtigten eiſernen Schienen und unterſchieden ſich die Rad-Kränze oder Felgen nicht von denjenigen der gewöhnlichen Wagenräder, ſo würden die Räder keinen Augenblick darüber hinrollen können, ohne zur Seite davon abzurutſchen; es wäre daher unmöglich, auf ſolchen ſchmalen Geleiſen zu fahren. Daher mußten die Kränze oder Felgen der Räder ringsherum einen Falz haben, deſſen nach Innen zu gekehrte Seite an der innern Seite der Eiſengeleiſe ſich heraus bewegte und die Räder, denen ſie keine Querbewegung geſtattete, auf der Bahn erhielt. Eine ſolche Beſchaffenheit hat es noch immer mit den meiſten Eiſenbahnen. Man nennt dieſelben Riegelwege, Engliſch **Railroads** (ausgeſprochen Rählroths). Sollten die Räder ganz wie die gewöhnlichen Wagenräder, alſo ohne jenen Falz eingerichtet ſein, ſo müßten die Eiſengeleiſe ſelbſt einen Falz oder eine nach Innen zu gehende, über die obere Fläche der Bahn emporſtehende Kante haben, welche die Seiten-Ausweichung der Räder verhütete. Auch ſolche Eiſenbahnen ſind gebaut worden; man nannte ſie Plattenſchienenwege, Engliſch **Tramroads** (ausgeſprochen Trahmrohts). Dieſe Tramroads wandte man aber weniger an, als die Railroads, weil die Verfertigung der Eiſenſchienen dazu für eine viele Meilen lange Eiſenbahn bedeutend koſtſpieliger war, als die Verfertigung der ſo einfachen Schienen für die Railroads, auf deren ganz glatter falzenloſer Oberfläche Schnee, Sand und Koth auch leichter abfällt und leichter hinwegzuſchaffen iſt, als von den mit Falzen verſehenen Plattenſchienen.

Der Erfolg bei dem Transport auf Eiſenbahnen war ſehr überraſchend. Anfangs transportirte man darauf hauptſächlich Steinkohlen, oder Eiſenerze, oder Steine. Der Wagen dazu, mit trichterförmigen viereckigten Kaſten, hatte 3 Fuß hohe gußeiſerne Räder; und oft zog ein Pferd, welches zwiſchen den Geleiſen ging, zwölf und mehr ſolcher mit Steinkohlen beladenen, in gerader Linie an einander gehängter Wagen, zuſammen 440 Centner an Gewicht, mit der größten Leichtigkeit zu einer ein wenig ſchräger Eiſenbahn hinunter und dieſelben Wagen leer eben ſo leicht wieder hinauf. Ein Pferd auf einer Eiſenbahn zog ſogar einmal zwölf mit Steinen beladene Wagen, 85568 Pfund

ſchwer, nebſt vier mit 50 Arbeitern beladenen, ohne merkliche Anſtrengung 6 engliche (oder 1½ deutſche) Meilen weit. Ueberhaupt pflegt man anzunehmen, daß auf einer gut eingerichteten Eiſenbahn ein Pferd täglich dieſelben Laſten fortziehen kann, wozu man auf gewöhnlichen Wegen 40 bis 50 Pferde haben muß.

Die Eiſenbahn hat von Strecke zu Strecke würfelförmige Unterlagsſteine, und die Schienen, welche durch ihr Aneinanderſetzen die Bahn bilden, ſind entweder von Gußeiſen oder, wie es heutiges Tages meiſtens der Fall iſt, von gewalztem Eiſen. Jede einzelne Schiene iſt ohngefähr 3 bis 3½ Fuß lang und auf der obern recht ebenen und glatten Fläche 2½ Zoll breit. Auf jeden würfelichten Unterlagsſtein kommt zuerſt, als Geſtelle, ein hohes ſtarkes Stück Gußeiſen, oben ſeiner Länge nach mit einem Spalt, in welchem die an einander gepaßten Enden der Schienen liegen müſſen. In der Richtung nach dem Erdboden hin iſt jede Schiene in ihrer Mitte, wo ſie keine Stütze unter ſich hat, ſtärker, als nach den Enden zu. Durch Nägel von dem härteſten Holze befeſtigt man die Enden der Schienen in jenem Spalte. Die meiſten Eiſenbahnen ſind mit ihrer obern Fläche 6 Zoll vom Boden entfernt, ſo, daß Sand, Koth u. dgl. leicht abfallen oder durch die Räder leicht abgeworfen werden kann.

Am berühmteſten wurden die Eiſenbahnen erſt dann, als man die Wagen darauf, ſtatt mit Pferden, durch Dampfmaſchinen forttreiben ließ. Die Dampfmaſchine wurde auf einem beſondern Wagen, dem Dampfwagen, angebracht und mit dieſem Dampfwagen wurden in einer geraden Linie die Transportwagen verbunden, ſo, daß immer einer an dem andern hing. Die erſten Dampfwagen von dieſer Art machte man im Jahr 1811 gleichfalls in England zuerſt. Auch ſie benutzte man anfangs nur zum Transport von Steinkohlen, von Eiſenerzen und von Steinen. Viel merkwürdiger war ihre Anwendung zum Transport von Reiſenden in Poſtkutſchen. Pfeilſchnell werden eine lange Reihe ſolcher Kutſchen durch den Dampfwagen auf der Eiſenbahn fortgetrieben. Die Liverpool-Mancheſter-Eiſenbahn in England, eine der erſten mit Dampfwagen, iſt auch noch immer eine der berühmteſten. Bei Liverpool in England fängt dieſe Eiſenbahn unter

der Erde an; ſie iſt da auf eine Länge von $^{5}/_{4}$ engliſchen (beinahe $^{1}/_{3}$ deutſche) Meilen in einer Höhe von 16 Fuß und einer Breite von 22 Fuß durch Felſen gehauen. In dieſem majeſtätiſchen Stollen (Tunnel, unterirdiſchem Gewölbe) ſteigt ſie auf je 49 Fuß um 1 Fuß und erſpart die ſteile Höhe, über welche die gewöhnliche Straße von Liverpool nach Mancheſter führt. In ihrem weitern Laufe fährt die Eiſenbahn auf einer Brücke über einen langen und tiefen Moraſt und von da über eine hohe Waſſerleitung. Die Wagen für die Paſſagiere ſind äußerſt bequem eingerichtet.

Auf dieſer Eiſenbahn von Liverpool nach Mancheſter und von Mancheſter nach Liverpool fahren in einem Tage zuweilen 2000 bis 2500 Perſonen und noch 8000 Centner Güter. Die Einnahme von derſelben beträgt jährlich 200,000 Pfund Sterlinge oder 2 Millionen und 400,000 Gulden. Auſſer dieſer Eiſenbahn hat England noch viele andere. Auf allen dieſen Eiſenbahnen kann man wenigſtens in einer Stunde 8 Stunden oder 4 deutſche Meilen, auf manchen auch 12 Stunden oder 6 deutſche Meilen zurücklegen.

Nach dem Muſter der engliſchen Eiſenbahnen mit ihren Dampfwagen wurden bald ähnliche auch in andern Ländern gebaut, namentlich in Nordamerika, in Frankreich und in Belgien. Deutſchland erhielt einſtweilen, gleichſam zur Probe, eine kleine Eiſenbahn von Nürnberg nach Fürth; jetzt aber iſt man in unſerm deutſchen Vaterlande mit der Einrichtung von größern Anlagen von dieſer Art beſchäftigt, namentlich im Großherzogthum Baden, wo man den Bau mit Ernſt ſchon begonnen hat. Wie leicht und wohlfeil wird das Reiſen ſein, wenn in unſerm Vaterlande die Eiſenbahnen nur erſt auf den Hauptrouten eingeführt ſind, wenn man z. B. in anderthalb bis zwei Tagen, folglich faſt ſo ſchnell wie ein Vogel in der Luft und ſo bequem von den äußerſten Gränzen Süddeutſchlands bis zur äußerſten Gränze Norddeutſchlands, etwa von Freiburg bis Hamburg kommen kann!

Wie geht es aber zu, daß eine Dampfmaſchine die Wagen auf der Bahn forttreiben kann? und zwar ſo ſchnell forttreiben kann? wenigſtens viermal ſo ſchnell, als die beſten flüchtigſten

Pferde dies zu thun vermögen? Folgende Betrachtungen werden dies wohl deutlich genug machen.

Dämpfe, die durch Sieden aus Waſſer entwickelt werden, üben im zuſammengedrängten oder verdichteten Zuſtande vermöge ihrer Elaſticität oder ausdehnenden Kraft eine große Gewalt aus. Das beweißt ſchon folgender kleine Verſuch. Es gibt kleine, etwa erbſengroße hohle, ohngefähr halb mit Waſſer gefüllte und wieder zugeſchmolzene Glaskügelchen; wenn man dieſe zwiſchen glühende Kohlen legt, ſo zerſpringen ſie mit großer Gewalt und mit heftigem Knalle, wobei die Kohlen weit umherfliegen. Das wenige Waſſer in den Kügelchen wurde nämlich ſchnell in Dämpfe verwandelt, welche ſich in einen viel größern Raum ausbreiten wollten und nicht konnten, daher vermöge ihrer ausdehnenden Kraft auf die Wände der Kügelchen wirkten und dieſe zerſprengten. Nun denke man ſich eine hohle metallene und größere verſchloſſene Kugel, worin Waſſer ſich befindet, das ebenfalls durch Sieden in Dämpfe verwandelt wird. Wenn auch dieſe Dämpfe nicht entweichen können, folglich in der Kugel immer mehr ſich anhäufen und immer mehr ſich verdichten, ſo würden auch ſie die Kugel zerſprengen, ſobald die Wände derſelben nicht ſtark genug wären, der zerſprengenden Gewalt zu widerſtehen; alsdann könnten die umherfliegenden Metallſtücke aber auch großes Unglück anrichten.

Die Dämpfe ſind nämlich im Wärmeſtoffe ſehr fein aufgelöste Waſſertheilchen, ſo fein, daß ſie faſt noch einmal ſo leicht ſind, als unſere atmoſphäriſche Luft (weswegen ſie auch in derſelben emporſteigen) und ohngefähr 1500 mal leichter als das Waſſer, woraus ſie entſtanden. Verwandelt man daher durch Sieden z. B. einen Kubikfuß Waſſer in Dämpfe, ſo entſtehen daraus 1500 Kubikfuß gewöhnliche Dämpfe. Nun denke man ſich einen von feſten Wänden umgebenen Raum von etwa einem Kubikfuß, welchen 1500 Kubikfuß Dämpfe einnehmen wollen und nicht können, ſo kann man leicht einſehen, wie ſehr ſich dieſelben zuſammendrängen und verdichten müſſen. Sie wollen ſich in einen Raum von 1500 Kubikfuß ausdehnen und können nicht, folglich müſſen ſie bei dieſem Beſtreben mit einer ſehr ſtarken ausdehnenden Kraft auf die Wände wirken, die ſie einſchließen. Dieſe ihre Kraft nimmt immer mehr zu, je heißer ſie werden.

Es ſind etwas über hundert Jahre, als die Engländer zuerſt

anfingen, dieſe Kraft der Dämpfe zur Betreibung von Maſchinen anzuwenden. Man denke ſich einen großen hohlen, inwendig genau ausgebohrten gußeiſernen Cylinder, worin ein an die innere Cylinderwand genau anſchließender ſolider cylinderiſcher Kolben, eben ſo wie ein Pumpenkolben in der Pumpenröhre, auf- und niedergetrieben werden kann. Dies abwechſelnde Auf- und Niedertreiben geſchieht durch die Dämpfe, welche ſchnell hinter einander abwechſelnd auf und unter den Kolben drücken. Sie ſtrömen durch Röhren herbei, welche von dem feſt aufgeſchraubten Deckel des Keſſels ausgehen, worin die Dämpfe durch ein Feuer (gewöhnlich ein Steinkohlenfeuer) aus dem Waſſer entwickelt worden ſind. Durch einen eigenen Mechanismus, die ſogenannte Steuerung, öffnen ſich die Röhren abwechſelnd für den Hingang der Dämpfe in den Cylinder, und zwar mittelſt Ventilen, oder Hahnen, oder Schiebern ſtets in dem rechten Augenblicke. Wenn Dämpfe den Kolben hinuntergedrückt hatten und gleich hinterher Dämpfe ihn wieder hinaufdrücken, ſo müſſen zu gleicher Zeit jene Dämpfe wieder hinwegſtrömen; und auch die Dämpfe, die ihn hinaufgedrückt hatten, müſſen zu gleicher Zeit wieder entfernt werden, wo Dämpfe ihn wieder hinunterdrücken ſollen. Die jedesmal verbrauchten Dämpfe ſtrömen entweder in die freie Luft, oder ſie ziehen durch beſondere Röhren ab, in ein eignes, von kalten Waſſer umgebenes metallenes Behältniß, den Verdichter, Condenſator, oder Refrigerator, wo ſie ihren Wärmeſtoff abſetzen und ſelbſt wieder zu Waſſer werden. Solches warm gewordene Waſſer wird, mittelſt eigner Pumpen und Röhren, gleichſam von ſelbſt, wieder in den verſchloſſenen Siede- oder Dampfkeſſel zurückgeführt.

Der von den Dämpfen ſchnell hinter einander auf und nieder getriebene Kolben hat eine ſtarke eiſerne Stange, welche die Bewegung des Kolbens mit macht. Dieſe Stange iſt bei den gewöhnlichen Dampfmaſchienen mit dem einen Ende eines großen horizontalen Waagbalkens, dem Balancier, verbunden, der mit ſeiner Mitte um einen ſtarken runden Bolzen ſich auf und nieder wiegt, ſo wie jene Kolbenſtange auf und nieder ſteigt. Von dem andern Ende des Waagbalkens hängt eine ſogenannte Lenkſtange zu dem Kurbelgriffe eines großen eiſernen Schwungrades herab, welches durch das Auf- und Niederſpielen dieſer Stange auf dieſelbe Art in Umdrehung geſetzt wird, wie bei einem

gewöhnlichen in jeder Haushaltung bekannten Tretſpinnrade das Rad durch eine auf- und niedergehende mit der Kurbel des Rades verbundene Stange in Umlauf kommt.

Die Dampfmaſchine, welche den Wagenzug auf der Eiſenbahn in Flug ſetzt, befindet ſich auf dem erſten Wagen, dem ſogenannten Dampfwagen. Zunächſt hinter ihm iſt der Munitionswagen, welcher das Brennmaterial (Steinkohlen und Waſſer) enthält. Alsdann erſt folgen die Paſſagier- oder Güterwagen. Die Dampfmaſchine des Dampfwagens hat gewöhnlich zwei liegende Dampfcylinder. Die Kolbenſtangen der Cylinder enthalten unmittelbar jede eine Lenkſtange, welche zu dem Kurbelgriffe eines Wagenrades hingeht, und durch ihr Hin- und Herſpielen das Wagenrad eben ſo umdreht, wie es oben mit dem Schwungrade beſchrieben und mit der Umdrehung des Tretſpinnrades verglichen iſt. Dadurch wird nun der Wagen auf der Eiſenbahn fortgetrieben. Gewöhnlich richtet man den Dampfwagen jetzt ſo ein, daß er ſechs Räder hat. Die beiden mittleren, die eigentlichen Treibräder, ſind bedeutend größer, als die vier übrigen und beſitzen keine Falzen oder Spurkränze, ſondern ſind wie die gewöhnlichen Wagenräder geſtaltet. Die Axe, welche ſie mit einander verbindet, beſitzt unter dem Wagen zwei rechtwinklicht zu einander geſtellte Kurbeln, deren Umdrehung auf die beſchriebene Art mittelſt zweier Lenkſtangen bewirkt wird. Unter den Cylindern liegt der Dampfkeſſel. Um eine möglichſt große Heitzungsfläche zu erhalten, durchſtreichen den innern Keſſelraum 100 bis 150 kupferne Röhren von 1½ Zoll Durchmeſſer, welche die Flamme zu durchziehen genöthigt iſt.

Da es ſich von jeher nicht ſelten ereignete, daß der eiſerne oder kupferne Dampfkeſſel, auf welchen der Deckel ſtets recht feſt geſchraubt iſt, durch die Gewalt der übermäßig verdichteten Dämpfe zerſprang, und durch die mit fürchterlicher Stärke umhergeſchleuderten Metallſtücke großes Unglück anrichtete, ſo gab man dem Deckel des Keſſels ſogenannte Sicherheitsventile, d. h. Oeffnungen mit Klappen, die mit ſo viel Gewicht beſchwert werden, daß ſie ſich durch die von Innen die Keſſelwand drückenden Dämpfe nicht öffnen, ſo lange die Dämpfe die gehörige und keine übermäßige Stärke haben, hingegen ſogleich aufgeſtoßen werden,

wenn die Dämpfe eine übermäßige Stärke bekommen. Alsdann ſtrömen ſo viele Dämpfe zu der Ventilöffnung heraus und in die freie Luft, bis das gehörige Gleichgewicht zwiſchen den niederwärts drückenden Ventilen und der Kraft der Dämpfe wieder hergeſtellt iſt. Nun fallen die Ventile durch ihr eigenes Gewicht wieder zu.

Zwei Sicherheitsventile ſind immer beſſer, als eins; wenn dann auch das eine eingeroſtet iſt oder auf ſonſtige Weiſe ſeinen Dienſt verſagt, ſo geht doch wohl das andere noch und verhütet das Unglück des Zerſpringens. Nur zuverläſſige Leute dürfen zu den Sicherheitsventilen gelaſſen werden, damit ſie nie eine übermäßige Belaſtung bekommen. Geſetzt die Keſſelwand könnte, ohne zu zerſpringen, einen Dampfdruck von 20 Pfund auf den Quadratzoll ertragen, und man könnte daher allenfalls auch jedes Sicherheitsventil von 1 Quadratzoll Grundfläche mit 20 Pfund belaſten, ſo muß man die Belaſtung doch lange nicht ſo groß machen, ſondern ſie etwa nur 4 oder 5 Pfund ſein laſſen, wenn man die möglichſte Sicherheit haben will. Auſſer den Sicherheitsventilen gibt es übrigens noch andere Sicherheitsmittel, wodurch man das Zerſpringen des Dampfkeſſels zu verhüten ſucht.

Wenn auf Eiſenbahnen ein recht ſtarker Verkehr iſt, ſo legt man oft zwei Eiſenbahnen neben einander an, die eine für den hingehenden, die andere für den hergehenden Transport. Aber auch die einfache Eiſenbahn wird oft ſo eingericht, daß die ſich begegnenden Wagenzüge an gewiſſen Stellen einander ausweichen können. Eiſenbahnſtücke der einen Bahn laſſen ſich da nämlich mittelſt einer Maſchine ſchnell ſo verſchieben, daß ſie genau an die andere Bahn paſſen und dann mit dieſer eine ganze Bahn ausmachen. Eben ſo ſchnell kann man ſich auch wieder an die andere Bahn rücken. Auch durch Drehſcheiben ſchafft man oft den Transport von einer Eiſenbahn auf eine andere. Man unterbricht nämlich die Eiſenbahn an derjenigen Stelle, wo die Vorrichtung hinkommen ſoll, durch eine große horizontale gußeiſerne Scheibe, welche ſich leicht um ihren Mittelpunkt drehen läßt. Auf dieſer Scheibe befindet ſich ein Stück Eiſenbahn, welches genau dieſelbe Weite hat und überhaupt eben ſo eingerichtet iſt, als die eigentliche Bahn, folglich kann es ſich genau an die Schienen dieſer Bahn anſchließen. Durch eine Viertelsumdrehung der Scheibe ſchließt es ſich eben ſo genau an die Schienen der

andern Bahn, die jene etwa unter einem rechten Winkel durchkreuzt. So kann man alſo, wenn ein Wagen auf die Scheibe gefahren iſt, ihn, durch Drehung der Scheibe, auf die andere Bahn bringen.

Wenn es irgend möglich iſt, ſo muß man die Eiſenbahn in gerader Linie fortführen und Krümmungen vermeiden. Doch erlauben dies die Lokalitäten nicht immer; nicht ſelten muß man mit ihr Wendungen machen. Wo dies der Fall iſt, da muß es nicht plötzlich, ſondern in einem Kreisbogen von möglichſt großem Durchmeſſer (einem Durchmeſſer von wenigſtens 1600 Fuß) geſchehen. Iſt er kleiner, ſo entſteht nicht nur eine unnatürliche Seitenreibung der Wagenräder an den Bahnſchienen, ſondern die Wagen laufen bei ihrer großen Schnelligkeit auch Gefahr, aus der Bahn herausgeſchleudert zu werden.

In einer Gegend, wo der Erdboden viele Berge hat, da hält die Einführung der Eiſenbahnen immer ſchwer. Freilich trifft es ſich nur ſelten, daß eine Eiſenbahn vollkommen waagrecht fortgeführt werden kann; man ſucht ſie indeſſen immer mit möglichſt geringer Neigung nach ihrem Ziele zu führen, und ebnet das Land möglichſt durch Abgraben, Ausfüllen und Aufdämmen. Ginge die Eiſenbahn zu einer Anhöhe hinauf, die $\frac{1}{90}$ Neigung hat, d. h. 1 Fuß Erhöhung auf 90 Fuß Länge, ſo würde die Dampfmaſchine die Wagen nicht mehr auf die Bahn hinaufziehen können; alsdann würden nämlich die Räder nur glitſchend ſich drehen, folglich nicht aus der Stelle kommen. Wo ſolche Anhöhen ſind, da durchhaut man entweder den Berg, oder man durchgräbt ihn ſo, daß durch ihn hindurch ein Stolle (ein Tunnel) entſteht, worin die Eiſenbahn, wie in einem Keller fortläuft, folglich daſelbſt auch am Tage erleuchtet werden muß. Man kann aber auch auf der höchſten Stelle des Berges Maſchinen anlegen, womit man die Wagen hinaufzieht; allenfalls auch eine feſtſtehende Dampfmaſchine, welche das Heraufziehen der durch den Dampfwagen bewegbar gemachten Dampfmaſchine (der ſogenannten Locomotive) mit dem ganzen Wagenzuge bewirken mußte. Solche Anſtalten machen die Anlage allerdings viel koſtſpieliger, als ſie ohnehin ſchon iſt.

Wir wollen hoffen, daß man auch in Deutſchland alle mit dem Bau von Eiſenbahnen verbundene Schwierigkeiten eben ſo gut überwindet, als die Engländer (die freilich mehr Geld als

die Deutſchen haben) ſie zu überwinden wußten; und daß wir bald auf Eiſenbahnen große Reiſen werden machen können!

Kurzer Ueberblick über die Fortſchritte wichtiger techniſchen, namentlich mechaniſchen und chemiſchen Gewerbe unſerer Zeit.

Bewundrungswürdig raſch waren die Fortſchritte, außerordentlich zahlreich die Erfindungen und Entdeckungen, welche die Naturwiſſenſchaften, namentlich die Phyſik, die Chemie und die Mechanik in der neuern Zeit machten; und dieſen Fortſchritten verdanken wir hauptſächlich das viele Große, Schöne und Nützliche, das ſeit 60 Jahren in den verſchiedenen Gewerben zum Vortheil des Menſchen ans Licht gebracht wurde. Wenn unſere Vorfahren, welche vor 60 Jahren lebten, wieder aufſtehen könnten, wie würden ſie z. B. ſtaunen über unſere Maſchinenſpinnereien, über unſere Maſchinenwebereien, über unſere Kunſtmühlen, über unſere Dampfmaſchinen, über unſere Eiſenbahnen u. ſ. w.!

Unſer erſtes Bedürfniß iſt Eſſen und Trinken, und unter den Speiſen iſt uns Brod die allerwichtigſte. Das älteſte Brod wurde auf eine höchſt unvollkommene und beſchwerliche Art aus zerſtampftem Getreide gemacht. Aus Mörſer und Keule, womit dies geſchah, war ſchon zur alten Griechen- und Römer-Zeit eine Art Handmühle geworden, bei welcher man durch Drehen einer Kurbel einen Läuferſtein über einem feſtliegenden Steine um ſeine Axe herum trieb. Zwiſchen beide Steine brachte man das zu zermalmende Getreide. Wenigſtens hundert Jahre vor Chriſti Geburt gab es auch ſchon Waſſermühlen, d. h. ſolche Mühlen, die durch fließendes Waſſer (einen Fluß) in Thätigkeit geſetzt wurden. Die erſten Waſſermühlen enthielten unterſchlächtige Waſſerräder, nämlich ſolche, die das Waſſer von unten durch den Stoß umtrieb; die oberſchlächtigen Waſſerräder, die das Waſſer von oben durch ſein Gewicht umtrieb, erfand man ſpäter.

Man kann leicht denken, daß ſchon damals zwiſchen Waſſerrad und Läuferſtein gezahnte Räder ſich befanden, welche die Bewegung

des Waſſerrades nach dem Läufer ſo fortpflanzte, daß dieſer mit der gehörigen Geſchwindigkeit um ſeine Axe (um ſeinen Mittelpunkt) ſich drehte, und dann das unter ihm auf dem Bodenſteine liegende Getreide zermalmte. Aber ein Beutelwerk hatte die Mühle noch nicht; ſehr unvollkommen trennte man das Mehl von der Kleie durch Sichten mit Handſieben. So behalf man ſich bis zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, wo ein Deutſcher das Beutelwerk mit dem Mahlwerke in die bekannte Verbindung brachte. Ohngefähr dreihundert Jahre vorher waren in Deutſchland die Windmühlen erfunden worden.

Bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hin blieben die Mühlen, nicht die Mehlmühlen allein, ſondern auch alle übrige Arten von Mühlen, z. B. Stampfmühlen, Sägemühlen ꝛc., ziemlich ſchwerfällige Maſchinen; erſt ſpäter wurden alle ihre Theile, namentlich ihre Räder und Getribe, ſowie bei den Mehlmühlen das ganze Mahl- und Beutelwerk überhaupt, weit beſſer eingerichtet, ſowohl zum Vortheil der bewegenden Kraft und des Ganges der Maſchine, als auch zur Gewinnung einer vollkommnern Waare. Das ſehen wir vorzüglich an den in neuerer Zeit zuerſt in Amerika, hierauf auch in England, und ſeit wenigen Jahren hin und wieder auch in Deutſchland gebauten ſogenannten Kunſtmühlen, welche ein trefflich eingerichtetes, meiſt von Eiſen verfertigtes Räderwerk, ſcharf ſchneidende (und nicht etwa zerquetſchende) Mühlſteine, eigene Wind- und Bürſtenwerke zum Reinigen der Getreidekörner, beſondere Kleien-Abſonderungswerke und Siebwerke enthalten. Letztere ſind von der Art, daß man durch ein einziges Sichten mehrere der ſchönſten, trockenſten, haltbarſten und geſündeſten Mehlſorten auf einmal bekommt.

Die Vervollkommnungen der Mahlmühlen in unſerer Zeit gingen unter andern auch auf die Stärkemühlen und Oelmühlen über. Stärke (Amidon, von dem Griechiſchen Amylon) hatten die Alten ſchon; neue und verbeſſerte Fabrikationsmethoden kamen erſt in neuerer Zeit zum Vorſchein, z. B. das Verfahren aus Kartoffeln gute Stärke zu machen. Aus Oliven preßten die alten Griechen und Römer ſchon Baumöl; auch die Kunſt, aus Nüſſen, Mandeln, Bucheln und ähnlichen Früchten Oel zu ſchlagen iſt ſchon alt. Später gewann man es auch aus allerlei Samen, durch Zerſtampfen deſſelben auf Stampfmühlen und durch Auspreſſen mittelſt der Keilpreſſe. Das Zerwalzen des Samens

fing man vor 150 Jahren in Holland zuerſt an; und als vor etlichen dreißig Jahren der Engländer Bramah die hydrauliſche Preſſe erfunden hatte, welche vermöge des Drucks einer Waſſerſäule in Verbindung mit Hebelskraft wirkt, ſo wandte man auch dieſe zuweilen zum Auspreſſen des Oels an.

Den eigentlichen Zucker aus Zuckerrohr lernten wir erſt durch die Kreuzfahrer kennen, obgleich es, auch auſſer dem Honig, lange vorher ähnliche ſüße Stoffe zum Verſüßen der Speiſen gab. Bald wurde nun das Zuckerrohr aus Aſien auch nach andern Ländern hin verpflanzt. Damals war der Zucker blos Rohzucker. Raffinirt und in Hutzucker verwandelt wurde der Rohzucker erſt ſeit ohngefähr 300 Jahren. In neuerer Zeit iſt die Raffination durch manche Entdeckung ſehr vervollkommnet worden. a wir in unſerm Lande kein Zuckerrohr bauen können, ſo war die Erfindung, aus Runkelrüben Zucker zu machen, von großer Wichtigkeit. Der Profeſſor Göttling in Jena fabricirte vor etlichen vierzig Jahren zuerſt, aber nur im Kleinen, einen guten cryſtalliſirten Rohzucker; einige Jahre ſpäter machte Achard in Berlin eben ſolchen Zucker mehr in's Große. Er erfand auch zur Gewinnung deſſelben aus den Runkelrüben mehrere neue Maſchinen, namentlich Waſch= Reib= und Preßmaſchinen. Bald entſtanden nun, hauptſächlich zur Zeit der Napoleon'ſchen Continentalſperre, welche den Eingang der von Engländern eingeführten ſogenannten Colonialwaaren, alſo auch den oſt= und weſtindiſchen Zucker verwehrte, mehrere Runkelrübenzuckerfabriken in unſerm deutſchen Vaterlande, und ſo auch in Frankreich. Als aber ſpäter nach den Siegen der alliirten Mächte jene Sperre wieder aufgehoben wurde, und der Zucker aus Zuckerrohr wieder in großer Menge und zu wohlfeilen Preiſen uns zugeführt wurde, da gingen die meiſten von jenen Fabriken wieder ein, woran freilich auch der Umſtand mit Schuld war, daß die meiſten Fabrikanten die vortheilhafteſte Bereitungsart des Runkelrübenzuckers nicht recht verſtanden. So wurde dann dieſe Fabrikation bis auf die neueſte Zeit nur noch an wenigen Orten und ſchwach betrieben. Erſt ſeit wenigen Jahren machte man ſich wieder und zwar ſehr ernſtlich daran, in Frankreich zuerſt und mit mehr Erfolg als früher. Man erfand, ſowohl in Frankreich, als in Deutſchland, neue Mittel, aus den Runkelrüben auf die möglich wohlfeilſte Art und in der möglich kürzeſten Zeit die möglich

Bayerische Staatsbibliothek München

größte Quantität guten Zucker zu gewinnen. In Deutſchland wurden beſonders die Fabrikationsmethoden von Zier und Schützenbach ſehr berühmt; wir leben aber doch immer noch in der Erwartung ſolcher Reſultate, welche den Colonialzucker für uns entbehrlich machen könnten.

Wein-, Bier-, Branntwein- und Eſſigbereitung, welche ſchon die Alten verſtanden, ſind in neuerer Zeit gleichfalls durch Erfindung mancher Vortheile ſehr vorangeſchritten, Vortheile, welche ſowohl die ſchnellere und vollkommnere Gewinnung der Flüſſigkeit aus den rohen Früchten ſelbſt durch beſſere Zerkleinerungs- und Auspreſſungsgeräthe, als auch die beſſere Leitung der Gährung und bei dem Branntwein das beſſere und ſchnellere Deſtilliren bedarf. Bei der Branntweinsfabrikation ſind beſonders die ſeit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts erfundenen Deſtillirgeräthe, namentlich die Dampf- und Depflegairapparate, durch welche man bei einer einzigen Deſtillation ſogleich ſtarken Branntwein, ja ſogar Weingeiſt erhalten kann, ſehr merkwürdig. Bei der Eſſigbereitung machte die vor wenigen Jahren von Döbereiner erfundene Schnell-Eſſigfabrikation viel Aufſehen. Man kann ja nach dieſer Fabrikationsweiſe innerhalb 24 bis 48 Stunden ſchon guten Eſſig bekommen, während man bei der gewöhnlichen Methode wohl 4 bis 6 Wochen damit warten mußte.

In der Fabrikation der Speiſe- und Trinkgefäße ſind große Fortſchritte gemacht worden. Unſer europäiſches Porcellan erfand Böttcher in Sachſen vor hundert Jahren; die Form der Geſchirre, ſowie die Malerei und Vergoldung iſt ſeit dieſer Zeit ſehr verſchönert worden. Weil aber das Porcellan wegen ſeiner Koſtſpieligkeit nicht zum allgemeinern Gebrauch ſich eignete, andere irdene Geſchirre aber nicht ſo ſchön und ſo dauerhaft waren, ſo mußte man ſeit ſechszig Jahren dem Engländer Wedjword für die Erfindung ſeines Steinguts, welches faſt noch dauerhafter als Porcellan, beinahe eben ſo ſchön und viel wohlfeiler war, großen Dank wiſſen. Seit derſelben Zeit ſind auch alle Glaswaaren ſehr verſchönert und die Fabrikation derſelben iſt durch manche neue Erfindungen und Verbeſſerungen ſehr erleichtert worden. Uebrigens konnten ſchon die alten Phönicier und Aegyptier Glas machen; aber außerordentlich theuer war daſſelbe damals, und die Waaren daraus waren noch ſehr unvollkommen.

In der Fabrikation von metallenen Geſchirren jeder Art und der Metallwaaren überhaupt, iſt man heutigen Tages ebenfalls ſehr weit gekommen. Unter ihnen zeichnen ſich, was Schönheit betrifft, insbeſondere die lackirten Blechwaaren aus, wie Japaner und Chineſen ſie zwar ſchon längſt verfertigten. Die Engländer waren unter den Europäern die erſten, welche ſie eben ſo ſchön fabricirten; Stobwaſſer und Ewers in Braunſchweig und Berlin übertrafen hierin die Engländer noch bedeutend, beſonders in Hinſicht der ſchönen Malerei. Die Kunſt, einen trefflichen Lack auf ſolche Waaren zu ſetzen, iſt bald darauf auch auf Waaren von anderm Material, z. B. von Holz, Leder, Papiermache ꝛc. angewendet worden. Was Münzen und andere Gold- und Silberwaaren, Uhren ꝛc. ꝛc. an Zweckmäßigkeit und Schönheit und manche davon (wie z. B. die Uhren) durch die Erfindung von vielen neuen Maſchinen, Inſtrumenten und ſonſtigen Vortheilen, auch an Wohlfeilheit gewonnen haben, das liegt am Tage.

Welche großartige Maſchinen, zum Theil von ungeheurer Wirkung ſind in neuerer Zeit für Eiſenhütten, für große Maſchinenbau-Anſtalten ꝛc. erfunden worden, z. B. Gebläſemaſchinen, Walzwerke, Schneidewerke! ꝛc. Und wie weit hat man es in der Kunſt gebracht, Dampfmaſchinen von erſtaunlicher Wirkung zu bauen, Dampfmaſchinen, welche in ſo vielen Fabriken Leben und Thätigkeit in andere Maſchinen bringen, welche Schiffe auf dem Waſſer, Wagen auf Eiſenbahnen ſo ſchnell, ſo kräftig und ſo ſicher fortbewegen! Wenn auch die Dampfmaſchinen ſchon vor hundert, die Eiſenbahnen ſchon vor ſechzig Jahren erfunden wurden, ſo erhielten ſie doch erſt ſeit wenigen Jahren die ſo höchſt merkwürdige Anwendung, und die dazu nothwendige Vervollkommnung.

Eine ſehr großartige Erfindung war die, aus Steinkohlen brennbare Luft (Steinkohlengas) zu entwickeln und dieſe zur Häuſer- und Straßenbeleuchtung anzuwenden. Verſuche, welche vor etlichen dreißig Jahren der Franzoſe Lebon im Kleinen mit einem ſolchen Gaslicht machte, veranlaßten einige Jahre nachher die Engländer Watt und Boulton daſſelbe im Großen zu verſuchen. Dies glückte und bald ſah man engliſche Fabriken und nicht lange nachher auch Straßen in England mit

den herrlichen Gaslichtern beleuchtet, die ohne Docht brannten. Deutſchland hat ſie (vornehmlich wegen Mangel an dazu tauglichen guten Steinkohlen) erſt an wenigen Orten erhalten. Zwar erfand man vor mehreren Jahren auch die Kunſt, aus Oel brennbare Luft (Oelgas) zu gewinnen; doch iſt bei uns von dieſer Kunſt noch wenig Gebrauch gemacht worden.

Selbſt die mancherlei neuen Feuerzeuge, welche es jetzt gibt, ſind in Betreff ihrer Wohlfeilheit, und ihres ſo leichten und bequemen Gebrauchs, ſehr bemerkenswerthe Gegenſtände unter den neueren Erfindungen. Zu dieſen Feuerzeugen gehören vorzüglich die vor etlichen zwanzig Jahren erfundenen chemiſchen Feuerzeuge, aus Hölzchen beſtehend, die an ihren Enden etwas Chlorkali enthalten und damit in ein Gläschen getaucht werden, worin ein wenig Vitriolöl ſich befindet; ferner das ſpäter von dem Engländer Wollaſton erfundene galvaniſche Feuerzeug; das von Döbereiner in Jena erfundene Platinafeuerzeug; und namentlich die vor wenigen Jahren erfundenen Congreviſchen Feuerzeuge oder Reibzündhölzchen, woran ein Gemenge von Chlorkali, etwas Schwefel und gepulverter Spießglanz ſitzt, welches durch Reiben an einer rauhen Fläche das Entzünden bewirkt.

Zu den allerwichtigſten und intereſſanteſten Erfindungen, welche ſeit ſechzig und etlichen Jahren gemacht worden ſind, gehören auf jeden Fall die Baumwollen- und Wollen-Spinnmaſchinen, welche ſo viele Fäden auf einmal ſpinnen, nebſt den dazu gehörigen Kratz- Krempel- und Kardetſchmaſchinen. Der Engländer Arkwright war der Erfinder derſelben im Jahr 1770; aber erſt ſpäter erhielten ſie die nöthige Vervollkommnung. Zu dieſen Maſchinen geſellten ſich ſpäter noch die Flack- oder Schlagmaſchinen, die Tuchſcheermaſchinen, die Selbſtwebmaſchinen und verſchiedene andere Flachsſpinnmaſchinen, die erſt ſeit wenigen Jahren in gehöriger Vollkommenheit zum Vorſchein kamen, ſcheinen jetzt nach und nach in mehr Anwendung zu kommen. Der vor dreißig Jahren von dem Franzoſen Jrcquard erfundene, zum Weben von geblümten und anderen künſtlichen Zeugen ſo höchſt nützliche Gebildweberſtuhl erhielt einen hohen Grad von Berühmtheit und viele Anwendung.

Der oben erwähnten Erfindung von Schnellbranntweinbrennereien und Schnelleſſigfabrikationen ging noch die von dem Ir-

länder Macbride und dem Franzoſen Seguin erfundene Schnellgerberei und die von dem Schweden Scheele erfundene Schnellbleicherei (Bleicherei mit Chlor und ſpäter auch mit Chlorkalk) voran. Beſonders merkwürdig aber war die vor etlichen zwanzig Jahren von dem Deutſchen König erfundene Schnell-Buchdruckerei vermöge der Geſchwindpreſſe, mit welcher in einer Stunde 900 Bögen auf beiden Seiten zugleich gedruckt werden können. Wenige Jahre vorher hatte der Engländer Bramah für Papierfabrikanten diejenige kunſtreiche Maſchine erfunden, womit die ſogenannten Bögen ohne Ende (endloſes Papier, Maſchinenpapier) verfertigt werden. Wer hat wohl von dieſem merkwürdigen Papiere nicht gehört, deren Bögen man ſehr breit und ſo lang machen kann, als man nur will!

Die Kupferſtecherei und Holzſchneiderei wurde in neuerer Zeit immer mehr vervollkommnet und vor etwa achtzehn Jahren kam noch die Stahlſtecherei hinzu, welche die Amerikaner Perkins, Fairman und Heath erfanden. Bei weitem wichtiger aber als jene Vervollkommnungen und dieſe Erfindung war die Lithographie (Steinzeichnerei, Steinätzerei, Steinſtecherei und Steindruckerei,) welche in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ein zwanzigjähriger Jüngling in München, Alois Sennefelder erfand. Wie ſehr dieſe Kunſt in neueſter Zeit noch vervollkommnet worden iſt, das zeigen insbeſondere die ſchönen Werke, welche aus der trefflichen lithographiſchen Anſtalt des Herrn Herder in Freiburg ſchon hervorgegangen ſind, und noch immer hervorgehen.

Es iſt überhaupt nicht möglich, in ſo wenigen Zeilen, als uns hier verſtattet ſind, nur alles Wichtigere hervorzuheben, das für die techniſchen Gewerbe erfunden wurde. Doch wird unſere gemeinnützige Zeitſchrift davon nach und nach das Intereſſantere und Nützlichere in der gehörigen Vollſtändigkeit und Faßlichkeit beibringen.

Vermiſchtes.

Die ſchwarze Farbe iſt die nachtheiligſte Farbe für jeden Anſtrich in freier Luft. — Am nachtheiligſten iſt der ſchwarze Anſtrich des Holzes in freier Luft, beſonders in hei-

ßen Klimaten. Man ſieht dies deutlich in den Tropenländern an den Schiffen, die wechſelweiſe ſchwarz und weiß angeſtrichen worden ſind, weil dort überall das ſchwarz angeſtrichene Holz früher in Fäulung übergeht, indeß das weiß angeſtrichene Holz geſund bleibt. Das ſchwarz angeſtrichene Holz hat, wie die Vergleichung ergiebt, weit mehr Spalten und Riſſe, was jeder Schiffszimmermann weiß, welcher viele Schiffe kalfatert hat, denn die ſchwarze Farbe ſchützt das Holz nicht gegen das Eindringen der Luft in ſeine Poren. Ein ſchwarz gefärbter unpolirter Körper nimmt viele Hitze und Sonnenſtrahlen auf; das Gegentheil nimmt man an einem weiß gefärbten Körper wahr, und beides ſogar in nordiſchen Klimaten, nur iſt in dieſen der Nachtheil nicht ſo auffallend, weil er langſamer in den Gegenden wirkt, welche weniger der Hitze und warmen Sonnenſtrahlen ausgeſetzt ſind. Auch die Poren des Holzes erweitern ſich in den Sonnenſtrahlen, und, wenn dies der Fall iſt, nehmen ſie mehr Waſſer auf, und verfaulen daher, wenn das Wetter ſich verändert. Daher ſollte man allen weißen Holzanſtrich dem ſchwarzen in freier Luft vorziehen, da er weniger dem Eindringen der Feuchtigkeit der Luft ausgeſetzt iſt, was bemerkt und benutzt zu werden verdient.

Eiſen im Freien vor Roſt zu bewahren. — Man miſcht Pech und Theer zu gleichen Theilen, und ſchüttet der Schwärze wegen eine hinreichende Menge Kienruß hinzu. Mit dieſer Miſchung überſtreicht man die Eiſenarbeiten, Stangen, Geländer und Einfaſſungen mit Hülfe eines kurzen Pinſels, und trägt nach Belieben den Ueberzug ein- oder zweimal auf. Wenn die Miſchung im Frühjahr aufgetragen wird, ſo verhärtet ſie ſich bei der allmälig zunehmenden Wärme in ſolchem Maße, daß ihr die nachherige ſtarke Sonnenhitze nicht mehr ſchaden und die Maſſe nicht ſchmelzen kann. Sie bekommt einen firnißartigen Glanz und ſichert bei ihrer Dauer vor dem Roſte beſſer als Oelfarbe, welche bald Riſſe bekommt. (A. Z. f. L. u. H.)

Englands direkter Handel mit China. — Dieſer beſteht hauptſächlich in Ausfuhr von Thee, Seide, Nanking und andern Erzeugniſſen. Thee führt es jährlich an 32 Millionen Pfd. für 3,100,000 Pfd. St. aus. Man nimmt an, daß in ganz Europa an 42 Millionen Pfd. Thee konſumirt werden. Von dieſer Quantität kommen auf Großbritannien allein 25 Millionen

Pfd. — Nanking führen die Engländer an 600,000 Stück, Seide an 400,000 Pfd. aus. (Hephäſtos.)

Stahlfederverbrauch. — J. Gillot in Birmingham hat in einem Jahre 35,808,452 St. Stahlfedern in den Handel gebracht. (Heph.)

Stecknadelverbrauch. — Aus einer offiziellen Unterſuchung ergab es ſich, daß in England täglich vierzig Zentner Stecknadeln verfertigt werden. (Heph.)

Die Ausfuhr des Tabaks aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika in den drei Jahren von 1836 bis 1838 wird auf 7,267,794 Dollars geſchäzt. (A. Z.)

Eiſenproduktion und Fabrikation in England. — Die jährliche Fabrikation von Gußeiſen allein kann man jetzt auf 36 Mill. Ztr. ſchätzen. Auffallend iſt der in Kurzem eingetretene um 20 Proc. niedrige Preis des Stangeneiſens. Dieſer Abſchlag hat ſeinen Grund in der ausnehmend vermehrten Produktion, die ſeit etwa fünf Jahren um 50 Proc. geſtiegen iſt. Die Eiſenbahnen haben offenbar den größten Einfluß auf dieſe vermehrte Produktion gehabt; denn es ergibt ſich aus öffentlichen Angaben, daß ſeit Ende 1830 über 50 Mill. Pfd. darauf verwandt worden ſind. (A. Z.)

Geſchichte und Lebensbeſchreibungen.

Ueber den Geſchichts-Unterricht für das Volk.

Zwei Bücher gibt es, woraus der Menſch ſein ganzes Wiſſen ſchöpft, das Buch der Natur, und das Buch der Geſchichte. Jenes beſchreibt die Welt, wie ſie unveränderlich beſchaffen iſt; dieſes dagegen erzählet die Veränderungen der Welt und ihre Urſachen. Das Unveränderliche aber beruht auf den ewigen Geſetzen der Natur, das Veränderliche auf dem freien Willen der Menſchen.

Ewig in derſelben Weiſe wächſt der Grashalm, und ewig in demſelben Kreiſe bewegt ſich der Erdball um die Sonne!

Auch der Menſch entſteht und entwickelt ſich nach dieſen ewigen Geſetzen; aber das göttliche Geſchenk eines freien Willens

geſtaltet ſeine Bildung, ſeine Handlungen und Thaten, ſeine Verhältniſſe und Zuſtände unaufhörlich anders, das heißt: es gibt in der Menſchheit einen Fortſchritt, eine freie Entwickelung und Vervollkommnung, welche im Gang der übrigen Natur völlig vermißt wird.

Wir kennen die Beſchaffenheit der erſten Menſchen aus der heiligen Schrift. Eine Höhle war ihr Obdach, ein Thierfell ihre Bekleidung, rohes Fleiſch und Obſt machte ihre Nahrung, und das Herbeiſchaffen derſelben ihre ganze Beſchäftigung aus.

Wirft man von dieſem Bilde den Blick auf die gegenwärtige Menſchheit, wahrlich, welch ein Abſtand! Durch die Erfindung der Handwerke, der Wiſſenhaften und Künſte hat der Menſch ſich über die ganze Natur erhoben, und vermittelſt der Offenbarungen, welche ihm der Schöpfer durch große Männer zu Theil werden ließ, iſt er dieſem ſelbſt ähnlich geworden.

Wie aber des Menſchen eigner Zuſtand ſich unendlich geändert hat, ſo iſt auch der Zuſtand des Bodens, den er bewohnt, durch ihn ein völlig veränderter geworden. Man betrachte nur unſer Vaterland. Als die erſten Menſchen daſſelbe betraten, war es ein Wald, eine Wildniß, und jetzt iſt es ein Garten!

Wie unerſchöpflich reich an Reiz und Belehrung muß nun das Buch ſein, welches den Hergang dieſer Veränderungen enthält; welches die Schickſale der Menſchheit, ihre Leiden, ihre Kämpfe und Siege, ihre Beſtrebungen und Fortſchritte erzählt; welches uns auf dieſe Weiſe in das Innerſte unſeres Weſens hineinblicken läßt, und uns die ganze Höhe und Tiefe unſerer Natur veroffenbart!

Gewiß gäbe es kein überflüſſigeres Geſchäft, als die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Geſchichtskenntniß für uns darthun zu wollen. Die Kenntniß der Fortſchritte in der menſchlichen Geſellſchaft iſt ja ſelbſt wieder eine Hauptbedingniß eben dieſer Fortſchritte!

Es kann vernünftiger Weiſe allein die Frage ſein, was für denjenigen, welcher ſich das Studium der Geſchichte nicht zur hauptſächlichen Beſchäftigung macht, für denjenigen, welcher nicht wiſſenſchaftlich gebildet iſt, für den Bürger und Landmann, aus dem ungeheuern Bereiche der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft gerade das Nothwendige und Nützliche ſei, und auf welche Weiſe ihm daſſelbe am kürzeſten und verſtändlichſten mitgetheilt werde?

Die Beantwortung dieſer Frage iſt ſchwierig genug, um eine ernſte Betrachtung zu verdienen. Denn wie hundertfältig hat man es verſucht, dem gemeinen Manne die Geſchichte beizubringen, und wie wenige dieſer Verſuche ſind gelungen! Die Zahl der verſchiedenen Schriften, welche für dieſen Zweck bekannt gemacht wurden, bilden ſchon eine anſehnliche Bibliothek. Bald aber fehlet es denſelben an einer gehörigen Wahl des Stoffes, oder an einer gehörigen Anordnung der Gegenſtände, bald überhaupt an populärem Geiſt oder an einer anziehenden Darſtellung und Sprache.

Wenn der deutſche Bürgerfreund es unternimmt, ſeinen Leſern nach und nach das Wichtigſte, Nothwendigſte und Nützlichſte aus dem Buch der Geſchichte vorzutragen, ſo ſchwebt ihm kein gelehrtes Syſtem, ſondern allein der Kreis dieſem Leſer vor Augen. Er hat die Geſchichte gründlich und allſeitig ſtudiert, und glaubt, die Summe der Hauptergebniſſe und Wahrheiten richtig aus ihr abgezogen zu haben. Dieſe allein will er ſeinen Leſern mittheilen, und ſeine Aufgabe iſt alſo nur, die rechte Folge, Form nnd Sprache zu finden.

Zuerſt wird man in einer klar und bündig gefaßten Schilderung den Gang der Weltgeſchichte überhaupt darſtellen müſſen, namentlich den Fortſchritt der Kultur und geſellſchaftlichen Bildung im großen Ganzen durch die verſchiedenen Geſchlechtalter der Vorzeit bis auf uns herab. An dieſe Hauptſchilderung alsdann hat man anzuſchließen die in ihrer natürlichen Entwickelung ſich ergebende Reihe der einzelnen Hauptſtoffe des geſchichtlichen Lebens, und endlich, als Ergänzung und ſpeciellere Ausführung der wichtigſten Ereigniſſe, die Lebensbeſchreibungen der größten, verdienteſten und merkwürdigſten Menſchen, welche auf die Geſtaltung der Schickſale und den Fortgang der Kultur der Völker und Staaten, ihren Einfluß übten.

So wurde der Bürger und Landmann am beſten in die Schule und in den Tempel der Geſchichte eingeführt, wo die vergangenen Zeiten mit ihren Erfahrungen, wo die hingeſchiedenen Geſchlechter mit ihren Freuden und Leiden, die großen Menſchen mit dem Beiſpiele ihrer Tugenden und Fehler, ſeine Lehrmeiſter ſind, und wo die Allmacht des Schöpfers, die Weisheit des Lenkers,

die Güte des Vaters dieſer Welt ihn mit Andacht und Glaube erfüllt!

Die Geſchichte der Religionen, des Heiden- und Chriſtenthums, wie aufklärend und tröſtend ſind ihre Lehren! Die Geſchichte der großen Erfindungen, z. B. der Schreib- und Buchdruckerkunſt, des Pulvers und der Dampfmaſchine; die Geſchichte der hauptſächlichſten menſchlichen Beſchäftigungen, des Ackerbaues, der Gewerbe und Handwerke, des Handels, der Wiſſenſchaft und Kunſt, — wie unterrichtend, anſpornend, erhebend ſind ihre Reſultate!

Alsdann, welches große Intereſſe, welchen ungemeinen Nutzen für jeden Menſchen als Glied eines Volks und Bürger eines Staats, gewährt die Geſchichte der merkwürdigſten geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Zuſtände, z. B. der Sklaverei, der Leibeigenſchaft, des Gemeinde- und Städteweſens; die Geſchichte der wichtigſten Anſtalten, wie der Schulen und Erziehungsinſtitute, der Kranken- und Armenhäuſer; die Geſchichte der einflußreichſten Staatsumwälzungen und Kriege, wie etwa des Untergangs von Rom, der Völkerwanderung, der Kreuzzüge, des 30jährigen und franzöſiſchen Revolutionskrieges!

Man braucht kein Gelehrter zu ſein, um dieſe Erſcheinungen der Geſchichte ihrem hauptſächlichſten Gange und Erfolge nach zu verſtehen, wenn ſie ohne Umſchweife, einfach und beſtimmt, in ihrer natürlichen Entwicklung und Geſtaltung, von einer populären Feder beſchrieben werden.

Jedenfalls aber muß die Lektüre eines ſolchen Geſchichtskurſus jeden Leſer von Kopf und Herz, welchem Stande er angehören mag, aufgeklärter, nachdenkender, billiger und humaner, das heißt vernünftiger machen — und dies iſt ja der Zweck aller Bildung!

Ganz beſonders indeſſen dazu geeignet, auf das Herz zu wirken, und den Charakter zu ſtärken und zu veredlen, iſt die Biographie oder die Lebensbeſchreibung der um Menſchen- und Bürgerwohl verdienten Männer und Frauen.

Dieſer Theil der Geſchichte wird nicht allein die nützlichſten, ſondern auch die anziehendſten Mittheilungen enthalten. Denn, wer liebt es nicht, die Schickſale ausgezeichneter Menſchen kennen zu lernen? Es kann nichts Intereſſanteres geben, als eine getreue Darſtellung von der Art und Weiſe, wie ſich große Männer durch

Fleiß, Ausdauer und Rechtſchaffenheit zu denjenigen Tugenden und Verdienſte heraufgearbeitet haben, welche man an ihnen bewundert. Die Lebensbeſchreibung z. B. eines Franklin wird keinen Leſer ohne Theilnahme laſſen, und Jedem, der es mit ſeiner Bildung und Vervollkommnung ernſtlich meint, vom größten Nutzen ſein.

Man darf ſogar annehmen, daß bei den meiſten Menſchen von verdientem Namen die Lektüre von Biographieen dieſer Art der Hauptſporn war, welcher ihre Jugend auf die Bahn des Ruhmes und Verdienſtes getrieben hat.

Die Vorſchrift der Sittlichkeit und Tugend übt nur einen ſchwachen Eindruck auf jugendliche Gemüther aus, wenn ſie nicht durch wirkliche Beiſpiele ſittlich großer Menſchen unterſtützt wird. Der Keim zu tugendhaften Beſtrebungen liegt überall in der Jugend; aber das kalte, ſtrenge Sittengeſetz ſchreckt oft nur ab; die Menge ſeiner Vorſchriften, die Härte ſeiner Forderungen, erdrückt die ſich noch nicht bewußte Kraft. Was man aber an Andern verwirklicht ſieht, die Menſchen waren, wie wir, das ermuthigt und ſpornt zur Nachahmung an. Und dieſe edle Nachahmung, wenn wir nicht ermüden, wird uns in den Kreis der bewunderten Vorbilder erheben!

Die Biographie iſt alſo eines der vorzüglichſten Bildungsmittel für die Jugend und der populäre Geſchichtſchreiber darf es nicht unterlaſſen, dieſe Rubrik beſonders aufmerkſam zu behandeln, um ſeinen Leſern die Schickſale, die Jugendbildung, die Beſtrebungen und Verdienſte derjenigeu Menſchen verſtändlich, lehrreich und würdig darzuſtellen, welche es verdienen, unſere Vorbilder zu ſein.

Emmanuel von Fellenberg.

Dem Reiſenden, welcher die Schweiz betritt, zeigt ſich nicht allein die maleriſche Schönheit der Alpen und Seen, ſondern auch andere Gegenſtände dieſes Landes verdienen ſeine Aufmerkſamkeit. Wenn der Künſtler nicht ermüdet, die harmoniſch manigfaltigen Gegenden zu ſtudieren, wo die Natur mit ihrem Pinſel verſchwenderiſch Schönheiten ſchaffte, ſo wird der Freund der Volkserziehung,

des Unterrichts und des allgemeinen Wohles, Anſtalten begegnen, die mit Recht von ihm tiefe Prüfung und hohe Achtung fordern.

Der unheilvolle Krieg der Franzoſen hat auch mit ſeinen verderblichen Folgen bis auf die höchſten Gebirge und in die tiefſten Thäler dieſes Land ſchwer heimgeſucht, und vielfach tiefe Wunden geſchlagen, und beſonders unter der Maſſe des Volkes Armuth und Entſittlichung hervorgebracht. Verſorgung, Erziehung und Unterricht der armen Kinder, die ſich in Schwärmen umhertrieben, wurden hintangeſezt.

Man kennt die bewundernswürdige Hingebung Peſtalozzis, welcher als der erſte zur Hülfe dieſer Elenden herbeikam und ſich ganz dem Dienſte der Verminderung ihres Unglückes widmete. In verſchiedene Umſtände geſtellt, vereinigte ſich mit ihm Herr v. Fellenberg zu dieſem großen Werke der Barmherzigkeit und wahrer chriſtlicher Liebe, und trug mit allen ihm eigenen Mitteln zur Erreichung dieſes edeln Zweckes kräftig bei.

Herr v. Fellenberg, begabt mit einem hellen, thätigen Geiſte, mit einem tiefen und innigſt fühlenden Gemüthe, theilte mit allen Denkern die Unruhe über die allgemeinen Umſtände, welche im Anfange dieſes Jahrhunderts beinahe alle Völker von Europa ſchwer bedroheten. Vater zweier Söhne noch im zarten Alter, Freund der Menſchen, ſeinem Vaterlande treuergebener Bürger, betrachtete er mit Schrecken die moraliſche und politiſche Lage von Europa, und die Zukunft, welche ſich aus derſelben für ſein Vaterland und ſeine Kinder bereitete. Und in dieſer ernſten Betrachtung über den Zuſtand der Geſellſchaft, ſah er dieſelbe ſchwer bedroht durch die unausweichliche Auflöſung ihrer Elemente, durch die Vergeſſenheit der Religion und die Verachtung der Moral, durch die Selbſtſucht und die große Sinnlichkeit der Reichen, durch die Unwiſſenheit und die groben Laſter der Armen, und endlich durch die langanhaltenden politiſchen Unruhen und Wirren.

Der Wunſch einer von Grund aus durchgreifenden Reform, in Grundſätzen und Sitten, war gewiß natürlich; aber wie dieſelbe beginnen? mit welcher Hoffnung des Erfolges? — Wie konnte ein einziger, alleinſtehender Mann, der überdieß noch in die engen Gränzen eines Schweizerkantons eingeſchloſſen war, je hoffen, zu einem ſolchen Unternehmen auch nur etwas vorzubereiten, vielweniger auszuführen.

Aber Herr v. Fellenberg gab den Muth nicht auf. Er dachte,

daß die Erleichterung und Heilmittel der Uebel des geſellſchaftlichen Zuſtandes ſich allein in einer Erziehung finden müſſen, die geeignet iſt, dem Bedürfniſſe der Zeit und der allgemeinen Beſtimmung, ſo wie den verſchiedenen individuellen Berufsarten der Menſchen zu entſprechen. Er entſchloß ſich nach dem Grade ſeiner Mittel eine Anſtalt zu gründen, welche andern Anſtalten ähnlicher Art zum Exempel dienen, in welcher man ſeine Erfahrungen benützen, die Irrthümer vermeiden und die Mittel des Erfolgs vervollkommnen ſollte, und welche immer mehr über ſeinen Kanton, über die ganze Schweiz, die Wohlthat einer neugeſchaffenen Erziehung zur Sittlichkeit und nützlicher Thätigkeit verbreiten ſollte.

Der Gedanke, welcher ihn bei dieſem Verſuche belebte, war, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, „zu beweiſen, ob der dem Volke nothwendige Unterricht ſich mit der Arbeit verbinden laſſe, ob dieſer durch eine genügende Methode im Momente der Erholung, welche jedem Alter als Stütze eines arbeitſamen Lebens unerläßlich iſt, mitgetheilt werden könne.“

„Unſer Unterricht“ fügt er hinzu, „ſoll dem Bauer und Handwerksmanne ſo viele Hülfsquellen und im guten Fortgange ſo viel Genuß finden lehren, daß ſie ſich, dieſen Stand zu verlaſſen, unglücklich fühlen würden.“

In einer Zeit und in demſelben Lande begriffen zwei Männer den nämlichen Zweck, zu welchem beide durch verſchiedene Wege geführt werden ſollten, welche eben ſo verſchieden waren, als ihr Geiſt und ihre Charaktere ſich von einander unterſcheideten. Peſtalozzi, ein Mann von gründlicher Theorie und lebendiger Einbildungskraft, verwendete ſein Leben an Verſuchen mehr oder weniger glücklich, welche aber nichts hinter ſich zurückließen, als einen Keim, beſtimmt, unter andern Bemühungen, Frucht zu bringen.

Herr v. Fellenberg, ein Mann von praktiſcher- und vieler Welt- und Menſchenkenntniß und kräftigem Willen, hatte vom Anfange einen feſten, beſtimmten Plan gefaßt, und unausgeſetzt war ſeine Anſtrengung, unermüdet ſein Eifer dieſen auszuführen. Es war eine Zeit, wo nebſt allen andern Merkwürdigkeiten der Schweiz, die Fremden nicht ermangelten auch das Inſtitut von Yverdun und jenes von Hofwyl zu beſuchen.

Das erſtere, deſſen Grundlage nicht die gehörige Feſtigkeit

hatte, verſchwand noch vor dem Tode ſeines edlen Gründers; das letztere, ſich auf eine feſtere Grundlage ſtützend, und unter einer weiſen und kräftigen Leitung, beſtand fortan und erwarb ſich unausgeſetzt das Recht der Hochſchätzung von allen Freunden des Menſchenwohls. Dem ungeachtet war Herrn v. Fellenbergs Laufbahn nicht immer beſchützt vor mancherlei Stürmen und Hinderniſſen. Geboren zu Bern (1771), in einer Stadt, wo die Ariſtokratie ſeit Jahrhunderten ſtarke und mächtige Wurzeln gefaßt, hatte er gegen vererbte Vorurtheile zu kämpfen, welche die Regierung ſeines Vaterlandes mit aller Sorgfalt nährte.

Nachdem er viele und ausgezeichnete Studien gemacht, ſich auf ſeinen verſchiedenen Reiſen viele Welt- und Menſchenkenntniß geſammelt und ſeinen Mitbürgern manche reelle Dienſte geleiſtet hatte, gründete er ſeine Anſtalt, wo die Erziehung und der Ackerbau, eines auf das andere ſich ſtützend, einen glücklichen fortſchreitenden Gang zu nehmen ſchienen, aber der Neid und die Unwiſſenheit erhoben ſich gegen ihn.

Vor allem beſchuldigte man ihn, ſein Streben dahin zu richten, einer großen Anzahl Taglöhner und Handwerker durch die Einführung und den Gebrauch von Ackermaſchinen den Verdienſt zu ſchmälern oder ganz zu entziehen; ferner behauptete man, ſein Ackerſyſtem, deſſen Reſultat eine ſichtbare Vermehrung der Produkte zeige, könne einen ſolchen Ueberfluß erzeugen, daß das Volk nicht mehr nöthig habe zu arbeiten, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen und ſo ſich dem Müßiggange überlaſſe und der Entſittlichung entgegen gehe. Dieſe Schreier, ſeine Feinde erhoben ſich ſo laut, daß die Tagſatzung ſich verpflichtet glaubte, hier einzuſchreiten. Es wurde eine Kommiſſion ernannt, welche nach langer und ernſter Unterſuchung durch ihren öffentlichen hierüber ausgeſtellten Bericht Herrn v. Fellenberg, den man ſo ſchwer verleumdete, die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und das glänzendſte Lob ertheilte.

Von dieſer Zeit an, ermuthigt durch die Anerkennung und Beſchützung einer weiſen und edlen Regierung und durch den Wunſch, ſein ihm gewordenes Lob zu rechtfertigen, ſchritt er nun zu neuen Entwicklungen und Verwirklichungen ſeiner Ideen. Beſtändig hatte er die Worte ſeiner tugendhaften Mutter im Geiſte gegenwärtig, welche von ſeiner früheſten Jugend an über ſeinen Beruf entſchied: „Sei Freund der Armen“ wiederholte ſie

ihm oft; „denn die Reichen haben ohnehin Freunde genug.“

Obwohl nun alle Klaſſen der Geſellſchaft ſeinen wohlthätigen Unterricht zu benützen zugelaſſen waren, ſo war doch ſein Inſtitut für arme Kinder der Gegenſtand ſeiner Vorliebe, und ohne allen Zweifel dasjenige, welches in Beziehung auf Menſchenwohl, von allen übrigen mit vollem Rechte den Vorzug verdient.

Im Jahr 1799 kaufte Herr v. Fellenberg in Gemeinſchaft mit ſeinem Vater, der aber ſchon 1801 ſtarb, das Landgut Hofwyl, deſſen Größe ſich auf 150 Morgen erſtreckt.

Hofwyl liegt 2 Stunden nördlich von Bern, 6 Stunden vom Jura und in einer etwas weitern Entfernung von der Kette der Alpen, und bildet das äußerſte Ende eines Hügels, welcher ſich öſtlich bis in's Emmenthal erſtreckt, eines der reichſten und fruchtbarſten Thäler der Schweiz. Der Boden von Hofwyl iſt von großer Verſchiedenheit und war überhaupt urſprünglich in allen ſeinen Theilen für einen vortheilhaften Ackerbau wenig günſtig.

Zur Zeit der Beſitznahme von Herrn v. Fellenberg war über dieſem Platze nur ein ganz geringes Wohnhaus mit einigen kleinen nothwendigen Gebäuden, zum Betriebe des damals angebauten Bodens. Gegenwärtig hat die Lage dieſes Ortes eine ganz andere Geſtalt angenommen. Der Boden iſt mit beſonderer Kunſt und Fleiß durchgängig in Kultur geſetzt, ſo daß man ohne Ausnahme den vortheilhafteſten Nutzen daraus ziehen kann. Schöne, dem Zwecke entſprechende und genügende Gebäude ſind aufgeführt.

Man ſah mit Erſtaunen, wie Herr v. Fellenberg, als er Hofwyl an ſich gebracht, theuere Maſchinen errichten ließ, 150 Morgen lehmigen Bodens zwei Fuß tief mit dem Pfluge einſchlug und zwei bis drei Jahre ſeine Erndten aufopferte; wie er einen beträchtlichen Sumpf mit Erde überführen, erhöhen und in Wieſen verwandeln ließ, und einen unterirdiſchen Gang 150 Klafter lang an einigen Orten 30 Fuß breit grub, um ſchädliche Waſſer darein einzuhalten und ſie zur Bewäſſerung anwendbar zu machen.

Und als nun alle dieſe Arbeiten wieder alle Erwartung gelangen, wollte Herr v. Fellenberg, nicht zu frieden, das Einkommen ſeines Gutes verzehnhaft zu haben, auch ſeine Mitbürger die Früchte ſeiner Erfahrung genießen laſſen. Er wollte ſie durch ſein Beiſpiel und durch ſeine Schriften aufklären; er führte Volksfeſte ein, gründete eine praktiſche Schule, welche jedem offen ſteht,

dem Eigenthümer ſowohl, der ſich zur Leitung ſeiner Güter vorbereitet, als dem Arbeiter, der ſich zu einem guten Pächter bilden will.

Im erſten Anblicke der verſchiedenen Theile, die Hofwyl in ſich vereint, ſcheint es, als ob dieſelben nicht gerade in eine nothwendige Verbindung gehörten.

Das großartige Inſtitut des Herrn v. Fellenberg umfaßt zehn verſchiedene Anſtalten:

1) Ein großes Pachtgut, wo die Verſuche im Landbau vorgenommen werden.

2) Eine Muſterwirthſchaft, wo die gelungenen Verſuche angewandt werden.

3) Eine Vervollkommnungswerkſtätte, für die zum Landbau nöthigen Geräthe.

4) Eine Werkſtätte, wo dieſe vervollkommneten Werkzeuge für das Publikum verfertiget werden.

5) Eine Schule für 100 arme Knaben.

6) Eine Schule für 30 arme Mädchen, deren Leitung ſich Fräulein v. Fellenberg ſelbſt unterzog. Die Zöglinge beider Schulen werden ſowohl zu Ackerarbeiten, als auch zu Gewerben angehalten, erhalten zu gleicher Zeit unentgeldlich eine ihrer künftigen Beſtimmung angemeſſene Erziehung, und werden ſo zu ſittlichen, aufgeklärten Landleuten, guten Pächtern, oder geſchickten Handwerkern gebildet.

7) Eine Normalſchule, um Landſchullehrer zu bilden.

8) Ein Erziehungs-Inſtitut, wo den Kindern bemittelter Bürger eine ausgedehntere, immer aber eine auf die allgemeinen Bedürfniſſe des Lebens begründete Erziehung gegeben wird.

9) Ein dem Landbau beſonders geeignetes Inſtitut, wo die Landwirthſchaft in allen ihren Zweigen gelehrt wird.

10) Endlich ein wiſſenſchaftliches Inſtitut, wo Kindern reicher Leute eine, im ſtrengſten Sinne des Wortes vollendete Erziehung erhalten.

Und alſo bilden die verſchiedenen Anſtalten von Hofwyl ein vollkommenes Ganze, in welchem jedes Einzelne ſich mit der Hülfe des Andern bereichert. Das Gute mit weniger Unkoſten und auf eine vollkommenere Art und Weiſe zu bewirken, als ſo, wäre nicht möglich, ohne die wechſelſeitige Hülfe, mit welcher hier eines dem andern entgegen kommt.

Was jedoch den Menſchenfreund hier in Mitte dieſes Vortrefflichen, durch einen einzigen Menſchen ausgeführt, vorzüglich anſpricht, iſt die Einrichtung der Schule für die Armen. — Herr v. Fellenberg hat der Agrikultur große und wichtige Dienſte geleiſtet. Mit glücklichem Erfolge hat er den undankbaren Boden ſeines Gutes durch Einſicht und raſtloſe Thätigkeit in den möglichſt vollkommenen Kulturzuſtand geſetzt, und bietet allen Landwirthen nahe und fern zahlreiche und profitable Beiſpiele dar. Ihm verdankt man die Erfindung und Vervollkommnung vieler landwirthſchaftlicher Maſchinen und Geräthſchaften, die allgemein bei aufgeklärten Landwirthen, die hierüber fähig ſind zu urtheilen und zu wählen, Anerkennung und Aufnahme finden.

Mit einem Worte, es würde uns zu weit führen hier alles mitzutheilen, was dieſer ausgezeichnete Mann für Emporbringung der Landwirthſchaft geleiſtet hat.

Aber als den erſten von allen dieſen Titeln der Verdienſt-Anerkennung Herrn v. Fellenbergs müſſen wir anführen: Er hat eingeſehen, daß die Erziehung des Menſchen mit deſſen Gewerbe im Leben nothwendig in Zuſammenhang und Uebereinſtimmung gebracht werden muß; er fühlte, daß eine Erziehung, die nicht zugleich zum Zwecke hat, die Kinder zu jener Arbeit und Beſchäftigung anzugewöhnen, die ihr künftiges Loos beſtimmen, tauſendfachen Saamen der Unzufriedenheit und Unordnung in die Geſellſchaft ſtreue. Er wollte, daß der Ackerbau, welcher für die Kinder des Landvolkes der Grund ihrer Exiſtenz ſein ſollte, eine wohlthätige Quelle werde, aus welcher für ſie nebſt allem Erwerb, auch aller Unterricht und alles Vergnügen fließe. Er machte ihnen denſelben zum Gegenſtand ihrer Lehre in ihrer frühen Jugend, weil er im reifern Alter ihre Beſchäftigung ſein ſollte.

In Wahrheit, man weiß nicht, was man am meiſten an Herrn v. Fellenberg bewundern ſoll, ob den großen tiefen Gedanken, der den Plan eines ſolchen Inſtituts auffaßte, ob den thätigen unermüdeten Geiſt, der ſeiner Ausführung vorſtand.

Die Anſtalten von Hofwyl begreifen die ganze Kette der phyſiſchen und moraliſchen Bildung in ſich; ſie ſind ein vollendetes Syſtem wiſſenſchaftlicher und moraliſcher Bildung, und was ihnen den größten Werth verleiht, iſt unſtreitig, daß Erziehung und Unterricht hier gleichen Schritt mit einander halten, daß beide auf das praktiſche Leben gegründet ſind. Hier entwickelt ſich die

Kindheit unter dem glücklichſten Einfluſſe, in Gottes freier Natur, in der Mitte von landwirthſchaftlichen Arbeiten und aller der Induſtrieverzweigungen, die mit ihr in Verbindung ſtehen, und die Eindrücke, die ſie empfängt, ſtehen mit dem Unterricht, der ihr zu Theil wird, im ſchönſten Einklange.

Die Anſtalten von Hofwyl haben den Zweck, für alle Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft brauchbare Bürger zu bilden; wie nützlich ſind alſo in dieſer Beziehung die Armen- und Ackerbauſchulen! — Man kann überall Künſte und Handwerke lernen, überall Kenntniſſe der Landwirthſchaft erlangen; allein hier iſt alles eng mit einander verknüpft, das Praktiſche iſt dem Theoretiſchen beigeſellt, und die Vorſchriften erhalten hier gleich ihre Anwendung; wie ſollten aus einer ſolchen Schule nicht brauchbare Menſchen hervorgehen! —

Es fehlte nie an Männern von großem Geiſte und edlem Herzen, denen ähnliche, gute und großartige Ideen nicht eigen geweſen wären, aber ihre Nützlichkeit fühlbar und handgreiflich zu machen, ſie zu verwirklichen, ſie mit Beharrlichkeit zu verfolgen, ſie bis in's Detail auszuführen, dieſes iſt nur ſehr wenigen vorbehalten. Herr v. Fellenberg ſteht in dieſer Art einzig da, und verdient mit vollem Rechte die Bewunderung und Hochachtung Aller. —

Wir können nicht umhin hier mit der Bemerkung zu ſchließen, in welcher ſich ein Bericht über Fellenberg und ſeine Anſtalt in folgenden Worten ausdrückt:

„Bei der Ankunft in Hofwyl wird man wirklich überraſcht von dem ſchönen Anblicke, welcher das Syſtem der zahlreichen Anſtalten gewährt, die alle von einem einzigen Privatmanne geſchaffen, und ſeit mehr als dreißig Jahren in einer erfolgreichen Entwicklung mit Beharrlichkeit und Umſicht ſeltener Art geleitet werden.

Man empfindet ein beſonderes Vergnügen, wenn man hier das Bild des Friedens, der Ordnung, der Thätigkeit, der guten Harmonie, welches ſich von allen Seiten im hellſten Lichte und den lieblichſten Farben zeigt, betrachtet, und man wird von der größten Hochachtung und Verehrung erfüllt, wenn man den großen Gedanken begreift, welcher dieſe große Schöpfung hervorrief und leitete. In Wahrheit, dieſer Gedanke iſt ganz aus einer tiefen, ernſten Betrachtung der allgemeinen Ordnung des

gegenwärtigen Zuſtandes der Geſellſchaft von Europa und aus ihrem weſentlichſten und dringendſten Bedürfniſſe aufgefaßt.

Man findet in Hofwyl nicht nur ſchlechthin ein gewöhnliches Inſtitut der Erziehung, des Ackerbaues, oder eine Muſterwirthſchaft, ſondern man ſieht da eine Anſtalt einer großen europäiſchen Verbeſſerung, ein verſuchtes, ein gegebenes Beiſpiel einer moraliſchen Wiedergeburt unſeres Zeitalters *).“ —

Vermiſchte Gedanken, Anſichten und Maximen.

Der Menſch, das Kind des Schmerzens, kündigt ſeine Ankunft durch Aechzen und Weinen an, dies ſind die erſten Anzeigen, die er von ſeinem Daſein gibt; ſein Leben iſt mit phyſiſchen und moraliſchen Mühſeligkeiten beſäet, ſein Alter damit überhäuft, und der Tod erfüllt das Maaß derſelben. v. Eckartshauſen.

Sobald der Menſch aus dem Paradieſe der Kindheit herausgetreten iſt, ſo muß er wiſſen, was er iſt. Er muß ſeine Kräfte, ſeine Schwäche kennen, um nicht zu tief niedergedrückt zu werden vom Tadel, und nicht zu ſehr erhoben durch Lob. Das Erſte würde ihn muthlos machen, und die Muthloſigkeit lähmt alle Kräfte. Das Andere würde ihn ſtolz machen, und Stolz vergiftet den Grund der Sittlichkeit und beſchleunigt den Fall. Zwiſchen Muthloſigkeit und Uebermuth ſchwankt nur zu oft der Menſch, und die Wage, die noch ſchwankt, zeigt nie das rechte Gewicht. J. L. Ewald.

Wir unterſcheiden ſelten das, was der Menſch iſt, von dem, was er zu ſein ſcheint und zu ſcheinen ſich bemüht. Sein Verſtand iſt durch Unwiſſenheit und Einfalt verfinſtert, ſein Herz mit böſen Neigungen und einer unmäßigen Selbſtliebe erfüllt, und ſein Körper iſt ein zerbrechliches Wohnhaus für ſeine Seele. Gellert.

Es iſt gefährlich dem Menſchen ſehen zu laſſen, wie ſehr er dem Thiere ähnlich iſt, ohne ihm ſeine Größe vorzuſtellen. Ge-

*) Notices sur les etablissemens d'Hofwyl extraits du bulletin de la société pour l'instruction élémentaire à Paris 1830.

fährlicher iſt es, ihm ſeine Größe zu zeigen, ohne ihn auf ſeine Niedrigkeit aufmerkſam zu machen. Ihn über beides in der Unwiſſenheit laſſen, iſt von größter Gefahr. Von entſchiedenem Vortheil iſt's, ihn über das eine wie das andere zu unterrichten.

Paskal.

Der Menſch iſt der erſte Freigelaſſene der Schöpfung; er ſteht aufrecht. Die Wage des Guten, des Falſchen und Wahren hängt in ihm, er kann forſchen, er ſoll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge ſeinen Gang zu leiten: ſo hat er auch in ſich die Macht, nicht nur die Gewichte zu ſtellen, ſondern auch, wenn ich ſo ſagen darf, ſelbſt Gewicht zu ſein auf der Wage. Er kann dem trüglichſten Irrthum Schein geben und ein freiwillig Betrogener werden: er kann die Ketten, die ihn, ſeiner Natur entgegen, feſſeln, mit der Zeit lieben lernen und ſie mit mancherlei Blumen bekränzen. J. G. v. Herder.

Dem Menſchen iſt große Kraft verliehen, ſo daß er allen Schickungen auf eine, oder die andere Art gewachſen ſein kann, wenn er ſeine Kräfte nur recht gebraucht. Er halte ſich nur für nie überwältigt, bevor er ſeine Kräfte und alle ihre möglichen Anwendungen überdacht, bevor er ſie verſucht hat. G. H. Feder.

Der Menſch kann weder Gott ſein, noch Gott werden, aber dem Gott, nach deſſen Bild er erſchaffen iſt, immer ähnlicher werden, dies kann er und dazu iſt er da. Aufrichtiges Streben nach Vollkommenheit wird ihm für Vollkommenheit ſelbſt angerechnet.

Wieland.

Das Leben jedes Menſchen wird erſt durch rechte Aufklärung ein menſchliches Leben, es hat mithin auch der unterſte Bürger im Lande Anſpruch an ſie. Sintenis.

Wer nie gelitten hat, weiß nichts, er kennt weder Glück noch Mißgeſchick, er verkennt die Menſchheit und ſogar ſich ſelbſt

Fenelon.

Gott iſt wie ein Monarch, welcher mehrere Nationen unter ſeinem Scepter hat; ſie kommen um ihm ihren Tribut zu entrichten, jede ſpricht in ihrer eigenen Sprache. Montesquieu.

Man hat ſich Jahrhunderte lang über Religionsmeinungen

gerauft, deren Wahrheit oder Irrthum nach eigenen Begriffen der Streitenden erſt in jener Welt entſchieden werden konnte, und Niemand iſt es eingefallen zu unterſuchen, ob diejenige bürgerliche Ordnung der Dinge, von der ſein zeitliches Wohl allein abhängt, den geſunden Begriffen der Geſellſchaft angemeſſen ſei oder nicht Man hat in allen Zweigen des Wiſſens die nützlichſten Entdeckungen gemacht, und weiß bis auf die Stunde noch nicht, wie das elendeſte Dorf am beſten regirt werden könnte. W. u. Z.

Die Menſchen ſind in der Regel zu ſehr ihren alten Gewohnheiten und Gebräuchen ergeben; ihnen dieſelben gewaltſam zu nehmen, wäre ſie unglücklich machen. Man muß ſie daher nicht mit andern vertauſchen, ſondern ſie ſelbſt vermögen, dieſelben freiwillig mit beſſern auszuwechſeln. Montesquieu.

Man behauptet, daß die durch philoſophiſche Fürſten beherrſchten Völker glücklich ſeien; nicht minder glücklich ſind die Fürſten, die unter ihren Unterthanen viele Philoſophen zählen.
Voltaire.

Soll ein Staat glücklich und mächtig ſein, ſo muß das Volk eine auf die Geſetze gegründete Freiheit genießen, und die höchſte Gewalt durch eben dieſe Geſetze befeſtigt ſein. Voltaire.

Je blendender, je verführender der Irrthum, deſto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, deſto größer die Aufforderung zur Ueberzeugung und feſtern Gewißheit. v. Böcklin.

Eitelkeit, Eigennutz und Charakterſchwäche ſind die drei giftigen Schlangen, welche an der Menſchheit Größe nagen. Gelingt es der Macht der Erziehung nicht, dieſe zu beſiegen, ſo bleibt die Welt ewig ein Hoſpital. W. u. Z.

Der Jugend ſtrengen Gehorſam, ohne ſklaviſche Furcht einzuprägen, iſt ein Hauptproblem der Erziehung. W. u. Z.

Die Natur der Spartaner wurde gleichſam zu Eiſen, und die unſrige iſt beinahe zu Brei geworden! — W. u. Z.

Wenn die Menſchen nur einfach leben wollten, ſo würde man überall Ueberfluß, Freude, Einigkeit und Friede ſehen. Fenelon.

Wir müſſen uns zu der großen, unbezweifelbaren Wahrheit

erheben, daß die Ewigkeit unſer Ziel, und daß ein unendlicher Fortgang in der Vollkommenheit unſere Beſtimmung ſei.

Iſelin.

Lebensregeln, Weisheits- und Tugendlehren, Sprichwörter.

Lebensregeln, Weisheits- und Tugendlehren.

Es gibt keinen wahren Ruhm, keine wahre Größe, ohne Tugend; ohne ſie mißbrauchen wir alles Gute, das uns zu Theil geworden, es ſei groß oder klein, eingebildet oder wirklich; ohne Tugend macht uns Reichthum entweder habſichtig oder verſchwenderiſch; ohne ſie machen uns ſchöne Paläſte hartherzig und ſtolz gegen die Armen; ohne ſie ſchmeichelt eine Menge von Bedienten unſerm Uebermuthe, der ſie wie Sklaven behandelt; und ohne ſie eignet ſich der Junker die Tugenden ſeiner Ahnherren zu, ohne ſich um eigene zu bemühen.

Ein ruhiges Gewiſſen, rechtſchaffene Geſinnungen, tugendhafte Handlungen und eine Gleichgültigkeit über zufällige Begebenheiten, ſind ein Glück ohne End und Maaß. Die Grundlage dieſes vollkommenen Zuſtandes von Glückſeligkeit ſind Weisheit und Tugend, die Kenntniß unſerer Pflicht und die Uebereinſtimmung des Willens mit der Erkenntniß.

Es iſt die größte Kunſt und Weisheit des Lebens, aus der Gegenwart, ſie ſei gut oder ſchlecht, den größten Vortheil zu ziehen, und dieſe mit Ergebung und Geduld zu ertragen, jene aber mit Dankbarkeit und Mäßigung zu genießen.

Ein Monat in der Schule der Betrübniß wird uns mehr Weisheit lehren, als die ernſten Vorſchriften aller Weiſen zuſammen in ſieben Jahren im Glücke.

Zufriedenheit iſt von einem ſo hohen Werthe, daß ſie nicht zu theuer erkauft werden kann; indem ohne ſie auch die beſte

Lage uns nicht glücklich machen wird, da hingegen es unmöglich iſt, daß wir ſelbſt in der ſchlimmſten elend ſein können.

Wie elend iſt der Menſch, der nicht ohne Scham zurückſehen, nicht ohne Schrecken vorwärts blicken kann! Was für Troſt wird ihm ſein Reichthum bei ſeinem Ende gewähren? Oder was werden alle ſinnlichen Freuden, ſeine eitlen und leeren Titel, ſeine Staatskleider, Würden und Kronen ihm helfen an dem Tage ſeiner Bedrängniß?

Es gibt ſo manche Künſte der Gefälligkeit und Nachgiebigkeit, die ſich ohne Koſten ausüben laſſen, und wodurch wir uns Leute zu Freunden machen können, die nie eine wirkliche Wohlthat von uns erhalten haben.

Ein großer Vortheil der Freundſchaft beſteht in der Gelegenheit, guten Rath zu erhalten; es iſt gefährlich, ſich immer auf ſeine eigene Meinung zu verlaſſen. Unglücklich iſt der, welcher Niemand hat, der ihn ermahne, wenn er es bedarf.

Es iſt unedel, einen Menſchen über ſeine Unwiſſenheit in irgend einer Sache erröthen zu machen, da er uns vielleicht in vielen andern übertrifft.

Manche Menſchen ſind überaus fleißig, um ſich eine ungeheure Menge von Kenntniſſen zu erwerben; andere ſtreben nach Auszeichnungen und Ehrenſtellen; einige ſuchen raſtlos Schätze zu ſammeln; viele hängen Luſtbarkeiten und ſinnlichen Freuden nach; Jagd, Spiel und andere Unterhaltungen dienen ihnen zum Zeitvertreibe; mehrere geben ſich mit fruchtloſen Spekulationen eifrig ab; andere wollen als Geſchäftsleute gelten und führen ein unruhiges Leben; aber unter allen ſind nur wenige, welche nach echter Weisheit ſtreben, und ſie zur Führerin ihres Lebens machen.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Menſchen um ſo viel weniger Urtheilskraft beſitzen, je tadelſüchtiger ſie ſind, und daß ſie, wenn ſie ſelbſt nichts Empfehlendes haben, um ſo mehr bei andern auszuſetzen finden. Kein Menſch beneidet das Verdienſt eines andern, der ſelbſt einiges hat.

Die Eigenſchaften des Geiſtes können die Mängel des Körpers bedecken; aber Vollkommenheit des Körpers kann nicht Unvollkommenheit des Geiſtes verbergen.

Es gibt nur ein echtes Vergnügen im Leben, und das iſt das Bewußtſein der erfüllten Pflicht. Wie elend, wie unweiſe, wie unverzeihlich handeln daher die, welche ſich dieſes einzige wahre Vergnügen durch Pflichtvergeſſenheit zum Schmerze machen!

Gelehrſamkeit iſt dem Reichthum, und Tugend beiden vorzuziehen.

Erziehung iſt der menſchlichen Seele, was Bildhauerei dem rohen Marmor iſt. Oft liegen die herrlichſten Anlagen zu einem weiſen, großen und guten Mann unter einem groben Kittel verborgen und gehen für die Welt verloren, weil Erziehung ihnen nicht zu Hülfe kommt.

Die Grundlehren aller Religion beſtehen in zwei Sätzen: daß ein Gott iſt, welcher die Welt regiert, und daß die Seelen der Menſchen nach dem Tode fortzudauern fähig ſind. Denn wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß Gott iſt, und denen, die ihn ſuchen, ein Vergelter ſein wird. Wenn dies nicht als der menſchlichen Vernunft gemäß angenommen werden ſollte, ſo ließe ſich nicht einſehen, auf welche Art der Menſch überhaupt ſich an Religion halten könnte.

Ein weiſer Mann wendet die zweite Hälfte ſeines Lebens dazu an, die Schwachheiten und Irrthümer, die er in der erſten begangen, wieder gut zu machen. Ein indiſcher Philoſoph ſagt; Menſchliche Größe beruht nicht ſowohl auf Nichtfallen, ſondern darauf, daß man kräftig wieder aufſtehe.

Dem Fühlloſen ſind die Kenntniſſe, die er beſitzt, ein todter Schatz, dem Gefühlvollen hingegen eine Quelle reiner Freuden, Seelen erhebender Regungen, edler Gedanken, welche ihn bilden, ſein Herz erweitern und alſo in die Ewigkeit fortwirken.

Sprichwörter

nebſt deren kurzen Erklärung (nach Wander.)

Arbeit.

„Gott gibt, aber der Menſch muß die Hand aufmachen.“

Es iſt nicht genug, daß man ſeine Kräfte anſtrenge, es kommt

auch darauf an, worauf man ſie anwendet. Viele mühen ſich ab und müſſen des Segens entbehren, auf den ſie hoffen. Das kommt daher, daß ſie die Kräfte auf ein Geſchäft verwendet haben, das nicht lohnen kann. Nur Kraftanſtrengungen, die einen wahren oder wirklich beabſichteten Nutzen in der Welt ſtiften, folgt ein Lohn. Wer ſich nur für nutzloſe Dinge abmüht, von dem ſagt man, er dreſche leeres Stroh, weil der, welcher driſcht, Körner haben will, leeres Stroh aber keine gibt. Dies will das Sprichwort ſagen:

„Leeres Stroh gibt keine Körner.“

Jede Arbeit fordert Anſtrengung der Kräfte. Manche derſelben iſt ſchwer, d. h. ſie erfordert viel Kraft, eine andere läßt ſich ohne viele Mühe verrichten. Aber auch eine anſtrengende Arbeit wird dadurch erleichtert, daß man mit Luſt beginnt und fortfährt, bis ſie beendet iſt. Der Widerwille macht jedes, auch das leichteſte Geſchäft ſchwer. Die Luſt, das Pflichtgefühl, der Gedanke, daß die Arbeit nun einmal gethan werden müſſe, erleichtert auch das ſchwierigſte und unangenehmſte Geſchäft. Dieß liegt mit Wenigem in den Worten: „Wer Steine gern trägt, hat Flaum auf der Schulter.“ Mögen Steine drücken, der Zweck, für den ſie getragen werden, macht ihren Druck vergeſſen. Dieß erinnert uns an ein anderes, altes und bekanntes Sprichwort:

„Luſt und Lieb zu einem Ding, macht alle Mühe und Arbeit gering.“

Aber nicht jeder hat dieſe Luſt. Mancher zieht ein unthätiges Leben einem wohlthätigen Gebrauche ſeiner Kräfte vor. Ein ſolcher findet eben leicht Gelegenheit, unter irgend einem ſchicklichen oder unſchicklichen Vorwande ſeine Thätigkeit, zu der er durch Umſtände gezwungen ward, einzuſtellen.

„Die beſten Früchte hängen am Wipfel.“

Erſt muß der Landmann den Boden bearbeiten, erſt muß er ſäen, eh' er auf eine Ernte hoffen kann. Wie die Wirkung erſt aus der Urſache und daher auf ſie folgt; ſo kann auch das Gute, das wir durch die Anwendung unſerer Kräfte erlangen wollen, uns erſt nach Vollendung des Geſchäftes werden. Es iſt daher Thorheit, darüber zu klagen, daß man unbelohnt gearbeitet habe. Wer Salat pflanzt, darf freilich nicht lange auf den Lohn warten.

Wer aber für das Beſte der Menſchheit wirkt, muß nicht verlangen, daß die Ernte wie im Treibhauſe erfolge. Gott ſpricht wie der Prediger erſt nach dem Amen den Segen. Dieß ſind die Hauptgedanken aus dem Sprichwort: „Nach dem Amen folgt der Segen.“

„Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armuth nicht einſteigen.“

Diebe ſteigen ein. Die Armuth iſt hier als einer dargeſtellt. Auch hat ſie viel Aehnlichkeit mit ihm. Diebe ſtehlen. Armuth nimmt ebenfalls was ſie findet, ſelbſt das fröhliche Herz und den erquickenden Schlaf. Das Sprichwort ſagt, daß es kein beſſeres Schutzmittel gegen dieſen gefährlichen Dieb gebe als Arbeit oder vielmehr Arbeitſamkeit. Man verſteht darunter das eifrige Beſtreben, die Arbeiten, wozu uns Beruf und Umſtände verpflichten zu vollbringen. Wer dies thut, dem wird die Armuth fern bleiben, wenn er nämlich eben ſo zu ſparen, wie zu gewinnen weiß. Gegen unverſchuldetes Unglück kann ſich der Menſch nicht waffnen. Er kann blos die gewöhnlichen Armuthsquellen verſtopfen.

„Je raſcher ſich die Hand bewegt, je flinker ſich die Seele regt.“

Beim Gelingen der meiſten Arbeiten kommt ſehr viel darauf an, wie ſie angefangen wurden. Iſt ein guter Grund gelegt, ſo läßt ſich leicht darauf weiter bauen. Der Anfang iſt, wie ſchon ein altes Sprichwort ſagt, das Schwierigſte. Wer ſich nun nicht verdrießen läßt, mit aller möglichen Sorgfalt das Werk zu begründen, alle vorauszuſehenden Hinderniſſe beharrlich aus dem Wege zu räumen, der darf über den etwaigen Zeit- und Kraftverluſt nicht klagen. Er wird ſich reichlich belohnen.

„Fleißige Hand ſegnet Meer und Land.“

Der Fleißige findet überall ſein Fortkommen. Jedermann liebt ihn. Er wird dann, wenn der Träge von Darben redet und über Hunger klagt, der Noth fern ſtehen. Sie flieht ihn. Er mag auf dem Meere ſich befinden, oder auf dem Feſtlande, man wird ſeine Thätigkeit ehren und ſie belohnen. Der fleißige Fiſcher hat ſein volles Netz. Dem fleißigen Landmann wird eine reiche Ernte.

Mannigfaltiges.

Ueber den deutſchen Zollverein. — Der deutſche Zollverein, heißt es im Journal des Débats, verdient mehr und mehr die Aufmerkſamkeit der Freunde der Nationalinduſtrie. Den Vertrag, den er zu Anfang 1839 mit Holland abgeſchloſſen hat, ſeine Annäherung an Belgien, und die neue Kraft, welche die berliner Konferenzen ihm kürzlich gegeben haben, machen ein Uebereinkommen Frankreichs mit ihm immer dringender. Unſere (Frankreichs) kommerzielle Stellung zu den andern Völkern geſtattet keinen Status quo; ſie iſt zu nachtheilig. Die Urheber unſerer Zollgeſetze haben unſern Ackerbau, den Induſtriezweig, der am meiſten begünſtigt werden ſollte, geopfert. Wir haben z. B. Weine von unvergleichlicher Qualität; ihre Ausfuhr ſollte der Zweck aller unſerer Zollmaßregeln ſein, und dennoch ſtößt ſie ſeit 25 Jahren auf ſtets wachſende Hinderniſſe. Die Abnahme dieſes Verkehrs iſt ſo groß, daß der Werth der von Frankreich nach England verſendeten Weine geringer iſt, als jener der Eier, die wir den Engländern liefern. Wer ſollte es glauben, daß die Hühnerſtälle der Normandie in den Handelsverhältniſſen zwiſchen Frankreich und Großbritannien eine bedeutendere Rolle ſpielen als die Weinkeller des Medoc, Burgunds und der Champagne zuſammengenommen. Der deutſche Verein bietet uns einen Markt von 25 Mill. gewerbfleißiger und wohlhabender Konſumenten dar. Durch ihre Vereinigung werden ihre Unterhandlungen erleichtert. Ihre Fabriken ſind noch nicht ſo weit vorgerückt, daß die Konkurrenz ihrer Produkte, gleich denen Englands, unſere Fabriken zu Grunde richten würde. Dort iſt alſo die Thür, wo wir zuerſt anklopfen ſollten. Die Banden des Vereins werden täglich enger geknüpft. Eine am 30. Juli 1838 abgeſchloſſene Konvention zwiſchen allen Vereinsſtaaten hat die Grundlagen zu einem gemeinſchaftlichen Münzſyſtem feſtgeſtellt, und da Preußen in dem Verein die Rolle des Generalkaſſirers ſpielt, ſo wird eine der Wirkungen jener Konvention die ſein, daß das preußiſche Papiergeld in ganz Deutſchland Kurs erhält. (Dieſes iſt ſchon eingetreten.) In den letzten in Berlin gehaltenen Konferenzen hat man ein gemeinſames Gewicht angenommen. Alle dieſe Beſtimmungen verſtärken Preußen; indeß bezahlt daſſelbe in gewiſſer Hinſicht die Vortheile, welche der Verein ihm bringt, ziemlich theuer. Preußens Fabriken ertragen nur mit Mühe die Konkurrenz der ſächſiſchen, deren Induſtrie ſchnell einen merkwürdigen Grad der Vollkommenheit erreicht hat. In Bezug auf die öffentlichen Einnahmen ſcheint Preußen ziemlich bedeutende Verluſte zu erleiden. Die Vertheilung des gemeinſchaftlichen Zollertrags hat einigen Staaten Einnahmen verſchafft, die viel höher ſind als die, welche ſie früher hatten; aber der preußiſche Schatz leidet darunter. — Sodann geht das Journ. des Débats auf die Entſtehung des Zollvereins zurück, den es einem (in Deutſchland nicht bekannten) Vorfall zuſchreibt. Der König von Würtemberg — erzählt es — ſei im Jahre 1824 nach Paris gekommen, um Ermäßigung in den franzöſiſchen Zollgeſetzen zu erlangen; als aber Hr. v. Villèle nicht darauf einging, ſprach der König: „Nun wohl, weil Sie es wollen, werden wir Repreſſalien gebrauchen.“

Dieß ſoll die Veranlaſſung zu dem Handelsvertrage zwiſchen Würtemberg und Baiern geweſen ſein, aus welchem ſpäter der große deutſche Zollverein ſich entwickelte. An dem von letzterm aufgeſtellten Tarif findet das Journ. des Déb. beſonders zweckmäßig, daß es alle rohen Stoffe mäßig belegt und nur die Fabrikate hoch beſteuert. Wenn einerſeits Preußen durch den Verein ſeinen politiſchen Einfluß mächtig ausgedehnt habe, ſo ſei doch dieſer Bund für das, früher durch zahlloſe Zollſchranken durchkreuzte Deutſchland eine unermeßliche Wohlthat, eine Umwälzung, zu welcher die Freunde der Zivilisaton ſich Glück wünſchen müſſen.

Eiſenbahnen. Die London Birminghamer Eiſenbahn nimmt von dem Transport der Briefe jährlich 370,000 Franken ein, was reiner Gewinn iſt. Den franzöſiſchen Eiſenbahnen hat man den Transport der Briefe als eine Laſt ohne Entſchädigung aufgebürdet, und einigen Deutſchen überdies aufgebürdet, eine bedeutende Entſchädigung an die Poſt zu zahlen.

Daß Eiſenbahnen, wenn man ein ſparſameres Bauſyſtem anwendet, auch wohlfeil zu ſtehen kommen, zeigt die von Birmingham nach Neoton, welche nur halb ſo viel auf die Meile koſtet, als die von Birmingham nach London. Letztere gibt jetzt 9% Dividende. (Leuchs polit. Ztg.)

Wein in Paläſtina. Hofr. von Schubert in ſeiner intereſſanten Reiſe in das Morgenland bemerkt über den Wein in Paläſtina folgendes: Schon Heſſelquiſt macht die Bemerkung, daß die Rebe von Paläſtina zu derſelben Unterart des Weinſtocks gehöre, die am Rhein gepflegt wird und hier die edelſten Weine erzeugt. Selbſt der Geſchmack ſchien uns dieſe Verwandtſchaft zu bezeugen, denn der Wein, den wir in Hebron ſo wie ſpäter in Bethlehem und Jeruſalem tranken, gleicht ſehr unſern feurigſten, lieblichſten Rheinweinen, während des erſten Jahres ihres Alters, nur iſt er reicher an Zucker und natürlichem Gewürz. (Leuchs polit. Ztg.)

Der Stadtzoll von Paris. — Er iſt ſo hoch, daß dieſe Abgabe die Preiſe der allernothwendigſten Lebensmittel ungemein vertheuert. So hat man, nebſt dem Eingangszoll von 55 Franken (25 fl. 40 kr.), welche der Staat bezieht, der Stadt Paris von jedem einzubringenden Ochſen noch 24 Fr. (11 fl. 12 kr.) zu bezahlen; von jeder Kuh 18 Fr. (8 fl. 24 kr.); von jedem Kalb 6 Fr. (2 fl. 48 kr.); von jedem Schafe 1½ Fr. (42 kr.); von jedem Schweine 10 Fr. (4 fl. 40 kr.); von ſchon geſchlachtetem Vieh 18 Centimen (5 kr.) per Kilogram (2 Pfd.), Würſte, Schinken ꝛc. ꝛc. 22 Cent. (6¼ kr.) per Kilogr.; Leber und andere Abfälle 30 Cent. (8½ kr.) per Kilogr.; Paſteten, Kreſſe, marinirte Fiſche ꝛc. ꝛc. 30 Cent. (8½ kr.) per Kilogr. Dazu kommt noch die Steuer, welche unter dem Namen Droit de la caisse de Poissy bekannt iſt, und die Steuer auf die Schlachthäuſer, welche für einen Ochſen 18 Fr. (8 fl. 24 kr.) wie im Verhältniß für das übrige Vieh, betragen. Mann kann ſich dabei nicht wundern, daß die Konſummation des Fleiſches im Allgemeinen abnimmt, während die der ſchlechten Sorten jährlich ſteigt. Daß die Bevölkerung ſich bei hohem Taglohn

ſchlecht nährt, und ſich zu ihrem großen Zeitverluſt mehr und mehr in die Dörfer auſſerhalb der Ringmauer drängt, und daß ein Dritttheil der Bevölkerung in den Spitälern ſtirbt, erklärt ſich nun leicht.

(Malten Weltkunde.)

Nach den neueſten Angaben beträgt das Octroi (Stadtzölle) von Paris jährlich 31 Millionen Franken; hievon erhalten die Spitäler 5 Mill. Fr. Man berechnet, daß die Stadt 18 Procent von dem Preis der Konſumtion von Lebensmitteln, Brenn- und Baumaterialien erhebt. (A. Z.)

Die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften in Arras ſtellte für 1840 als Preisfragen auf. 1) Welches ſind die Intereſſen, die dem Ackerbau und der Induſtrie entgegen ſtehen? und welches ſind die Mittel ſie zu einigen? Preis eine goldene Medaille von 400 Franken Werth. 2) Eine Memoire die Vortheile behandelnd, die aus der Einführung und Kultur nordamerikaniſcher Forſtbäume im Norddepartement von Frankreich entſtehen würden. Preis eine goldene Medaille von 300 Fr. Werth.

Die Akademie von Maçon hat folgende Fragen zum öffentlichen Concurs gebracht: „Unterſuchung über die Mittel, die Achtung gegen die natürliche, geſellſchaftliche und religiöſe Superiorität in unſern Sitten wieder zu beleben, ohne eigentlich von dem gegenwärtigen Geiſte der Geſetzgebung und Civiliſation abzugehen, und die Bande der Familie, der Geſellſchaft und des Staates durch moraliſche Autorität enger zu knüpfen und zu befeſtigen.“

Die Geſellſchaft für Aufmunterung der nationalen Induſtrie in Paris hat von Neuem einen Preis von 10.000 Fr. demjenigen verſprochen, der 8/10 Zuckerſtoff aus der Runkelrübe gewinnen kann; ferner ſtellt ſie von Neuem die Aufgabe, die Rübe zu trocknen und dieſen Stoff zu behandeln. Der Preis für dieſe Aufgabe iſt 4000 Fr.

Für die Bepflanzung ſchroffer dürrer Anhöhen ſetzt dieſelbe Geſellſchaft 2000, 1000 und 500 Fr. aus, je nachdem 25, 15 oder wenigſtens 10 Hektaren bepflanzt wurden.

Der engliſche landwirthſchaftliche Verein hat von der Königin, die Patronin der Geſellſchaft wird und den Herzog von Richmond zum erſten Präſidenten ernannt hat, einen königlichen Freibrief erhalten, durch den ſie den Titel „Königl. landwirthſchaftl. Geſellſchaft für England“ annimmt, doch unter der Bedingung, alle politiſchen Verhandlungen und Materien von ihren Debatten auszuſchließen, und ſich nur mit Verbeſſerung der engliſchen Agrikultur zu befaſſen. Der Verein beſteht jetzt erſt ſeit 18 Monaten und zählt ſchon 2370 Mitglieder.

Aus einer ſtatiſtiſchen Ueberſicht der Manufakturen in Großbritannien im Courier geht hervor, daß 259,962 Arbeiter in den verſchiedenen Baumwollen-Manufakturen, 54,620 in den Wollen-Manufakturen, 31,909 in den Seilerwerkſtätten, 43,483 in den Hanfſpinnereien, 34,235 in den Seidenfabriken, zuſammen 424,209 Arbeiter beſchäftigt ſind.

Die Ausfuhr der Nordamerik. Verein. Staaten übertraf im Jahre 1840 die vorjährige bereits um 20,300,000 Dollars, während die Einfuhr einen Ausfall von 58,450,000 zeigt. Das bietet eine günſtige Ausſicht für die nächſten Jahre. Die Baumwollenernte wird zu 1,800,000 Ballen geſchätzt. (A. Z.)

Aus amtlichen Angaben erhellt folgende Abnahme im Ertrag der Zucker- und Kaffeepflanzungen auf allen engliſch-weſtindiſchen Inſeln:

1832	4,151,368	Ztnr. Zucker.	25,000,000	Pfd. Kaffee.
1835	3,843,796	„ „	22,000,000	„ „
1839	2,822,872	„ „	10,000,000	„ „

(A. Z.)

Die Mainzer Handelshäuſer haben im October v. J. 6000 Ohm Rüböl verſendet, und in den Monaten vorher 3000 Ohm, nebſt für mehr als 400,000 fl. überſeeiſchen Fetten und Leinöl, ſo daß alſo der Fetthandel allein eine Million Gulden betrug. (L. polit. Ztg.)

Schwarzwälder Uhren-Induſtrie. Im Jahre 1838 beſchäftigten ſich in den beiden Bezirksämtern Tryberg (11,855 Einwohner) und Neuſtadt (15,036 Einwohner), welche als der eigentliche Sitz dieſer Manufaktur zu betrachten ſind, zuſammen 1213 Meiſter mit der Uhrenmacherei, ihren Vor- und Nebenarbeiten, wonach auf 22 Einwohner ein Meiſter kommt. Von jener Zahl gehören 545 dem Amte Tryberg und 668 dem Amte Neuſtadt an; ſie begreift ferner 223 Speditoren und Händler im Lande in ſich. Die Zahl der im Auslande ſich herumtreibenden Händler iſt weit größer; in London allein ſollen ſich deren nicht weniger als 230 gegenwärtig befinden. Nach Angabe des Löwenwirths Herrn Faller in Tryberg, eines berühmten Handelsmannes, werden im Ganzen wöchentlich 40 Küſten, à 300 Uhren, ausgeführt, die im Mittel 800 fl. werth ſind. Dieſem gemäß ſtellt ſich der Geſammtwerth der jährlich ausgeführten Uhren auf 1,664,000 Gulden, wobei die Spieluhren und größern Muſikwerke nicht in Anſchlag gebracht ſind. (B. u. B. Z.)

Gehärteter Stahl. Der königl. würtembergiſche Major von Brecht hat ein Verfahren entdeckt Stahl zu härten, daß er Glas ſchneidet und ein Bohrer davon Glas durchbohrt. Der gehärtete Stahl iſt ſilberweiß und nicht ſpröde. Auch Eiſen kann er ſo härten, daß man Feuer damit ſchlagen kann. (L. polit. Z.)

Waſſerdichter Hanffilz. **Chanvre imperméable** von Marſuzi di Agnira, der ſeine Fabrik und Niederlage in Paris (**Rue de Richelieu Nr.** 67.) hat. Man ſollte kaum glauben, einer wie vielfältigen Verwendung dieſes Hanfpräparat fähig ſei, das eigentlich aus nichts Anderem beſteht, als aus den Faſern des Hanfes, welche, nachdem man ſie einer Temperatur von 50 bis 75° R. ausſezte, gedörrt und gegen den Einfluß der Temperatur unempfänglich gemacht ſind, gewiſſermaſſen verfilzt und mit fetten, harzigen oder bituminöſen Subſtanzen untereinander verbunden werden. Auf dieſe Weiſe iſt es gelungen, demſelben jeden beliebigen Grad von Biegſamkeit und Härte, von dem des Leders bis zu dem des Holzes zu geben, und in jede beliebige Form zu bringen. So erſetzt der Hanffilz das Leder, das Steingut, Meſſingblech, Holz, Ziegel. Man hat bereits Feuereimer, Tſchakos, Waſſerleitungsröhren, Felleiſen, Hutkäſten, Blumenvaſen, Waſchbeken, Waſſertöpfe, Schüſſeln, Flaſchen, Becher und Dachdeckungsplatten, Tafeln zur Straſſenbezeichnung aus ihm gemacht.
(L. polit. Z.)

Ein Hr. M. Mackindoch in England hat ein waſſerdichtes Sacktuch von Kautſchuk erfunden, das nach Belieben in einen Mandel, Regenſchirm, Hut oder Kahn verwandelt werden kann. (B. u. B. Z.)

Tabak in Frankreich. — Der Anbau deſſelben nimmt auch im Elſaſſe mit jedem Jahre mehr zu, und dieſes Monopol der Regierung, welches jährlich ungefähr 45 Million. Fr. nach Abzug der Koſten, in die Staatskaſſe bringt, beſchäftigt ſehr viele Leute. Im Departement des Niederrheins werden im Jahr 1841 2316 Hektares (ungefähr 4700 Morgen) Feldes mit dieſem Erzeugniſſe bepflanzt, welche etwa 4 Millionen Kilogramme (ungefähr 8 Mill. Pfd.) Tabak den königlichen Manufakturen zu liefern haben. Davon treffen Straßburg, welches zwei große Magazine beſitzt, 1507, Schlettſtadt 487 und Benfeld 322 Hektares. (A. Z.)

Aus Amerika. Mit jungen Obſtbäumen wäre in Nordamerika noch viel zu machen, da viele Tauſende von Gutsbeſitzern noch keine Obſtbäume haben. Baumſchulen gibt es erſt wenige in Amerika, und die Beſitzer derſelben werden ſchnell reich. — Neu-York hat nach eben vollendeter Volszählung 314,000 Einwohner, worunter 15,000 Neger oder Farbige. Seit 1835 iſt die Bevölkerung um 45,000 Einwohner geſtiegen. 13,000 leben vom Handel, 40,000 von Fabriken, 3500 von Seefahrt, 3000 ſind vom Lehrſtand (Aerzte, Beamte, Lehrer ꝛc. ꝛc.) Jedes Jahr werden 1200 neue Häuſer gebaut. —

Ein Hr. Bonnet in Neu-York hat eine Verbeſſerung der Dampfkeſſel erfunden und auf dem Dampfſchiff Eureka praktiſch ausgeführt, wonach dieſes Dampfſchiff auf einer Probefahrt von 130 Meilen auf dem Hudſonsfluß, ſtatt 25 Cord Holz in der Hinfahrt nur 3 5/8 Cord, und in der Rückfahrt nur 3 Cord ſtatt 25 verbrauchte. Er hält die Verbeſſerung noch geheim. (L. polit. Z.)

Der Pater Mathew macht mit ſeinem Mäßigkeitsverein in Irland große Fortſchritte. Ueber eine Million Perſonen haben ihm das feierliche Gelübde der Enthaltſamkeit von geiſtigen Getränken gegeben. In Fermoy iſt die Zahl der Branntweinſchenken von 80 auf 5 geſunken.

Herr Schützenberger, Maire von Straßburg, hat der Munizipalität dieſer Stadt als Mittel gegen die wachſende Verarmung vorgeſchlagen, eine Landkolonie zu gründen, worin diejenigen, die keine andern Subſiſtenzmittel haben, eintreten können, um ſich eine Exiſtenz zu ſichern. Zu dieſem Etabliſſement ſoll ein Wald von 140 Hektaren (à 2 Morgen) genommen werden, den die Stadt ausrotten und bebauen laſſen ſoll. (D. V. J. Schr.)

Deutſchlands Völkerwanderung. Es iſt eine der allermerkwürdigſten und einflußreichſten Erſcheinung, daß juſt jetzt, wo die Nahrungsmittel ſeit langer Zeit bleibend wohlfeil und im Ueberfluſſe vorhanden ſind und die öffentlichen Blätter von Lobpreißungen bewirkter Einrichtungen ſtrotzend voll ſind, ſich überaus viele entſchließen, das ſchöne Vaterland zu verlaſſen und ſich in einer ſehr fernen Wildniß anzubauen. — Man mag die Urſachen erwägen und die Folgen berechnen! Dieſe Aufgabe iſt wichtig, wichtiger als Mancher glauben mag. Iſt ſie gelöſt, ſo werden ſich die Mittel der Entvölkerung von ſelbſt ins Licht ſtellen.

Im Jahr 1834 gingen allein von Bremen auf 115 Schiffen 13,086 Deutſche nach Amerika. (P. A.)

Statiſtiſches. Nach der neueſten Volkszählung in Baiern ergab ſich die Geſammtzahl der Familien im ganzen Königreiche auf 909,570 Familien; davon ſind 462,220 der Landwirthſchaft zugethan, 127,596 bethätigen ſich mit Gewerben, 208,850 mit der Landwirthſchaft und Gewerben zugleich, nur 109,570 Familien bleiben blos für andere Gewerbszweige übrig. (P. A.)

In Baiern beſtehen gegenwärtig 26 Landwirthſchafts- und Gewerbsſchulen, die 1839/40 226 Lehrer, 1102 Schüler und 540 Hospitanten zählen.

Handwerks-Feiertagsſchulen zählt man 20, die von 6530 Geſellen und Lehrlingen beſucht werden. (L. polit. Z.)

Nichts iſt lächerlicher als die häufigen Deklamationen deutſcher Schriftſteller über die in England herrſchende Armuth, wo es nach ihnen nur ungeheuer Reiche auf Tauſende von Nothleidenden gibt. Gerade die auſſerordentliche Menge wohlhabender Leute des Mittelſtandes, und die Leichtigkeit des Aermſten, ſich nicht nur das Nothwendige, ſondern ſelbſt Luxus zu erwerben, wenn er nur ernſtlich arbeiten will — macht England ſelbſtſtändig und glücklich. Den Oppoſitionsblättern muß man freilich nicht nachbeten. Da wird von Hungersnoth geſchrieben, wenn die Leute, anſtatt täglich drei reichliche Fleiſchportionen zu ſich nehmen, ſich eine Zeitlang auf zwei zu beſchränken ſich veranlaßt finden. (A. Z. f. L. u. H.)

Religion, Sittlichkeit, Erziehung.

Religion,
die Grundlage von Wohlſtand und Glück der Völker, Staaten, Familien und des einzelnen Menſchen.

(Fortſetzung.)

Betrachten wir den Menſchen, in welchem ein höherer Glaube lebt. Welche Ruhe, welche Würde, welche Feſtigkeit des Charakters! Wo andere jammern, fluchen, kriechen, ſich winden, ſteht er in ruhiger Größe da, und ſieht feſt dem Mißgeſchick in's Auge. Es beugt ihn nicht und kann ihm nichts anhaben. Hat er es auch lange vorhergeſehen in ſeiner ſchrecklichen Unabwendbarkeit — es kann dennoch ſeine Seele nicht außer Faſſung bringen; denn der Spruch ſeines göttlichen Lehrers lebt in ihm: „In der Geduld werdet ihr eure Seele beſitzen“; — Geduld und Beharrlichkeit, dieſe mannhafteſten aller Tugenden erhalten ihm die in Unglück und Leiden ſo koſtbare Geiſtesgegenwart, und erwerben ihm den Sieg. Statt wehzuklagen und feig dem Schmerz und der Angſt zu erliegen, ſchaut er umher und prüft die Mittel, die ihn noch retten; dem Herrn unſerer Schickſale empfiehlt er ſeine Wege und geht mit neuem Muth an's Werk; denn er weiß, daß diejenigen, welche ſo handeln, mehr vom Himmel hoffen dürfen, als die Muthloſen, welche die Zeit ihrer eignen Rettung vertrauren und verſäumen. Des Chriſten Glaube iſt ihm nicht Klagen und Weinen, ſondern Kämpfen und Wehren, Arbeiten und Gottvertrauen. Einem ſolchen muß der Himmel helfen!

Aber wie? Wenn ihm der Himmel nicht hilft? Wenn bei all' ſeinem Bemühen das Mißgeſchick ihn dennoch erreicht, und ſelbſt

ſeiner beſten Hoffnungen ſpottet? Sieh hier den Prüfſtein des chriſtlichen Glaubens! Es hat keine Weisheitslehre, noch irgend eine Religion auf Erden je gegeben, die dieſe Probe ausgehalten hätte, als allein die chriſtliche. Wo die alten Völker nichts ſahen, als den Zorn der ſtrafenden Götter, oder ein blindes Schickſal, dem ſelbſt dieſe Götter unterworfen ſeyen, eine eiſerne Nothwendigkeit, von keinem höhern Weſen geleitet, welches unſere Seufzer hört und die Gedanken unſers Herzens kennt; — wo der Ungläubige verzweifelt, ſich ſelbſt und die Welt verflucht, die Stunde ſeiner Geburt und diejenigen, die ihm das Leben geſchenkt, verwünſcht, hinausſtarrend in die dunkle Zukunft, ohne Hoffnung eines kommenden, beſſern Daſeyns, und auf Mittel ſinnend, ſich gewaltſam von dieſer Welt und ſeinem Leben zu trennen, deſſen Zweck und Bedeutung er längſt aus den Augen verloren: — da wendet der Chriſt ſeinen Blick hinauf zu Dem, der „den Himmel und all' ſein Sternenheer durch ſeines Mundes Hauch geſchaffen“, der über allen Sonnen und Welten herrſcht, und doch das Würmlein im Staube nicht vergißt; und das einzige Wort „Vater“ ruft ihm Alles zurück, was eine gebeugte Seele aufrichten kann. Er freut ſich, dieſen erhabenen König des Himmels und der Erde ſeinen Vater nennen zu dürfen und gedenket des Troſtwortes: „von euch ſind die Haare eures Hauptes alle gezählt.“

Wer ganz verſtehen will, was die chriſtliche Religion dem Menſchen werden kann, der denke an unerträgliche Leiden, die nicht zu ändern ſind, an das marternde Bewußtſeyn einer Sünde, die man nicht mehr ungeſchehen machen kann — und an den Tod. Dieſes ſchreckliche Drei, das von jeher den Weltweiſen ſo unauflösliche Fragen, und den übrigen Menſchen ſo peinigende Zweifel verurſachte, hat ſeinen Stachel verloren durch Chriſtus, der da kam, um Leiden zu heilen, Sünden zu vergeben, und Todte zu erwecken. In Wahrheit, ein Erlöſer im vollſten Sinne des Worts! Sein Kreuz, an dem Er ſelbſt ein Vorbild des Duldens ward, und den großen Schuldbrief der ſündigen Menſchheit tilgte, und Hölle und Tod überwand, wird, ſo lange es Leidende, Sünder und Sterbende gibt, nimmer aus dieſer Welt hinauskommen; denn die Hoffnung und den Troſt, den es dieſen Verlaſſenen, Verlornen, ſich ſelbſt Aufgebenden einflößt,

vermochte alle Wiſſenſchaft und Beredſamkeit ihnen nicht zu geben. Deutlicher, als die Sterne des Himmels und die Wunder der Erde verkündet das Kreuz die Lehre: es iſt ein Vater über uns, voll Gnade und Erbarmen; Er liebte ſo die Welt, daß Er ſeinen eignen Sohn dahingab, das Verlorne zu retten! —

Wer zählt die Tauſende, die im Glauben an den Gekreuzigten die verlorne Ruhe ihres Herzens wieder fanden, neue Kraft zum Dulden und Tragen, und hohen Muth für die letzte Stunde ihres Lebens empfiengen? — Drum wenn ein unheilbarer Schmerz Deine Seele zerreißt, ein nicht zu hebendes Leiden jahrweis auf Dir laſtet; — glaube nur an Den, der mit unausſprechlicher Liebe für Dich litt und ſtarb, und jeder Blick auf Sein Kreuz wird Dich ſtärken in Deinem Leidenskampfe. Mit dem Glauben an Ihn kömmt auch die Liebe zu Ihm; und wo dieſe wohnt, da iſt Kraft und Muth auch für die herbſte Prüfung. Du wirſt nicht mehr zürnen über das Schickſal, das Dich getroffen, ſondern voll Ergebung bei Dir ſprechen: gern will ich den Leidensweg betreten, den mein Erlöſer mir vorausgegangen; Theilnehmer ſeines Leidens, werde ich einſt auch Gefährte ſeiner Seligkeit ſeyn.

Und ſollte ſelbſt der Tod Dir nahen, das einzige Ende Deiner Leiden, ſo darfſt Du nicht zagen; denn der Geſtorbene und wieder Auferſtandene iſt Dir ja vorausgegangen, um Dir eine beſſere Wohnung zu bereiten. Er iſt der Zeuge Deines Kämpfens und Ringens, und wird nicht zulaſſen, daß es Dir zu ſchwer werde; denn da er in Allem, die Sünde ausgenommen, uns gleich wurde, ſo weiß Er auch mit uns Mitleid zu haben. Die Deinigen, die weinend um Dein Lager ſtehen, dürfen nicht trauern, „gleich den Heiden, die keine Hoffnung haben.“ Derſelbe, der den Lazurus aus dem Grabe rief und den entzückten Schweſtern wieder ſchenkte, wird auch Dich und Deine Lieben aus dem Tod erwecken, und dieß verbürgt Dir Seine That und Sein Wort, daß jeder, der an Ihn glaube, auch in dem Tode nicht ſterben werde.

Doch vielleicht quält Dich heiße Gewiſſensangſt wegen frühern Fehltritten; das traurige Bewußtſeyn einer böſen That, die Du nicht mehr gut machen kannſt, verbittert Deine letzte Stunde oder verfolgt Dich ſchon in geſunden Tagen. Heil Dir! wenn Du es nur erkennſt, was Du geſündigt, wenn Dich der aufrichtige Wunſch beſeelt, Deine verſäumten Pflichten wieder nachzuholen,

das Böſe, das durch Dich geſchah, unſchädlich zu machen; dann iſt auch für Dich ein Troſt aufbehalten — die Hoffnung, daß die Liebe und das Erbarmen Deines Erlöſers das Mangelnde erſetzen, und ſeine unerforſchliche Weisheit und Macht ſelbſt die Folgen Deiner Sünde nach und nach ausgleichen werde; damit auch Deine Seele Ruhe finde. Denn ſieh', deßhalb kam Er auf dieſe Erde, unſer Mangelhaftes vollſtändig, unſere Unvollkommenheit zur Gerechtigkeit und alle Verlornen, wenn ſie nur an Ihn glauben, zu Geretteten und Seligen zu machen, den Streit zwiſchen Strafe und Sündenvergebung, zwiſchen Gerechtigkeit und Erbarmung auszugleichen, und den innern Zwieſpalt unſrer ſich gegenſeitig verklagenden Gedanken zu beenden. —

Doch die Religion iſt nicht bloß eine Religion für Unglückliche, für Sünder und für Sterbende — auch für die Glücklichen, Geſunden und Lebensfrohen iſt ſie da, ſtets bereit, ihre Freuden zu wahren und zu mehren, und ihnen jene Leiden zu erſparen, in welche der Genießende und Jubelnde ſo leicht ſich ſtürzt.

Der Glückliche iſt es nur halb, der die Güter dieſes Lebens genießt, ohne an den milden und freundlichen Geber derſelben zu denken. Er nimmt Alles hin, wie eine Sache, die eben ſo ſeyn muß, und ſeine Freuden ſind zuletzt denen eines Thieres ähnlich, das ſeine Zeit durchlebt, ohne je den Schöpfer, von deſſen wundervollen Güte die Welt voll iſt, gekannt zu haben. Wie beneidenswerth iſt dagegen der fromme Beter, der dem freundlichen Vater des Lichts für jede gute Gabe dankt, und in dem ſtillen Glück ſeines Lebens die Erhörung ſeiner Gebete ſieht! Was Unwiſſende oder Ungläubige einen glücklichen Zufall nennen, iſt ihm ein Werk des Allgütigen, der ſeiner väterlich gedachte; und tauſend Gegenſtände der Natur, die jene überſehen, gewähren ſeinem kindlichen Gemüth die freudigſten Beziehungen und Erinnerungen an den großen und milden Erhalter der Welt. O wie ganz anders als der Herz- und Gemüthloſe betrachtet der Denkende und Gemüthvolle den geſtirnten Himmel, die auf- und untergehende Sonne, die Farbenpracht der Blumen, den Schmuck der Wieſen und Wälder! Ihm iſt, als wenn ihn der liebende Vater des Himmels in jedem Säuſeln des Windes begrüßte, und als müßte er demſelben für jeden Athemzug danken, ſo innig fühlt er ſein Glück, ſo lebhaft durch-

dringt ihn bei jedem Freudengenuß der Gedanke: „Auch dieſes hat dir der Ewigliebende dort oben zugedacht!“

Einſt fragte ein edler Menſch: welcher Gedanke iſt unter allen der trefflichſte? Und ein Weiſer gab ihm zur Antwort: „denke Gott, und Du trägſt den höchſten und wonnigſten Gedanken in Deiner Seele!“ — Wie wahr iſt doch dieſes Wort! Nur der Dankbare, der ſeines Gottes nicht vergißt, genießt die Freude rein und voll! Ja er vermehrt und vervielfacht dieſelben durch Handlungen des Wohlthuns, wozu ihn ſein Dankgefühl antreibt.

Welch erhöhtes Lebensglück, welche Freudengenüſſe treten hier noch hinzu, wo mit dem Gefühle des eignen Wohlſeyns noch die Erinnerung ſich verbindet, auch andere erfreut, ihren Kummer in Jubel, ihre Leiden in Wonne verwandelt zu haben! Religion iſt Dank gegen den Schöpfer, Liebe gegen die Geſchöpfe; wer niemals fremde Thränen getrocknet, nie den dankenden Blick eines Geretteten, Erquickten, Getröſteten, Erfreuten geſehen, der kennt nicht die Religion, noch Den, der ſie gepredigt mit dem großen Wort: „Geben iſt ſeliger, denn Nehmen.“ — Armer Selbſtſüchtling! der du Alles nur für dich ſammeln, genießen, beſitzen willſt, und in deinem Schwelgen und Praſſen, oder im raſtloſen Treiben nach weiterm Erwerb, die Noth deiner leidenden Brüder überſiehſt, und taub für ihre Seufzer bleibſt; du verſchließeſt dir ſelbſt den reichſten Quell der edelſten und reinſten Freuden, und ſchwarze Sorgen werden einſt deine kleinen, einſamen Genüſſe vergällen, deinen Schlaf beunruhigen, deine letzten Tage verbittern. — Dank der chriſtlichen Religion, welche die Zahl ſolcher Wichte vermindert und in ihren Bekennern unter den verſchiedenſten Zonen ſo manche edle That hervorruft, wodurch die Noth des Menſchengeſchlechtes gemildert, ſeine Freuden erhöht und vervielfacht werden! Wenn ſie nicht wäre, welchen Gebrauch würde Mancher von ſeinem Glück, von ſeinen Vorzügen machen? Dieſe Frage führt uns auf eine andere ſehr nahe liegende, nämlich: wie viel Jammer mehr würde die Welt ſehen, wenn nicht ein unſchätzbares Kapital von religiöſen Grundſätzen und Gewohnheiten vorhanden wäre? —

Des Menſchen Herz iſt unerſättlich; es verlangt immer mehr, je mehr es genießt und beſitzt, und dieſe Sucht geht da, wo nicht

ein feſtes Wort von außen ihr Schranken ſetzt, bis in's Ungemeſſene und Ungeheuere. Jenes feſte Wort von außen kann aber der Menſch ſich ſelbſt nicht geben; wie bald wäre es im Widerſtreit der eignen Luſt widerrufen! Es muß von einem Höhern kommen, deſſen Ausſprüche wir mit Ehrfurcht zu vernehmen haben. Dieß iſt dem Chriſten das Wort ſeines göttlichen Meiſters, der ſeine Sendung und Macht durch Thaten bewies, wie Keiner vor und nach ihm, und deſſen reiner, heiliger Lebenswandel noch von keinem Sterblichen erreicht ward. Dieſer allein vermag den Widerſpruch des empöreriſchen Herzens zum Schweigen zu bringen, wie Er einſt auf ſchwachem Schifflein den Meeresſturm beſchwichtigte; und wenn Sein einladender Ruf, „wer mir nachfolgt, wird nicht im Finſtern wandeln", — wenn ſelbſt das liebenswerthe Bild Seiner Tugend uns nicht zu rühren vermöchte, ſo nöthigt uns der Glaube an Seine einſtige Wiederkunft zur Befolgung eines Geſetzes, das unſere Vernunft nicht geſchaffen, wohl aber als heilig und göttlich anerkannt hat. Ein Richter der Lebendigen und Todten, den wir nach der Auflöſung der ſichtbaren Dinge erwarten, eine unausſprechliche Seligkeit, die als ſüßer Lohn der Beharrlichkeit unſer wartet, ſo wie eine unwiderrufliche, ſchreckliche Verwerfung, die der Treu- und Gewiſſenloſe nach dieſem Leben zu fürchten hat, dieß iſt beim Gelüſten der Sünde ein größeres Gegengewicht, als alle Menſchenweisheit, deren Worte zwar ſchön, aber im Widerſpruch mit den Leidenſchaften und Begierden immer kraftlos ſind.

Dieſe Leidenſchaften und Begierden, welchen Kampf bereiten ſie nicht ſelbſt dem Edeln und Guten! Wie oft übertönt ihr ſchreiendes Verlangen die Stimme des Gewiſſens und ſelbſt die Vorſtellungen unſers Glaubens! Ihre Gewalt wäre unwiderſtehlich, und in manchen Fällen ein Hohn auf unſere Freiheit, wenn nicht unſere Religion noch etwas Stärkeres enthielte, als bloße Lehren, Verheißungen und Drohungen. Ach, ihr großer Stifter wußte wohl, daß, um uns von den Feſſeln der Sünde zu erlöſen, es mehr bedürfe, als nur Erkenntniß ſeines Willens und der Wunſch, denſelben auszuführen! Er ſah die angeſtammte Schwäche der Menſchen, und die Stärke der in ihnen ſchlafenden ſündlichen Luſt. Und er verließ die Himmel, um das zerriſſene Band zwiſchen uns und Seinem Vater wieder zu knüpfen. Er ſtellte ſelbſt dieß ge-

heimnißvolle Band dar durch die Fülle des Göttlichen, das aus ſeinem Menſchlichen hervorleuchtete. Und ſo gewiß Er Mittler zwiſchen Himmel und Erde ward, ſo feſt ſollte unſer Glaube werden an eine Hilfe, die unſichtbar von oben ſich zu unſerm Tugendkampfe herabläßt. Unterpfand und Zeichen davon wurde jene mächtige Geiſt- und Feuertaufe, die Seine Jünger zu übermenſchlichen Thaten befähigte, und zu Erduldung aller Martern ſtärkte. Das erſtemal ahnte die ſtolze Welt den Gott, der „ſtark iſt in den Schwachen"; ſie mußte ſchweigend anerkennen, was ſie früher ſo laut verſpottet hatte. Die Leiden und Thaten der Verkünder und Blutzeugen Jeſu wurden für alle kommenden Jahrhunderte die Auslegung jenes Spruches: „Was bei den Menſchen unmöglich iſt, iſt bei Gott möglich." Drum kennt der Chriſt, der durch Glaube und Gebet in Einigung mit höhern Mächten lebt, keine Uebermacht der Leidenſchaft, keine Allgewalt der Triebe, denen nicht zu widerſtehen wäre, wohl aber eine Kraft des Geiſtes, womit er die Sinnlichkeit den Forderungen der Vernunft unterwirft, und die Ausbrüche der Leidenſchaft zähmt. Welch ein Uebergewicht, welche Zuverſicht verleiht ihm der Gedanke: der Vater des Himmels, der in's Verborgene ſchaut, iſt Zeuge meines innerlichen Kampfes, und ſendet mir Hilfe! Selbſt abgeſehen von dem wirklichen Beiſtand, den der Gläubige und Willenstreue nach den ausdrücklichen Verheißungen Jeſu erhält, muß ja das bloße Bewußtſeyn eines höhern göttlichen Beiſtandes unſerm Geiſte ſchon größere Spannkraft ertheilen, und die nichtigen Vorwände und Ausflüchte der Selbſtſucht niederſchlagen, durch welche das Gewiſſen ſo leicht umſtrickt und die Freiheit des Willens geſchwächt wird. Wie mancher unterlag, bloß weil ihm dieſe Zuverſicht fehlte. Hätte er vielleicht noch eine Stunde ausgeharrt, nur noch ein einzigesmal zu ſich geſagt: "Du vermagſt es in Dem, der Dich ſtärkt", — er würde ſich Jahre voll Leiden und Kummer erſpart haben. Das unzählbare Heer der Uebel, welches noch immer das arme Menſchengeſchlecht belagert, würde großentheils von dieſer Erde vertilgt ſeyn, wenn in vielen Gemüthern mehr Glaube und Muth lebte. Aber der Sünde und alles Elendes Anfang iſt der, daß ſo manch' ſchwaches und doch trotziges Herz die Gnade nicht faßt noch glaubt, die der Himmel ihm anbeut. — Doch dieß kann die Wahrheit nicht umſtürzen; daß die

chriſtliche Religion die ſicherſte Stütze der menſchlichen Tugend und Glückſeligkeit von jeher geweſen iſt und auch fernerhin ſeyn wird.

Dieſe Wahrheit tritt noch mehr hervor, wenn man ſie an dem Familienleben und geſelligen Verkehr der Menſchen prüft.

Welch' ſtilles Glück ruht über dem Hauſe, wo Friede, Gottesfurcht, Menſchenliebe, Glaube, — wo Religion herrſcht! Hier hört man keinen Streit noch Zank; vorübergehende Mißhelligkeiten werden im Geiſt der Liebe ſogleich ausgeglichen. Mit zartem, frommem Sinn leitet und erzieht die Mutter des Hauſes die Kleinen, hängt treu und innig an ihrem Gatten und verſchönert ihm das Leben; und dieſer findet ſeine Freude daran, Vater der Seinigen zu ſeyn, für ſie mit liebendem Sinn zu ſorgen, und ſchützend über dem Ganzen zu walten. Das Band der Liebe zwiſchen Eltern und Kindern iſt feſt und innig. Wohlgerathene Söhne und Töchter lohnen die Sorge des Vaters, die Mühe der Mutter, und verheißen beiden ein frohes, hochbeglücktes Alter. Treuergebene Dienſtboten vermehren durch ihrer Hände Fleiß den Segen und Wohlſtand des Hauſes, und auf Aller Angeſicht lacht Geſundheit und Zufriedenheit, als Begleitſchaft der Tugend. Sollte auch ein Mißgeſchick den Weg zu dieſen Glücklichen finden, ſollte unter ihnen ſelbſt ein läſtiges Mitglied ſeyn, das durch ſeine Fehler den übrigen zu vielerlei Betrübniß gereichte, ſo kann ſelbſt dieſes nur vorübergehende Störung verurſachen; Vieles wird verhütet, Manches gemildert, und das nicht zu Aendernde ertragen im Aufblick zu dem Allvater, der es ja kennt und weiß. Es iſt, als walteten unſichtbare Engel ſegnend und beglückend in dieſem Hauſe; als freuten ſie ſich, unter gleichgeſtimmten Seelen zu weilen, und unbemerkt ihre Schützer und Begleiter zu ſeyn. Und warum ſollte der Herr des Himmels ſeine Diener nicht zum Schutze ſolcher Menſchen ſenden, welche durch treue Erfüllung ihrer Pflichten dieſes Glückes würdig ſind, und durch frommes Gebet und kindlichen Glauben jene ſchmerzhaften Beſſerungsmittel unnöthig machen, welche der gewöhnliche Menſch Schickſal nennt? —

Gewiß! eine Familie, in welcher die heilige Macht der Religion lebt, wird eine geſegnete, eine glückliche ſeyn, und nicht nothwendig haben, ihre Freuden außer ſich zu ſuchen! —

Eben ſo zeigt uns der bürgerliche und geſellige Verkehr der Menſchen den unſchätzbaren Werth der Religion. Ihren Mangel können Staats-Einrichtungen, Geſetze, Strafen und Belohnungen nie erſetzen; denn ſie waltet auch da, wo dieſe nicht mehr hinreichen. Wahrhaftigkeit, wechſelſeitiges Vertrauen, Treue und Ehrlichkeit ſind die erſten Grundpfeiler eines ſichern und zufriednen Zuſammenlebens. Wie Viele aber kommen nicht in den Fall, durch lügenhafte Ausſagen und durch Handlungen des Betrugs ſich bereichern zu können, ohne daß irgend eines Menſchen Auge es gewahrt? Was hält ſie zurück? Die Scheue vor jenem Auge, dem Nichts entgeht, und das ſtrafend auf jeden Frevel herabſieht. Zwar läßt ſich Mancher ſchon durch ſein natürliches Ehrgefühl leiten. Aber wer nur von dieſem beſtimmt wird, wie weit iſt ihm zu trauen? Die Zahl der Diebſtähle, der Betrügereien, der falſchen Zeugniſſe, der Meineide iſt noch immer der ſicherſte Anzeiger der zu- oder abnehmenden Religioſität eines Volkes geweſen. Weh' dem Land, wo die bürgerlichen Pflichten höchſtens aus ſelbſtgeſchaffenen Begriffen der Ehre, und nicht aus Achtung und Ehrfurcht gegen den unſichtbaren Herrſcher und einſtmaligen Vergelter aller öffentlichen und verborgenen Thaten erfüllt werden! —

So haben wir Dir nun, o Leſer! in Kürze (denn wer wollte auf beſchränktem Raum die Sache erſchöpfen) nachgewieſen die hohe Bedeutung der Religion, ihren ſegensvollen, unberechenbaren Einfluß auf das Leben der Völker und Familen, ſo wie des einelnen Menſchen. Haſt Du dabei auf's Neue erkannt, wie wünſchenswerth ſie jedem ſeyn muß, ſo ermuthiget uns dies, Dich zum Schluß an einige Mittel zu erinnern, wodurch Du dieſe Himmelsgabe Dir eigen machen und ſtets in Dir vermehren kannſt; denn auch ſie will, wie jene „Perle, um welche ein Menſch ſein ganzes Vermögen dahingab", geſucht und gekauft ſeyn.

Willſt Du ihrer habhaft werden, ſo gewöhne Dir an: 1) alle Begegniſſe Deines Lebens als das Werk einer höhern Leitung anzuſehen. Zufall iſt ein Wort, hinter welchem die Welt ihren Unglauben oder — ihre Unwiſſenheit verbirgt. Je beſonnener und je öfter Du auf gewiſſe Abſchnitte Deines Lebens zurückſchauſt, deſto mehr wirſt Du erkennen, daß Deine Schickſale unter der Vorausſicht eines eben ſo weiſen als gütigen Vaters

ſtehen. Selig, wenn Du Ihn auch als Deinen Vater kennen lernſt! Bei jedem Jahresſchluß wirſt Du neuen Stoff zum Dank und zur Anbetung finden; und dieß iſt's eben, was Deine Seele näher zu Ihm bringt.

2) Haſt Du ſo in deinem eignen Leben den Herrn und König der Welt auch als Deinen Gott erkannt, dann ſuche ihn ferner in den Schriften jener Trefflichen, die von Ihm begeiſtert geſchrieben haben, und laß Dir vor Allem das Buch theuer ſeyn, in welchem ſo einfach und erhaben die Lehren und Thaten Jeſu enthalten ſind. Wähle heitere und heilige Morgenſtunden dazu, und erwärme Dein Herz durch ſolche Leſung. Eine feſtere Ueberzeugung von der Wahrheit, die Du ergriffen, ein lebhafteres und innigeres Gefühl für Recht und Tugend, ein immer mehr geläuterter Sinn für Alles, was wahrhaft ſchön, edel und groß iſt, wird Dir die Zeit reichlich lohnen, die Du dazu verwendet haſt.

3) Verſäume auch die Pflichten der Achtung und Dankbarkeit nicht, die Du Deiner Kirche, und das gute Beiſpiel, das Du nach Deiner Stellung den ſchwächern Brüdern ſchuldig biſt. Religion beſteht in Liebe und Einigung, in herzlicher Eintracht und wechſelſeitiger Erbauung. Wer ſich von den kirchlichen Zuſammenkünften ſeiner Mitbrüder losſcheidet, weiß nicht, was er thut. Er trägt nichts Löbliches zur Schau, und iſt auf dem Wege zur Selbſtſucht. Beobachtete doch ſelbſt der Trefflichſte und Heiligſte, der ſo hoch über ſeiner Zeit ſtand, und ſtets über allen kommenden Jahunderten als würdigſtes Vorbild der Tugend und Gottesverehrung daſtehen wird, beobachtete doch Jeſus ſelbſt alle kirchlichen Gebräuche ſeiner Nation und ſprach ein Wort, das ewig unſere Regel bleiben ſoll: „Ihr ſollt das Eine thun, und das Andere nicht unterlaſſen.“ Der Weiſeſte wußte wohl, daß kein Menſch von dem Bedürfniß frommer Uebungen und Gebräuche ausgeſchloſſen ſey, und daß, wer die äußere Religion nicht achte, auch die innere nicht habe.

4) Führe endlich das, was Du als gut und recht, als heilige Pflicht deines Lebens und Berufes erkannt haſt, mit Muth und Beharrlichkeit aus, und beuge dich nicht unter das Sklavenjoch irgend einer ungeordneten Luſt; alles übrige würde ſonſt ungeſegnet und erfolglos ſeyn. Leſen

Denken, Forſchen, Beten ſind allerdings treffliche Mittel; aber ſie bleiben kraftlos; wo nicht die Selbſtbeherrſchung hinzutritt. Dieſe ſchwere, aber höchſte Kunſt, über Deine Triebe und Leidenſchaften zu gebieten, um deſto leichter dem Geſetze des Allerhöchſten Folge leiſten zu können, dieſe Kunſt wird Dich in Deinem Glauben und Hoffen weiter bringen, als irgend ein anderes Mittel. Selbſtbeherrſchung, Uebung und Stählung der Willenskraft, erhält den Geiſt frei und ſtark, und macht ihn empfänglich für das Große und Beſeligende, das in unſerer Religion liegt. —

Was dich ergreift, wenn betend zu den Sternen
Dein Herz die unbekannte Sehnſucht trägt;
Was dich hinauf zieht zu verwandten Fernen
Und mit der Glut der Andacht dich bewegt:
Sie iſt's, die tief aus deinem Innern dringt,
Religion, die dir Erhörung bringt.

Wenn in des Tempels heilig düſt'ren Hallen
Erhabener Empfindung Flug dich lenkt;
Wenn fromme Töne lieblich dich umwallen,
In ihrem Strom ſich ſanft die Bruſt verſenkt:
Sie ſpricht aus dir, ſie rühret dein Gemüth,
Religion, die ewig in dir glüht.

Wenn in des Lebens bangen Schmerz verſunken,
Des Troſtes Stimme freundlich dir genaht;
In Zweifelsnacht und Wahn der Himmelsfunken
Des höhern Daſeyns dir geleuchtet hat:
Sie war's, die dich dem niedern Staub entrückt,
Religion, die dich in Gott entzückt.

Das Reich der Wahrheit.

(Parabel von Krummacher.)

Der vortreffliche Polykarpus, Biſchof zu Smyrna, hatte, als die Verfolgung überhand nahm, die Stadt verlaſſen und ſich in der Nähe von Smyrna auf das Land begeben mit ſeinem treuen Jünger Crescens. Als nun der Abend kühle ward, gieng er hinaus unter die Schatten der herrlichen Bäume, die vor dem ländlichen Hauſe ſtanden. Hier fand er Crescens unter einem Eichbaum, dieſer ſtützte ſein Haupt auf ſeine Hand und weinte.

Da trat der Greis hinzu und ſprach: Mein Sohn, was weinſt du? — Crescens aber erhob ſein Haupt und ſprach: Wie ſollt' ich nicht trauern und weinen? ich gedenke des göttlichen Reiches auf Erden. Stürme und Ungewitter verſammeln ſich um daſſelbe, und werden es zerſtören in ſeiner Jugend. — Manche Bekenner ſind ſchon abgefallen, und haben es verläugnet und verläſtert, und dadurch bewieſen, daß auch Unwürdige es bekennen mit dem Munde, obwohl ihr Herz fern davon iſt. Dieſes erfüllt meine Seele mit Trauer und meine Augen mit Thränen. — Alſo ſagte Crescens.

Da antwortete Polykarpus lächelnd und ſprach: Mein lieber Sohn, das himmliſche Reich der Wahrheit iſt gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde und gieng davon. Und der Keim ſproſſete und gieng auf unter dem Unkraut und den Dornen, und erhob ſein Haupt über ſie, und die Dornen erſtarben von ſelber. Denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte ſie. Der Baum aber wuchs, und die Winde brauſeten um ihn her und erſchütterten ihn. — Deſto tiefer ſchlugen ſeine Wurzeln in die Erde und umfaßten die Felſen des Erdreichs in der Tiefe, und ſeine Zweige ragten gen Himmel. Alſo befeſtigten ihn die Stürme. — Und als er nun höher ward und ſeine Schatten ſich weithin verbreiteten, da wuchſen die Dornen und das Unkraut wiederum empor unter ihm. Aber er achtete ihrer nicht in ſeiner Höhe und ſtand da in ſtiller und ruhiger Geſtalt, ein Baum Gottes!

So ſprach der unvergleichliche Biſchof und ſchwieg. Darauf reicht er ſeinem Jünger die Hand und ſagte lächelnd: Was kümmert dich, wenn du zu ſeinem Gipfel emporſchauſt, das Unkräutlein, das um ſeine Wurzeln kreucht! Ueberlaß dies Dem, der ihn gepflanzt hat! —

Da erhob ſich Crescens, und ſeine Seele ward heiter. Denn der Greis wandelte neben ihm, gebückt von Jahren, aber ſein Geiſt und ſein Antlitz war wie eines Jünglings.

Die Ehe.

Ein Wort der Beherzigung für Alle, welche ſich dieſem Stande aus nichtigen Gründen entziehen.

„Nichts im Erdenleben geht doch über häusliches Glück, und weſſen Herz und Geiſt in einem edlen Weibe, hoffnungsvollen Kindern und auserleſenen Büchern nicht volle Befriedigung und dauernden Genuß findet, der wird ewig begehren, ohne jemals zu erlangen und ſeine Arme nach Wolkenbildern ausſtrecken, bis der Tod ihn zur Erde bringt“.

Matthiſſon.

Das Bedürfniß des Menſchen nicht einſam und verlaſſen in der Welt da zu ſtehen und Jemanden zu haben, dem man ſeine Gedanken, Gefühle, Wünſche und Hoffnungen mittheilen könne, wird für den einzelnen Menſchen, wie für die ganze Geſellſchaft am beſten und wohlthätigſten durch den Eheſtand befriedigt.

Von allen Verbindungen, die Menſchen mit Menſchen eingehen, erhebt ſich die Ehe unter dem Einfluß ſittlicher und religiöſer Gefühle und Grundſätze zu der innigſten, wichtigſten und heiligſten, die alle Verhältniſſe des Lebens umfaßt.

Die Ehe iſt eine der weſentlichſten Beſtimmungen des Menſchen, ſowohl fürs Einzelne, als fürs Ganze, und bleibt ſtets ein unentbehrlicher Theil der Erziehung des Menſchengeſchlechtes. Glückliche Ehen ſind des Staates größter Reichthum; aus ihnen geht der Völker Gedeihen, die künftige Staatskraft geiſtig und leiblich hervor.

Durch eine ſo nahe und innige Verbindung unſers Weſens mit einem andern, unſeres Intereſſe mit dem Intereſſe eines andern, werden wir immer mehr zur Theilnahme und zum Mitgefühl für Andere geführt und der wahren ſittlichen Veredlung näher gebracht. Gatte und Kinder knüpfen uns an die übrige Menſchheit und an das Wohl des Ganzen mit unauflöslichen Banden.

Die wechſelſeitige Abhängigkeit der Ehegatten, die häuslichen und Familienſorgen binden an Arbeitſamkeit und Ordnung im Leben. Durch die Kinder iſt der Mann an das Vaterland feſtgeknüpft; das Wohl, das Intereſſe des Staates wird dadurch ſein eigenes, oder wie es Baco ausdrückt: „Wer verheirathet iſt und Kinder hat, der hat dem Staate Geiſſeln gegeben, er iſt verbun-

den, nur er iſt wahrer Staatsbürger, wahrer Patriot". Aber was noch mehr iſt: nicht blos das Glück der gegenwärtigen, ſondern auch der zukünftigen Generation wird dadurch gegründet; denn nur die eheliche Verbindung erzieht dem Staate gute, ſittliche, an Ordnung und Pflicht von Jugend an gewöhnte Bürger.

Unſer Herz wird durch die ſüßeſten Gefühle ehelicher und kindlicher Zärtlichkeit immer genährt und erwärmt und vor jener alles tödtenden Kälte geſchützt, die ſich ſo leicht des Menſchen bemächtigt, der außer dieſem Verhältniſſe lebt. Selbſt die Sorgen des Gatten, des Vaters ſind mit Vergnügen verbunden; denn ſie beziehen ſich auf theuere Perſonen und verzinſen ſich mit Dank und Liebe. Heilig ſey darum die Ehe der Gegenwart und der Zukunft! Vergangene Jahrtauſende haben ihr gehuldigt, Jahrtauſende werden ihr noch huldigen.

Die höchſten Freuden des Lebens rauben ſich Diejenigen, welche aus Eigenſinn oder aus andern nichtigen Gründen zu einem eheloſen Leben ſich entſchließen. Der ſittlichen Beweggründe nicht einmal zu gedenken, iſt ſchon das Verluſt genug, daß ſie das ſüßeſte Vergnügen der zärtlichſten Neigung der Natur nicht ſchmecken, die ſo vielen Einfluß auf die bürgerliche Tugend hat, und ohne welche das menſchliche Herz leicht einen Hang zur Melancholie und zum Eigenwillen annimmt. Ein Mann ohne Weib und Kind iſt nicht viel beſſer, als ein dürrer Baumſtamm in der Wüſte, der weder Laub noch Früchte hat. Er iſt abgeſchnitten von der Welt; ihn feſſelt nicht das zärtliche Band der Liebe, ihm ſind Vaterfreuden fremd, er ſorgt blos für ſich und in ihm entwickelt ſich bald kalte Selbſtſucht. Es ſagt daher Hippel *) ſehr ſchön: "Das Wort ""Vater"" iſt ein großes Wort, das größte im Staate; wer nicht Vater iſt, verdient auch den Namen Bürger nicht, und, um freigebig zu ſeyn, nur halb den Namen: Menſch!" Er ſäet nicht für die Zukunft, er iſt der Mittelpunkt ſeiner Gedanken und Wünſche, und ſein Herz iſt und bleibt kalt. Seine Umgebung betrachtet ihn mit theilnahmloſer Gleichgültigkeit. Keine Hand leitet ihn über die Abgründe dieſer Erde, keine ſtreut ihm Blumen. Ueberall ſtarren ihm Dornen entgegen, beſonders wenn die Tage kommen, von denen es heißt: ſie gefallen nicht mehr!

---

*) Ueber die Ehe. 4te Auflage. Berlin.

Einſamkeit in alten Tagen, ohne Erquickung und Zärtlichkeit durch Familienfreuden, erkaufte Pflege in Krankheit von fremder Hand iſt ſein Loos. Sein Sterbebett iſt von feilen Miethlingen umgeben, und keine liebende, ſondern eine bezahlte Hand drückt ihm die Augen zu.

Dieß iſt das Schickſal des Einſamen, wenn er unſchuldig wandelt und durch Grundſätze und Wachſamkeit die natürliche Neigung zum andern Geſchlecht zu unterdrücken weiß. Iſt er aber ſo gottlos, daß er die Freuden des Eheſtandes auf unerlaubten Wegen ſucht, ſo wird ſein Antheil nur der Fluch der Menſchen und ſein Ende das Verderben ſeyn.

Diejenigen, welche geſund an Geiſt und Körper für dieſen ſo ſegensvollen Stand geſchaffen ſind, und deren Umſtände und Verhältniſſe ſogar dazu auffordern, ſollten ſich alſo nicht leichtſinnig und aus nichtigen Urſachen der Ehe entziehen. Wer unglücklich geliebt hat, überträgt nicht ſelten die gerechte Erbitterung über die Untreue, die eine Perſon ihm bewieſen, auf das ganze Geſchlecht derſelben. Geſättigt durch leichtſinnige Liebeleien, hauptſächlich mit leichtfertigen Perſonen, entſchließt ein Anderer ſich zum eheloſen Leben. Ein Dritter fürchtet die Unannehmlichkeiten und Sorgen des ehelichen Standes u. ſ. w.

Unannehmlichkeiten und Sorgen ſind nothwendig, um den Reiz des Lebens zu erhöhen. Ungetrübtes Glück erweckt lange Weile. Das Leben muß ein Gemiſch von Freud und Leid, von Hoffnung und Beſorgniß ſeyn, wenn es ſeinen Reiz behalten ſoll; die Sorgen, die da drängen, erweitern unſere Thätigkeit, und beſiegte Hinderniſſe ſind erſt die rechte Würze des Lebens.

Die Weisheit iſt ſehr verdächtig, die irgend eine Pflicht verſäumt, weil ſie mit Unannehmlichkeiten und Sorgen verbunden iſt. Wie Viele, die jetzt ihr einſames Leben mürriſch vertrauern, würden in der Ehe zu einem geſchäftigen, frohen Leben aufgeregt worden ſeyn!

„Es ſcheint“, ſagt der geniale Rouſſeau, „daß das Leben ein Gut, ein Geſchenk ſey, welches man unter der Verbindlichkeit vom Schöpfer erhält, daſſelbe durch die Ehe wieder auf Andere fortzupflanzen, und wer immer alſo einen Vater hatte, verpflichtet iſt, es hinwiederum ſelbſt zu werden.“

Einige Hauptmängel der Kindererziehung *).

Man könnte unſer Zeitalter nicht mit Unrecht das der Lebensfragen nennen. Auf allen Stufen der Geſellſchaft bemerkt ſelbſt das ungeübte Auge ein Ringen und Kämpfen, entweder diejenigen Elemente auszuſcheiden, welche den Entwicklungs- und Bildungsprozeß unſeres Geſchlechtes theils wirklich hemmen, theils nur in einzelnen Momenten verzögern, oder ſolche aufzunehmen, welche denſelben in irgend einer Beziehung erleichtern und fördern können. Obgleich wir nun dieſe Erſcheinung in allen Zeiträumen wiederfinden, ſo tritt ſie doch nirgends ſo lebendig hervor, wie in der Gegenwart. Sie iſt für den aufmerkſamen Beobachter der evidenteſte Beweis für die fortſchreitende Entwicklung des menſchlichen Geſchlechts, und hebt die ungegründete Klage auf, als ob die Gegenwart weit hinter der Vergangenheit ſtehe. Zwar kann nicht geläugnet werden, daß der Bildungs- und Entwicklungsprozeß unſeres Geſchlechtes in einzelnen Momenten als gehemmt erſcheint; allein ſolche Hemmungen zeigen ſich auf gewiſſen Punkten eines jeden Bildungsganges. Sie ſind gewiſſermaßen Ruhepunkte, nothwendig, damit die Maſſen ſich klären und dann, durch irgend ein wirkſames Element angeregt, zu einer höheren Stufe ſich fort entwickeln können. Auf der andern Seite muß auch zugegeben werden, daß durch irgendwie aufgenommene Elemente die Entwicklung der Menſchheit nicht allein gehemmt, ſondern auch als auf frühere, unvollkommnere Stufen zurückgeführt erſcheine. Solche feindſelige Elemente müſſen ausgeſchieden werden auf irgend eine Weiſe. Und das ſind die ächten Lebensfragen, deren Aufgabe dahingeht, theils die feindlichen Elemente, welche die freie Entwicklung der Menſchheit hemmen oder aufheben, zu erkennen, theils dieſelben ſo auszuſcheiden, daß ſie ihren verderblichen Einfluß verlieren.

Von jeher hat man die Erziehung der Kinder für ein weſentliches Element in der Entwicklung der Menſchheit gehalten. Das beweiſen die unzähligen Verſuche, welche man anſtellte, um in der Erziehung ein unbezweifeltes Entwicklungs-

---

*) Aus dem Nationalkalender 1839.

lungselement zu geben, oder ſie doch als ſolches zu empfehlen. Obgleich nun dieſe Verſuche von unermeßlichem Segen für die fortſchreitende Entwicklung unſeres Geſchlechtes geweſen ſind, ſo kann doch nicht geläugnet werden, die Erziehung, dieſes herrliche Bildungselement, ſey in verſchiedenen Zeitabſchnitten mit ſo unlautern Beiſätzen vermiſcht worden, daß ſie nicht nur momentan hemmend, ſondern auch fortgeſetzt auf die vollkommenere Entfaltung der Menſchheit höchſt verderblich wirkte. So erſcheint die Erziehuug in unſerer Zeit. Sie muß alſo geläutert werden von ihren unreinen Beiſätzen mit aller Kunſt und Macht, die uns zu Gebote ſtehen. So haben es ſchon Viele verſucht. Auch der Verfaſſer will dazu ſein Scherflein beiſteuern, indem er ſeinen Zeitgenoſſen eine Unterſuchung über einige Hauptmängel der Kindererziehung vorlegt.

Ob er dazu Beruf habe? — Er ſtellt ſich nicht anmaßlich ſelbſt auf einen ſolchen Höhepunkt, von welchem aus es als gerecht erſcheinen mag, feindſelige Elemente in der Entwicklung der Menſchheit nachzuweiſen und zu ihrer Ausſcheidung die wirkſamſten Mittel vorzuſchlagen; aber er hält dafür, daß auch die ſchwache Kraft eine ſtärkere wecken und in Thätigkeit ſetzen könne. Eben ſo hält er es für eine heilige Pflicht, daß Jeder nach ſeinem Ermeſſen darthun möge, was dem Ganzen nachtheilig oder förderlich werden könne. Auch ſagt ſchon ein alter Weiſer: Das Rechte und Wahre kann nicht oft genug in den verſchiedenſten Formen vorgetragen werden. Welchen Anſtand der Verfaſſer alſo auch nahm, ſeine Anſichten zu veröffentlichen, ſo beſtimmte ihn dennoch dazu der heiße Wunſch, dem theuren Vaterlande ſeine Liebe zu beweiſen durch ungeheucheltes Wirken für das Gemeinwohl.

Unſere heutige Erziehung führt im Durchſchnitte zu körperlicher Schwäche und Kraftloſigkeit.

Wollen wir davon recht lebendige Ueberzeugung gewinnen, ſo haben wir nur nöthig, unſere Altvordern durch Wort oder Bild vor uns hinzuſtellen. Was iſt aus dem Geſchlechte geworden, das vor beinahe 2000 Jahren die römiſchen Legionen niederwarf! Wer empfindet nicht ein ſchwindelndes Gefühl von Schwäche beim Anblicke der ſchweren Eiſenrüſtungen und gewaltigen Schlachtſchwerter, mit denen unſere kraftvollen Väter ihren Feinden entgegentraten? „Noch ſtehen unſere Eichen;“ aber wo ſind die kräftigen Geſtalten, vor denen der wilde Ur, wie die römiſchen Söldlinge

zitterten? — Man wird einwenden wollen: Das waren Zeiten roher Kraft. Was wir vielleicht in dieſer Hinſicht verloren haben, daß erſetzt die geſteigerte Kraft unſeres Geiſtes. Wohl wahr! Aber nicht minder wahr iſt es, daß nur im geſunden, kräftigen Leibe eine geſunde, kräftige Seele wohne. Was könnten wir ſeyn, wenn wir auch in der leiblichen Kraft unſerer Väter daſtänden! Es ſoll hier nicht weiter entwickelt werden, wie körperliche Schwäche und Kraftloſigkeit der freien Entwicklung eines Volkes hindernd in den Weg treten; aber der Verfaſſer kann es ſich doch nicht verſagen, den geſchichtskundigen Leſer daran zu erinnern, daß die Völker zurückſchritten, ſobald ihre phyſiſche Kraft durch Weichlichkeit gelähmt wurde. Wer die Wechſelwirkung zwiſchen Leib und Geiſt auch nur oberflächlich kennt, der bedarf überhaupt jener Entwicklung nicht. Das aber muß gezeigt werden, wie die heutige Erziehung darauf hinarbeitet, die Kraft und Geſundheit des Leibes zu untergraben.

In hohen und niedern Ständen werden die Kinder ſchon früh an Speiſen und Getränke gewöhnt, die keineswegs geeignet ſind, zur Stärkung und naturgemäßen Entwicklung des körperlichen Organismus beizutragen. Man denke nur an die Gänge und Schüſſeln bei den Tiſchen der höheren Stände; an die feinen Gewürze, Weine, Thee, Kaffee und dergl. m. Nur in wenigen Häuſern der vornehmen Welt verſagt man den Kindern bie Theilnahme an dieſem Heere von Genüſſen. Wie könnte man dem liebenden Kinde das verweigern, was doch ſo gut ſchmeckt! Und die niedern Stände folgen nach. Kann auch der Aermere ſeinem Kinde nicht die Leckerbiſſen darreichen, mit welchen Begüterte den Magen ihrer Kleinen verderben, ſo gibt er ihm doch gewiß, wenn er weiter nichts hat, täglich einen Schluck aus ſeinem Branntweinglaſe! — Wenn dann die Kinder nach ſolchen Genüſſen hoch aufglühen, ſo freuet man ſich ihrer, und iſt hoch erſtaunt, wenn man im ſpätern Alter die Roſen der Geſundheit auf ihren Wangen bleichen ſieht. Ihr wiſſet vielleicht nicht, woher es komme, daß der Würgengel „Skrophelkrankheit“ jetzt ſo häufig eure Lieblinge euch aus den Armen reiſſe? Fraget die Aerzte. Ihr habt ihn ſelbſt in eure Häuſer gerufen durch die unnatürliche Weiſe, mit welcher ihr eure Kinder ernährt in der erſten Lebensperiode. Kehrt zu der Natur

zurück, und ihr habt nicht nöthig, bei der Kraftloſigkeit oder den Gräbern eurer Kinder euch ſelbſt anzuklagen.

Auch die Kleidung, die Betten und die ängſtliche Verwahrung vor den Einflüſſen der Witterung haben nicht geringen Antheil an der Entnervung unſeres Geſchlechtes. Allerdings fordern unſere klimatiſchen Verhältniſſe, daß wir den Körper durch Kleidung ſchützen. Weiter ſollen wir aber nicht gehen. Nun ſehe man aber, wie die meiſten Kinder in Pelze, Mäntel und Tücher gehüllt werden, damit ja kein rauhes Lüftchen ſie berühre. Durch die überflüſſige Kleidung wird der Körper von einem unnatürlichen Wärmegrad durchdrungen. Daß dieſer abnorme Zuſtand aber unmöglich zur Kräftigung des Organismus, ſondern nur zur endlichen Erſchlaffung beitragen könne, bedarf wohl kaum einer Erinnerung. Zu warm gekleidete Kinder gedeihen nicht, während der Knabe, welcher Bruſt und Hals dem Winde und Wetter bietet, in der Fülle der Geſundheit ſich entwickelt.

Eben ſo ſchädlich, als zu warme, wirkt auch zu knapp anliegende, den Körper hier und da preſſende Kleidung. Und wie ängſtlich bemüht ſich die Gegenwart, um aus aller Welt Enden ſolche Kleiderformen zuſammenzuborgen, durch welche der Körper unnatürlich zuſammengepreßt wird! Umſonſt ſucht der lebendige Knabe den engen Kerker zu ſprengen, in welchen man ſeine gelenken Glieder ſperrt; umſonſt ſeufzt das heranwachſende Mädchen in dem unnatürlichen Schnürleibchen und den engen Schuhen: die tyranniſche Mode will es ſo! Hat das Geſetz keine Strafen für diejenigen, welche durch unnatürliche Kleidung Kindern das edelſte Gut, die Geſundheit, rauben? Väter und Mütter! verſchließt ihr euer Ohr noch immer jenen Menſchenfreunden, die euch warnend zurufen: verſündigt euch nicht an euren Kindern durch heilloſe Modekleidung!

Schlüpfen die Kinder am Abende aus ihren läſtigen Kerkern, ſo packt mau ſie (eben ſo ſchlimm!) in dicke Federbetten, die im Winter noch wohl durchwärmt werden. Ach! und auf dieſen weichen, warmen Schlummerſtätten erwachen jene Triebe, die dem Kindesalter noch fern liegen ſollten. Wüßtet ihr, Eltern! daß zu warme Betten die Wiege der heilloſen Selbſtbefleckung ſind, welche jetzt wie der heiße Samum über unſere Jugend hinzieht

und ihren Lebensſaft austrocknet, ihr würdet eure Lieblinge ihnen nicht anvertrauen *). Laſſet eure Kinder unter warmen wollenen Decken auf hartem Lager ſchlafen; dann habt ihr nicht zu fürchten, daß jene Feindin ihnen nahe. Sträubt ſich auch euer, im Herkommen befangener Sinn dagegen, laſſet euch dadurch nicht irre machen; kräftig emporgewachſene Söhne und Töchter werden euch einſt für dieſe ſcheinbare Härte danken.

Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß bei der Erziehung das Natürliche und Naturgemäße oft verachtet, dagegen das Unnatürliche und Naturwidrige eifrig hervorgeſucht wird. So wird die Witterung, unter deren Wechſel die Saaten gedeihen und reifen, von den meiſten Eltern mit unbeſchreiblicher Angſt beobachtet. Von jeder Veränderung derſelben fürchten ſie Gefahr für die Geſundheit ihrer Kinder, und erlauben denſelben deßhalb oft gar nicht, in Gottes freier Natur ſich zu regen. Dadurch machen ſie dieſelben um ſo empfindlicher und reizbarer. So erzogenen Kindern geht es, wie Treibhauspflanzen; bringt man ſie endlich an die Luft, dann verwelken ſie, oder kränkeln doch. Verget eure Kinder nicht ſo ängſtlich vor dem Einfluſſe der Witterung im warmen Zimmerchen! Draußen weht, unter Sturm und Sonnenſchein, Gottes allmächtiger Lebensodem. Schnupfen, Huſten und wie die Erkältungskrankheiten alle heißen, rütteln nur da an dem Baume der Geſundheit, wo dieſer wie eine Treibhauspflanze gezogen wurde. Lehren euch denn die blühenden Wangen der Kinder, welche ſich töglich in freier Luft umhertummeln, nicht endlich die Wahrheit, daß ihr eure Kinder durch ängſtliche Verwahrung vor den Einflüſſen der Witterung einem fortwährenden Siechthume in die Arme werft?

Daß der Geiſt nur durch zweckmäßige Uebungen erſtarke, erkennen die Meiſten an; daß aber der Körper nur durch zweckmäßige Uebungen ſich ausbilden, Kraft und Gewandtheit erlangen könne, will man ſelten zugeben. Dieſer Widerſpruch arbeitet auch täglich daran, unſer Geſchlecht kraft-

*) Dieſe ſchwülen Flaumenpfühle liefern die unglückſelige Quelle, aus welcher bei Kindern nur zu oft das frühzeitige Erwachen des Geſchlechtstriebes und das gefährliche Uebel der Onanie ſeinen Urſprung nimmt. „Der Menſch als Kind“, von R. F. Huſſian. Theil II. Seite 195.

los und körperlich elend zu machen. Während unſere Vorfahren ihre Kinder munter wie das Wild im Walde umherſchweifen ließen, bannen wir dieſelben, um ſie an Ruhe und Anſtand zu gewöhnen, in das Haus hinter todte Bücher und geiſtloſe Arbeiten; während in den alten germaniſchen Wäldern die Knaben die ſtärkſten Eichen, die höchſten Felſen erklimmten, und ſo ihrem Körper Geſchmeidigkeit und Kraft verſchafften, ſuchen wir nur den Geiſt unſerer Söhne zu ſchrauben und zu drechſeln, und erſtaunen dann nachher über die Kraftloſigkeit und Schlaffheit des Mannes *). Freilich trifft dieſer Vorwurf beſonders die höheren Stände der Geſellſchaft; aber auch in den unterſten Klaſſen ahmt man ſchon nach. Die Kinder ſollen ſich mit ihrem beweglichen Leibe nicht regen, damit die Kraft erſtarre und gelähmt werde. Mit Recht verdienen daher die würdigen Männer, welche Leibesübungen für die Jugend vorgeſchlagen und eingeführt haben, den Dank der ganzen Nation **).

Man beobachte nur, wie unter ſolchen Uebungen der Körper ſich raſch entwickelt und eine Spannkraft erhält, die ihn zum Ertragen aller Mühen und Beſchwerden befähigt. Der Verfaſſer möchte hier ſeinen Zeitgenoſſen noch ſo Manches zurufen; doch genug! Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wir ſorgen ja, daß unſere Hausthiere kraftvoll und geſund aufgezogen werden. Unſere Kinder ſind mehr werth, als die Roſſe, welche unſern Acker bauen, oder unſerm Vergnügen dienen.

Wenden wir nun den Blick auf das, was die heutige Erziehung für die Entwicklung des Geiſtes thut. Gewöhnung zur Lüge und Verſtellung iſt die nächſte Verirrung, in welcher der Beobachter auf dieſer Seite die Erziehung findet. Es mag hart klingen, wenn der Verfaſſer dieſe Behauptung hinſtellt; allein er hofft durch die folgende Darſtellung ſeine Anſicht ſo zu motiviren, daß ſie durchaus als Ergebniß der Erfahrung auftritt. Dem weichen Wachſe, aus dem der Künſtler nach Belieben einen Satan oder

---

*) Die ſogenannten Wunderkinder liefern den augenſcheinlichſten Beweis, wie die Vernachläßigung körperlicher Uebungen ſich in ſpätern Jahren räche.

**) In der neueſten Zeit erwarb ſich ein beſonderes Verdienſt um die Einführung zweckmäßiger Leibesübungen Dr. Lorinſer.

einen Engel formt, gleicht die Seele des Kindes. Was aus derſelben wird, hängt von den Eindrücken ab, welche die nächſten Umgebungen auf ſie hervorbringen. Die Anſicht ſpricht, obwohl nur unklar, ſelbſt der gewöhnliche Mann aus. Wie iſt es nun möglich, daß die Kinder Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit ehren, die Lüge und Verſtellung aber verabſcheuen lernen, wenn die Eltern vor ihnen Proben von Verſtellung und Unredlichkeit ablegen. Mancher wird einwenden, das könne doch nur in ganz unmoraliſchen Familien geſchehen! — Man ſollte das faſt ſelbſt glauben. Aber es iſt keine Verſtellung, wenn du vor den Ohren deiner Kinder eben nicht mit großer Hochachtung von Jemanden redeſt und dennoch dieſen Jemand, wo du ihm begegneſt, mit Artigkeit und Schmeicheleien überhäufſt? Haſt du nicht ſchon in Gegenwart deiner Kinder geſagt: Ich war bei dem und dem. Es koſtete mich Mühe, ihm zu verbergen, daß ꝛc.? Du glaubſt vielleicht, Kinder bemerken dergleichen Dinge nicht. Erinnere dich deiner Kindheit, und du wirſt dich bald überzeugen können, wie genau Kinder zu beobachten pflegen. Hat dich dein Kind aber hier und da über einer Unredlichkeit getroffen, ſo wundere dich nachher nicht, wenn es lügt und heuchelt. Sollte dein Beiſpiel auf daſſelbe nicht nachtheilig wirken, ſo müßteſt du zuvor aus ſeiner Seele den Nachahmungstrieb vertilgen.

Zur Lüge und Verſtellung werden die Kinder auch erzogen, wenn die Eltern nicht in vollkommener Uebereinſtimmung an der ſittlichen Entwicklung derſelben arbeiten. Wie oft geſchieht es, daß die Mutter gegen der Vater, und dieſer gegen jene die Kinder in Schutz nehmen. In andern Häuſern billigt der Vater etwas, was die Mutter nicht gut heißt, und umgekehrt. Sehet ein, Eltern! daß ihr dadurch die Seelen eurer Lieblinge verderbet. Bei ſolcher Behandlung lernen eure Kinder, wie das Sprüchwort ſagt, den Mantel nach dem Winde hängen, d. h. ſie werden ausgelernte Lügner und Heuchler.

Zu große Strenge, wie auch weichliche Nachſicht ſind fernere Quellen der Lüge und Heuchelei. Unerbittliche Strenge muß das Kind unfehlbar zur Lüge und Verſtellung führen; denn ſein Scharfſinn wird bald Wege finden, auf denen es ſich deinen Vorwürfen und Strafen entzieht. Dem Verfaſſer ſind genug Fälle bekannt, wo höchſt verderbte Kinder es in der Verſtel-

lungskunſt ſo weit gebracht hatten, daß ihre ſtrengen Eltern dieſelben für ſehr wohl erzogen hielten. Man leſe Salzmanns viel zu wenig gekannte „Anleitung zur unvernünftigen Erziehung der Kinder," um viele Belege zu dem Geſagten zu finden. Zu denſelben Reſultaten führt weichliche Nachſicht. Dein Kind wird bald deine ſchwachen Seiten erkennen. Seine Fehler wird es geſchickt ſo darzuſtellen wiſſen, daß du, entweder von Mitleid oder irgend einem andern weichen Gefühle bewegt, in dem Fehler vielleicht gar eine Tugend erkennſt. Scheint dir das unglaublich, ſo höre unter vielen nur Ein Beiſpiel. Ein naſchhaftes Kind hatte der Mutter einige Groſchen entwendet und dafür Leckereien gekauft. Dieſe kommt hinter den Diebſtahl, und nun entſteht folgendes Geſpräch:

Mutter. Warum haſt du mir denn das Geld genommen?

Kind (weint). Ach, Mutter! ſolche Schlechtigkeit kannſt du von mir erwarten? Ich habe freilich das Geld genommen, einem armen Kinde aber damit eine Freude zu machen geſucht.

Mutter. Ach, du liebes Kind, nimm mir's nicht übel, daß ich dein gutes Herz verkannt habe. Ja, ich wußte wohl, daß du nichts Unrechtes thun könnteſt.

Eltern! liegt euch das Seelenheil eurer Kinder am Herzen, ſo haltet zwiſchen unerbittlicher Strenge und weichlicher Nachſicht — die gerechte Mitte!

Oft geſchieht es, daß Eltern den Kindern Perſonen, Sachen und Zuſtände anders darſtellen, als dieſe denſelben erſcheinen. Dadurch wird der Lüge und Verſtellung ebenfalls unverantwortlich Raum gegeben, obgleich die Eltern nicht im mindeſten daran denken, ihre Kinder zu jenen Laſtern führen zu wollen. „Der Schulmeiſter ſchlägt dich todt," ſagt die Mutter aus den niederſten Ständen, um ihr unmündiges Kind im Zaume zu halten. In den höheren Ständen ſelbſt weiß man den Kindern Perſonen anders darzuſtellen, als ſie ſind, theils um die Kleinen zu ſchrecken, theils um ſie zu beluſtigen. Die Kinder überzeugen ſich nachher vom Gegentheil und denken: deine Eltern haben gelogen! — Wie oft wird den Kindern, wenn ſie ein Ding nicht anrühren ſollen, geſagt: Es iſt heiß, beißt dich, ſticht dich ꝛc. Die Kinder wiſſen recht gut, daß jene Dinge nicht heiß ſind, nicht beißen und ſtechen. Was ſollen ſie nun anders aus dieſen Aeuße-

rungen lernen, als Lüge und Verſtellung? Wer hätte nicht ſchon gehört, daß einem gefallenen Kinde geſagt wurde: Es thut nicht weh! Das Kind fühlt den Schmerz und denkt, du lügſt? — Laß' mich anbeißen! ſpricht die Mutter, wenn das Kind irgend eine Leckerei genießt. Das Kind reicht der Mutter etwas hin. Dieſe beißt aber nicht an, ſondern bewegt die Lippen, als ob ſie gekoſtet habe. Heißt das nicht, methodiſch die Kinder an Lügen und Verſtellung gewöhnen!

Das Schlimmſte iſt nun vollends, wenn Eltern ihren Kindern ausdrücklich Anleitung zur Lüge und Verſtellung geben. Das geſchieht aber, leider! ſehr gewöhnlich. Wenn du gefragt wirſt, ſpricht man zu dem Kinde, ob der Vater ausgegangen ſey, ſo ſagſt du: Nein! — Auf der Straße ſieht die Mutter Jemand kommen, den ſie nicht gern bei ſich ſieht. Schnell entfernt ſie ſich und ſagt den anweſenden Kindern: ihr ſagt, ich ſey nicht zu Hauſe, wenn der kommt. Frage ſich Jeder, ob er nicht irgendwie ſeinen Kindern ſchon die ſpeciellſte Anweiſung zur Lüge und Verſtellung gegeben habe? Selbſt die Gewöhnung an unſere leeren und hohlen Höflichkeitsbezeugungen iſt nichts weiter als — Anleitung zur Lüge und Heuchelei. Und doch iſt nichts gewöhnlicher, als daß die Eltern ſich wundern, wo ihre Kinder wohl das Lügen und Verſtellen gelernt haben mögen!

So bannet ihr, Eltern, den Geiſt der Lüge und Verſtellung in die Seelen eurer Kinder. Bedenket, daß eine ſolche Erziehung unchriſtlich und auch undeutſch ſey. Chriſtus ſpricht: Ja, das Ja; Nein, das Nein iſt. Die alten Deutſchen aber, obwohl ſie noch Heiden waren, haßten dennoch die Lüge und Verſtellung.

Durch einen Hauptmangel unſerer heutigen Erziehung werden die Kinder auch zu liebloſen Geſinnungen geführt. Die Grundbedeutung von Liebe iſt ein Nahen, ein Hinneigen; der Liebloſigkeit alſo ein Entfernen, Abneigen. Führt die Erziehung zu Liebloſigkeit, ſo untergräbt ſie damit die Grundpfeiler der menſchlichen Wohlfahrt. Dieſe kann nur gedeihen, wenn das Herz dem Herzen ſich zuwendet. Obgleich es als hart erſcheint, ſo darf man dennoch der heutigen Erziehung mit vollem Rechte den angedeuteten Vorwurf machen. Kaum hat das Kind eine Ahnung von „Mein“ und „Dein,“ ſo arbeitet man auch ſchon darauf hin, den gefährlichen Neid in ſeiner Seele zu

wecken. Geſetzt, euer Kind begeht Unarten, und ihr nehmt ihm zur Strafe ſeine liebſten Spielſachen und gebt ſie einem andern Kinde, muß da nicht der Alles verzehrende Neid in ſeinem Herzen aufkeimen? Daſſelbe wird der Fall ſeyn, wenn ihr ihm nur drohet, ſeine Sachen einem Andern geben zu wollen. Der Verfaſſer kennt ein Beiſpiel, wo durch Wegnahme von Spielſachen und Verſchenken derſelben an ein anderes Kind, beinahe ein Todtſchlag herbeigeführt worden wäre. Wüßte man die Erziehungsgeſchichte mancher Menſchen, die niemals ohne Neid das Wohlergehen des Nächſten bemerken können, ſo würde man unfehlbar auf jene trüben Anfangspunkte kommen, wo verkehrtes Verfahren jene Liebloſigkeit in den jungen Herzen erzeugte.

Mit dem Neide verwandt iſt der Haß und das Rachegefühl. Auch dieſen unreinen Flammen wird durch die Erziehung reichliche Nahrung geboten. Erſchreckliche Beſchuldigung! ruft hier vielleicht Mancher aus. Und dennoch haſt du vielleicht, der du mit dem Verfaſſer haderſt, daß er dies öffentlich zu ſagen wagt, dein eigenes Kind gelehrt, die Erde zu ſchlagen, wenn es fiel; den Tiſch zu verwünſchen, wenn es ſich ſtieß; auf die Suppe zu ſchmähen, wenn es ſich verbrannte. Den Verfaſſer überläuft jedesmal ein heimliches Grauen, wenn er dergleichen Verkehrtheiten bemerkt. Mag Mancher auch ſeine Furcht für Schwindel u. dgl. m. halten, die Archive der Criminalgerichte beweiſen am ſicherſten, daß ſeine Anſichten nicht auf Hypotheſen, ſondern bittern, betrübenden Erfahrungen beruhen. Klaget nicht den Zeitgeiſt an wegen der überhandnehmenden Rachſucht und Liebloſigkeit; klaget euch ſelbſt an, daß ihr durch verkehrte Erziehung täglich dazu beitragt, jene heilloſen Gefühle in den Herzen eurer Kinder zu nähren.

Liebe werden unſere Kinder gegen Alles empfinden, wenn wir ihnen begreiflich machen können, wie Alles ihnen liebend entgegentrete. Zur Liebloſigkeit werden wir ſie anleiten, wenn wir ſie ſo erziehen, daß ſie ſich alles Unangenehme und Schmerzhafte, als ihnen von Andern zugefügt, denken. Das geſchieht aber ſehr gewöhnlich. Leidet das Kind an Zahnſchmerzen, ſo ſind die Katze, der Hund oder irgend ein anderes unſchuldiges Geſchöpf davon die Urſache. Muß man einem Kinde irgend ein Spielwerk nehmen, ſo haben es die Magd, der Bediente, der Bettelmann u. ſ. w. geholt. So weiß man das Kind dahin zu führen,

daß es nie in ſich den Grund ſeiner Unannehmlichkeiten und Leiden ſucht. Das geſchieht nun freilich Alles nicht in der Abſicht, böſen Saamen auszuſtreuen; aber es iſt und bleibt dennoch der Grund zu den tauſend Liebloſigkeiten, wodurch Menſchen einander ſchmerzlich betrüben.

Schlimmer als das Genannte iſt es nun endlich, wenn die Eltern nicht Anſtand nehmen, ihren Haß oder ihre Erbitterung gegen Andere vor den Kindern zur Schau zu tragen. Dadurch wird gewiſſermaßen die entehrende Liebloſigkeit in den Augen der Kinder ſanctionirt. Was ſoll man nun von ihnen erwarten, wenn die Eltern mit unbegränzter Freude erzählen, wie ſie dieſem oder jenem Nachbar eine Beleidigung nachgetragen, und zur rechten Zeit ihr Schärtchen ausgewetzt haben? Muß nicht durch ein ſolches Verfahren das letzte Fünklein von Liebe und Verſöhnlichkeit in den Herzen erſtickt werden? — Wie oft hört man (nicht allein in den unterſten Klaſſen) bei vorgefallenen Beleidigungen die Worte: Vergeben will ich wohl, vergeſſen kann ich nicht! O, möchtet ihr bedenken, Eltern! welche böſe Saat ihr durch unbedachte Aeußerungen über die Abneigung oder den Haß, welchen ihr gegen Jemand in euch traget, in die Herzen eurer Kinder ſtreuet. Iſt irgendwo das Wort der Schrift: „Die Zunge iſt ein klein Glied, und richtet große Dinge an,“ von ſchwerer Bedeutung, ſo iſt es hier.

Eine Hauptaufgabe vernünftiger und chriſtlicher Erziehung gehet dahin, den Menſchen zu befähigen, daß er Herr ſeiner Neigungen und Begierden werde. Ein ſo erzogener Menſch wird dann nicht immer haben und genießen, ſondern lieber geben und wirken wollen. Dieſer Hauptaufgabe arbeitet die heutige Erziehung oft recht gefliſſentlich entgegen, indem ſie die Kinder zur Genußſucht führt. Es wird nicht nöthig ſeyn, die Genußſucht als eine Feindin der Menſchheit zu ſchildern, da jedes edlere Glied der Geſellſchaft ſie als ſolche anerkennt. Hier ſoll nachgewieſen werden, wie die Erziehung jener Feindin Thür und Thor öffne. Das geſchieht aber, indem man an jede Erweiſung kindlichen Gehorſams oder kindlicher Thätigkeit irgend einen Genuß knüpft. „Sey ſtill,“ ſagt die Mutter zu dem weinenden Kinde. Es ſchreiet fort. „Ich gebe dir Kuchen, Zucker ꝛc., wenn du aufhörſt,“ ſetzt die Mutter hinzu.

Das Kind hört auf, und empfängt nun die verſprochene Leckerei, durch welche ſeine Gier zum Genießen die ſchlimmſte Nahrung erhält. Man freuet ſich, rühmt ſich wohl gar ſeiner gehorſamen Kinder, und bedenkt doch nicht, daß dieſer Gehorſam auf einer ſehr lockern Baſis ruht. Gehorſam muß Produkt der kindlichen Liebe und Achtung gegen die Eltern ſeyn. Gehorſam, durch Ausſicht auf Genuß hervorgebracht, erniedrigt den Menſchen und würdigt ihn zum Sklaven ſeiner Lüſte herab. Auf gleiche Weiſe ſucht man in der Regel den Thätigkeitstrieb der Kinder zu erregen. Die geringſte Thätigkeit findet in irgend einer Leckerei, oder einem andern Genuſſe ihren Lohn. Das Kind wird dadurch allerdings zu mancher Arbeit und nützlichen Beſchäftigung geführt, immer aber durch die Ausſicht auf Genuß. Durch ſolche Verkehrtheit wird dem Kinde ein ungeheures Maaß von Selbſtſucht und Lüſternheit nach Genuß zugeführt, daß es nicht die geringſte Beſchäftigung mehr vornehmen wird, wenn ſich ihm nicht in der Ferne die Ausſicht zur Befriedigung ſeiner unerſättlichen Gier eröffnet. Wie durch ſolchen Sinn aber die Luſt zum Wirken für das Gemeinwohl verſchwinden müſſe, braucht gewiß nicht erſt bewieſen zu werden.

Zur Genußſucht werden die Kinder auch geführt, indem man ſie theilnehmen läßt an allen Genüſſen der Erwachſenen. Und dieſer Genüſſe ſind nicht wenige. Seit der Zeit, wo man das Aeußere höher achtete als das Innere, den Schein mehr liebte als die Wirklichkeit, dachte man ſo viel über Sinnengenuß und Sinnenkitzel nach, als ob es gelte, damit das ewige Heil zu erjagen. Was aber den Eltern als das Höchſte erſcheint, das ſollen auch die Kinder ſo betrachten. Manche Eltern würden ſich ein Gewiſſen daraus machen, wenn ihre Kinder nicht an jedem Genuſſe, der ihrer Luſtbegier zuſagt, Theil nähmen. Die Kinder müſſen von Allem ihren Antheil haben, damit ihnen ja das Herz nicht blute. Gut! aber ich fürchte, euer Herz, bethörte Eltern, wird einſt um eure Lieblinge bluten, wenn ſie nun mit unerſättlicher Gier von Genuß zu Genuß ſtürzen, und im raſenden Taumel Leib und Seele verderben. Wollen eure Augen denn noch ſich nicht öffnen, wenn eure Söhne und Töchter als kraftloſe Jünglinge und Jungfrauen ein elendes Daſeyn in verzehrendem Fieber beſchließen? O, gelobt es euch doch an den

Hügeln dieſer, der Genußſucht Geopferten, durch Wort und That jene Furie zu verſcheuchen, die langſam, aber ſicher, ihre Beute erreicht.

Auch dadurch, daß man das Gelüſten der Kinder auf alle Weiſe zu befriedigen ſucht, wird der Genußſucht reichliche Nahrung geboten. Es iſt gar nicht auffallend, wenn Kinder, auf die eben angegebene Art behandelt, oft nach den wunderlichſten Dingen verlangen; auffallend iſt es aber, daß die meiſten Eltern dieſes Gelüſten der Kinder ſtets zu befriedigen ſuchen. Der Verfaſſer ſah Eltern, welche gegen ihre beſſere Ueberzeugung den Kindern Dinge gewährten, die der gröbſte Unverſtand als ſchädlich erkennen mußte. Auf ſeine Erinnerungen wurde ihm die Antwort: „Wer kann denn ſeinen Kindern wohl etwas abſchlagen?“ Oft wurden ſogar Bibelſprüche angezogen, um die Unart zu beſchönigen. — So werden die Kinder gewöhnt, jedes Gelüſten augenblicklich befriedigt zu ſehen. Dieſe Unglücklichen ſehen das Genießen als den höchſten Zweck des Lebens an, und ſuchen denſelben zu erreichen, ſollten ſie auch die heiligſten Pflichten verſäumen. Der Genußſüchtige kann und wird in keinem Lebensverhältniſſe ſeine Stelle würdig ausfüllen.

Die härteſte Anklage gegen die heutige Erziehung wollte der Verfaſſer zuletzt beleuchten. Seit jener Zeit, wo man anfing, ſeine einzige Hoffnung auf Ausübung einer laxen Moral zu bauen, über welcher man leicht Gott und Chriſtus entbehren zu können meinte, kränkelt auch die Erziehung an einem gefährlichen Uebel. Zur Moral will man ſeine Kinder erziehen, und ſiehe! man führt ſie zur Gottloſigkeit. Leicht könnte der Verfaſſer dieſen Ausdruck umſchreiben oder mildern; allein das iſt gar nicht ſeine Abſicht. Gerade durch dieſes Umſchreiben und Mildern deſſen, was offenbar unheilbringend iſt, hat das Unheil in der Welt einen ſolchen Umfang gewonnen. — Unter Gottloſigkeit wird hier der Gemüthszuſtand verſtanden, in welchem ſich der Menſch ſeines Verhältniſſes zu Gott in den einzelnen Lebensmomenten nicht deutlich bewußt iſt. Ein Menſch, in ſolchem Gemüthszuſtande befangen, kann recht wohl vor dem Richterſtuhle der Moral als gerechtfertigt erſcheinen, religiös darf er aber durchaus nicht genannt werden. Er verdient mit vollem Rechte das Prädikat: „gott-

los." Der Verfaſſer enthält ſich nun aller weiteren Erläuterungen und weiſet nur nach, wie die Erziehung dieſe Gottloſigkeit befördere.

Das thut ſie, indem das Kind nicht genug auf Gott hingewieſen wird. Und doch läßt Gott ſich nicht unbezeugt! In jedem Augenblicke könnten die gefühlvolle Mutter, der ernſte Vater mit den Kindern von den großen Thaten Gottes reden, und ſo die jungen Herzen an das ewige, große Vaterherz weiſen. In den leiſen Lüften des Frühlings, den wogenden Saaten des Sommers, den reichen Gaben des Herbſtes und den Stürmen des eiſigen Winters ziehet die Gottheit das Gemüth des Kindes zu ſich hinauf; verkehrte Erziehung aber zieht es hinab zu den Tiefen der Erde. Ach! jene Zeiten ſind vorüber, wo das Kind überall den ewigen Vater finden und lieben lernte! Doch ſtehen noch einzelne Familien da, welche Gott fürchten und lieben von ganzer Seele, und auch die Kinder hinleiten zu dem Ewigen in Freude und Leid. In den meiſten Häuſern aber iſt der Name Gottes längſt zu einer Antiquität geworden, welche man bei vorkommenden Gelegenheiten einmal oberflächlich beſchaut. Ach! und dennoch bleibt das Haus der heilige Tempel, in welchem das Kind zuerſt mit ſeinem Sehnen und Ahnen vor dem Unendlichen betend niederſinken ſoll. — Wende mir Niemand ein, ich ſey in Vorurtheilen befangen, übertreibe und ſehe das Ganze von zu düſterem Geſichtspunkte aus. Wollte Gott, es wäre ſo! Aber in wie vielen Häuſern empfangen denn die Kinder noch mit Dankſagung ihr tägliches Brod? Wer lehrt ſeine Kinder noch beten, wenn der Tag anbricht, oder die Nacht mit ihrer Ruhe kommt? Wer lehrt ſeine Kinder in Freude und Leid die Hand Deſſen erkennen, der denen nicht ferne iſt, die ihn ſuchen? Wer ſpricht zu ſeinen Kindern, wenn ſie einen Fehler begiengen: "Mein Kind! du haſt dich an Gott verſündigt. Bitte den lieben Gott, daß er dir vergeben möge?" Und wer das Alles nicht thut, entfernt der nicht die jungen Seelen von dem Vater, der die Liebe iſt? Glaube Niemand, ein Kind könne wahrhaft fromm und gut werden durch Verhalten und Einüben moraliſcher Sentenzen. Gott, Gott iſt der ewige Mittelpunkt, um den ſich der Menſch mit ſeinem Thun, ſeinem Wollen, Sehnen und Hoffen bewegen muß. Verliert er ſtete Beziehung auf dieſen Mittelpunkt, ſo wird er in eine ungeheure Verwirrung geſchleudert, in welcher er nirgend einen ſichern Haltpunkt gewinnen kann.

Zur Gottloſigkeit erzieht man ſeine Kinder auch, wenn man Gott mehr als einen zornigen Richter, ſelten als einen liebenden Vater ſchildert. Wo der Name Gottes noch vor Kindern genannt wird, da geſchieht es in der Regel, um ſie mit Schreck und Angſt vor dem Unſichtbaren zu erfüllen. Der Verfaſſer erinnert ſich recht lebendig eines Kindes, welches eine ſolche Abneigung gegen Gott empfand, daß der bloße Name des Ewigen hinreichte, es in eine unangenehme Stimmung zu verſetzen. Gott war demſelben ſtets als ein furchtbares, zorniges Weſen geſchildert. — Mit dem Obigen ſoll aber keineswegs geſagt ſeyn, man müſſe vor Kindern gar nicht davon reden, wie Gott die Sünde verabſcheue und ſtrafen werde *). Indem man aber dem Kinde vorhält den Zorn Gottes über die Sünder, lehre man ſie, die unausſprechliche Liebe, welche in den Worten liegt: „Alſo hat Gott die Welt geliebt“ ꝛc., erkennen. Dann wird ihr Herz nicht vor dem erzürnten Gott zurückbeben, ſondern dem Barmherzigen im gläubigen, kindlichen Vertrauen ſich nähern.

Endlich werden die Kinder auch zur Gottloſigkeit erzogen, wenn man von Gott und göttlichen Dingen in unziemlichen Ausdrücken redet. Nur das liebt das Kind, was ihm früh als das Höchſte und Beſte erſchien, wovon ſeine Eltern und Andere mit der meiſten Liebe und Verehrung reden, woran ſie ſelbſt mit der innigſten Liebe hangen. Ach! wo finden wir aber noch in den Häuſern jene äußere und innere Ehrerbietung, wenn von Gott und göttlichen Dingen geredet wird. Die leichtfertigſten Scherze werden in Verbindung mit dem Heiligſten vorgetragen, die unziemlichſten Ausdrücke für den allmächtigen Gott gebraucht. Das andere Gebot iſt längſt in's Vergeſſen gerathen. Doch, wozu ſoll der Verfaſſer hier die Verirrungen anführen, wodurch dem Namen Gottes alle Majeſtät in den Augen der Kinder geraubt

*) Der ehrwürdige heimgegangene Niemeyer ſagte im 1ſten Theile ſeiner Grundſätze Seite 268: „Es iſt recht gut, daß man Gott als einen ſchwachen Vater darſtelle. Aechte Gottesfurcht verträgt ſich eben ſo gut mit Liebe zu Gott, als Ehrfurcht vor Eltern mit kindlichem Sinne. Wir ſind von einem Extreme ins andere gefallen; und Mancher iſt zweifelhaft, ob man wohl in unſern Zeiten noch ſagen dürfe: daß Gott das Böſe beſtrafe. Dadurch wird die Religion ein Ruhekiſſen für die Trägheit, und wirkt wie ein Opiat auf das Gewiſſen, was äußerſt gefährlich iſt.“

wird. Er fragt nur noch: kann ein Kind an Gott glauben, ihn fürchten und lieben, welches täglich Beweiſe des Unglaubens und der Gottesverachtung ſieht? Wer aber hierbei einwenden wollte, daß der Verfaſſer bei gleichgültigen Dingen zu große Furcht hege, der beweiſet dadurch, daß er noch nie über Erziehung reiflich nachgedacht, noch nie den Einfluß gleichgültig ſcheinender Dinge auf die Entwicklung eines Menſchen beobachtet habe.

Möge, was in Liebe und Ernſt gegeben wurde, von dem Vaterlande mit Liebe und Ernſt aufgenommen werden; das iſt der lebhafteſte Wunſch des Verfaſſers beim Anfange und Schluſſe dieſes Aufſatzes geweſen.

Geſundheitslehre und Volksarzneikunde.

Erfahrungen aus dem Gebiete der Erziehung kleiner Kinder.

1) Das Stillen der Kinder.

Die Natur legt einer jeden Mutter zur Pflicht auf, daß ſie ihr Kind ſtille, und giebt ihr hiezu die Milch. Stillt aber eine Mutter ihr Kind nicht, ſo handelt dieſelbe nicht nur der Aufforderung der Natur entgegen, ſondern ſie beraubt ſich auch eines der beſeligendſten Vergnügen, welches wohl durch alle Genüſſe der Welt nicht aufgewogen werden kann. Welche Luſt gewährt es nicht der zärtlichen Mutter, wenn ſie ſieht, wie der zarte Sprößling mit der Milch zufrieden, mit jedem Tage zunimmt, gedeiht? Pflanzt ſie nicht mit dieſer Milch, aus ihrem Lebensſafte abgeſondert, den erſten Keim ihrer eigenen Tugenden dem neuen Weltbürger ein? Wer möchte dieſes ſo wichtige Geſchäft wohl einer Andern anvertrauen? Gewiß iſt, daß ſchon ſo manche Mutter durch die Mittel, die ſie zum Zurücktreiben der Milch anwendete, ihre Geſundheit gefährdete, ja ſelbſt das Leben einbüßte. Und dennoch giebt es ſo viele Mütter, welche aus purer Eitelkeit, aus Beſorgniß, von der Rund- und Feſtigkeit des Buſens zu

verlieren, ihr Kind einer Amme anvertrauen, oder weil man ihnen ſagte: Frauen, die ihre Kinder ſelbſt ſtillen, werden vor der Zeit alt und verlieren ihre Schönheit. Allein ſie ſollten wohl bedenken, daß das naturgemäße Selbſtſtillen die Grazie der Jugendſchönheit in allen Körpertheilen ungleich weniger verwiſcht, als die ſo häufig ſtattfindende Unmäßigkeit im Geſchlechtsgenuß. Sie ſollten wohl bedenken, daß letztere das Grab weiblicher Schönheit ebenſowohl iſt, als ſie alle höhere, reinere Vergnügungen der Ehe untergräbt. Die Würde und Seligkeit, Mutter im ausgedehnteſten Sinne zu ſeyn, iſt ſo weit über eine bloſe Gefallſucht erhaben, wie die heilige Natur über die Raffinerien des Luxus.

Zu dieſer unglücklich berechneten Eitelkeit der Mütter geſellt ſich auch nicht ſelten eine gewiſſe Trägheit, welche eine Amme nöthig macht; dann die weichliche Beſorgniß, ein Stündchen vom nächtlichen Schlafe anfopfern zu müſſen, oder auch die Beſorgniß, man könnte, wenn man ſelbſt ſtillt, dieſes Kränzchen, jenen äſthetiſchen Thee, wobei viel geſchwätzt und nichts gedacht wird, nicht mitmachen; es ſchlägt 8 Uhr, die Zeit des Schauſpieles, oder einer Parthie Whiſt ꝛc. ꝛc. naht heran, wie kann da die vornehme Mutter ihr Kind ſtillen?? Man bedenke wohl, daß gerade die Nacht ein gefährlicher Zeitpunkt iſt für die Pflege eines Kindes. Gerade in der Nacht darf man das Kind am allerwenigſten den Händen einer gedungenen, oft ſinnlos-ſchläfrigen Weibsperſon anvertrauen, ohne es offenbarer Lebensgefahr auszuſetzen; denn ſo ſelten ſind die Fälle nicht, in denen Kinder von nachläßigen Ammen im Bette erſtickt, zertreten oder erdrückt wurden, oder wo ſie dieſelben, ſchlaftrunken, aus der Wiege, aus den Händen fallen ließen, ſie halb träumend an gefährliche Orte legten, oder, um durch ihr Schreien nicht aus dem Schlafe geſtört zu werden, den Mund mit einem Schlozer ſtopfen, wovon ſie zuweilen erſtickten.

Ich ſtelle überhaupt die Frage auf, ob diejenige eine gute Mutter ſeyn kann, die ein fremdes Kind ſtatt ihres eigenen ſtillt? Iſt ſie keine gute Mutter, ſo kann ſie auch keine gute Amme ſeyn. Sie kann es werden, aber nur langſam, und das ſchlecht beſorgte Kind kann zehnmal umkommen, ehe die Amme eine wahre Mutterliebe zu demſelben gewinnt. Geſetzt aber auch, daß ſie wahre Zärtlichkeit zu ihrem Säugling hegte, würde nicht ſelbſt aus die-

ſem Vortheil ein Nachtheil entſtehen, der allein ſchon einer gefühlvollen Frau den Gedanken benehmen müßte, ihr Kind von einer Andern ſtillen zu laſſen? Sie theilt nämlich das Mutterrecht mit einer Andern, oder vielmehr ſie verliert es ganz. Sie ſieht, daß ihr Kind eine andere Frau eben ſo ſehr oder noch mehr als ſie ſelbſt liebt. Sie fühlt, daß die Zärtlichkeit, die das Kind für ſeine eigene Mutter hegt, nur eine Gunſt, die Zärtlichkeit für ſeine Amme aber eine Pflicht iſt. Dieß iſt ſehr natürlich, das Kind iſt der, die ihm Mutterſorgfalt hat angedeihen laſſen, kindliche Liebe ſchuldig. Keine Mutter, kein Kind. Die Pflichten der einen wie des andern ſind wechſelſeitig; werden ſie von der einen Seite ſchlecht erfüllt, ſo werden ſie auch von der andern vernachläßigt. Das Kind muß ſeine Mütter lieben, ehe es weiß, daß es Pflicht iſt. Wenn die Stimme der Natur nicht durch Gewohnheit und Pflege verſtärkt wird, ſo erliſcht ſie in den erſten Jahren und das Herz erſtirbt ſo zu ſagen, ehe es geboren wird. Auch gewahrt man häufig eine lebenslängliche Zärtlichkeit der Kinder gegen ihre Ammen, die ſo ſtark iſt, als ſie kalt gegen ihre eigentliche Mutter ſind. Gewiß ein unerſetzlicher Verluſt!

Darum ſage ich nach meiner Ueberzeugung: Weg mit den Ammen! — Lieber das kleine Kind mit Salep und Milch aufnähren, als daſſelbe an der Bruſt einer gedungenen Weibsperſon auch deren Leidenſchaften und Laſter einſaugen laſſen. —

2) Erſtes Anlegen des Kindes an die Mutterbruſt. Das Säugen. Das Entwöhnen.

Das erſte Anlegen des Kindes an die Mutterbruſt iſt zuweilen mit einigen Beſchwerlichkeiten verbunden, denn nicht ſelten haben Erſtgebärende ſo kleine Bruſtwarzen, daß das kleine Kind mit Mühe anfaßt, die Bruſt nach einigen vergeblichen Verſuchen gehen läßt, und nicht wieder ſaugen will. Wird hier nicht bald geeignete Hilfe, ſo ſchwellen die Brüſte an, die kleine Warze verſchwindet vollends, und das Kind muß entweder durch eine Amme geſtillt, oder ſonſt künſtlich aufgenährt werden. Wird man dieß vor der Niederkunft oder gleich nach derſelben gewahr, ſo iſt das beſte Mittel, ein anderes älteres ſäugendes Kind anzulegen. Dieß hat mehr Uebung und Stärke in ſeiner Zunge und in ſeinen Lippen, und man erreicht oft die Abſicht, die Warzen zu verlängern. Die andern Methoden, die Brüſte durch ein altes Weib oder durch

Inſtrumente anſaugen zu laſſen, ſind eckel und ſchmerzhaft und deßhalb zu verwerfen. Gut iſt auch, das neugeborne Kind ſo lange an einer andern geſunden Frau ſaugen zu laſſen, bis die Warzen der Wöchnerin im Gange ſind.

Das neugeborne Kind muß wenige Stunden nach der Entbindung angelegt werden, ſobald die Wöchnerin einige Stunden geſchlafen hat. Dieß iſt die ſchickliche natürlichſte Zeit. Das Kind darf nicht dürſten, es bekommt die erſte, dünne, laxirende Milch und wird von den zähen ſchwarzen Exkrementen auf die leichteſte Art befreit. Die Brüſte werden vor ihrem Anſchwellen entleert; es erſcheint bei geſunden Müttern faſt keine Spur von Milchfieber, und da das Kind anfänglich nicht ſo begierig trinkt, ſo ſaugt es die Warzen nicht wund; das Stillen kömmt auf die leichteſte Art in Gang. Aber andern Sinnes ſind die überklugen Bademütter. Sie glauben gelernt zu haben, die Natur zu bemeiſtern. Sie verbieten in manchen Gegenden, das Kind vor der Taufe anlegen oder ſaugen zu laſſen, es währe nun zwei, drei oder mehrere Tage. Indeß laſſen ſie das Kind mit Oblate füttern, als der leichteſten Speiſe, die ſie kennen. Dieß iſt aber ein ungegohrener Teig aus Stärkemehl und Waſſer, bei jäher Hitze getrocknet (man kann es nicht backen nennen), die zäheſte, unverdaulichſte Koſt, die man einem Kinde nur geben kann. Auch ſind ſchon viele Kinder daran geſtorben. Sie ſchließen aber nach ihrer Kunkelphiloſophie: „Was leicht in der Hand iſt, iſt auch leicht zu verdauen!“ Außerdem geben ſie ihm Fenchel oder Anisthee zu trinken und Veilchenſyrup mit Rhabarber zum Laxiren. Aber wie unnatürlich iſt dieſes Verfahren! Das Kind wird krank ehe es zur Taufe kömmt, es bekömmt Bauchkneipen, Hartleibigkeit oder Durchfälle. Indeſſen ſind der Wöchnerin die Brüſte unmäßig angeſchwollen, die Warzen zurückgezogen, ſie hat Fieber und Spannungen in den Brüſten, und unter ſolchen Verhältniſſen ſoll das matte, kranke Kind anſaugen, was ſelbſt für ein ſtarkes geſundes Kind ſehr ſchwer iſt! Was daraus erfolgt, kann man leicht errathen.

Wenn aber auch das Stillen im Gange iſt, ſo kommen doch zuweilen dem Kinde Beſchwerden zu: Magenverderbniß, Koliken, u. ſ. w., wobei es ſehr ungeduldig die Warze ergreift, ſie beißt, daran zerrt, und, da es oft angelegt ſeyn will, gleich als ob es

Beruhigung darin für ſeine Schmerzen ſuchte, ſo kann es nicht fehlen, daß die zarte Warze wund geſogen wird. Dieſem könnte nun wohl abgeholfen werden, wenn die Warzen Ruhe hätten; aber Ruhe iſt hier unmöglich, und bei jedem erneuerten Säugen wird die Wunde wieder aufgeriſſen, die Schmerzen ſteigen, und der Verſuch, das Kind ferner anzulegen, wird faſt unmöglich. Hier ſorge man zuerſt für die Geſundheit des Kindes, damit ſich ſeine Schmerzen lindern, was oft durch ein Klyſtier von warmer Milch, ein laues Bad ꝛc. erreicht wird; man lege oft friſches Kalkwaſſer auf die Warzen und beſtreue ſie von Zeit zu Zeit mit feinem Galläpfelpulver. Zugleich iſt es dienlich, das Kind in verkehrter Lage anzulegen, damit es die Warzen nicht an der ſchon wunden Stelle berühre, und ſo fahre man fort das Kind zu beruhigen und die Oberhaut der Warzen zu ſtärken, bis dieſer kritiſche Zeitpunkt vorüber iſt.

Kein Mutterthier leidet, daß das Junge ununterbrochen ſaugen darf, und ſo darf auch keine Mutter ihr Kind zu oft anlegen. Sie erſchöpft ihre Kräfte und verdirbt den Magen des Kindes. Sechs bis ſiebenmal in Tag und Nacht anfänglich, allmählig nur fünf, vier, und endlich vor dem Abgewöhnen nur dreimal iſt hinreichend.

In der Nacht iſt es gefährlich, wenn die Mutter im Bette ſitzend das Kind zu ſäugen pflegt. Schlaftrunken kann ſie es erſticken, herausglitſchen laſſen u. ſ. w. Beſſer iſt, wenn ſie aufſteht, und, auf einem Stuhle ſitzend dem Kinde die Bruſt reicht, ſo bleibt ſie wach und munter.

Einige Wochen vor dem Abgewöhnen (wenn zu ſparſame Milch der Mutter es nicht noch eher erheiſcht) fängt man an, dem Kinde ein paar Mal des Tages lauwarme Kuhmilch einzuflößen, damit der Mund geübt ſey, aus der Taſſe zu trinken, und der Magen, die fremde Milch zu verdauen. Am beſten iſt es dann, daß die Mutter das Entwöhnen allmählig vornehme, das Kind ſeltener und ſeltener anlege und immer weniger trinken laſſe. Bei dieſem allmähligen Entwöhnen leidet des Kindes Geſundheit keine Erſchütterung, die Veränderung fällt ihm nicht ſchwer, und die Mutter leidet faſt gar nicht am Milchfieber, vorzüglich wenn ſie während der Zeit wenig und nur gering nährende Dinge genießt und ſich viel Körperbewegung dabei macht. Zu Ausgange des

neunten Monats, wenn die erſten beiden Zähne hervor ſind, iſt es ſchickliche Zeit, das Kind zu entwöhnen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Grundlagen eines hohen und glücklichen Alters.

(Nach C. W. Hufeland.)

Seelenruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit ſind die Grundlagen alles Glückes, aller Geſundheit und des langen Lebens. Freilich wird man ſagen: „Dieß ſind keine Mittel, welche wir uns ſelbſt geben können, ſie hängen von äußern Umſtänden ab.“ Aber mir ſcheint dieß gar nicht ſo; denn ſonſt müßten ja die Großen und Reichen die Zufriedenſten und Glücklichſten ſeyn, wovon doch die Erfahrung das Gegentheil zeigt; es exiſtirt zuverläßig weit mehr Zufriedenheit in der Dürftigkeit, als in der reichen begüterten Klaſſe.

Es gibt alſo Quellen der Zufriedenheit, die in uns ſelbſt liegen, und die wir ſelbſt aufſuchen und benützen müſſen. Man erlaube mir, einige ſolcher Hülfsmittel hier anzugeben, die mir eine ganz einfache Lebensphiloſophie empfohlen hat, und die ich blos als Diätregeln, als den guten Rath eines Arztes zur Verlängerung des Lebens anzunehmen bitte.

1) Vor allen Dingen bekämpfe man ſeine Leidenſchaften. Der Menſch, der durch ſeine Leidenſchaft immer hin und her getrieben wird, befindet ſich immer in einem Extrem, in einem aufgeregten Zuſtande, und kann nie zu der ruhigen Stimmung gelangen, die zur Erhaltung des Lebens ſo nöthig iſt. Er vermehrt dadurch ſeine innere Lebensconſumtion (Verzehrung der Lebenskraft) fürchterlich, und wird bald aufgerieben ſeyn.

2) Man gewöhne ſich, dieß Leben nicht als Zweck, ſondern als Mittel zu immer höherer Vervollkommnung, und unſere Exiſtenz und Schickſale als einer höhern Macht und größern Zwecken untergeordnet, zu betrachten, und man halte dieſen Geſichtspunkt — den die Alten Vertrauen auf die Vorſehung nannten — in allen Zufällen und Lagen unerſchütterlich feſt. Man wird dadurch immer den beſten Schlüſſel haben, ſich aus dem Labyrinthe (Irr-

garten) des Lebens herauszufinden, und die größte Schutzwehr gegen alle Angriffe auf unſere Seelenruhe.

3) Man lebe aber im rechten Sinne immer nur für den Tag, d. h. man benutze jeden Tag ſo, als wenn es der einzige wäre, ohne ſich um den morgigen Tag zu bekümmern. Unglückliche Menſchheit, die immer nur das Folgende, Mögliche denkt, und über den Planen und Entwürfen des Künftigen die Gegenwart verliert! Die Gegenwart iſt ja die Mutter der Zukunft, und wer jeden Tag, jede Stunde ganz und vollkommen ſeiner Beſtimmung gemäß benützt, der kann ſich jeden Abend mit dem unausſprechlich beruhigenden Gefühle niederlegen, daß er nicht allein dieſen Tag wirklich gelebt und ſeinen Standpunkt ausgefüllt, ſondern auch ſicher die beſte Zukunft gegründet habe.

4) Man ſuche ſich über Alles ſo richtige Begriffe, als möglich zu verſchaffen, und man wird finden, daß die meiſten Uebel in der Welt nur durch Mißverſtand, falſches Intereſſe oder Uebereilung entſtehen, und daß es nicht ſowohl darauf ankommt, was uns geſchieht, ſondern wie wir's aufnehmen. Wer dieſen Zuſtand in ſich hat, der iſt von äußern Umſtänden unabhängig.

5) Man ſtärke und befeſtige ſich immer mehr im Glauben und Vertrauen auf die Menſchheit und in allen den ſchönen daraus ſproſſenden Tugenden: Wohlwollen, Menſchenliebe, Freundſchaft, Humanität. Man halte jeden Menſchen für gut, bis man auf unwiderſprechliche Weiſe vom Gegentheil überzeugt iſt, und dann müſſen wir ihn als einen Irrenden betrachten, der mehr unſer Mitleid, als unſern Haß verdient. Er würde ebenfalls gut ſeyn, wenn ihn nicht Mißverſtand, Mangel an Erkenntniß oder falſches Intereſſe verführte. Wehe dem Menſchen, deſſen Lebensphiloſophie darin beſteht, Niemand zu trauen! Sein Leben iſt ein ewiger Krieg, und um ſeine Zufriedenheit iſt es geſchehen. Je mehr man Allen um ſich herum wohl will; je mehr man Andere glücklich macht, deſto glücklicher wird man ſelbſt.

6) Zur Zufriedenheit und Seelenruhe iſt ein unentbehrliches Erforderniß: **Hoffnung**. Wer hoffen kann, der verlängert ſeine Exiſtenz nicht blos idealiſch, ſondern wirklich phyſiſch, durch die Ruhe und Gleichmüthigkeit, welche ſie gewährt. Aber nicht blos Hoffnung innerhalb der engern Grenzen unſerer jetzigen Exiſtenz; ſondern Hoffnung über's Grab hinaus!

Nach meiner Ueberzeugung iſt der Glaube an Unſterblichkeit das Einzige, was uns dieß Leben werth und die Beſchwerden deſſelben erträglich und leicht machen kann. In dieſer Abſicht kann man ſagen, daß ſelbſt die Religion, in ſo fern ſie jene moraliſchen Tugenden (Hoffnung und Glauben) an höhere göttliche Wahrheiten knüpft, und dadurch Zeit und Ewigkeit vereinigt, ein Mittel zur Verlängerung des Lebens werden kann. Je mehr ſie Bekämpfung der Leidenſchaften, Selbſtverläugnung und innere Seelenruhe geben und jene ſtärkenden Wahrheiten lebendig machen kann, deſto mehr iſt ſie lebensverlängernd.

Auch Freude gehört zu den Beförderungsmitteln eines langen Lebens. Man glaube doch nicht, daß immer ganz ausgeſuchte Gelegenheiten und Glücksfälle dazu nöthig wären, ſie zu erwecken; durch die eben geſchilderte Seelenſtimmung macht man ſich dafür empfänglich, und dem wird es an Gelegenheit, ſich zu freuen, nicht fehlen, der jenen Sinn hat; das Leben ſelbſt iſt ihm Freude. Doch verſäume man nicht, jede Gelegenheit zur Freude aufzuſuchen und zu benützen, die rein und nicht zu heftig iſt. Keine geſündere und lebensverlängerndere Freude giebt es wohl, als die, die wir im häuslichen Glück, im Umgang froher und guter Menſchen und im Genuß der ſchönen Natur finden. Ein Tag auf dem Lande, in heiterer Luft, in einem heitern Freundeszirkel zugebracht, iſt zuverläßig ein poſitiveres Lebensverlängerungsmittel, als alle Lebenselixire der ganzen Welt.

Enthaltung von geiſtigen Getränken *).

Die Mäßigkeitsgeſellſchaften ſind auch in techniſcher Hinſicht wichtig, da, wenn ſie ſich ausbreiten, manche Induſtriezweige leiden werden, obgleich die Menſchheit im Ganzen auſſerordentlich dadurch gewinnt. Eine genaue Statiſtik würde zeigen, daß der Mißbrauch geiſtiger Getränke, ſelbſt in Deutſchland, wo er bei weitem nicht ſo groß iſt, als in Nordamerika, England, Schweden und Rußland, jährlich mehr Menſchenleben koſtet, als die Peſt im Orient. Der größere Theil der Todesfälle durch Schlag-

*) Aus Leuchs polytech. Zeitung.

flüſſe, Abzehrung, Waſſerſucht kommt auf ſeine Rechnung. Eben ſo ſind die meiſten vermeidlichen Unglücksfälle zu Waſſer und zu Lande durch geiſtige Getränke veranlaßt. Dieß iſt ſo wahr, daß die Aſſekuranzgeſellſchaften, durch die Erfahrung belehrt, die Aſſekuranz für Schiffe, deren Mannſchaften keine geiſtigen Getränke genießen, bedeutend ermäßigt haben. Auch die Wittwen- und Penſionsfonds der Staaten würden ſich weit günſtiger ſtellen, wenn ein großer Theil der Angeſtellten nicht ſchon mit durch Mißbrauch geiſtiger Getränke auf den Univerſitäten zerrütteter Geſundheit in Staatsdienſt käme.

Wo das Uebel auf das höchſte geſtiegen war, in Nordamerika, kam man zuerſt auf deſſen Heilung. Ein Arzt in Maſſachuſetts ſchlug 1814 (damals rechnete man in den vereinigten Staaten 300,000, nach andern 500,000 Trunkenbolde) einen Mäßigkeitsverein vor. Aber dieſer Verein hatte keinen Erfolg, und konnte keinen haben, da er das Uebel nicht bei der Wurzel angriff. Mäßig iſt, nach ſeiner Meinung, und „wenig trinkt“ nach ſeinen Reden, jeder Säufer. Als im Jahr 1826 in der Gemeinde des Predigers Eduards in Hannover ein Betrunkener in dem Ofen einer Ziegelei verbrannte, ein anderer von einem Wagen ſtürzte, ſtellte er bei der Leichenpredigt die ſchrecklichen Folgen der Trunkenheit in eindringlichen Beiſpielen dar, und die ganze Gemeinde faßte den Entſchluß, ſich ein Jahr aller geiſtigen Getränke zu enthalten. Dieſes Beiſpiel fand Nachahmung. Es bildeten ſich immer mehr Enthaltſamkeitsvereine. Achttauſend Branntweinbrennereien ſind ſeitdem eingegangen. In ganzen Diſtrikten wurde gar kein Branntwein mehr geduldet, und die Trinker mußten ſich zur Enthaltſamkeit oder Auswanderung entſchließen. 6—700 Schiffe, welche auf den Wallfiſchfang auslaufen, die furchtbarſten Strapazen und die grimmigſte Kälte zu ertragen haben, führen höchſtens einige Flaſchen Branntwein zum äußern Gebrauch im Medizinkaſten, ein Beweis, daß der Branntwein vollkommen zu entbehren, und der Wahn, er ſey zur Stärkung nöthig, ein bloſer Wahn iſt. Eigentliche Kraft geben blos die Nahrungsmittel. Geiſtige Getränke regen nur die Kraft auf, und laſſen, wie jede Aufregung, wenn ſie vorübergegangen, wieder größere Schwäche zurück. Selbſt bei der Armee iſt der Branntwein abgeſchafft, während früher jeder Landſoldat täglich eine

halbe Maaß ſtarken Branntwein als Ration erhielt. In keine Feſtung, keine Kaſerne wird Branntwein eingelaſſen. In manchen Staaten werden in keinem Laden weniger als 4 Quart Branntwein verkauft, und darf in keinem Verkaufslokal welchen getrunken werden. Nachahmung haben die Enthaltſamkeitsvereine bis jetzt in Schweden, wo der Kronprinz Protektor derſelben iſt, und in Preußen gefunden — wo ſolche von guter Wirkung ſeyn dürften, denn in Berlin iſt das vierte Haus ein Schnappsladen. (Man zählt dort 2000 Lokale, in denen Branntwein verkauft wird.)

Volkswirthſchaft.

Von den Ausgaben der Privatleute *).

Ohngeachtet die möglichen Ausgaben der Privatleute ſo höchſt verſchiedenartig ſind, ſo können wir ſie doch füglich (wenn auch ohne ſtrenge Begrenzung) unter den zwei Hauptgeſichtspunkten betrachten:

Ob ſie zur Befriedigung eines weſentlichen Bedürfniſſes dienen, und

ob der durch ſie erkaufte Genuß ſchnell vorübergehend oder dauernd iſt.

Zu den weſentlichſten Bedürfniſſen gehören indeſſen nicht blos die dringendſten Bedürfniſſe, welche zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit des Menſchen unentbehrlich ſind, ſondern auch diejenigen Genüſſe und Annehmlichkeiten, welche von dem civiliſirten Menſchen nach dem Grade der Bildung, den er erlangt hat, und der in ſeinem Volke herrſchenden Gewohnheiten, für unentbehrlich gehalten werden, und ohne welche er doch nicht leben will. Die Südſee-Inſulaner brauchen keine Kleider. In unſern

*) Aus v. Prittwitz „die Kunſt reich zu werden, oder gemeinfaßliche Darſtellung der Volkswirthſchaft.“ Mannheim 1840.

ſelbſt wärmern Ländern geſtattet ſchon der Anſtand nicht, ſich ohne ſie zu behelfen, und auf ähnliche Weiſe mehren ſich die weſentlichen Bedürfniſſe des Menſchen mit der Civiliſation, ja dieſe Vermehrung der Bedürfniſſe iſt recht als das eigentliche Weſen der Civiliſation anzuſehen.

Zur Zeit unſerer Voreltern konnte man einem bedeutenden Poſten vorſtehen, ohne leſen und ſchreiben zu können. Bei uns gehört es in allen Familien zu den weſentlichſten Bedürfniſſen, daß ſchon die Kinder ſich dieſelben Elementarkenntniſſe zu eigen machen.

In ähnlicher Art kann man bei dem heutigen Zuſtande unſerer Bildung alles das zu den weſentlichſten Bedürfniſſen rechnen, was im Stande iſt, unſere Schmerzen zu lindern, wie die Hilfsmittel der Arzneikunde, ebenſo die Mittel, um uns bedeutende Anſtrengungen und den Verluſt einer koſtbaren Zeit zu erſparen, wie das Reiſen in Wagen u. ſ. w. Was die übrigen Bedürfniſſe anbetrifft, die nicht als weſentlich angeſehen werden können, ſo iſt im Allgemeinen kein anſtändiger Genuß, der Niemanden Schaden bringt, zu tadeln. Man kann füglich den Kaffee, den Tabak entbehren, aber warum ſoll man ſich dieß Vergnügen verſagen, wenn daraus kein Nachtheil, weder für unſere Geſundheit, noch für das öffentliche Wohl erwächſt? Nothwendige Bedingung aber iſt, daß derjenige, der ſich ſolche Genüſſe geſtattet, auch die Mittel dazu beſitze. Ein reicher Mann kann ſeine Gäſte mit Ananas und Champagner bewirthen, und man kann eine ſolche Ausgabe bei ihm nicht unverſtändig finden, wie ſie es iſt, wenn ein unbemittelter Gewerbsmann ſie macht. Im Allgemeinen aber werden dergleichen Ausgaben deſto weniger zu billigen ſeyn, je mehr ſie von den weſentlichen Bedürfniſſen verſchieden ſind; je weniger ſie Genuß bringen im Verhältniß der darauf verwandten Koſten; je mehr endlich ſie nur die Befriedigung einer Laune zum Zweck haben. Ein Journal, ein ausgeſuchtes Möbel, eine koſtſpielige Vergnügungsreiſe ꝛc. nehmen vielleicht das Geld in Anſpruch, das man hätte verwenden können, um im Winter eine wärmere Wohnung und Kleidung, im Sommer ein Labſal u. dgl. zu haben, oder um manche nothwendige Reparaturen im und am Hauſe vorzunehmen u. ſ. w. Ganz tadelnswerth aber und verwerflich werden ſolche Ausgaben, wenn der durch ſie erkaufte kurze Genuß viel längere Schmerzen zur Folge hat, wie namentlich das

Spiel, das in wenig Stunden den Wohlſtand in Elend, die Fröhlichkeit in Verzweiflung verwandelt; oder die Prozeßſucht, welche oft große Summen blos aus Eitelkeit opfert, um Tag und Nacht keine Ruhe zu haben, ſich mit Acten zu plagen, Terminen abzuwarten und mancherlei Demüthigungen zu erfahren. Mit Recht ſagt Franklin: Verwende dein Geld nicht, um dir damit eine Reue zu erkaufen.

Nächſt den Ausgaben für weſentliche Bedürfniſſe ſind zweitens im Allgemeinen die dauernden Genüſſe den flüchtigen vorzuziehen. So gewährt eine reine und freundliche Wohnung dem Inhaber derſelben einen langdauernden Genuß im Verhältniß der dafür gemachten Ausgabe. Wenn ich ein gutes Buch für einen Thaler kaufe und es ſorgfältig erhalte, ſo kann ich viele Jahre darin leſen und es zu Rathe ziehen; es kann zum Unterricht meiner Kinder dienen; ich kann es meinen Freunden leihen; meinen Erben hinterlaſſen. Aber wenn ich für denſelben Betrag eine Flaſche Weines kaufe, ſo dauert der Genuß, den mir dieſelbe gewährt, nur wenige Minuten. Und wenn auch ein ſolcher Genuß weder zu verachten noch zu tadeln iſt, ſo ſind doch im Allgemeinen die dauernden Genüſſe vorzuziehen, die, wenn auch an und für ſich minder lebhaft und reizend, doch im Ganzen eine größere Befriedigung gewähren. Dieß findet beſonders bei ſolchen Gegenſtänden ſtatt, von denen ein ſehr häufiger Gebrauch gemacht wird. Die Annehmlichkeit, Reinlichkeit und freundliche Lage einer Wohnung, die geſchmackvolle Form der Möbeln muß allerdings bezahlt werden; aber man hat den Genuß davon alle Tage, ja ſo zu ſagen, in jedem Augenblick ſeines häuslichen Lebens.

Sehr verderblich iſt der zu häufige Wechſel der Mode, wenn er zu weit getrieben wird, daß eine Menge Stoffe in kurzer Zeit ihren Werth verlieren, und eine Menge Anſtalten zur Bereitung derſelben Muſter, Webeſtühle ꝛc. in Folge veränderter Moden unnütz werden. Nicht Kleiderordnungen, nur der geſunde Sinn der Conſumenten kann hier helfen. Eine Königin mag die koſtbaren Muſter zu ihrem Brautkleide zerſtören laſſen, damit nur ſie allein ſie einmal trage (und wer weißt dennoch, ob dadurch ihr Ruhm wirklich vermehrt wird); dem Vernünftigen wird es genügen, ſich dem Spiel der Mode nur hinzugeben, wenn er ein abgenütztes Kleidungsſtück durch ein neues erſetzt, und Niemand

wird ihm dann dieſen unſchuldigen Genuß verargen, ſobald er nicht zugleich durch eine auffallende Kleidung ſich zum Gecken macht.

Noch flüchtiger ſind die unmateriellen Genüſſe, von denen viele in dem Augenblicke verzehrt worden, wo ſie entſtehen. Die Zeit, welche eine unnütze Dienerſchaft vertrödelt, muß der Herr bezahlen, und hat meiſtens nichts davon, als die Befriedigung einer thörichten Eitelkeit. Viel beſſer thäte er daran, dafür eben ſo viele Handwerker und Arbeiter zu unterhalten, welche ſeine Wohnung, ſeine Gärten, die Wege auf ſeinem Territorium verbeſſern und verſchönern könnten. Opern, Concerte und Bälle, im Uebermaße beſucht, erſchöpfen die Kaſſe und erregen zuletzt nur Ueberdruß. Der Anblick der ſchönen Natur, eine gewählte Lektüre, gewährt oft einen viel reineren Genuß, und iſt faſt mit keiner Ausgabe verknüpft!

Es iſt nicht ſchwer, nach allem dieſem, ſich mehrere praktiſche Regeln für ſeine Ausgaben zu abſtrahiren. Zu den beherzigungswerthen möchten folgende gehören:

1) Kaufe nie, blos weil du etwas wohlfeil haben kannſt. Was du nicht brauchſt, iſt immer noch zu theuer für dich. Wer das Unnöthige kauft, muß bald das Nöthige verkaufen. Wer viel auf Verſteigerungen geht, wird gewiß betrogen, verſäumt ſeine übrigen Geſchäfte und muß ſich nebenbei noch herumſtoßen laſſen.

2) Habe immer einen baaren Beſtand, damit du nie mit dem Zahlen in Verlegenheit kommſt. Wer als ein ſchlechter Zahler bekannt iſt, muß immer theurer bezahlen und kann nie den Zeitpunkt wählen, wo er wohlfeil zu kaufen im Stande wäre. Arme Leute müſſen in der Regel ihre Bedürfniſſe am theuerſten bezahlen.

3) Halte dir nie große Vorräthe. Ein ſolcher veranlaßt gar zu leicht einen rückſichtsloſen Verbrauch. Am beſten iſt das, was du brauchſt, beim Kaufmann aufbewahrt. Ein Weinvorrath im eigenen Hauſe wird immer eher vertrunken ſeyn, als wenn du eben ſo viele Flaſchen einzeln vom Kaufmann nimmſt. In vielen Familien iſt es Gebrauch, große Vorräthe von Wäſche und Betten zu halten, die faſt nie gebraucht werden. Die Folge davon iſt, daß ſie verderben, die Zinſen von dem darin ſteckenden Kapital verloren gehen, und nach 20 oder 50 Jahren dieſe Gegenſtände viel billiger und viel geſchmackvoller zu haben ſind.

4) Wer den Pfennig nicht ehrt, iſt den Thaler nicht werth! Wer kennt nicht die Geſchichte des reichen Banquier, der ſeinen Commis in Gegenwart eines Fremden ſchalt, daß er eine noch brauchbare Schreibfeder weggeworfen habe, und als dieſer ihm ſein Befremden über dieſe ſcheinbare Knauſerei zu erkennen gab, erwiderte: er wolle ihm zeigen, wozu dieſe Feder noch zu brauchen ſey, und hierauf mit derſelben einen Wechſel über eine bedeutende Summe zu Gunſten eines wohlthätigen Zweckes unterſchrieb.

5) Drehe den Thaler nur immer erſt um, ehe du ihn ausgiebſt, d. h. überlege, ob die Ausgabe, welche du machen willſt, vernünftig iſt, und für deine Verhältniſſe paſſet.

6) Scheue mehr die täglichen kleinen, als die großen monatlichen und jährlichen Ausgaben. Die erſten ſind wie ein Loch im Faſſe, das immerfort läuft. Die großen Ausgaben machſt du auch nur immer nach reiflicher Ueberlegung. Darum iſt die Wirthſchaftlichkeit der Frauen ſo weſentlich für das Wohlbefinden der Familien; denn die laufenden kleinen Ausgaben kommen am häufigſten bei den häuslichen Geſchäften der Frauen vor.

7) Man gewöhne ſeine Kinder bei Zeiten daran, mit Geld zu haushalten, und gebe ihnen zu Ende ein beſtimmtes Taſchengeld. Nur dadurch werden ſie den Werth des Geldes ſchätzen lernen.

8) Ordnung hilft haushalten. Der Geiſt der Unordnung nagt wie ein Wurm fortwährend an dem Vermögen. Die Verluſte des Unordentlichen kommen mit jenen laufenden Ausgaben überein, die unmerklich das Einkommen aufzehren und das Vermögen abzapfen. Auch bei den Ausgaben iſt Ordnung nicht genug zu empfehlen, d. h. eine beſtimmte Regel, wonach man die dringenden und wichtigern den weniger nothwendigern und flüchtigern vorgehen läßt.

9) Schreibe alle deine Ausgaben auf und addire die zuſammengehörigen alle Monat, damit du überſehen könneſt, wie viel dich jeder Artikel koſte, und an welchem du am erſten etwas erſparen könneſt.

10) Fange lieber klein an und höre groß auf, als umgekehrt. Es iſt viel leichter ſeine Ausgaben zu erweitern, als ſich einzuſchränken; denn es iſt ſchwer, Genüſſe zu entbehren, an die man ſich gewöhnt hat; und viele Leute haben nicht die Kraft, ihre

Freunde und das Publikum merken zu laſſen, daß ſie ihre Ausgaben beſchränken müſſen. Oft kann dieß wirklich dem Credite eines Geſchäftsmannes ſchaden.

11) Vermeide es, zu oft etwas blos des Anſtandes wegen auszugeben. Dieſe Art des Anſtandes hat ſchon Viele ruinirt. Am unanſtändigſten ſind die Ausgaben aus fremder Leute Beutel, d. h. ſolche, durch welche man zu Schulden veranlaßt wird, die man nicht wieder bezahlen kann.

12) Lege von deinen Einnahmen immer etwas Beſtimmtes zurück, für Fälle der Noth und für die Zukunft, und rechne nicht auf Glücksfälle, um dieß zu thun. Bedenke, daß auch du auskommen müßteſt, wenn deine Einnahme um ſo viel geringer wäre, als dieſer Sparpfennig beträgt. Die Fälle, wo du dieſe Sparpfennige angreifen mußt, werden doch noch häufiger vorkommen, als die, wo du einen unerwarteten Gewinn zurückzulegen im Stande biſt.

13) Sey eben ſo ſparſam mit der Zeit, wie mit dem Gelde. Zeit iſt Geld, ſagen die Engländer. Wer ſeine Zeit nicht gehörig eintheilt und nie mit ſeinen Geſchäften fertig wird, muß immer Verluſte erleiden, die er hätte vermeiden können, und wird dabei nicht einmal ſeines Lebens froh werden. Es gibt Leute, insbeſondere Frauen, die eine beſondere Fertigkeit darin haben, auch bei beſchränkten Verhältniſſen und mit wenig Dienſtboten ihr ganzes Hausweſen in der beſten Ordnung und Reinlichkeit zu halten, und doch noch Zeit zu Vergnügungen erübrigen; hingegen andere Wohlhabendere, die ſich mehrere Dienſtboten halten und bei denen doch immer etwas fehlt.

14) Ein magerer Vergleich iſt beſſer als ein fetter Prozeß. Rechneſt du das, was du einem Sachwalter zahlen mußt, die Zeit, die du verlierſt, den Aerger, den dir ein Prozeß verurſacht, die Unannehmlichkeit der Termine, die du wahrnehmen mußt, und die Unſicherheit des Ausgangs, ſo wirſt du faſt immer bei einem Vergleich gewinnen. Von vielen Prozeſſen iſt noch Niemand reich geworden.

Land- und Hauswirthſchaft.

Allgemeine Grundſätze, die Landwirthſchaft mit Erfolg zu betreiben.

„Das Kapital, das die Gewerbe belebt, wird meiſtens durch die Landwirthſchaft geſchaffen.“

(Thäer.)

So einfach die Landwirthſchaft dem Unkundigen in ihrem Weſen ſcheinen mag, ſo erfordert ihr vortheilhafter Betrieb unſtreitig mannigfache Bekanntſchaft mit den Natur- und vielen andern Wiſſenſchaften und nebſtdem ſcharfe Beobachtung, Klugheit, Fleiß und Beharrlichkeit.

Daß jedes Gewerb nur des Gewinnes wegen betrieben wird, läßt ſich nicht abſprechen. Jeder, der ein Gewerb mit Vortheil betreiben will, muß ſich daher auch mit allen Regeln und Grundſätzen deſſelben genau bekannt und vertraut machen, muß die dazu erforderlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten ſich zu erwerben ſuchen.

Früher wurde die Landwirthſchaft wenig geachtet und meiſt nur immer nach alt hergebrachter Weiſe betrieben, ohne über ihre weſentliche Verbeſſerung nachzudenken und Vieles aufzuwenden.

Die ſtark überhand genommene Bevölkerung und vermehrte Civiliſation haben einſehen gelehrt, welchen Gewinn der Landwirth von einem eifrigen, vernunftgemäßen Betrieb ſeines Gewerbes erwarten darf.

Die Landwirthſchaft verlangt von Jedem, der zum Zwecke gelangen will:

1) Die zum Ackerbau nöthigen Kenntniſſe, d. h. das Studium der allerbeſten Methoden zur Bebauung des Bodens und die praktiſchen Kenntniſſe und Fertigkeiten des Standes. Die Theorie erlernt ſich durch Bücher, durch Reiſen; die Praxis kann nur durch die Arbeit ſelbſt erlangt werden. Ohne wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ſind Verbeſſerungen unmöglich, und der Schlendrian behält die Oberhand; ohne Praxis aber würde der Landwirth nur ſchlecht oder gar nicht urtheilen können; denn es iſt eine ausgemachte

Wahrheit, daß bei der Landwirthſchaft die Praxis die alleinige und friſche Quelle iſt, woraus ihre Theorien und Grundſätze geſchöpft werden können, es iſt nicht ſelten, daß die Wiſſenſchaft verführt, und unüberlegt befolgt bringt ſie Nachtheil ſtatt zu nützen.

2) Aufmerkſamkeit und Beobachtung. Der wahre Landwirth iſt der, der nicht blindlings allen Neuerungen folgt, ſondern nach reifer Ueberlegung und zu rechter Zeit allgemein anerkannte Verbeſſerungen einführt, der da ſeinen Boden immer ſtudirt, um ihn zu verbeſſern, und der ſeinem Acker nur ſolche Saaten anvertraut, die für ſolchen am geeignetſten ſind. Ein jeder Landwirth, dem es an Erfahrung fehlt, ſollte nur ein kleines Grundſtück, aber ein großes Kapital haben; denn je größer ſein Grundſtück, deſto öfter wiederholt er dieſelben Fehler. „Die Erfahrung,“ ſagt der berühmte engliſche Landwirth A. Young, „iſt die Wahrheit ſelbſt.“

3) Klugheit und Beharrlichkeit. Der kluge Mann weiß, wie weit er mit ſeinen Kräften und ſeinen Kapitalien reichen könne und überſchreitet keines von beiden; denn bringt auch ſolches bei Handelsſpekulationen zuweilen Gewinn, ſo iſt es bei der Landwirthſchaft immer ſchädlich.

Der Landwirth ſoll bei ſeinen Verbeſſerungen einem fortſchreitenden wohlüberlegten Plane folgen und ſich durch Hinderniſſe nicht zurückſchrecken laſſen. Beim Ackerbau ſieht man oft erſt nach Jahren ſeine Mühen belohnt. Auch muß man mit den nöthigen Kapitalien verſehen ſeyn, „denn,“ ſagt Rozier, ein franzöſiſcher Landwirth, „der Landwirth ſoll mit ſeinem Grundſtück ſchalten, nicht aber das Grundſtück mit dem Landwirthe.“ Nicht ſelten richtet Ehrgeiz Landwirthe zu Grunde: ſie wollen ihre pekuniären Kräfte überſteigen, ſie verſchulden ſich, können den ſchlechten Jahren nicht ausweichen, können die nöthigen Summen, die ein guter Anbau erfordert, nicht anſchaffen, laſſen alſo ihre Grundſtücke nach und nach mit magern Erndten bewachſen, ſie können den günſtigen Zeitpunkt, einen guten Verkauf zu machen, nicht abwarten, und ſind auf dieſe Weiſe gezwungen, alle ihre Vortheile zu vernachläßigen. Ein kleines gut bebautes Grundſtück trägt eben ſo viel ein, als eines, das noch einmal ſo groß und ſchlecht bebaut iſt, und macht dennoch weniger Mühe und weniger Unkoſten.

4) Thätigkeit und Sparſamkeit. Eine ſchlechte Wirth-

ſchaftlichkeit iſt der unfehlbarſte Weg zu Grunde zu gehen. Unordnung und Trägheit legt den Grund zu allen Verluſten; man ſoll ſich von der Anwendung ſeiner Zeit eben ſo wohl Rechenſchaft ablegen, als von der Anwendung ſeiner Gelder. Es verdient überhaupt jede Kleinigkeit Aufmerkſamkeit; oft ſchlägt durch die Vernachläßigung einer Kleinigkeit eine große Unternehmung fehl.

Man muß mit einem Blicke ſeine ganze Unternehmung erkennen, mit Beharrlichkeit und Klugheit ihre Entwicklung verfolgen, mit Ordnung und Pünktlichkeit alle ihre Reſultate anmerken und eine genaue Rechnung darüber führen, lieber dieſſeits ſeiner Kapitalien bleiben, als ſolche überſchreiten, immer mehr ſparen als ausgeben.

Um immer haushälteriſch zu ſeyn, und nur da zu ſparen, wo es am rechten Orte iſt, iſt nöthig, ein gewiſſer Scharfſinn, viel Erfahrung, und das, was man Geſchäftsgeiſt nennt, um aus allen Gelegenheiten, wie und wo ſie ſich darbieten, Nutzen ziehen zu können.

Aus dieſem ergibt ſich nun, daß der Unternehmungsſüchtige ohne die erforderlichen Kenntniſſe es nicht wagen darf, dieſen Stand auf gut Glück hin zu ergreifen. Iſt ein blindes Wagen immer gefährlich, ſo iſt es doppelt unheilbringend, wo der Gewinn nicht unmittelbar folgt, und wo einmal theoretiſche Studien nicht hinreichend ſind.

Der Anfänger ſoll nicht gleich Alles zerſtören, was ſein Vorgänger vor ihm angelegt, ohne zuvor mit ſich ſelbſt über das neu zu Erſchaffende einig zu ſeyn; dadurch richtet er ſich zu Grunde. Er kann z. B. auf einem kleinen Raume den Anbau neuer Pflanzen verſuchen, ehe er ihn in's Große ausführt. Auch beeile er ſich nicht, bedeutende Ausgaben für theure Ackerwerkzeuge und für Bauten zu machen, ehe er ſolche nützen kann und ehe er überhaupt mit der Art und Weiſe, wie er ſeinen Grund bebauen will, völlig im Reinen iſt.

Iſt der Landwirth mit dem Plan im Reinen, auf welche Art er ſeinen Grund und Boden benützen will, und hat er ſich mit den nothigen Kapitalien hierzu verſehen, ſo trachte er unabläſſig, den Ertrag ſeines Grundes nach und nach auf die höchſte Stufe zu ſteigern.

Genügend geht aus dieſem Wenigen hervor, daß die Profeſ-

ſion, die der Landwirth treibt, kein mechaniſches Gewerb, kein blinder Schlendrian, ſondern eine Wiſſenſchaft, ja eine Kunſt iſt, und wir können nicht umhin, hier wörtlich anzuführen, was in dieſer Beziehung der gefeierte Schwerz*) ſagt: „Einem groben Handwerke, das der einfältigſte Bauer in jedem Lande der Welt kennt, den Namen der Kunſt zu geben, wird Manchem übertrieben vorkommen; allein, wenn er einmal, ſo wie ich, in einer Gegend verweilt, wo dieſes Gewerb von Meiſterhand betrieben wird, ſo wird er auch nicht ohne Verwunderung vor einem friſchbeſäeten Getreideacker vorübergehen, und, wenn er anders Gefühl für's Schöne, Sinn für Ordnung und Liebe, für's Gute hat, ſein Auge von den langen ſchnurgeraden Furchen und ſanftgewölbten Ackerbeeten nicht wegwenden können. Er wird fühlen, daß da, wo ſich das Schöne und Gute vereint, die Kunſt nicht ferne iſt. Dann wird die Begierde auch in ihm erwachen, zu wiſſen, welche Meiſterhand und wie ſie dieſen Garten angefertigt habe.“

Groß iſt freilich der Abſtand, der Handwerk und Kunſt, Kunſt und Wiſſenſchaft trennt; und wer ſich die Stufen denkt, welche die Architektur von einer Hottentotenhütte bis zu dem Pantheon, die Bildhauerei von einer Nürnberger Puppe bis zu einer medizeiſchen Venus zu erſteigen hat, der wird nicht glauben, daß zwiſchen Pflügen und Pflügen ein bedeutender Unterſchied ſtatt haben könne. Allein hätte in jedem Jahrzehnt ſeit Roms Erbauung nur ein Cincinnatus, ein Cato, oder ein Young, ein Düket, ein Thaer die Hand an den Pflug gelegt, ſo würde uns das Wort Kunſt bei ſeiner Führung nicht mehr befremden.

Leider aber hielt man von jeher den Pinſel und Meiſel für ehrenvoller als den Pflug: kein Wunder alſo, wenn das Genie dieſen letztern verwarf, und ihn dem rohen unausgebildeten Naturmenſchen überließ, deſſen Sitten erſt des Pfluges der Verfeinerung bedurft hätten. Zum Glücke für den lieben Ackerbau trat die Noth in Spiel und zwang zur Anhaltſamkeit, ſtatt daß Meiſel und Pinſel oft vergeſſen, oder unter dem Schutte eines Reiches begraben wurden. Der Luxus hob ſich zwar wieder, aber eben ſein Steigen mußte auch dem Ackerbau zum neuen Antriebe dienen; denn ohne Brod läßt ſich nicht ſtolziren.

Nun traten auch auf dem Felde Fleiß und Eifer auf, ver-

*) Einleit. z. Kenntniß der belgiſchen Landwirthſchaft.

bannten die tödtliche Gleichgültigkeit, führten zum Denken, zum Beobachten, zum Verbeſſern. Eine Erfahrung diente der andern zur Stufe, und ſo trat endlich dieſes Gewerb aus dem Staube hervor.

Derjenige Landwirth, der nach ſolchen Grundſätzen ſein Heil zu erſtreben ſucht und ſonſt nicht zu hoch hinaus will, ſondern immer ſeine Wünſche auf ſeine Lage und Verhältniſſe beſchränkt, der wird auch ſeinen Zweck erreichen und das Leben froh genießen, möge auch ihn manchmal ein von ſeinem Gewerbe oft unabweisliches widriges Schickſal treffen. So ſagt Thaer: „Da vielleicht kein Gewerbe ſo vielen Zufälligkeiten und mannigfachen Unglücksfällen ausgeſetzt iſt, wie die Landwirthſchaft, ſo iſt, um ein glückliches Leben dabei zu führen, bei der erforderlichen Thätigkeit, doch eine gewiſſe Ruhe des Gemüthes eine nothwendige Bedingung. Der Landwirth muß jedes unverſchuldete Unglück, oder jede verfehlte Erwartung, ſobald er deren Folgen durch gehörige Vorkehrung möglichſt gemildert hat, verſchmerzen und vergeſſen können, entweder vermöge eines gewiſſen Phlegma, oder, indem er ſich die höhern Troſtgründe, die Religion und die Vernunft ihm geben, vorſtellt.“

Leichtfaßliche landwirthſchaftliche Bodenkunde.

„Der Natur folgen, ihr nachhelfen, iſt Klugheit, ihr ohne Noth entgegenarbeiten, iſt kindiſche Eitelkeit.“

Schwerz.

Die Landwirthſchaft iſt unſtreitig das erſte, wichtigſte und nothwendigſte Gewerb und hat als ſolches zur Aufgabe, die meiſten, beſten und ſchönſten Pflanzen und Thiere zur Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe zu erzielen.

Die Landwirthſchaft iſt eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft, die fortwährend ſtudirt und vervollkommnet werden will, und derjenige, der da klug zu Werke geht, iſt ſicher, weder ſeinen Schweiß, noch ſein Geld vergeudet zu haben. Der Landwirth kann durch angeſtrengten Fleiß und durch emſiges Beobachten nicht nur allein ſein Vermögen vergrößern und den Wohlſtand ſeiner Familie befördern, ſondern er trägt noch überdies zum Wohle ſeines Vaterlandes bei.

Der erſte und wichtigſte Gegenſtand, wovon der Landwirth als ſolcher ausgebreitete und gründliche Kenntniſſe haben ſoll, iſt der Boden.

Die Ertragsfähigkeit des Bodens hängt von der Vermiſchung der Erdarten ab, woraus die Ackerkrume derſelben gebildet iſt. Denn nicht jeder Boden taugt zu Allem, und jede Erdart bringt dann die ſchönſten Früchte hervor, wenn ſie ſo behandelt wird, wie es ihre Natur erfordert.

Der Boden, welcher die oberſte Schichte der Erdoberfläche bildet und der Vegetation überhaupt als Unterlage zur Befeſtigung der Wurzeln und Zuführung von Nahrungsmitteln dient, beſteht aus den Trümmern der verſchiedenen Gebirgsarten, deren Bruchſtücke nach und nach durch Verwitterung in Brocken, Sand und mehr oder weniger feine pulverförmige Theile übergegangen ſind, welchen ſich zugleich mannigfaltige zu Humus verweste Ueberreſte abgeſtorbener Thiere und Pflanzen beimengten.

Die Tiefe der für die Vegetation tauglichen Erdſchichten iſt für die Fruchtbarkeit einer Gegend von bedeutendem Einfluß, ſie muß immer berückſichtigt werden; am tiefſten iſt ſie im Allgemeinen in flachen Thälern von geringem Fall, in Ebenen, welche von höhern oder bergigen Gegenden umgeben ſind, an den Ufern langſam fließender Waſſer, in den Umgebungen mancher Seen und in muldenförmigen Vertiefungen einzelner Gebirgsgegenden; weniger mächtig iſt ſie gewöhnlich am Abhange der Berge, an den Ufern reiſſender Bergſtröme und reiſſender Waſſer überhaupt, auf iſolirten Bergflächen und größern, nicht von Bergen begrenzten Ebenen.

Die größere Unfruchtbarkeit hochliegender Gegenden beruht nicht ſelten mehr in dieſer geringen Tiefe des fruchtbaren Erdreichs, als der geringen Lufttemperatur, welche gewöhnlich erſt bei größern Höhen von bedeutendem Einfluß iſt.

Iſt die Tiefe der für die Vegetation tauglichen Erdſchichte ſehr gering; ſo kann ſich ein ſolches Erdreich zwar oft noch gut zu krautartigen weniger tiefgewurzelten Gewächſen eignen; baumartige Gewächſe und tiefwurzelnde Pflanzen erkranken aber leicht und ſterben oft ſelbſt ab, ſobald ſie mit ihren Wurzeln nicht mehr tiefer eindringen können.

Für den Landwirth kommen nur vier verſchiedene Erdarten in

Anſchlag: **Sand- oder Kieſelerde**, **Thonerde**, **Kalkerde**, **Gewächs- oder Dammerde oder Humus**.

1) Die Sand- oder Kieſelerde iſt die am wenigſten fruchtbare Erdart. Die Urſachen ihrer geringen Fruchtbarkeit ſind: daß ſie gar keinen Zuſammenhang hat, daß ſie am wenigſten Waſſer zu ſich aufnimmt und es am ſchnellſten wieder fahren läßt, daß ſie keine Feuchtigkeit aus der Luft annimmt, vielleicht auch, daß ſie die Wärme am längſten hält und von derſelben am ſchnellſten vertrocknet wird und überhaupt von hitziger Natur iſt. Demnach kann man annehmen: je mehr die Ackererde aus bloſem Sand beſteht, um ſo magerer iſt ſie, und je mehr zuſammenhängende Erden den Sand binden, um ſo fruchtbarer wird ſie. Kies nennt man die gröbſten Arten des Sandes; Flugſand iſt mit ſo wenig bindenden Erdarten vermiſcht, daß er von dem Winde fortbewegt wird.

2) Die Thonerde iſt ihrer Natur nach dem Sande entgegengeſetzt. Ihre Eigenſchaften ſind: ſie zeigt den größten Zuſammenhang; ſie nimmt viel Waſſer zwiſchen ſich und verliert es nur langſam; ſie zieht viel Feuchtigkeit aus der Luft an ſich; ſie erwärmt langſamer als der Sand und verliert die Wärme ſchneller, als dieſer; ſie nimmt das Waſſer langſam auf, hält es lange feſt in ſich, wird dabei ſchlüpferig, kleberig, tief und zuſammenhängend und iſt ſehr mühſam zu bearbeiten. Der Wärme widerſteht ſie, trocknet von Innen langſam, trocken wird ſie klotzig, ſchollig, feſt, zerſpringt, daß die Wurzeln der Pflanzen theils entblöst, theils zerriſſen werden. Kommt dann Regen, ſo werden die entblösten Wurzeln abgewaſchen, und die im Innern der Klötze werden lange nicht erquickt. Vom Waſſer geſättigt läßt ſie keines mehr durch, daher bleibt es auf Ebenen über ihm ſtehen und an Anhängen macht es Schwemmungen. Wegen ihrer Feſtigkeit können die Wurzeln der Pflanzen ſie nur ſchwer durchdringen, ihre Nahrung nicht allenthalben ſuchen und finden. Trocken, wie naß, iſt ſie ſchwer oder gar nicht zu bearbeiten; daher Luft und Witterung nicht vortheilhaft auf ſie einwirken können.

3) Die Kalkerde iſt ihrer Natur nach trocken und hitzig, ziehet das Regenwaſſer ſchnell in ſich, behält aber die Feuchtigkeit nicht lange und bedarf daher oft Regen; ſie ſaugt Feuchtigkeit aus der Luft ein. Sie iſt eine ſpröde, magere Erde; und daran erkennbar, daß ſie nach ſtarker Austrocknung bei Regen gleichſam auf-

brauſet und alsdann in Aſche zerfällt. Gips- und Kalkſteine trifft man gewöhnlich an, wo Kalkerde vorhanden iſt. In dieſer Erdart können nicht alle Gewächſe gebaut werden; ſolche, welche einen kühlen, feuchten Boden lieben, gedeihen nicht, es müßte denn ganz naſſe Witterung ſeyn. Die Natur des reinen Kalkes zum Bauen iſt bekannt; nur der Gebrauch als Dungmittel verdient hier Erwähnung.

Der gebrannte Kalk wirkt als Dungmittel reizend und auflöſend, d. h. er verwandelt die vorhandene pflanzennährende Maſſe ſchnell zur Pflanzennahrung, und zeigt ſich alſo da, wo Humus oder Dungmaſſe iſt, beſonders wirkſam. Daher das Sprüchwort: daß die Anwendung des Kalkes die Väter reich, die Kinder arm mache.

4) Die Gewächs- oder Dammerde oder Humus hat folgende weſentliche Eigenſchaften: Sie läßt ſich ſehr leicht zertheilen, ſaugt mehr als andere Erden Waſſer und auch Sauerſtoff aus der Luft an, hält das meiſte Waſſer zwiſchen ſich angezogen, und behält es am längſten. Sie erwärmt ſich mehr und ſchneller als andere Erden, und verliert die Wärme langſamer. Sie iſt von außerordentlicher Fruchtbarkeit, es iſt Düngererde, die aus den Ueberreſten von Pflanzen, welche in Fäulniß übergegangen ſind, entſteht. Die Dammerde iſt überhaupt die Seele der Vegetation.

Jeder urbare Boden beſteht aus den vier erwähnten Erdarten. Die Chemie entdeckt zwar noch andere, ſie haben aber keinen Einfluß auf die Vegetation, und ſind nur in geringer Menge vorhanden. Die Miſchung von jenen, welche die Natur ſelbſt bewerkſtelligte, iſt ſehr verſchieden und das Reſultat der Anſchwemmungen, welche dieſe Erdarten abſetzten. Glücklich iſt der, deſſen Grundſtücke von jenen verhältnißmäßigen Theilen der Erden zuſammengeſetzt ſind, deren Vermiſchung einen reinen Boden hervorbringt. Dieſe glückliche Miſchung kann man ſich zum Theil durch Kunſt verſchaffen, wo es die Natur nicht that.

Ein reicher Boden beſteht aus zwei Theilen Kieſel-, ſechs Theilen Thon-, ein Theil Kalk- und ein Theil Dammerde oder Humus.

Ein guter Mittelboden aus drei Theilen Kieſel-, vier Theilen Thon-, zwei und ein halb Kalk- und ein halb Theil Dammerde.

Der ſchlechte Boden aus vier Theilen Kieſel=, ein Theil Thon=, fünf Theilen Kalk= und wenigen Atomen Dammerde. Uebrigens muß jeder gute Boden unabhängig von der Zuſammenſetzung ſeiner Beſtandtheile eine hinreichende Tiefe haben und die Thonerde im größten Verhältniſſe enthalten.

Es lohnt ſich der Mühe, den Boden kennen zu lernen, den man bauet; dieſe Kenntniß muß aber auf Reſultate führen, welche auf ſeine größte Fruchtbarkeit anwendbar ſind.

Um die Beſtandtheile eines Bodens kennen zu lernen, muß man ihn zerlegen; dies iſt ſehr leicht und dem ſchlichteſten Landwirthe, ohne die mindeſten chemiſchen Kenntniſſe, möglich.

Will man eine Erdart unterſuchen, ſo nimmt man eine beliebige Quantität vom Acker, am beſten an verſchiedenen Stellen, mengt ſie untereinander und reinigt ſie von allen Steinchen und Wurzeln, trocknet alsdann die Maſſe an der Sonne, oder auf dem Ofen. Dieſe getrocknete Erde wird genau gewogen, und das Gewicht aufgeſchrieben. Man nimmt etwa 1 — 2 Pfund.

Hierauf nimmt man ein größeres Gefäß, z. B. ein ſogenanntes Zuckerglas, ſchüttet die genau gewogene Maſſe hinein, gießt alsdann reines Waſſer darauf und rührt nun die Maſſe, welche etwa die Stärke eines dünnen Breies angenommen hat, ſtark um, und läßt ſie nun einige Zeit ungeſtört ſtehen. Die Dammerde, als der leichteſte Theil der Maſſe, ſchwimmt oben auf, oder bleibt vielmehr im Waſſer, mehr oder weniger ſchwimmend. Sie wird mit dem Waſſer übergoſſen, doch mit Vorſicht, damit ſich die ſchwereren, gröberen Theile nicht zudrängen. Die zurückgebliebene Maſſe wird nochmals umgerührt. Da nun darin die Thon= und Kalkerde am leichteſten ſind, ſo ſetzen ſie ſich oben an, wenn man das Glas in Ruhe hinſtellt. Allein dieſe Ruhe darf nur von kurzer Zeit ſeyn, wenn man unterſuchen will, wie viel Kieſelerde, ſogenannter Sand, in der Maſſe befindlich iſt. Zu dieſem Behufe ſchüttet man die ſchwimmende Thon= und Kalkerde ab. Was als Bodenſatz zurückbleibt, iſt Sand. Um nun auch die Kalkerde vom Thone zu trennen, hat man eine Säure nöthig; am beſten iſt das ſogenannte Scheidewaſſer; man träufelt dieſes in das Gefäß, worin die Thon= und Kalkerde geſchüttet ward. Die Kalkerde wird wegen ihrer größern Verwandtſchaft zur Säure aufgelöst.

Nun gieſst man das Waſſer, in welchem ſich die Kalkerde aufgelöst hat, ab. Der Rückfall in jenem iſt der Thon.

Die oben erhaltene Dammerde wird getrocknet, gewogen und durch das Gewicht zu der ganzen Erdmaſſe verglichen, nämlich den wievielten Theil ſie ausmacht. Daſſelbe thut man auch mit der Thonerde und dem Sande. Was nun noch am Gewichte der zum Verſuche zuerſt gewogenen Maſſe fehlt, iſt die im Waſſer befindliche und durch die Säure aufgelöste Kalkerde.

Ueber den Schaden und Nutzen der Steine im Acker *).

Es iſt beim praktiſchen, beſonders beim vervollkommneteren Feldbaue eine allgemein angenommene Regel, die in der Ackerkrume vorkommenden Steine möglicherweiſe daraus zu entfernen; und man ſchafft ſolche daher denn auch aus der pflugbaren Ackerkrume, ſo weit man es für zweckmäßig hält, wirklich heraus. Dieſe allgemein gültige und feſtgeſtellte Regel wird jeder emſige Landwirth ſo leicht nicht verabſäumen, uud er wird deßfalls gelobt; — der nachläßigere Wirth dagegen läßt die meiſten Steine in ſeiner Ackerkrume ungeſtört liegen, und beſchränkt ſich allenfalls nur darauf, die zu großen Steine, und zwar deßhalb herauszuſchaffen, weil ſolche theils ſeinen Ackerinſtrumenten Schaden zufügen, theils ſeiner Arbeit mit den letztern einen zu großen Widerſtand entgegenſtellen; und er erntet für dieſes Beſchränken ſeiner ſonſt möglichen Intelligenz Tadel!

Allerdings wollen wir den letztern Wirth uns nicht deßhalb zum Vorbild wählen, weil es ſich wirklich oftmals erweiſen läßt, daß in manchen Fällen ſein Verfahren nicht ganz ſo übel angethan ſey; denn in dieſen Fällen kennt der nachläßige Wirth den wahren Grund dazu doch nicht, er unterläßt mithin nicht aus Grundſätzen ein ſonſt Gerühmtes, ſondern handelt nur zufällig zn ſeinem Vortheile: aber es eignet ſich dieſes Thema doch wenigſtens dazu, darüber Einiges zuſammen zu ſtellen, und darzuthun, daß auch oftmals aus Unkenntniß in einer Sache zufällig Etwas zu unſerm Vortheile erreicht werden könne. — Dahin geht der Zweck dieſes Aufſatzes!

---

*) Aus der B. u. B. Z.

Es muß zunächſt vorangeſchickt werden, daß gar keine weitere Frage darüber ſeyn kann, daß alle die ganzen, den Durchgang und das ungeſtörte Fortbewegen der Ackerinſtrumente hindernden, oder gar hemmenden Feldmaſſen und Steine aus der Ackerkrume herausgeſchafft werden müſſen, wenn man die Geſammtfläche als tragbaren Acker benützen will.

Auch alle diejenigen Fälle, wo man gute Felsſtücke, welche im Acker hervorragend ſich befinden, allenfalls umgeht, und ſolche ſtehen läßt, wie ſolches im Gebirge häufig vorkommt, ſind als Ausnahme des oben Bemerkten anzuſehen, und gehören daher nicht mit zu einem Vergleiche, wo vom Vorhandenſeyn der Steine in der eigentlichen Ackerkrume die Rede iſt, was ich hier nur nachrichtlich mit anzuführen mir erlaube.

In Beziehung auf die anzuwendenden Ackerwerkzeuge, und die auf den Aeckern zu erbauenden Feldfrüchte ſelbſt, wird die feſtzuſtellende Größe der nothwendig fortzuſchaffenden Steine immerhin relativ bleiben, und deßfalls wollen wir auch dieſe Frage hier ganz unerörtert ſeyn laſſen, und es jedem Landwirthe überlaſſen, ſolche nach ſeiner jedesmaligen Lokalität und nach dem Gebrauche ſeiner Ackerwerkzeuge ſelbſt feſtzuſtellen. Erreichen die Steine nun aber nur noch eine ſolche Größe, daß ſie bei den verſchiedenen Arbeiten mit Ackerinſtrumenten dieſes Arbeiten nicht weiter erſchweren, mithin den Ackerwerkzeugen auch den gehörigen Durchgang verſtatten, und allenfalls auch das Abhauen der Feldfrüchte, beſonders der Futterkräuter, nicht mehr zu hindern, ſo iſt wohl in Rückſicht zu ziehen, „ob auch hier noch ein Abſuchen derſelben unbedingt erforderlich und nothwendig und nützlich, oder gar ein ſolches Verfahren ſchädlich ſeyn könne?“

Wir wollen, um hierüber zu einer Entſcheidung zu gelangen, zuerſt die direkten Nachtheile auseinander ſetzen, welche die Ackerkrume durch das Vorhandenſeyn der Steine — dieſe zunächſt nur als bloß feſte Maſſen betrachtet — erleidet. Dieſe beſtehen darin:

a) unmittelbar ſchadet jeder Stein dadurch, daß er den krümmlichen Theil der Ackerkrume, oder den Raum der eigentlichen Ackererde vermindert.

b) Weil, und indem nun dadurch die in der Ackerkrume vegetiren ſollenden Pflanzen, bei einer gegebenen Tiefe jener eine geringere Maſſe von Ackererde behalten, ſo kann auch der Raum

für die Pflanzenwurzeln nicht ſo groß bleiben, als wenn keine Steine in jener, und ſtatt derſelben eine gleich große Maſſe Erde in derſelben vorhanden wäre; und je kleiner dieſer iſt, je geringer muß die Vegetation in derſelben auch werden.

c) Die Steine verhindern theilweiſe auch noch mechaniſch das Ausbreiten der Pflanzenwurzeln nach allen Richtungen zu, und dieſes ſtört das Wachsthum immer etwas, zumal bei Früchten, die, wie die meiſten landwirthſchaftlichen, nur eine kurze Lebensdauer haben, und daher ihre Wurzeln ſchnell bilden müſſen.

d) Wegen der verſchiedenartigen Wärme-Kapacität der Steine und der Ackerkrume kann auch der Temperaturwechſel zu verſchiedenartig, und dadurch nachtheilig für das Pflanzenleben werden, zumal wenn die Steine aus andern Maſſen beſtehen, als woraus die Ackerkrume zuſammengeſetzt iſt.

e) Die Einwirkung der Atmosphärilien und Imponderabilien wird theils in direkter Art, theils durch Vermittelung von Verbindungen und Zerſetzungen in einem mit Steinen angefüllten Boden niemals ſo kräftig wirkſam für das Pflanzenleben werden, als wenn die Ackerkrume ganz und gar aus pulverförmigen und poröſen Theilen — dieſe in einem gerechten Verhältniſſe zuſammen geſetzt — beſtehen würde.

Dagegen gewähren die Steine wieder nachſtehende augenſcheinliche Vortheile:

a) Sie vermehren den Zuſammenhang der zu trocknen und lockern Erde; theils geſchieht dieß nämlich mechaniſch durch den Druck, theils durch Bewahrung mehrerer Feuchtigkeit unter ſich.

b) Dadurch, daß ſie hier den Zuſammenhang vermehren, wodurch nun für die trocknen Felder eine Vermehrung der waſſerhaltenden Kraft erreicht, und was hierin für ein großer Nutzen liegt, bedarf kaum einer weitern Andeutung, indem bekannt genug iſt, daß ohne Feuchtigkeit das negative Leben ganz und gar aufhört, vielmehr die Pflanzen das Waſſer an ſich ſchon in großer Menge in ſich aufnehmen, und daß nur durch daſſelbe, oder was analog iſt, durch die Feuchtigkeit alle nährenden Stoffe des Bodens in die Pflanzen gelangen, und ein angemeſſener Grad von Feuchtigkeit den Einfluß der atmoſphäriſchen Agentien auf den Boden vermittelt.

Man darf in dieſer Beziehung nur den dürren Sand anſehen,

um ſich von der Wahrheit des eben Bemerkten zu überzeugen. Die Erfahrung kann und wird aber auch darthun, daß ſteinleere Sandfelder, in gleicher Lage und gleichen Verhältniſſen verglichen mit ſteinreichen Sandfeldern, dieſem im Ertrage ſtets nachſtehen. Aber nicht nur die ſandigen Aecker bieten dieſe Erſcheinung auffallend dar, ſondern überhaupt alle Aecker, die einen trockenen Boden haben.

c) Die Steine können gegentheils nun aber auch wieder auf zu widerſpenſtigen, ſehr feſten, z. B. Thonboden, den zu ſtarken Zuſammenhang mildern, zumal ſie hier auch die Feuchtigkeit bewahren, durch welche letztere die Ackerkrume des feſten Bodens in einer größern Lockerheit erhalten wird, als wenn ſolche mangelt.

Es liegt nun aber kein Widerſpruch in dem ad a. b. c. Angeführten, oder darin, daß die Steine in dem einen Lokale den Zuſammenhang vermehren und in dem andern ſolchen vermindern können, wenn man nur zugleich die Lokalität, und das mit in Betracht zieht, daß hauptſächlich die durch die Steine bewahrt werdende Feuchtigkeit es iſt, welche den zu geringen Zuſammenhang des leichten, namentlich des Sandbodens, vermehrt, ſo wie ſie den zu großen Zuſammenhang des feſten, ſchweren, z. B. Thonbodens, vermindert. Sie bewirkt bei letztern, nämlich den feſten Bodenarten, nun aber zugleich auch noch eine Erhöhung der Feuchtigkeit dadurch, daß und indem dieſe Boden in eine angemeſſene Art von Lockerheit verſetzt, welche ohne ſolche, unter ſonſt gleicher Lage, für dieſelben nicht vorhanden ſeyn würde, und daß bei erwähnter Eigenſchaft hinwieder nun zugleich die atmoſphäriſche Feuchtigkeit beſſer abſorbirt werden könne, als wenn der Boden zu feſt wäre. — Es hilft und vermehrt ſomit die in dem Boden ſchon vorhandene Feuchtigkeit die Feuchtigkeits-Aufnahme aus der Atmoſphäre, oder, wie oben bemerkt, vermittelt den Einfluß der atmoſphäriſchen Agentien, wohin auch die Waſſerdämpfe der Atmoſphäre gehören.

d) Die auf der Oberfläche der Ackerkrume liegenden, oder aus derſelben hervorragenden Steine, moderiren die heftigen Einwirkungen rauher und kalter Winde, und gewähren den jungen, zur Zeit des Winters hart am Boden niederliegenden Getreidepflanzen gewiſſermaßen einen Schutz gegen die zu ſtrengen Luftzüge, welch gleicher Erfolg über Winters übrigens auch dadurch hervorgebracht werden kann, daß und wenn man die zur Herbſtzeit mit Winter-

getreide beſtellt werdenden Aecker nicht gar zu klar einegget, was für viele Fälle unſtreitig keinen Nutzen ſchafft, und praktiſchen Landwirthen gewiß längſt einleuchtend geworden iſt.

Nach Vorangeführtem hätten wir ſomit bereits einen Fingerzeig darüber, in welchen Fällen das Steine-Wegbringen nützlich, und in welchen es ſelbſt ſchädlich ſeyn könne.

Die weitere Frage: ob die für das Ableſen der ganz kleinen Steine anzuwendende Kraft, und der dafür zu bezahlende Arbeitslohn ſich oftmals nicht höher belaufen könne, als der dadurch zu erringende, häufig nur ſcheinbare Nutzen betragen werde? iſt hierbei überdem ganz außer Betracht zu laſſen, betrifft jedoch eine Berückſichtigung, welche in einem jeden vorliegenden Falle der Landwirth allerdings ohnehin noch nehmen muß.

Aber dieſes Vorangeführte giebt noch nicht die alleinige Beſtimmung hierüber, ſondern ein weit wichtigerer Umſtand tritt bei Entſcheidung der vorliegenden Frage noch in Betracht, und das iſt der: ob die in der Ackerkrume befindlichen Steine ſolcher Art ſind, daß ihre Maſſen einer ſichtbaren oder wahrnehmbaren Verwitterung unterliegen können, oder ob dieſes nicht der Fall ſey? auch ob nicht eine Verwitterung oder Auflöſung durch ein künſtliches Verfahren hervorgerufen werden könne, und ob dabei die Maſſentheile der Steine pflanzenernährende Stoffe, ſey es nun unmittelbar, oder auch nur mittelbar, darbieten?

Es iſt zwar anzunehmen, daß es höchſt wahrſcheinlich keinen abſolut unauflöslichen Körper in der Natur giebt, und man kann dieſe Annahme ſchon darauf ſtützen, daß man bereits zu der Erfahrung gelangt iſt, daß die, faſt gegen alle Säuren, mit Ausnahme der Flußſäure, unangreifbar ſich zeigende Kieſelerde, durch den Zuſatz eines andern Zwiſchenmittels, doch zur Lösbarkeit disponirt werden kann, und ſich aufgelöſet in den meiſten Wäſſern vorfindet; aber ſo weit dürfen wir mit der Auflösbarkeit in der Landwirthſchaft doch auch nicht gehen, und wir müſſen uns dieſerwegen nur an das ſichtbare, dem forſchenden Auge ſehr bemerkbar werdende, bloße Verwittern des Geſteins halten.

Unter den ſcheinbar unauflöslichen Steinarten müſſen wir alle die harten, größtentheils dem Kieſelgeſchlechte angehörigen Steine begreifen, die man ohnehin im allgemeinen Sprachgebrauche Kieſelſteine nennt.

Angenommen aber, daß die in der Ackerkrume befindlichen Steine auflöslicher Art ſind, oder ſchon ſichtbar verwittern, ſo wäre es oftmals nicht allein eine unnöthige, ſondern ſelbſt eine ganz unnütze Arbeit, wenn man auch die, die Ackerkultur gar nicht hindernden Steine, aus der Ackerkrume zu entfernen ſuchen wollte. Ja, es muß dieſerwegen unter dem gleich Folgenden ſogar die Ueberlegung in Betracht treten, ob es nicht dann ſelbſt gerathener ſeyn könne, größere Steine in kleine Theile zu zerklopfen, und in der Ackerkrume zu laſſen, als ſolche vom Acker ganz zu entfernen? — Dieſer Fall kann nur dann und da eintreten, wenn und wo erkannt worden iſt, daß die Beſtandtheile der Steine von der Art ſind, daß ſolche der Pflanzen-Vegetation an ſich ſchon zuſagen, oder durch einen nicht zu koſtbaren Zuſatz irgend eines Zwiſchenmittels dazu gebraucht werden können.

Gegen dieſen Grundſatz nun wird in der Praxis gewiß ſehr häufig gefehlt, ohne daß man weiter an den Vortheil denkt, den man ſich durch das Unterlaſſen des Fortſchaffens der Steine in zweierlei Art ſchaffen könnte, einmal nämlich, um ſich die Koſten für das Herausbringen zu erſparen, zweitens, um ſeine Ackerkrume damit für die Folgezeit zu verbeſſern.

Es iſt hier nicht der Ort, in das Spezielle aller derjenigen Steinarten einzugehen, welche ſchon einer ſolchen ſichtbaren Verwitterung unterliegen, oder bei denen durch irgend ein anderes Zwiſchenmittel eine ſchnellere Verwitterung hervorgebracht werden könne; aber nennen will ich doch einige der am häufigſten vorkommenden Steinarten jener Art, nämlich: Kalkſtein, beſonders der Fölz-Kalkſtein, alle Steinarten, welche Feldſpath, Glimmer und Hornblonde, und ſomit, auſſer den früher nur bekannt geweſenen Beſtandtheilen an Kieſel-, Thon- und Bitter-Erde, Eiſen- und Mangen-Oxyd, nach den neuen Unterſuchungen, zugleich auch Kali, oder Natron, oder auch einigen Kalkantheil enthalten. Die ausgebreitetſten Lager dieſer Steinarten ſind: Granit, Gneuß, Glimmerſchiefer und Syenit. Ferner ſind in Betracht zu ziehen manche Porphyr-, Baſaltarten, beſonders der Kugel-Baſalt, Schieferthon.

Einige Steinarten vorgedachter Art verwittern ſchon ohne weitere Zwiſchenmittel auſſerordentlich ſtark, oder werden durch die Wurzeln der Gewächſe, und hier wahrſcheinlich durch die Ein-

wirkung der Humusſäure, dazu beſtimmt, z. B. manche Granit-, Syenit-, Glimmerſchiefer-, Baſalt-, Porphyr- und Kalklager; bei andern dagegen ſcheint das Geſtein zwar der Zeit zu trotzen, indeſſen würde hier ein Zwiſchenmittel, z. B. die Verrichtung des Brennens, die Mengung mit Kalke ꝛc., oftmals ein Gleiches hervorzubringen im Stande ſeyn, und es läßt ſich das eine oder das andere hierbei zweckmäßigſte Verfahren durch Verſuche nicht ausfindig machen.

Einem jeden, beſonders einem angehenden Landwirthe, iſt daher unter Vorangeführtem wohl zu empfehlen, nicht ſo unbedingt jeden Stein, und auch den kleinſten, im Acker zu verdammen, ſondern er überlege und prüfe die Sache zuvor wohl, und handle nur nach den daraus hervorgehenden Geſammt-Reſultaten. Allerdings aber wollen wir ihm nicht, und überhaupt Niemanden, die Meinung aufdringen, daß er einen ſteinigen Acker für beſſer halten ſoll, als einen ohne Steine ſeyenden, wenn ſchon es Fälle genug geben kann, wo man einen ſteinigten Acker, bei richtiger Erkennung ſeiner ſteinigten Beſtandtheile, für beſſer halten darf, als einen andern Acker, dem dieſe mangeln. Hieraus wird nun zwar keine Regel entſtehen; es zeigt aber, daß auch keine Regel ohne Ausnahme iſt.

Zum Schluſſe darf ich noch eine, aus dem Leben gegriffene Thatſache hinzufügen.

Bei meiner frühern Anweſenheit im Fulda'ſchen kam ich einmal zu einem tüchtigen Landmanne, welcher mich verſicherte, daß ſein Großvater von einem ſandigen Bergfelde die ſämmtlichen, ſelbſt auch die kleinſten Steine, ſorgfältig habe abſuchen laſſen. Hierauf ſey zu meines Vaters Zeiten eine ſichtbare Unfruchtbarkeit des Ackers eingetreten, und da er dem Steine-Abbringen die Schuld davon habe geben müſſen, ſo ſeyen von ihm die noch am Rande in großen Haufen gelegenen Steine wieder auf den Acker gebracht worden, und er dürfe nunmehr nicht weiter über Unfruchtbarkeit klagen. Der Mann war bei vorgedachtem Verfahren von Manchem verlacht worden, was aber doch ſehr mit Unrecht geſchehen war. Die Folgezeit hatte indeß daſſelbe auch gerechtfertiget.

Zur Zucht guter Milchkühe *).

Im Zuſtande der Wildheit ſondern die Kühe (oder die weiblichen Thiere des Urſtamms) nicht mehr Milch ab, als zur Ernährung ihrer Kälber hinreicht. Wie nun durch gewerbsmäßige Fütterung, Pflege und Behandlung der Milchertrag derſelben allgemein um Vieles vermehrt worden, ſo kann dieſer durch eine zweckmäßige Auswahl der dabei in Anwendung gekommenen Mittel oft weit höher gebracht werden. Ohne hier alle Rückſichten angeben zu wollen, die dabei zu nehmen und zu befolgen ſind, will ich nur zwei ſehr allgemein vernachläßigte Behelfe in Erwähnung bringen.

Sehr oft ſieht man die Kälber zur Fortzucht faſt nur nach ihrer Größe, Farbe und Geſtalt wählen, während es doch eben ſo wichtig wäre, auf die Eigenſchaften der Eltern und Voreltern der Zuchtkälber Rückſicht zu nehmen. Um aber dabei eine angemeſſene Wahl treffen zu können, iſt durchaus erforderlich, daß man eine genaue Kenntniß jener Eigenſchaften habe, und ſich ſchriftlich vergegenwärtige. Eine genaue Kenntniß; denn es genügt z. B. nicht, zu wiſſen, ob eine Kuh viel oder wenig melke oder gemolken habe; man muß auch die Qualität ihrer Milch geprüft haben. So groß iſt bekanntlich der Unterſchied in derſelben, daß eine Kuh, die doppelt ſo viel Milch liefert, als eine andere, doch oft weniger Butter davon gewährt, als letztere von der Hälfte; und außerdem kommt die Dauer der Milchergiebigkeit gar weſentlich in Betracht. — So wie jede andere Eigenſchaft der Hausthiere abſolut oder unter gewiſſen Umſtänden durch ſachverſtändige Paarung unter übrigens begünſtigenden Einwirkungen, wie ſchon viele Thatſachen gelehrt haben, in einem oft erſtaunlichen Maaße vererbt und ausgebildet werden kann, ſo auch dieſe. Man gelangt auf dieſelbe Art zum Ziel, wie man bei der Pferde- und Schafzucht viel öfter überraſchende Reſultate gewann, und man muß ſich wundern, daß die Anmerkung der individuellen Eigenſchaften in Stammliſten (bei den Kühen auch in Milchjonrualen ꝛc.), die Wahl der Zuchtthiere nach Anleitung derſelben zur Beſtimmung

*) Aus Beyers A. Z. f. d. L. u. H.

der Nachzucht weit weniger bei der Rindviehzucht als bei der Schaf- und Pferdezucht in Anwendung kommt.

Ein anderer Punkt, der bei der Rindviehzucht eine genauere Sorgfalt verdient, iſt die Auswahl der Zuchtbullen insbeſondere. Man ſoll nicht glauben, daß ein ſolcher, weil er ſelbſt keine Milch gibt, keine entſcheidende Einwirkung auf den Milchertrag ſeiner Abkömmlinge habe, je nachdem er milchreichen oder milcharmen Kühen entſtammt und verwandt iſt. Schon Linné hat mit Scharfſinn bemerkt, daß diejenigen Eigenſchaften eines Thieres, welche mit dem Haut- und dem Gefäß- oder Vascularſyſtem im Zuſammenhang ſtehen, vorzugsweiſe von dem männlichen Geſchlecht abhängen. Unter andern, was dies beſtätigt, erinnere ich mich: daß eine Kreuzung einer männlichen Angoraziege mit einer gemeinen weiblichen Ziege die feine Wolle der erſteren hervorbringt, und der letztern ſtarke Milchadern, wenn ſie zum Melken benutzt worden, wegfallen; während umgekehrt ein gemeiner Ziegenbock mit einer Angoraziege Junge erzeugt, die das ſchlechte Haar und die Anlage zur Milchergiebigkeit gemeiner Ziegen beſitzen.

Eine ſorgſame Inzucht und Auswahl der Zuchtthiere würde auch zur Bildung eines milchreichen Kuhſtammes Wunder thun, die wir noch nicht erlebt haben.

Ueber Baumpflanzung *).

Manchem Landwirth dürfte es willkommen ſeyn, über die Anfangsgründe der Baumpflanzung etwas hier zu finden. Durch Nichtbeachtung des hier Geſagten iſt ſchon viel Geld und Zeit umſonſt verwendet worden.

Vor Allem ſehe man auf ſchön gewachſene junge Bäume und kaufe ſie nicht von Händlern, die oft Wochen lang bei kalter oder trockener Witterung damit hauſiren, oder auf dem Markt, wo ſie

*) Dieſer Aufſatz des Herrn Bier, Baumſchul-Inhabers und Fruchtmeſſers zu Heilbronn, enthält zwar nur längſt bekannte Wahrheiten, aber leider gibt es noch viele Gegenden bei uns, wo ſie wenig befolgt werden, und wir glauben daher, daß ſeine Mittheilung mit dem Zwecke, den unſer Blatt hat, nicht im Widerſpruch ſteht. R.

oft drei und vier Mal hingebracht werden, denn da iſt es häufig der Fall, daß die Wurzeln ſchlecht oder gar nicht verwahrt ſind, ſo daß dadurch die feinen Haar- oder Saugwurzeln erfrieren oder vertrocknen. Solche Bäuche, wenn ſie verſetzt werden, treiben manchmal im erſten und zweiten Jahr einige Zoll lang, fallen dann aber zurück und verdorren, weil die Saugwurzeln verdorben ſind, wie man dieſes beim Herausnehmen immer finden wird.

Allzu ſtarke und namentlich alte Bäume, die ſchon 5—6 mal auf die Krone zurückgeſchnitten wurden, ſind ebenfalls *nicht gut*, weil ſie durchs Ausgraben die feinen Wurzeln verlieren und ſomit 3—4 Jahre einen ſchlechten Fortgang haben, während welcher Zeit ſie ein junger wüchſiger Baum weit überfangt.

Wem alſo daran gelegen iſt und den Nutzen von ſchönen tragbaren Bäumen beachten will, der kaufe ſich junge geſunde Bäume, von denen er überzeugt iſt, daß ſie friſch ausgegraben ſind. Hauptſächlich aber iſt darauf zu ſehen, daß ſie nicht in einem fetten Boden erzogen worden ſind. Sind ſie in einem magern Boden erzogen, ſo werden ſie gewiß, wenn folgende Regeln beim Setzen beobachtet werden, gut fortkommen und man wird ſich ſehr bald für ſeine Mühe belohnt ſehen.

Will man ein ganzes Baumgut anlegen, ſo ſetze man die Bäume wenigſtens 30—36′ weit von einander, wo dann die Mitte wieder mit Steinobſt ausgeſetzt werden kann. Wer Letzteres nicht will, kann den Boden auch auf jede andere Art benutzen.

Im Spätjahr laſſe man ſo bald als möglich Löcher von 5—6′ Weite und Tiefe machen, und wenn der Boden mehrere Wochen von Regen recht durchnäßt worden iſt, ſo iſt ſehr zu empfehlen, in jedes Baumloch einen halben oder ganzen Kaſten voll Gaſſenkehricht oder guten leimigen Bauſchutt, vermengt mit der ausgegrabenen Erde, zu bringen. Das Loch wird dadurch wieder theilweiſe zugefüllt, wobei man aber beſonders darauf zu ſehen hat, daß der Baum nicht höher und nicht tiefer zu ſtehen kommt, als er früher geſtanden iſt.

Ehe man den Baum einſetzt (was am beſten im Spätjahr geſchieht), beſchneidet man ihn an der Wurzel mit einem ſcharfen Meſſer, ſo, daß der Schnitt nachher auf dem Boden aufſteht; eben ſo beſchneidet man die Krone auf drei Schnitte, ſo, daß jeder drei Augen hat. Hierauf ſtellt man den Baum an den Pfahl

(Stückel), welcher genau nach der Linie eingeſteckt wurde, bedeckt die Wurzel durch Rütteln nach und nach mit feiner Bauerde, flößt ihn gut mit Waſſer an und macht das Loch nun vollends zu.

Der Baum darf an den Pfahl nur angeheftet, ja nicht angebunden werden, damit er ſich mit der Erde ſetzen kann. Durch feſtes Anbinden ſind ſchon viele Bäume zu Grunde gerichtet worden, denn wenn die Erde ſich unter der Wurzel ſetzt, ſo hängt der Baum frei da und muß verdorren. — Das Einbinden mit Stroh iſt ſchädlich, weil ſich das Ungeziefer darunter aufhält und die Rinde zernagt; auch wird daſſelbe im Winter öfters vom Regen durchnäßt und wenn dann das Waſſer daran gefriert, ſo iſt dies auch dem Baum ſchädlich. Das Einbinden mit Dornen iſt das Beſte, denn dieſes Einbinden ſoll nur gegen Schafe und Haſen Schutz gewähren, nicht gegen Kälte, wie Viele fälſchlich glauben.

In den erſten 4 — 6 Jahren iſt es dann gut, wenn der Boden im Spätjahr, beſonders im Gras- oder Kleeland, umgebrochen und Schweine-Dung um die Bäume gelegt wird. Weiter iſt dann noch zu beachten, daß die Bäume noch 4 bis 6 Jahre durch Sachverſtändige zurückgeſchnitten werden, damit ſie ſchon in der Jugend ihre Form erhalten und die großen Wunden im Alter dadurch erſpart werden.

Wer dieſe Regeln beobachtet, wird ſehen, mit welcher Luſt die Bäume heranwachſen, und die kleine Mühe und Koſten werden ſich in kurzer Zeit zehnfach bezahlt machen *).

Vermiſchtes Land- und Hauswirthſchaftliches.

Die Diſtel (Carduus.)

Am Rande des Feldweges im Geſtein ſtand eine hochſtämmige, kräftige Diſtel; hoch ſtreckte ſie ihre Häupter mit unzähligen Saamenkörnern empor; es war im September 1840; jeder Saame hieng an einer weißen Fahne, ſchon war der Boden umher weiß

*) Aus Riecke's Wochenblatt f. L. u. H.

von ihr beſäet, ein Windſtoß, und alle mit Saaten auf's künftige Jahr wohlbeſtellten Aecker umher wurden mit reichen Diſteln beſäet. Die Diſtel, ein ſchädliches Unkraut im Acker, wächst leicht und ſchnell, raubt der Saat die Kraft und den Raum des Bodens, wird müheſam gejätet, reif geworden ſäet der Wind den Saamen in alle Umgegend, wodurch ſie dem Landwirthe ſehr beſchwerlich und ſchädlich wird.

a) Merke Landwirth! Wenn du jede Diſtel im Keime zerſtörſt, oder doch im Vorübergehen ihr den Kopf abſchlägſt und ſo den Saamen vertilgeſt, ſo haſt du dich und deinen Nachbar vor großem Schaden bewahrt. Ein Landwirth, deſſen Mägde im Frühjahre mit Ausjäten der Diſteln nicht fertig werden, geht, von ſeinen Knechten begleitet, jeder mit einem Stock in der Hand, an deſſen End eine Art Stemmeiſen angebracht iſt, durch die Aecker, und ſticht die Diſteln in ihren Wurzeln ab. „In Frankreich kann ein Nachbar den Andern, der die Diſteln nicht zur gehörigen Zeit aus dem Felde ſticht, verklagen.“ (Zinkens allgemeines ökonomiſches Lexicon.)

b) Merke Hausvater, Dorf- oder Stadtvorſteher! Es giebt auch Diſteln in der moraliſchen Welt, im Acker Gottes, über den du zum Aufſeher beſtellt biſt, welche vielen böſen Saamen mit ärgerlichem Wort und ſchändlicher That ausſäen! Bewahre nach Kräften dich und die dir Anvertrauten vor Schaden der Seele!

Die Ringelraupe (**Phalaena neustria**).

Im Frühjahre 1840 hatte mein Nachbar alle zuſammengerollten oder dürren Blätter ab ſeinem Baume vor dem Hauſe geleſen, und ſieh! als die Blätter und Blüthen kamen, war der Baum dennoch voll Raupen. Ich kam gerade von der Schule, und hatte einen grünen Baumzweig mit einer Menge von Raupen in der Hand, als er die ſeinen auf dem Baume zu tödten ſuchte, und ſich ſehr wunderte, woher die Raupen auf ſeinen Baum gekommen, da er doch in den abgeleſenen Blättern alle Raupeneier zerſtört zu haben glaubte. „Dieſe Raupen, welche ich in meiner

Hand habe, und welche auf euerm Baume ſind, ſagte ich, ſind keine Blattwickler, deren Eier in den dürren Blättern am Baume waren, ſie ſind Ringelraupen; ein Schmetterling, Sommervogel, hat im letzten Sommer die Eier zu denſelben um die kleinen Zweige des Baumes in einem Ringe, aſchgrau, von 6 bis 8 Reihen aneinander, angelegt, dieſen Ring achtet man nicht, wenn man ihn nicht aufmerkſam ſucht. Seht hier ein Zweig, ein verdorrter, ich ſchnitt ihn im März vom Baume, ſteckte denſelben in's Zimmer, in vierzehn Tagen krochen eine Menge ſehr feine Raupen aus. — Seht! aus dieſem Ringe und den feinen Nadelſtich-Oeffnungen! Ich zeigte dieſe lebend den Kindern in der Schule. Nun aber war im Garten doch noch beim Baumſchneiden ein Zweig mit einem Ringe überſehen, und von dieſem kam dieſe Menge der ſchon großen Raupen, die nun, um zu leben, Laub und Blüthe verzehren. Den Kindern in der Schule habe ich nun auch dieſe größern Raupen gezeigt und ihnen geſagt, wo ſie immer im Frühjahr einen Ring um einen Zweig finden, ſollten ſie den Zweig abbrechen und verbrennen, ſonſt wird die dem Obſtbaum ſehr ſchädliche Raupe nicht vertilgt. Wenn ſie im Frühjahr mit dem Laub und der Blüthe haufenweis erſcheint, wird man ihrer gar ſchwer Meiſter. Morgens und Abends, wo ſich die Raupen wegen der Kühle verſammeln, ſie ableſen, iſt eckelhaft; ſie mit Strohwiſchen verbrennen, ſchadet dem Baum; mit Rauch von Wermuth, Knoblauch, Horn, Leder, Weihrauch, vermiſcht mit Schwefel tödten, iſt umſtändlich, mühſam und faſt unmöglich. Das leichteſte Mittel, man ſuche die Ringlein an den Zweigen und verbrenne ſie ſammt dem Zweige.“ (Ein Landpfarrer.)

Eine neue Oelpfanze (Madia sativa.)

Ueber **Madia sativa**, die nun öfters angebaute und vielfältig verſuchte neue Oelpflanze iſt zu bemerken, daß die Verſuche noch lange nicht geſchloſſen ſind, und daß die unbedingte Empfehlung noch nicht darf gemacht werden. Bis eine Pflanze als erwieſen vortheilhaft darf empfohlen werden, muß ſie wenigſtens zehn Jahre ſich erprobt haben. Ob und wieviel dieſe Oelpflanze erträglicher als Rüb- und Kabis-Lewat? Wie ſie in den verſchiedenen trocknen oder naſſen Sommern, im verſchiednen trocknen oder naſſen

Thon=, Sand= oder Kalkboden gedeiht? Wie ſie den Boden ausraubt im Vergleich mit Lewat und andern Pflanzen? Welche Frucht vorgehen ſoll, und welche gut nachfolgt? Dieſes ſind Fragen, welche nur zehnjährige Erfahrungen beantworten können.

Vorſchläge zur Erſparniß des Holzes.

1) Einführung von Kochmaſchinen, damit nicht an, ſondern über dem Feuer gekocht wird. — 2) Abſchaffung der großen und Anlegung zweckmäßiger Oefen. — 3) Entfernung der Feld= und Wieſenzäune; ſtatt dieſer, Anwürfe von Erde oder Anlegung lebendiger Zäune, beſonders von Weißdorn. — 4) Anpflanzung wüſter Strecken mit Obſtbäumen oder Nutzholz. — 5) Unterſagung der Ausfüllung der Wege mit Holz. — 6) Gehörige Zerkleinerung des Holzes. Es muß nicht gehackt, ſondern geſägt werden. — 7) Hinlänglicher Vorrath von Holz, damit es gehörig ausgetrocknet iſt. — 8) Darf das Holz nicht im Freien der Witterung ausgeſetzt ſeyn, ſondern es muß unter Dach und Fach kommen. — 9) Einrichtung zweckmäßiger Herde, Schornſteine, Keſſel ꝛc. — 10) Abſchaffung der Plenterwirthſchaft und Einführung der geregelten Schlagwirthſchaft. — 11) Geregelte Anpflanzung oder Beſämung der lichten Stellen. — 12) Verlängerung der Schonungszeit. — 13) Beſſere Auswahl verſchiedener Holzarten auf verſchiedenem Boden. — 14) Unterſagung des Aushauens junger Stämme zu Pfählen. — 15) Die Erde und andere Kräuter müſſen als Streu benützt, und Moos=, Nadel= und Laubſtreu nicht mehr ſo häufig geſtreut werden. — 16) Die Schuljugend muß mit Baumzucht beſchäftigt werden. — 17) Es müſſen neue Brennmaterialien, vorzüglich Torf und Steinkohlen aufgeſucht werden. — 18) Bei Aufführung neuer Gebäude müſſen Steine und Lehm mehr in Anwendung kommen, und nur Holz zum Dache und zum Ausbaue der Gebäude verwendet werden. (B. u. B. Z.).

Gutes Brod.

In Niederſachſen ſäuert man den Brodteig mit **Buttermilch** ein und ſoll nach Verſicherung des Herrn Kammeraſſeſſor **Rüder**

davon nicht nur ein weißes, ſondern auch wohlſchmeckendes Brod erhalten. Uns war dieſes Verfahren neu und iſt, wenn wir die Sache überlegen, dabei gar nichts unnatürliches, ſondern vielmehr paſſendes. Milch nimmt man zum Kuchenbackwerk. Brod erhalten wir durch die Bereitung eines geſäuerten Teiges und nehmen dazu Sauerteig. Nun haben wir zu bedenken, daß Buttermilch an ſich ſäuerlich iſt und Säure erregt und überdieß ſelbſt ein gutes Nahrungsmittel iſt. Da Brod unſer gemeinſtes Nahrungsmittel iſt, ſo liegt darin eine Aufforderung, daſſelbe möglichſt im beſten Zuſtande zu bereiten; daß dies nicht in jeder Haushaltung geſchieht, lehrt die tägliche Erfahrung. (P. A.)

Brodausbeute aus Roggen.

170 Pfund Roggen geben $152\frac{1}{2}$ Pfund Mehl und $13\frac{1}{2}$ Pfd. Kleien, und 2 Pfund dieſes Mehles geben 3 Pfund Brod, mithin geben 100 Pfund Rogen 134 Pfund Brod. (B. u. B. Z.)

Frühfutter.

Darauf ſollte man beſonders Bedacht nehmen; bis jetzt geſchieht es aber noch wenig und daher findet öfters die größte Futternoth im Frühjahre ſtatt. Man ſetzt mit Unrecht ſein ganzes Vertrauen auf den Klee, denn ſchlägt dieſer fehl, ſo iſt doch große Noth, wie z. B. 1836 noch im Sommer. Man ſollte auf ſicheres Frühlingsfutter bedacht ſeyn. Man hat ja eine große Menge werthe Futterpflanzen, die den Winter aushalten und im Frühjahr ſehr zeitig vegetiren. Auf dieſe hat man ſein Augenmerk zu richten. Das früheſte Futter gewähren die Gräſer, wie man alle Jahre ſehen kann. Sie werden am wenigſten vom Froſte aufgehalten, dieſer ſchadet ihnen ſelten. Sie wachſen an feuchten und warmen Stellen ſelbſt im Winter. — Man denke an die Winterwieſen in der Lombardei. Man ſollte ſolche mit geſuchten Frühgräſern anlegen. Dazu bieten ſich manche warme Oerter. Mangeln dieſe Plätze, ſo ſäe man Roggen zum Abfüttern, dieſer kommt 14 Tage eher als der zeitigſte Klee zum Abſchneiden. Am Rhein ſäet man Winterreps mit Stoppelrüben aus, benützt dieſe im

Herbſte und jenen im Frühjahr. Möge dieſe Anregung zum Nachdenken und Prüfen aufgenommen werden! (P. A.)

Die Stoppeln müſſen ſchnell umgebrochen werden.

Dieſes ſchnelle Umbrechen iſt eine der wichtigſten Entdeckungen der neueſten praktiſchen Landwirthſchaft, um den Aufſchlag des vielen Unkrauts des Getreides und der Oelſaaten zu verhindern, welches mit dieſen Gewächſen zugleich oder noch früher reifte; dieſe können ſich lange im Boden erhalten, ohne zu keimen. Wenn man Stoppeln ſehr flach umpflügt, ſo keimen ſie ſchnell und werden durch den folgenden Pflug vor ihrer Reife zerſtört, ſie liefern der nächſten Beſaamung eine klein Grün-Düngung, aber man muß dafür ſorgen, daß die flache Stoppelpflügung viel aſchartige Erde liefert, in welcher alle Gewächſe leicht keimen, was freilich eine tüchtige Eggung bedarf, wenn die dünn umgewandte Stoppel nicht locker genug geworden iſt. Dann pflegen aber die Unkräuter in 8 bis 14 Tagen aufzulaufen. (N. landw. Z.)

Approbirter Verſuch, aus der Milch wenigſtens ein Drittel mehr wie bisher zu gewinnen.

Die Milch wird kühwarm in die gewöhnlichen Geſchirre ausgegoſſen; in jedes bringt man unmittelbar nach dem Aufguſſe 20 Tropfen eiskaltes Brunnenwaſſer (einen Kaffeelöffel voll) und läßt es in warmer Stube. Binnen 12 Stunden wirft ſich die Milch, und geht in viel dickern Rahm wie gewöhnlich über. — In 24 Stnnden aber ſäuert dieſelbe und wird zum Buttern fähig, wobei man ſonach von zwei Kühen wenigſt ſo viel erzielt, als bisher von drei. (B. u. B. Z.)

Luftzüge in den Viehſtällen.

Wie heilſam es für das Gedeihen des Viehes ſey, deſſen Dunſt aus den Ställen zu entfernen, iſt anerkannt. Zu dieſem Behufe ſind die in Form der Schornſteine ſenkrecht in die Höhe geführten

Brodemfänge bei weitem nicht ſo gut, als die ſeitwärts angelegten Zuglöcher. Es kommt aber auf deren Bauart ſehr viel an, wenn ſie die gehörige Wirkung thun ſollen. Die Maurer laſſen ſich ſchwer davon abbringen, ſie wagerecht und inwendig ſo weit als auf der Außenſeite des Gebäudes anzulegen. So aber dienen ſie ſchlecht. Dünſte und Rauch bewegen ſich nicht wie das Waſſer, ſondern nach oben; daher müſſen die Zuglöcher der Ställe dicht unter dem Balken der Decke angelegt werden, an der innern der Dünſte aufnehmenden Mündung eng, an der andern ſie ausführenden weiter ſeyn, und wenigſtens um 6 — 8 Zoll, beſſer aber 12 Zoll ſteigen. Man laſſe von Brettern viereckige Käſtchen machen, ähnlich den Poſaunenbäſſen in den Orgeln, und in die Mauern einlegen. Die dadurch bleibenden Zuglöcher thun, wenn auch klein, die beſte Wirkung. Man kann auf ſolche Weiſe Ställe und Stuben, wo außerdem beſtändig das Waſſer herunterrinnt, ganz trocken erhalten. Es iſt beſſer, viele ſolche kleine Zuglöcher als nur ein oder zwei große. (B. a. landw. Z.)

Ueber die Weinerndte.

(Bericht von Mainz, Ende Dezember 1840.)

Aus dem Kreiſe Bingen, wo man bekanntlich viel Wein zieht, ſchreibt man uns über die Weinerndte, daß hinſichtlich der Quantität der Ertrag beinahe einem halben Herbſt gleichkomme; was aber die Qualität des weißen Weins anlangt, ſo wird er im Allgemeinen geringer als der 1839er, ja an vielen Orten wird er nicht beſſer, als der 1837er. Die Preiſe betreffend, ſo wird bis jetzt nur Ruländer Moſt und zwar zu 16—20 fl. per Ohm verkauft. Der rothe Wein, welcher in den drei Gemarkungen von Oberringelheim, Niederringelheim und Heidesheim erzeugt wird, hat eine ſchöne Farbe, verſpricht eine Qualität von wenigſtens der Güte von 1838, und der Ohm wird jetzt ſchon zu 40 fl. und darüber verkauft. — Dieſer Bericht ſtimmt alſo weſentlich mit dem überein, was ich Ihnen über die Weinerndte in Rheinheſſen überhaupt ſagte. Im Rheingau iſt die Erndte noch ſchlechter ausgefallen, als bei uns.

Hier ſchalte ich paſſend folgende landwirthſchaftliche Notiz ein. Die landwirthſchaftliche Kreisſtelle in Heidelberg und Weinheim

hat zur Verbeſſerung des Weinbaues in ihrem Bezirke Wurzelreben von folgenden Traubenſorten für das Frühjahr 1841 an die Rebbauern ihres Bezirks unentgeldlich zu vertheilen:

1) Rießlinge für heiße Lagen, in welchen ſie vortrefflichen Wein geben. Um jenen von weichen Traubenſorten haltbarer zu machen, iſt es jedoch auch rathſam, in geringern Lagen einen Theil mit Rießlingen zur Miſchung des Weins anzupflanzen. Zu dieſem Zweck ſind in ſolchen Lagen aber doch immer die wärmſten Stellen für dieſe Traubenſorten auszuwählen.

2) Ruländer. Eine vorzügliche Traube auf ſchwerem, jedoch fruchtbaren Boden, gibt guten Wein, reift früh, und iſt deßhalb auf weniger warmen Lagen zu gebrauchen.

3) Schwarze Clävner, zu rothem Wein. Durch ſchnelles Keltern, ohne vorheriges Moſten, läßt ſich aber der zuerſt abfließende Moſt zu weißem Wein gebrauchen. Dieſe Traubenart erfordert guten Boden, gedeiht auf Sand nur bei ſtarker Düngung, reift früh und kann zu geringern Lagen angewendet werden.

4) Sylvaner (Oeſtreicher). Für ſandige, trockene und magere Lagen ganz beſonders anzuwenden, gibt einen nicht ſehr ſtarken, aber angenehmen und faſt alle Jahre trinkbaren Wein. Auf fettem Boden iſt die Anlage dieſer Traubenſorte zu vermeiden, weil ihre Früchte alsdann leicht faulen und einen geringen Wein geben.

5) Traminer, vorzügliche Traube, auf tiefgrundigem, nicht feuchten und fetten Boden in warmer Lage. Da er früher zeitigt als der Rießling, ſo kann er dort gepflanzt werden, wo man fürchtet, daß letzterer nicht ausreift. Gibt vortrefflichen Wein.

(B. A. lanw. Z.).

Landwirthſchaft in Württemberg.

Der landwirthſchaftliche Jahresbericht aus Württemberg über das Jahr 1840 im Wochenblatt f. L. u. H. von Riecke nennt das verfloſſene Jahr ein „Segensjahr für den Landwirth“ und ſagt: Was dem Landwirth aus der Viehzucht weniger erſteht, wird ihm durch leidliche Preiſe ſeiner übrigen größtentheils im reichen Maaße geerndteten Früchte erſetzt und er wird vielleicht gut thun, einen Theil davon für das nächſte, wahrſcheinlich nicht ſo reiche Jahr aufzubewahren. Der Weingärtner, deſſen Hoffnungen ſo

oft wechſelten und getäuſcht wurden, wird durch Reſultate der letzten Jahre immer mehr darauf hingewieſen, daß Mühe und Fleiß im Weinberge nur lohnen, wenn ſie auch mit gehöriger Umſicht und Auswahl verbunden ſind, und daß es vortheilhafter wäre, ſchlechtere Lagen anderen ſicherern Kulturen zuzuwenden.

Aus Schleſien. (Mitte Februar).

Die ſtarke Zufuhr von Getreide drückt auf unſern Märkten gegenwärtig die Preiſe, welche ſich vor Kurzem ein wenig zu heben anfiengen, wieder herab, einzig die von Hafer halten ſich und haben mehr Neigung zum Steigen als zum Fallen. Von Waizen ſind in Breslau ziemlich bedeutende Maſſen aufgehäuft, mit denen man nur auf das Aufgehen der Oder wartet, um ſie bald weiter zu expediren. Sollte jedoch der Begehr nach England im Frühjahr nicht ſtark ſeyn, ſo dürfte der Gewinn, den man von der Spekulation in der gedachten Frucht machen wird, abermals nicht groß ſeyn. In Reps werden gegenwärtig wenig oder gar keine Geſchäfte gemacht, weil die Produzenten ihren Vorrath längſt verkauft haben. Kleeſaamen hat einen guten Preis, was daher kommt, daß im vorigen Jahre wenig davon gewonnen worden. — Man iſt ſehr geſpannt darauf, wie die Saaten aus dem Winter kommen werden, weil ſich darnach die Getreidepreiſe reguliren dürften. — Faſt bedenklich ſteht es um unſere Rübenzuckerfabriken, von denen man nicht ohne Grund fürchtet, es könne ihnen die Beſteurung den Todesſtoß geben, was wahrhaft zu bedauern wäre und manche empfindliche Verluſte herbeiführen würde. Schon hat dieſer Induſtriezweig einen weiten Umfang bei uns gewonnen, und man fängt allgemein an, ſich auf den Rübenbau zu verlegen, ſo daß eine ſtarke Concurrenz beim Anbote ſtattfindet und man den Centner Rüben zu 6 — 7 Sgr. (à $3\frac{1}{2}$ kr.) in großer Menge kaufen kann.

Aus Schleſien. (Mitte März).

Der Frühling tritt mit Kraft ein und die Vegetation fängt an ſich zu regen. Die Saaten zeigen ſich günſtig, ſelbſt der Reps,

für den man ſchon beſorgt war, ſcheint nicht gelitten zu haben. Die Getreidepreiſe ſchwanken, theils in Folge dieſer günſtigen Ausſicht, theils auch, weil die Spekulanten unſicher auftreten. Mehr als man erwartet hatte, kommt gegenwärtig an den Markt, wohl hauptſächlich, weil man den günſtigen Moment, wo ſich eben die Preiſe wieder ein wenig zu heben begannen, nicht verſäumen will; aber auch wohl noch deßhalb, weil man den guten Winterweg, den wir noch vor kurzem hatten, zum Verfahren benutzen wollte, zumal man dies, wenn, wie die Ausſicht iſt, die Ackerbeſtellung bald beginnen wird, nicht mehr ſo bequem thun kann. Man verſpricht ſich, frühern alten Erfahrungen zufolge, einen ſehr warmen und trockenen Sommer. Unter andern glaubt man, er werde ungünſtig für den Flachs werden, und wer es kann, der hält ſchon jetzt mit dieſem Produkt zurück. Von unſern Rübenzuckerfabriken können wir nur ſagen, daß ſie noch fortwährend zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben. Uebrigens ſind die Rüben des laufenden Jahrgangs reichhaltig geweſen, und es würde, ohne die Beſorgniß der Beſteurung des Zuckers, das Geſchäft zu ſchönen Hoffnungen berechtigen. (A. Z.)

Vom Rhein. (Ende April.)

Was die landwirthſchaftlichen Ausſichten in unſerer Provinz Rheinheſſen betrifft, ſo iſt die Repspflanze, wie man vermuthet, total erfroren, und ſind bereits faſt alle Felder, die damit beſaamt waren, umgepflügt, und theils mit Sommerfrüchten, theils mit Mohn beſtellt. Aber leider hat auch unſere Waizenſaat durch die Winterkälte, ſowie durch die Näſſe ſehr gelitten. Dagegen ſtehen unſere Roggenfelder herrlich und verſprechen eine reiche Erndte. — Die Sommerſaat iſt unter günſtigen Auſpizien in den Boden gekommen, dagegen ſind unſere Ausſichten auf ein gutes Futterjahr ſchon ſo ziemlich herabgeſtimmt, denn in Folge der kalten Aprilnächte haben die Wieſen und der Klee bedeutend gelitten.

Die Weinrebe litt am wenigſten von der Winterkälte und daher datirt ſich das Vertrauen unſerer Landleute auf ein gutes Weinjahr. (A. Z.).

Am 13. April 1837 war von der ökonomiſchen Geſellſchaft im Königreich Sachſen ein Preis von 100 Thalern auf eine dem Andenken des Geheimenraths Schubart von Kleefeld gewidmete Denkſchrift ausgeſetzt, welchen Preis dem Hrn. Amtmann Rockſtroh, Beſitzer des ehemaligen Kammerguts Göthewitz bei Weißenfels zuerkannt worden. Dieſe Schrift erſcheint im Verlage der Arnoldiſchen Buchhandlung in Dresden (B. a. landr. Z.)

Dieſer Herr Schubart zu Würchwitz bei Zeitz, welcher den Kleebau durch ſeine Schriften und ſein anregendes Beiſpiel in Aufnahme brachte, wurde deßhalb von dem Kaiſer in den Adelſtand erhoben, mit dem Beinamen von Kleefeld. Er ſtarb im Jahr 1787.

Der ſchottländiſche Pomolog Sir Archibald Grante hat ſein ganzes Leben unermüdet der Baumzucht gewidmet und erſtaunenswürdige Reſultate hervorgebracht. Wenn je ein Andenken im buchſtäblichen Sinne des Wortes grün erhalten wird, ſo iſt es gewiß das ſeinige; denn er hat theils eigenhändig, theils durch Miethlinge, nicht weniger als 48 Millionen der verſchiedenartigſten Bäume gepflanzt.

Gewerbe und Handel.

Wer iſt der Erfinder der Dampfbote?

Wenn eine Erfindung einen heimlichen Anfang nimmt und erſt nach und nach, durch Verbeſſerungen allerlei Art ins öffentliche Leben tritt, worauf oft Jahrhunderte verfließen: dann iſt oft ſchwer auf den erſten Erfinder zurück zu kommen. Wir fragen bei vielen Gegenſtänden oder Verfahrungsarten, welche der menſchlichen Geſellſchaft nützen, vergeblich nach dem Erfinder oder Entdecker; die Geſchichte nennt ihn nicht. Aber daß der Erfinder der Dampfböte, das iſt, der Name des Mannes, der zuerſt nicht allein den Gedanken hatte, Dampf als Triebkraft eines Schiffes zu be-

nutzen, alſo Ruder und Segel überflüſſig zu machen, ſondern dieſes wirklich praktiſch ins Werk ſetzte, noch im Zweifel ſteht, das ſcheint beinahe nicht glaublich. Dieſe Erfindung liegt kaum ein halbes Jahrhundert hinter uns, hat großes Aufſehen erregt, iſt von auſſerordentlichem allgemeinem Nutzen und im Lande ihrer Geburt ſo allgemein verbreitet: wer könnte glauben, daß man für den Erfinder zwei verſchiedene Namen nennt?

Robert Foulton wird in den meiſten Schriften als der Erfinder der Dampfböte genannt; er ſolle 1807 das erſte Dampfſchiff zu Newyork erbaut und damit den Hudſon-Bay befahren haben. Unſtreitig hat er große Verdienſte um die Dampfſchifffahrt und ihm möchte wohl das beſondere Verdienſt zuzuſchreiben ſeyn, ſeine Maſchine ſo eingerichtet zu haben, daß ſie mittelſt Räder mit Schaufeln das Schiff treibet; eine Einrichtung, welche bis auf die neueſte Gegenwart, ungeachtet ihrer mannigfachen Unbequemlichkeiten beſtehet.

Die Ehre der Erfindung, Dampf als Triebkraft der Schiffe anzuwenden, macht aber dem Robert Foulton *) ein Landsmann ſtreitig, nemlich ein Uhrmacher John Fitch zu Philadelphia. Dieſer faßte ſchon im Jahre 1785 den Gedanken, ein Schiff durch Dampfkraft zu treiben, aber er war arm, aus eigenen Kräften konnte er nicht ein Schiff mit einer Dampfmaſchine nach ſeinem Plane bauen, und die Aufgeklärteſten ſeiner Wohnſtadt ſchenkten ſeinem Projekte keinen Glauben; es hielt alſo ſchwer, es praktiſch darzuſtellen. Vergebens bot John Fitch den Congreß der vereinten Staaten um Unterſtützung; vergebens bot er ſeine Erfindung der ſpaniſchen Regierung an. Endlich erkannten einzelne Männer in Philadelphia die Möglichkeit und den Werth ſeiner Erfindung und brachten durch eine Geſellſchaft das Geld zuſammen, um ein Boot mit Fitch's projectirten und verfertigten Dampfmaſchine zu bauen und er hatte die Freude, daß es im Jahre 1788 auf dem Delaware von Neapel lief. War er vorher von ſo Manchen wegen ſeines Projects verſpottet und verlacht: ſo verſtummten dieſe, als ſie das Boot 20 engliſche Meilen fahren ſahen, ohne Segel und Menſchenhülfe. Aber Ficht's Unſtern wollte, daß der Dampfkeſſel

*) R. Foulton war 1765 zu Little Britanni der Grafſchaft Lameaſter in Penſylvanien geboren.

ſprang. Wer die Geſchichte der Dampfſchiffe, überhaupt der Dampfmaſchinen kennt, wird wiſſen, wie viele Male dieſer Unfall in ſpätern Zeiten eingetreten iſt; er iſt wahrlich dem Erfinder nicht anzurechnen, der die Spannkraft der Dämpfe noch nicht kannte, noch keine Berechnung, wie jetzt, darüber anſtellen, noch keine Gegenmittel anwenden konnte. Setzte dieſer Unfall unſern Fitch in Verlegenheit, ſo ſchlug er ſeinen Muth nicht nieder, er glaubte ſeiner Sache gewiß zu ſeyn. Er verſchaffte ſich einen andern Keſſel, und fuhr wieder und wiederholend mit dem Boote; der erſte Verſuch bewährte ſich in der Hauptſache und nachherige Verbeſſerungen, welche Erfahrung und Nachdenken gelehrt hätten, würden wahrſcheinlich weiter gebracht und den Erfinder bereichert haben. Aber bei jeder neuen Fahrt gieng an der Maſchine etwas entzwei, der unglückliche Erfinder hatte ſtets mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen, neue Unfälle zu überwinden, woran theils ſeine eigene Unkunde in dieſer Art der Anwendung der Mechanik und theils auch der damalige noch niedrige Stand der mechaniſchen Künſte ſchuld ſeyn mochten. Fitch kam immermehr in Schulden, weil zugleich das Geſchäft, was ihn und die Seinigen nähren ſollte, vernachläſſiget wurde; er wurde aus Mangel an Mitteln genöthigt, die weitere Ausführung ſeiner Erfindung aufzugeben, und ſo ging eine Erfindung in Vergeſſenheit über, welche erſt 19 Jahre ſpäter ſein Landsmann, in wahrſcheinlich verbeſſerter Art, wieder erfand. Fitch Dampfmaſchine ſetzte nämlich Ruder als bewegende Kraft des Boots in Bewegung, da Foulton's Maſchine, wie die Berichte über ihn ſagen, Schaufel-Räder zum Treiben der Boote anbrachte. Fitch wollte durch ſeine Maſchine nur die Menſchenhände an der Ruderbank erſetzen; Foulton ſetzte dafür eine ganz neue Art von Bewegungskraft ein. Fitch gieng den Gang der meiſten Erfinder im Maſchinenweſen, wenn ihnen nicht höhere mechaniſche Wiſſenſchaft beiwohnet: er verband das Neue mit dem bekannten Alten; es iſt aber immer ein Fortſchritt. Sehr wahrſcheinlich lag in ſeiner Einrichtung die Urſache großer Hemmungen und Zerbrechlichkeit. Dennoch war er von der Richtigkeit ſeiner Behauptung, daß durch Dampf Schiffe getrieben werden können, ſo ſehr überzeugt, daß er noch vor ſeinem Tode, der wenige Jahre nach dem Mißlingen ſeines Werks eintraf, der Stadt-Bibliothek von Philadelphia ein Manuſcript in 3 Bänden verſiegelt

übergab, welches erſt 30 Jahre nach ſeinem Tode geöffnet werden ſollte, worin er ſeine Ideen von der Dampfſchifffahrt dargelegt, und zugleich prophezeiet haben ſoll, daß in weniger denn hundert Jahren alle Flüſſe des nordamerikaniſchen Weſtens mit Dampfſchiffen beſetzt ſeyn würden, und er hat Recht gehabt; ſchon nach 50 Jahren ſchwimmen mehr als 600 Dampfſchiffe aller Art allein auf dem Miſſiſippi-Strome.

Foulton hatte zum zweiten oder dritten Erfinden der Anwendung der Dampfmaſchinen auf die Schifffahrt viel von dem erſten Erfinder J. Fitch voraus, denn dieſer wußte wahrſcheinlich zu der Zeit, als er den Gedanken faßte, wenig Wiſſenſchaftliches von der Wirkung des Dampfes auf die Bewegung der Maſchinen; wahrſcheinlich war in ſeiner Lage ihm nicht bekannt geworden, was einſt Papin ſeit 1690 in dieſer Beziehung geleiſtet, was ſpäter 1705 Newcomen und Savery verbeſſert hatten, was Leapold in Deutſchland in ſeinen mechaniſchen Theatern ums Jahr 1724 von Dampfmaſchinen mit Kolben ſchon gelehrt hatte; vielleicht waren nur Erzählungen von dem, was Watt ſeit 1769 Großes in England mit dem Waſſerdampfe ausrichtete, nach Philadelphia gekommen. Fitch erfand Alles aus ſich ſelbſt, ohne Vorbild, ohne Beſchreibung einer ähnlichen Vorrichtung; er hatte mechaniſche Naturanlagen. Dieſer erfreute ſich ſein Landsmann und Nachfolger in der Erfindung auch, und vielleicht in einem höheren Grade; Foulton war aber glücklicher in dem Gange ſeiner Ausbildung, obſchon er mit ähnlichen Schwierigkeiten als Fitch zu kämpfen hatte. Folton hatte wenig bemittelte Eltern, verlohr ſeinen Vater im dritten Lebensjahre, genoß nur einen dürftigen Unterricht in ſeiner Vaterſtadt und es wurde als ein großes Glück betrachtet, als er bei einem Goldſchmidt in Philadelphia in die Lehre kam. Hier erwachte ſeine angeborne Anlage zur Zeichen-Kunſt; jeden müſſigen Augenblick widmete er derſelben und die Fortſchritte, welche er darin machte und ſeine überwiegende Neigung zu dieſer Kunſt bewogen ihn es zu wagen, ſeine angewieſene Beſchäftigung zu verlaſſen und ſich der Malerei zu widmen. Das Glück war mit ihm; er gelangte dadurch bald zu einem Vermögen, daß er ein Landgut kaufen konnte. Einer ſeiner Landsleute, der ſeine Talente zu würdigen verſtand (etwas Seltenes in den vereinigten Staaten), rieth ihm zu ſeiner weiteren Ausbildung nach

England zu reiſen, wo er denn mehrere Jahre mit größtem Fleiße in der Werkſtatt des als Maler berühmten West der Kunſt oblag. Seine Fortſchritte darin befriedigten ihn aber nicht; er verzweifelte, jeden Ruhm in der Malerei zu erreichen, den das Bewußtſeyn von den in ihm obliegenden Fähigkeiten erreichen zu müſſen, ihm vorſchweben ließ; ſein thätiger Geiſt ſuchte ſich ein anderes Gebiet der Thätigkeit, und er wählte die Mechanik. Glücklich iſt der Mann, der ſeine Talente zeitig genug wägt und ſchätzt, dann aber auch im Stande iſt und Muth genug hat, eine veränderte Laufbahn zu betreten. Foulton that es. Er fand einen Landsmann in London vor (Ramſey), der gekommen war, um Englands neue Erfindungen, beſonders Watts Dampfmaſchinen, welche Englands gewerbliche Macht ſo ſehr vergrößert haben, kennen zu lernen und in ſein Vaterland zu verpflanzen; dieſer Landsmann vereinigte ſich mit Foulton in den Studien der Mechanik, beſonders der Dampfmaſchinen, und letzterer überſah ſchon damals 1793, daß eine Bewegung der Schiffe durch eine ſolche Maſchine möglich ſeyn werde. Doch er ſollte noch einmal ſeine Malerkunſt üben, um Anſehen und Verdienſt und die Mittel für den Gang der nächſten Zukunft zu erlangen. Der amerikaniſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe Joël Barlow arbeitete an einem Panorama und rief Foulton nach Paris zu ſeiner Hülfe. Die Fertigkeit in ſeiner Kunſt verſchaffte ihm da die Mittel, in Paris länger zu verweilen und ſich dem Studium der Mechanik zu widmen, welches durch den durch Barlow erlangten Umgang mit den dortigen Mathematikern und deren Schriften erleichtert wurde. Schon damals machte er verſchiedene Erfindungen, wovon beſonders die von im ſogenannte „Torpedo" *) und ein Fahrzeug, womit man untertauchen und der Verfolgung eines Feindes ſich entziehen konnte, in Frankreich und auch in England Aufſehen machte. Es war die Zeit des Krieges zwiſchen England und Frankreich in Folge der Revolution. Er bot deßhalb dieſe beide Erfindungen zuerſt dem Directorium an, erhielt aber, ungeachtet des günſtigen Berichts der zur Prüfung ernannten Commiſſion, keine Antwort; ſpäter nahm Napoleon als erſter Conſul davon Notiz, es wurden Verſuche gemacht, welche

*) Der Torpedo war eine Art von mit Pulver gefüllte Bombe, welche man unter dem Waſſer platzen laſſen konnte.

günſtig ausfielen, nur lauerte man auf ein engliſches Schiff, das ſich der franzöſiſchen Küſte nähern ſollte, um es mittelſt den Torpedo in die Luft zu ſprengen; da aber keines kam, ſo ward Napoleon ungeduldig und entzog dem Erfinder ſeinen Schutz. Foulton gieng nun zu ſeiner früheren Idee über, mittelſt der Dampfmaſchine Schiffe zu regieren und machte auf der Seine zu Paris den erſten Verſuch mit einem Schiffe, das, verglichen mit den jetzigen Dampfſchiffen, ſehr unvollkommen war. Er mißlang, wie die ausgezeichneten franzöſiſchen Mechaniker befürchteten, ob die Mängel des Schiffes oder der Maſchine oder ob der Fluß daran ſchuld war, iſt nicht ausgemacht; die Erfindung blieb in Frankreich unbeachtet.

England, immer aufmerkſam auf die Erfindungen in andern Ländern, welche dieſe in Vortheil bringen können, benutzte dieſen ungünſtigen Erfolg, welchen Foulton zu Paris gehabt hatte, und lud ihn ein herüber zu kommen. Es war aber der engliſchen Admiralität nur an den Verſuchen unter dem Meere gelegen, der Erfindung der Dampfſchifffahrt ſchenkte ſie ſo wenig Aufmerkſamkeit, daß Foulton, des langen Zauders müde, England verließ und ſich nach Newyork einſchiffte. So wenig wußte man in England noch ums Jahr 1801 eine Erfindung zu beurtheilen und zu ſchätzen, welche man jetzt dort mit größtem Eifer cultiviret. Es iſt dies um ſo mehr zu bewundern, da zu der Zeit die Dampfmaſchinen, durch Watts Erfindungsgeiſt, ſchon in anderen Anwendungen, eine große Vollkommenheit erreicht hatten.

In Newyork angekommen, war die Anwendung der Dampfmaſchinen auf die Schifffahrt der Gegenſtand ſeiner erſten Thätigkeit. Aber Jahre vergingen, ehe er ſeine Staaten-Regierung von dem Nutzen dieſer Erfindung überzeugen konnte, gleich ſeinem Vorgänger Fitch vor 19 Jahren. Endlich gelang es ihm und er erhielt die nöthige Geldunterſtützung, und nun beſchäftigte er ſich mit einem Schiffbaumeiſter Levicaton einzig mit dem Bau eines Dampfſchiffes, das die Fahrt auf dem Hudſon machen ſollte. Im Jahre 1807 lief es vom Stapel. Eine große Menge Menſchen hatte die Neugier herbeigelockt, um ein Schiff ohne Segel fahren zu ſehen. Foulton erfuhr, was einſt ſein Vorgänger erfahren hatte und ihm ja ſchon in Frankreich zu Theil geworden: Spottreden und Hohngelächter bis zu dem Augenblicke, worin das Fahrzeug

abfuhr und nun 4 Meilen in einer Stunde ſegelte. Aber er war glücklicher als ſein Vorgänger; ihm ſprang der Keſſel nicht, denn er hatte an Watts Dampfmaſchinen die nöthige Beſchaffenheit derſelben und die nöthige Vorſicht dabei kennen gelernt; er kam mit ſeinem Schiffe zurück und die vorher lachende Menge empfing nun den Künſtler mit rauſchendem Beifalle.

So ward Foulton die Ehre, als Erfinder der Dampfſchifffahrt genannt zu werden, weil ſeines armen Vorgängers Fitch mißlungene Verſuche vergeſſen waren, und ſo trägt Nordamerika den Ruhm, daß dieſe weit verbreitete Schifffahrt von ihm ausgegangen ſey, den England ſich hätte erwerben können, wenn die dortigen Ingenieure auf die Erfindung eines Amerikaners ihre Aufmerkſamkeit gerichtet hätten, da die Anwendung der Dampfmaſchinen auf andere große mechaniſche Werke in England ſchon weit gediehen war; nun mußte England dieſe Erfindung aus Amerika holen.

Der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika ertheilte hiernach Foulton ein Patent zur alleinigen Betreibung und Beförderung ſeines neuen Schifffahrts-Syſtems auf den großen Flüſſen der Union und unternahm auf Koſten der Regierung die Herſtellung von Krieges-Fregatten mit Dampfmaſchinen, um die Häfen zu beſchützen, da die damaligen kriegeriſchen Umſtände dies zu erfordern ſchienen. Foulton ſtellte am 20ten Juni den Kiel dieſer Fregatte auf und im folgenden Oktober war ſie flott. Sie war 146 Fuß lang und 50 Fuß breit, zählte 30 Stückpforten für ſo viele Kanonen von 32pfündigem Kaliber und 2 Stücke noch an den beiden Enden aufgeſtellt, welche eine 100pfündige Kugel trugen; eine Reihe faſcher Geſchütze, welche wegen der Dampfmaſchine ſtumm bleiben mußten, bedeckten noch die Seiten der Fregatte, und auſſerdem warfen mehrere angebrachte Mündungen Ströme ſiedendes Waſſer aus, und das Schiff machte ſo eine vollſtändige ſchwimmende unüberwindliche Feſtung. Die Maſchine und das Treibrad war in der Mitte angebracht und vor dem feindlichen Feuer durch eine 6 Fuß dicke Bekleidung geſchützt. Wahrlich kein kleines Werk! Schade, daß die Kraft der Maſchine nicht angegeben iſt; ſie muß beträchtlich geweſen ſeyn.

Foulton erlebte aber den Erfolg dieſes großen Werkes nicht. Obſchon das erhaltene Patent ihm die alleinige Benutzung ſeines

Syſtems der Dampfſchifffahrt zuſprach, ſo bildeten ſich doch bald Geſellſchaften, die nun auch Dampfſchiffe baueten; er gerieth dadurch in Prozeſſe, welche ihm viel Verdruß machten. Da man aber ſo weit gieng, ihm ſogar das Verdienſt ſeiner Erfindung abzuſprechen (welches von denen, die Fitchs Verſuche kannten, auch ſo ganz unrecht nicht war), verfiel er in eine hitzige Krankheit, welche bald einen gefährlichen Charakter annahm. Kaum trat einige Beſſerung ein, ſo eilte er wieder hinaus, um die Arbeiten an der Fregatte zu beſichtigen; da trat das Fiber zurück und raubte ihm das Leben am 24. Februar 1815; zu früh für die praktiſche Anwendung ſeiner Kenntniſſe, für ſein Vaterland aber vielleicht zu rechter Zeit für die Ruhe ſeines Lebens.

Die öfteren und wiederholten Verſuche, welche er machte und machen mußte, um ſicher zu gehen bei der Ausführung ſeiner mechaniſchen Ideen, erforderten beträchtliche Summen, und erſchöpften ſein ganzes Vermögen, ungeachtet des oft anſehnlichen Gewinnſtes, welchen ihm die Verbeſſerungen der mechaniſchen Arbeiten gebracht hatten. Er ſah ſich daher bald in Geldverlegenheiten, und dieſe nöthigten ihn, ſein Privilegium für die mehrſten Flüſſe der vereinigten Staaten oft zu geringen Preiſen zu verkaufen, wovon er alſo keinen weitern Gewinn hatte. Nur für zwei Flüſſe hatte er das Privilegium noch bewahrt, als er unter Nahrungsſorgen und in dem Unmuthe ſtarb, ſeiner Familie eine Schuldenlaſt von mehr als 100,000 Dollars hinterlaſſen zu müſſen. Er ſtarb ärmer als ſein Vorgänger Fitch, weil ſeine Kenntniſſe und ſein erlangter Ruf ihn mehr wagen ließen; er hatte das Schickſal vieler Wohlthäter der Menſchheit.

Wenn aber die Frage: wer der Erfinder der Dampfböte war? berathen werden ſoll, ſo darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Geſchichte uns nach Fitch und vor Foulton noch mit ein Paar Dampfböten bekannt macht, welche in Schottland gezeigt worden. Das Brockhaus'ſche Real-Lexikon erwähnt unter dem Artikel "Dampfboot" daß 1791 Clärke zu Leith in Schottland ein Boot zeigte, das blos durch Dampf getrieben ward. Einige Zeit nachher ſey ein ähnliches Boot zu Glasgow in Schottland gezeigt worden. Dampf war alſo die eigentliche Triebkraft, welche auf eine Maſchine wirkte, welche dieſe Böte in Bewegung ſetzte; ob das unmittelbare Werkzeug Ruder, wie Fitch oder Räder wie Foul-

ton ſie gebraucht hatte, waren, iſt dem Verfaſſer unbekannt geblieben; es konnte auch ein drittes Werkzeug ſeyn, welches angebracht worden. Immer aber hatte Clärke, früher als Foulton, eine Dampfmaſchine zur Schiffsbewegung gebraucht, worauf es bei der geſtellten Frage eigentlich ankommt. Da 1791 der Gebrauch der Dampfmaſchinen zu andern Zwecken, beſonders durch Watts eifrige Bemühungen, ſeit 1769 ſchon weit gediehen war, ſo konnte die Anwendung derſelben auf die Schifffahrt für jene Schotten ebenfalls eine ſelbſtſtändige Erfindung ſeyn, der, wie bei Foulton, die vorliegenden anderweitigen Anwendungen der Dampfmaſchinen zur Grundlage dienten; aber Clärke und Conſorten konnten auch dieſe Anwendung urſprünglich erfinden, ohne die vorhandenen Dampfmaſchinen zu kennen, wie es einſt Fitch gethan.

Fitch ſcheint nach dieſem Allen der erſte Erfinder der Dampfböte zu ſeyn, und wenn Clärke in die Reihe tritt, ſo würde Foulton, dem man die Ehre der Erfindung davon zuſchreibt, der dritte Erfinder derſelben ſeyn. Alle werden ſie unbewußt von einander erfunden haben.

Die Ausdehnung der fetten Oele.

Daß die Wärme die ſtarren und die flüſſigen Körper ausdehnt, iſt ſo ziemlich allgemein bekannt, nur die Größe der Ausdehnung iſt noch wenig beſtimmt, und doch würde dieß ein Gegenſtand der Naturforſchung für das praktiſche Leben ſeyn. Nur als Beiſpiel will ich bei der Ausdehnung der fetten Oele ſtehen bleiben, weil der Zufall mich darauf hinleitete.

Dr. Graham hat die Beobachtung gemacht, daß fette Oele auf jeden Grad des hunderttheiligen Thermometers, vom Eispunkte an bis zum Südpunkte des Waſſers, ſich $^1/_{1200}$ des ganzen Volumens ausdehnen; doch leiden einige davon einen aber nicht bedeutenden Unterſchied, wie Preiffer erforſcht hat. Jene Ausdehnung erleidet beſonders Leinöl und Baumöl. Kauft man alſo im Winter bei nur — 5° Celsius — 4° Réaumur Kälte 1200 Maaß von dieſen Oelen, ſo hat man im Sommer, wenn die Wärme = 25° C. = 20° R. iſt, 1230 Maaß im Faſſe, wenn dieſe Wärme darauf wirken kann. Rüböl, unrafinirtes nämlich, (gut gereinigtes wird ſich etwas ſtärker ausdehnen, weil

die Cohäſion dadurch geringer geworden iſt) dehnt ſich auf jeden Grad $\frac{1}{1120}$ des Volumens aus, alſo unter obigen gleichen Umſtänden werden 1120 Maaß im Winter, 1150 Maaß im Sommer ſeyn.

Wallfiſchthran dehnt ſich $\frac{1}{1000}$ des Maaßinhalts aus, alſo unter den angenommenen Umſtänden ſind 1000 Maaß im Winter, 1030 Maaß im Sommer.

Um dieſe Ausdehnung zu prüfen, hat man eine genau nach hundert Theilen getheilte Thermometer-Röhre mit einer Portion des zu prüfenden Oels zu füllen, die Röhre in eben ſchmelzendes Eis zu ſtellen, und den Punkt zu bemerken, bis auf welchen ſich das Oel zuſammen zieht, dann das Eis völlig ſchmelzen zu laſſen und möglichſt langſam bis zum Kochen zu erwärmen, worauf man den Stand des Oels wieder bemerkt. Z. B. das Oel ſtände im ſchmelzenden Eiſe $= 0°$ in der Röhre bei dem Strich der Scale 50, und bei dem kochenden Waſſer bei dem Scalen-Strich 55, ſo betrüge die Ausdehnung für jeden Grad Celsius $= \frac{55-50}{100} = \frac{5}{100} = \frac{1}{20}$ Grad, d. i. $\frac{1}{50 \times 20} = \frac{1}{1000}$ des Volumens, welches das Oel bei $0°$ einahm.

Die Nutzanwendung möchte ſich leicht machen laſſen. 1) Es iſt vortheilhafter, Oel im Winter einzukaufen, der Verkäufer kann im Sommer mehrere Maſſen wieder ausmeſſen; es giebt einen Gewinn von 2 bis 3 Proc. 2) Der Conſument muß, wenn er im Großen einkauft, daſſelbe thun, oder nicht nach Maaß, ſondern nach Gewicht handeln. 3) Im Winter dürfen Oelfäſſer nicht vollgefüllt werden, weil ſie ſonſt in der Sommerwärme, beſonders wenn ſie verfahren werden, platzen, oder das Oel durchdringen kann, wie es die Erfahrung zuweilen ergiebt.

Die Kenntniß dieſer Ausdehnung kann auch eine gerichtliche Wichtigkeit haben. Das Journal de Pharmac. Febr. 1839. erzählt einen derartigen Fall, der dem Verfaſſer zu Rouen vorgekommen, daß nämlich die dortige Zollbehörde am 21. März ſich überzeugte, es wären, nach der Angabe des Inhabers, 1689 Hectoliter Oel in der Niederlage vorhanden. Der Inhaber kaufte bis zum 14. Juli 2543 Hect. dazu, und hatte auch dieſe Zahl angegeben. Eine Unterſuchung der Zollbehörde an dieſem Tage ergab aber, daß nicht 4232, ſondern 4280 Hect. auf dem Lager

waren. Es wurden daher die 48 Hect. Unterſchied, als durch Zoll-Defraudation hinzugekommen angeſehen, während doch dieſe Maaß-Vermehrung allein dem mittleren Temperatur-Unterſchied von 14°, zwiſchen der Zeit des Einkaufs und dem 14. Juli zuzuſchreiben war. — Alſo Naturkunde iſt auch nöthig, um gerecht zu ſeyn.

Ueber den Hausſchwamm.

(Auszug aus der allgemeinen Bauzeitung.)

Wir entlehnen darüber der Allgem. Bauzeitung Folgendes: Wird ein Baumſtamm im Frühjahr und Sommer gefällt, ſo ſind alle ſeine Zellgewebe mit Saft erfüllt. Die Cirkulation des Saftes iſt plötzlich gehemmt, und da nun der Stamm auch noch ſeiner Rinde beraubt wird, die äußern zarten Zellgewebe alſo dem Einfluſſe der Witterung ausgeſetzt ſind, ſo muß der Saft in Stockung gerathen, und in Gährung übergehen, wodurch der Schwamm zunächſt entſtehen möchte. Man wird nun freilich hiergegen einwenden: wenn dieß ſich ſo verhielte, ſo müßten alle Stämme, die im Frühjahre und Sommer gefällt werden, Schwamm erzeugen, welches doch aber der Fall nicht ſey. Wohl wahr; aber ſo wie nicht jeder Menſch, der ſich inmitten von anſteckenden Krankheiten befindet, ſondern nur der, in welchem die Dispoſition zur Krankheit vorhanden iſt, inficirt wird, eben ſo iſt es mit dem Baume. Nur der Stamm wird indeſſen, wenn er zur Unzeit im Frühjahre oder Sommer gefällt iſt, Schwamm erzeugen, in welchem die Saftbeſtandtheile in Stockung und Gährung gerathen, und die ganz beſondere Dispoſition zur Schwammerzeugung vorhanden iſt. Bäume, die im Winter gefällt werden, ſind dem nicht ausgeſetzt. In dieſer Jahreszeit circulirt der Saft in denſelben nur ſehr wenig, und finden ſich alſo auch nur wenige Safttheile im eingedickten Zuſtande vor, die, wenn die Stämme gefällt ſind, eintrocknen, und zu harzigen und feſten Beſtandtheilen ſich bilden. Dazu kommt nun noch, daß im Frühjahr und Sommer gefällte Bäume gewöhnlich lange in den Forſten liegen bleiben, erſt im Winter bei hartem Froſte weggebracht werden, und dann, wie es in Böhmen und Sachſen der Fall iſt, in Flößen oft noch ſechs bis acht Wochen

auf dem Waſſer zubringen und ſich voll Näſſe ſaugen, welches Alles dazu beiträgt, daß ſolches Bauholz von Schwamm ergriffen werden muß, weßhalb auf dem Holzplatze, wo ſolches in großen Haufen gelagert wird, nicht ſelten Stämme mit vollen Schwamm-auswüchſen, und wieder andere, wo der Schwamm noch nicht zum vollen Ausbruche gekommen iſt, zu finden ſind. Wer nun das Unglück hat, ein ſolches Stück Bauholz zu erhalten, dem iſt in dem kurzen Zeitraume von einem halben Jahre ſein ganzes Haus davon inficirt.

Daß dem ſo iſt, beweiſen vielfältige Beiſpiele; wo käme ſonſt wohl der Schwamm in einem Hauſe her, welches, vielleicht mehrere hundert Jahre alt, nie den Schwamm gehabt hat, und durch Legung eines einzigen neuen Fußbodens oft ſolchen erhält; es iſt alſo klar, daß der Same des Schwammes im Holze ſchon vorhanden war, und daher feſt zu behaupten, daß der Schwamm einzig und allein im Holze ſelbſt liegt, und mit dieſem in die Häuſer hinein gebaut wird. So lange man nun alſo dem Unfuge, das Holz im Frühjahr und Sommer zu fällen, nicht ſteuert, ſo lange wird man fortdauernd Klagen über den Schwamm hören. Seine Fortpflanzung iſt ſehr ſtark, ein einziger Schwamm hat viele tauſend Samenkörner, und nicht allein dieſe pflanzen ihn fort, ſondern ſogar die kleinſten Fäſerchen der Schwammblätter und Schwamm-wurzeln wuchern unglaublich ſchnell, wie ich ſelbſt mich überzeugte, indem ich ein vom Schwamm inficirtes Brettſtückchen, an welchem nur wenige an der Luft ſchon ſcheinbar erſtorbene Schwammfäſerchen hafteten, in einen Miſtbeetkaſten ſetzen ließ, und nach 14 Tagen war der ganze aus Brettern beſtehende Miſtbeetkaſten damit überzogen.

Ueberhaupt iſt ein mit Dünger oder Humus geſchwängerter Boden der Schwammfortpflanzung ſehr förderlich, indem man am häufigſten ihn in ſolchen Gebäuden findet, die auf ſtark gedüngtem Acker- oder Gartengrunde erbauet worden, und wo die Vorſicht, die humushaltige Erde zu entfernen, nicht gebraucht iſt. Unendlich viele Beiſpiele lehren, daß weder die hohe, noch die niedrige Lage der Gebäude, weder die feuchte noch die trockene Lage derſelben, Veranlaſſung zum Schwamme geben; ich habe ſehr häufig auf Anhöhen gelegene Gebäude ganz ſtark vom Schwamme inficirt, und ganz feucht und niedrig gelegene nicht davon heimgeſucht ge-

funden; ja, noch kürzlich iſt mir ein Fall vorgekommen, wo gerade in einem hölzernen Gebäude in einem Zimmer, wo alle Tage im eiſernen Ofen ganz ſtark geheizt wurde, dicht hinter dem heißen Ofen gerade der Schwamm am ſtärkſten gewuchert hatte. Es iſt mir ſelbſt der Fall vorgekommen, wo ein altes Gartenhaus, in dem beinahe jährlich, wegen ſeiner niedrigen Lage, das Waſſer im Frühjahr dicht an über dem Fußboden geſtanden, und wo dafür ein neues koſtbares Gebäude 2 Fuß hoch über dem Fußboden des alten abgebrochenen mit aller Vorſicht angelegt worden, dennoch im neuen Gebäude der Schwamm ausbrach. Wie unrecht thut man daher dem Baumeiſter, wenn man, wie oft von Unkundigen geſchieht, ihm es zur Laſt legt, und ihn mit Vorwürfen überhäuft, wenn der Schwamm in einem neuen Gebäude ausbricht, da er daran in der Regel ganz unſchuldig iſt, wenn er ſich nicht gerade zu grobe Vernachläßigung hat zu Schulden kommen laſſen. Dafür ſollte man lieber Sorge tragen, daß ſtrenge Forſtgeſetze das Fällen des Holzes im Frühjahr und Sommer verhüteten, daß man die Werkleute, namentlich die Zimmerleute, mit den Schwammgewächſen genau bekannt machte, damit ſie beim Beſchlagen und Zurichten der Hölzer genau darauf achteten, wenn Hölzer vorkommen, die den Schwamm ſchon in ſich haben, und dieſe nicht verbauen, wie mir dieß ſo ſehr häufig vorgekommen iſt, und dieſe Leute dann in ihrer Unkenntniß ganz und gar noch mit der gewöhnlichen trivialen Benennung, daß der geringe weiſſe Schimmelanflug nur ein wenig Stock ſey, noch dagegen ſtreiten, daß dieß kein Schwamm ſey. — Um nun endlich die Beantwortung der Hauptfrage zu erledigen, durch welche Mittel die Fortpflanzung des Schwammes gehindert werden könne, wenn er in einem Gebäude vorhanden, ſo hat ſich, auſſer dem zwar ſehr wirkſamen, aber doch leicht der menſchlichen Geſundheit ſehr nachtheilig werdenden Mittel des Queckſilber-Supplimats, der Mauir-Cement ganz beſonders wirkſam bewährt. Entfernt man ſorgfältig alle vom Schwamm ergriffenen Theile des Gebäudes und der Füllung unter dem Fußboden, und überzieht ſowohl Fundamentmauer, als die untern Theile der Wände, die Unterlager der Fußbodenbretter, mit Maſtir-Cement, ſo wird gewiß kein Schwamm wiederkehren, indem da, wo dieſer Cement aufgetragen wird, aller Wachsthum aufhören muß, da er einen vollkommen lackähnlichen Ueberzug ohne Poren bildet. Außer-

dem iſt zu rathen, den Boden mit einem einen Zoll hohen Lager Eiſen-Vitriol in Stücken zu beſchütten, und dieß ſelbſt ſeitwärts an dem Fundamente zu thun, wozu man ſich des einfachen Mittels bedienen kann, daß, wenn a das Fundament iſt, man in b ein 3 Fuß langes und ſo hohes Brett, als die Füllung aufgeſchüttet werden ſoll, 1 Zoll entfernt von dem Fundamente a aufgeſtellt, in d die Füllung dagegen ſchüttet, nachdem zuvor in den 1 zölligen Zwiſchenraum x Eiſenvitriol geworfen worden. Iſt die Füllung dann dagegen geſchüttet, ſo zieht man an der Handhebe c des Brettes das Brett heraus, und die Füllung wird gegen den Eiſenvitriol ſich legen, und ſo eine Scheidung zwiſchen Füllung und Fundament bilden, welches allen Wachsthum des Schwammes hindert.

Ueber das Bleichen der Leinwand *).

Hr. Dr. Waltl hat in dem Jahresbericht der Gewerbsſchule zu Paſſau eine Abhandlung über obigen Gegenſtand mitgetheilt, die wir ihres allgemeinen Intereſſes wegen, hier folgen laſſen.

Der Flachs ſowohl, als der Hanf iſt mit einer harzigen Subſtanz verbunden, daher die rohe Leinwand ſtets ſchmutzig- oder graubraun iſt. Obwohl ungebleichte Leinwand bedeutend feſter und dauerhafter iſt, ſo wird ſie doch, Packleinwand ausgenommen, nicht in dieſem Zuſtande gelaſſen, weil ſie gebleicht viel ſchöner iſt. Das Verfahren zu bleichen glaubt jede Hausfrau auf dem Lande zu verſtehen, und eben dieſer Umſtand iſt der Einführung einer beſſern Bleichmethode ſo hinderlich, daß noch viele Jahre vergehen werden, ehe das Bleichen nach Grundſätzen ausgeführt wird. Die Aufgabe des Bleichers iſt, Leinwand oder Leinengarn in möglichſt kurzer Zeit, mit möglichſt geringer Auslage und mit möglichſt geringer Verringerung der Dauerhaftigkeit derſelben vollkommen weiß zu bleichen. In den gewöhnlichen Bleichereien wird dieſer Anforderung nnr theilweiſe genügt, es wird Zeit und Material verſchwendet, und die Leinwand durch zu langes Liegen im Freien in Hinſicht auf Güte ſehr verſchlechtert.

---

*) Aus Leuchs polytechniſche Zeitung.

Die durch lange Erfahrung erprobte, zweckmäßigſte Bleichmethode hier ausführlich darzuſtellen, wird unſere Aufgabe ſeyn.

A. Natürliche oder Raſenbleiche.

1) Der Fermentations- oder Gährungsprozeß.

Die Leinwand iſt ſtets durch die Weberſchlichte, welche aus Kleiſter, Kleber und Schleim beſteht, wie auch durch Schmutz verunreinigt. Das bloße Einweichen oder Kochen im Waſſer iſt nicht hinreichend wirkſam, dieſe Schlichte, die zwiſchen den Faſern der Fäden ſteckt, herauszubringen, da der Kleiſter dadurch nur aufſchwillt, indem er bekanntlich in Waſſer nicht löslich iſt. Man laſſe daher die Leinwand, nachdem ſie in warmem Waſſer eingeweicht iſt, bei einer Temperatur von wenigſtens 12 Grad Reaumur ſo lange in einer bedeckten Kufe liegen, bis es merklich ſauer geworden iſt, wozu 2 bis 3 Tage erforderlich ſind. Bei dieſem Gährungsprozeß entwickeln ſich auf der Oberfläche des Waſſers Blaſen, und es entſteht ein Schaum von ſolchen Theilen, die ſich von der Leinwand getrennt haben. Man läßt dann das Waſſer durch einen Hahn ab, bringt die Bleichwaare an ein fließendes Waſſer, wäſcht und tritt ſie gut aus, bringt ſie in die Walke, wo ſie zweimal gewalkt wird, und wäſcht ſie noch einmal aus.

2) Behandlung der Bleiche mit Aezlauge und Auslegen auf dem Bleichplatz.

Gewöhnlich macht man die Lauge höchſt unzweckmäßig auf die Art, daß man geſiebte oder ſogar ungeſiebte Holzaſche auf ein Leintuch bringt, das über eine Kufe geſpannt iſt und heißes Waſſer darauf gießt. Dadurch löſet ſich die in der Aſche befindliche Pottaſche auf, und man erhält ſo eine bald ſtärkere, bald ſchwächere Lauge, welche, weil das Kali mit Kohlenſäure verbunden iſt, nicht im Stande iſt, viel von dem braunen Farbſtoff der Leinwand aufzulöſen; denn es iſt längſt erwieſen, daß das beſte Auflöſungsmittel dafür die Aetzlauge iſt. Dieſe macht man, indem man geſiebte Aſche mit dem zehnten Theil dem Gewicht nach gebrannten Kalkes miſcht. Damit der Kalk ſich gut miſcht, muß er in Mehlgeſtalt angewendet werden. Man beſpritze deßhalb den gebrannten Kalk ſo lange in Zwiſchenräumen mit Waſſer, bis er von ſelbſt in Kalkmehl zerfallen iſt, und miſche dieſen mit der Aſche recht gut. Um das Stauben zu verhüten, beſpritze man den Haufen,

Dieſe gemiſchte Aſche bringt man in eine Kufe mit doppeltem Boden und Hahn, wovon der obere durchlöchert und mit geſchältem und geſottenen Birkenreiſig belegt iſt, damit keine Aſche durchfalle, gieße heißes Waſſer auf und mache die Lauge 4 Grad nach Becks Laugenmeſſer ſtark. Iſt ſie anfangs ſtärker, ſo gieße man friſches warmes Waſſer auf die Aſche nach. Man bringe dann die Bleichwaare ſchichtenweiſe in die Sechtelbütte, welche gerade ſo, wie der Keſſel des Seifenſieders gemacht iſt, und gieße zwiſchen jede Schichte warme Lauge, bis die Kufe voll iſt. Man läßt ſo die Waare 12 Stunden liegen, macht dann unter den Keſſel Feuer und kocht 12 Stunden lang, indem man das verdampfte Waſſer ſtets erneuert. Man läßt dann den Keſſel abkühlen, bis man die Waare bequem herausnehmen kann, nimmt ſie heraus, wäſcht ſie in fließendem Waſſer gut aus und ſpannt ſie auf dem Bleichplatze aus. Man beſpritzt ſie, ſo oft ſie ganz trocken geworden. Nach 3 Tagen wendet man ſie um und nach 6 Tagen bringt man ſie wieder in die Sechtelbütte zur zweiten Kochung. Man nimmt dazu friſche Lauge von 3 Grad Beck, weicht und kocht gerade wie das erſtemal, wäſcht aus, breitet die Waare wieder auf den Bleichplatz und bringt ſie nach 5 Tagen in die dritte Lauge, die nur 2 Grad ſtark iſt, kocht wie das erſtemal, legt ſie zum Bleichen aus und bringt ſie nach 4 Tagen ins ſaure Bad.

Dieſes bereitet man, indem man Vitriolöl in eine große Wanne voll Waſſer unter beſtändigem Umrühren gießt, bis dieſes ſo ſauer geworden als gewöhnlicher ſchwacher Eſſig iſt. (1 Pf. Vitriolöl auf 10 Eimer Waſſer.) Man läßt die Waare mittelſt eines Haspels in das Sauerbad, ſchwänkt ſie hin und her und läßt ſie 24 Stunden liegen. Nachdem ſie herausgenommen, bringt man ſie ſo ſchnell als möglich in ein fließendes Waſſer und tritt ſie ſo lange, bis man durch Kauen eines Zipfels der Leinwand nicht die mindeſte Spur eines ſauern Geſchmackes mehr wahrnimmt.

Iſt nun die Leinwand noch nicht vollkommen weiß, ſo kocht man ſie noch einmal 6 Stunden lang in Lauge von 2 Grad, läßt ſie 6 Tage auf der Bleichwieſe und wiederholt dieſes Kochen und 6tägige Auslegen ſo lange, bis die Leinwand ganz weiß iſt, giebt dann noch ein Sauerbad, wäſcht möglichſt gut aus, und ſo iſt die Bleiche beendet. Die Leinwand verliert durch dieſe Art zu bleichen nur 24 — 27 Prozent an Gewicht, während die auf gewöhnliche

Art gebleichte 36 Prozent verliert. Der ſo gebleichte Zwirn beweiſet ſich beim Nähen ſtärker, als der auf gewöhnliche Art durch oft halbjähriges Liegen auf der Bleichwieſe gebleichte.

Der beim Bleichen vorgehende chemiſche Prozeß iſt folgender: Die Aezlauge löſet den harzigen braunen Farbſtoff auf, indem ſie ihn in einen andern Stoff von ſaurer Natur, den man Humusſäure nennt, verwandelt, und ſich damit zu humusſaurem Kali verbindet. Da die Humusſäure braun iſt, ſo färbt ſich die Lauge braun. Dieſe Lauge wird am zweckmäßigſten auf die Wieſen geführt, wodurch der Graswuchs ungemein befördert wird. Mehr als einmal kann ſie zum Kochen der Bleichwaare nicht angewendet werden. — Durch das Auslegen der vorbereiteten Waare auf die Wieſe, wo ſie den Einflüſſen des Sonnenlichtes, der Luft und des Waſſers ausgeſetzt iſt, wird der Kohlenſtoff des braunen Farbſtoffes mit dem Sauerſtoff der Luft zu Kolenſäure verbunden und ſo zerſtört. Durch die Behandlung der ſchon ziemlich weißen oder ganz fertigen Waare mit Sauerwaſſer bezweckt man die Entfernung von Erden-, Eiſen- und andern Theilen, welche im Waſſer aufgelöſet enthalten waren und beim Verdunſten deſſelben ſich auf der Leinwand anſetzten. Das Auswaſchen muß ſtets ganz vollkommen ausgeführt werden, weil ſonſt die Säure ſchädlich auf die Faſer der Leinwand einwirkt.

Es herrſcht noch an vielen Orten das Vorurtheil, daß Aetzlauge die Leinwand zerfrißt. Dieß iſt allerdings dann der Fall, wenn ſie zu ſtark iſt; wendet man ſie hingegen in dem ſchwachen Zuſtande von 2 bis 5 Grad Bek an, ſo leidet die Leinwand durchaus nicht. Man kann ſich davon genau überzeugen, indem man mit einer aus Pottaſche und Kalk gemachten weißen Lauge von 4 — 5 Grad Bek gebleichte Leinwand kocht, wodurch die Lauge nicht braun gefärbt wird, was unfehlbar geſchehen würde, wenn die Faſer der Leinwand eine Zerſtörung erlitte; denn die Lauge wirkt auf den vegetabiliſchen Faſerſtoff auf naſſem Wege nur dadurch, daß ſie ſelben in Humusſäure verwandelt, welche die Lauge braun färbt.

Die angegebene Bleichmethode hat vor der gewöhnlichen den großen Vortheil der Erſparung an Zeit und alſo auch an Geld (nach dem Sprüchwort der Engländer „Zeit iſt Geld"). Längſtens in einem Monat iſt die Leinwand gebleicht, während ſie ſonſt

oft, beſonders in naſſen Jahren, 3 Monate und länger liegen bleibt, wodurch ſie an Stärke nothwendig verliert und mit Holz den Anfang einer Vermoderung erleidet. Der nach der angegebenen Verfahrungsart arbeitende Bleicher wird während eines Sommers 3 mal ſo viel bleichen können als ſonſt, und alſo 3 mal größeren Gewinn ärnten. Ein Theil der Auslagen für Aſche wird ihm durch den Verkauf des Aſchenkothes erſetzt, welcher auf kalkarmen Thonboden die Fruchtbarkeit auffallend vermehrt und deßhalb in unſerer Gegend ſogar von Regensburg, Straubing u. a. O. herbeigeführt und verkauft wird.

Das Einzige, was die Einführung der angegebenen natürlichen Bleichmethode in kleinen Bleichereien erſchweren möchte, iſt die Anſchaffung eines Keſſels oder der Sechtelbütte. Ein Seifenſiederkeſſel, der an den Seiten von Holz und deſſen Boden allein von Kupferblech iſt, kömmt jedoch nicht hoch zu ſtehen, dauert ſehr lange und man kann eine große Quantität Bleichwaare darin behandeln, während man die gewöhnlichen kleinen Keſſel nur zum Erhitzen des Waſſers oder der Lauge anwenden kann und den großen Vortheil, den das kunſtgemäße Sechteln (Beuchen) hat, ganz entbehrt. Man ſucht ſich zwar damit zu helfen, daß man die heiße Lauge auf die Leinwand in eine Wanne gießt, und wenn ſie kalt iſt, wieder erwärmt und ſo öfters darauf gießt; allein dieſes erſetzt das Kochen bei weitem nicht. Wer nur einige Stücke bleicht und ſie im Keſſel kochen kann, der braucht ſich keine ſolche Beuchbütte anzuſchaffen, Bleichanſtalten können ſie aber nicht entbehren, wenn ſie nach der beſſern Art bleichen wollen.

Eine vollkommene und gute Bleiche wird bei der käuflichen Leinwand gefordert, und es iſt, um den Leinwandhandel eines Landes emporzubringen, ſehr nothwendig, daß nur ſolche Leinwand in den Kauf gebracht werde, welche von Sachkundigen als vollkommen gut, unverſehrt und ausgebleicht von gewiſſer feſtgeſetzter Länge erklärt und mit obrigkeitlichem Stempel, der allemal mit Silberſalz gemacht werden muß, gezeichnet iſt.

B. Chlor- oder Schnellbleiche.

Seit der Entdeckung des Chlor und ſeiner merkwürdigen Eigenſchaft, vegetabiliſche Farben zu bleichen, erhielt die Bleichkunſt eine größere Vollkommenheit; denn man kann jetzt zu jeder Jahres-

zeit und viel ſchneller, als ehemals bleichen. Anfangs hatte man mit vielen Schwierigkeiten und Vorurtheilen zu kämpfen, die jedoch jetzt vollkommen überwunden ſind. Die Vortheile der Schnellbleiche ſind folgende: Man kann im Winter wie im Sommer, alſo das ganze Jahr hindurch bleichen, braucht keinen Bleichplatz, was beſonders in großen Städten und ihrer Umgebung von großem Belang iſt, und der Bleicher kehrt ſein Betriebskapital viel öfter um, als ein anderer. Dieſe Methode erfordert jedoch Aufmerkſamkeit und ſetzt Gewandtheit und Beurtheilungskraft voraus, ſie ſchickt ſich daher mehr für große Bleichanſtalten, die das ganze Jahr hindurch Bleichwaare haben. Das Chlor kömmt als ſolches nicht käuflich vor, und der Bleicher muß es entweder ſelbſt erzeugen, oder eine käufliche Chlorverbindung anwenden, nämlich den Chlorkalk, der auch in allen größeren Städten zu haben iſt. Die Erzeugung des Chlores iſt viel zu umſtändlich, als daß wir es empfehlen könnten, und es bleibt daher nur die Anwendung des Chlorkalkes übrig, der gegenwärtig in ſehr billigem Preiſe ſteht. Die Vorbereitung der Bleichware iſt ganz ſo, wie bei der Raſenbleiche, nur mit dem Unterſchied, daß man die Waare zwiſchen den Laugenkochungen ſtatt ſie auf die Bleichwieſe zu bringen, in eine ganz klare Auflöſung des Chlorkalkes bringt. Man übergießt zu dieſem Zwecke 12 Pfund Chlorkalk in einer etwas hohen Kufe, die mehrere Hähne hat, mit 2 Eimer Waſſer, rührt gut um, läßt den Kalk ,der ſich nicht löſet, ſich ſetzen, und zapft die ganz klare Auflöſung ab. Auf den Satz bringe man die Hälfte warmes Waſſer, rühre um, und verwende es, wie die erſte Lauge. Die Chlorkalklaugen ſind erſt dann erſchöpft, wenn ſie in einer Probe mit etwas Schwefelſäure verſetzt, keinen Chlorgeruch mehr entwickeln. Die Leinwand oder das Leinengarn wird nach der erſten Laugenkochung gut ausgewaſchen, und 8 bis 10 Stunden lang in die Chlorkalklöſung gelegt, indem man die Leinwand hineinhaſpelt, um eine gleichförmige Bleiche zu erzielen. Hierauf bringt man die Waare 16 Stunden lang in ein ſaures Bad, wäſcht und tritt ſie gut aus, kocht ſie wieder in Lauge, und zwar ſtets in einer ſchwächern, wie bei der Raſenbleiche beſchrieben wurde, und wieerholt die Behandlung in Chlorkalklöſung, Sauerwaſſer und kochender Lauge ſo oft, bis die Farbe zerſtört und die Waare vollkommen gebleicht iſt. Die Stärke der Leinwand leidet durch dieſes

Verfahren durchaus nicht, und man braucht nur 14 Tage zum Ausbleichen. Viele Bleicher behandeln die Waare nach dem letzten Sauerbad und Auswaſchen mit Seife, womit ſie ſelbe gut einreiben, walken und auswaſchen und ſo erhält die gebleichte Waare eine beſondere Milde, während ſie ſonſt ſteifer bleiben würde.

Auſſer der künſtlichen oder Schnellbleiche, giebt es noch andere, welche wir der Vollſtändigkeit halber hier blos anführen wollen, weil wir ſie nicht für zweckmäßig und brauchbar anerkennen. Dies iſt der Fall mit der Anwendung des Schwefelkalkes ſtatt der Aezlauge. Den Schwefelkalk bereitet man durch Glühen von 2 Theil Aezkalkpulver mit 1 Theil geſtoßenem Schwefel, beide gut gemiſcht, in einem gut lutirten Schmelztiegel. Da der Schwefelkalk löslicher iſt, als der Aezkalk, ſo ſuchte man dadurch die Aezkalilauge zu erſetzen, da der Schwefelkalk viel wohlfeiler kömmt. Die Auflöſung des Schwefelkalkes ſcheint jedoch die Eigenſchaft, den braunen Farbſtoff aufzulöſen, d. h. in Humusſäure zu verwandeln, nicht zu haben, da damit gekochte vorbereitete rohe Leinwand nicht verändert wurde. Eine noch weit ſchlechtere Behandlungsweiſe iſt die mit Aezkalk, welche einige betrügeriſche Bleicher anwenden. Sie legen die vorbereitete Leinwand in Kalkmilch oder kochen ſie gar in ſelber und waſchen ſie aus. Dadurch wird die Leinwand, weil der Kalk zu äzend wirkt, auſſerordentlich angegriffen und verdorben, ſo daß ſie bisweilen gar nicht mehr brauchbar iſt. Ueberhaupt gibt es kein Surrogat für die Aezlauge, und man fand bisher trotz aller Verſuche keines.

Das Verfahren mancher Hausfrauen, das Bleichen mittelſt ſaurer Molke (Milch- oder Topfenwaſſer) zu befördern, iſt bekannt. Dieſes Verfahren iſt im Großen unausführbar und auch, da man dieſes Waſſer viel beſſer dem Vieh verfüttert, zu theuer. Das künſtliche Sauerwaſſer iſt bei weitem zweckmäßiger und kommt ungemein billiger zu ſtehen.

Die Appretur der Leinwand giebt zwar derſelben ein gleichförmiges, gefälliges Anſehen, ſie hat jedoch unendlichen Schaden verurſacht, und die Leinwand mancher Länder in Verruf gebracht. Durch das Quetſchen der geſtärkten Leinwand, wie es beim Appretiren geſchieht, muß auch die beſte Leinwand leiden, und ſie leidet um ſo mehr, je größer der angewendete Druck war. Es werden die Faſern auseinandergequetſcht, und ſchon vor dem Ge-

brauch der erſte Akt der Zerſtörung vollzogen. Eine ſolche mißhandelte Leinwand hält wenig Wäſchen aus, wird mürbe und ſehr bald ein Material für die Papierfabriken zum größten Schaden des Conſumenten. — Wenn eine Appretur durchaus gefordert wird und daher nothwendig erſcheint, ſo haſple man die Leinwand durch eine Abkochung der Stärke, alſo durch dünnen Kleiſter (auf 1000 Ellen Leinwand 15 Pfund Stärke), läßt die Leinwand trocknen, und mangt ſie unter nicht zu ſtark beſchwerten Mangmaſchinen. Will man die Leinwand etwas bläulich, ſo ſetzt man etwas Neublau der Stärke zu.

Diejenigen Länder, welche Leinwand zur Ausfuhr erzeugen, wie z. B. England, Schleſien, müſſen die Breite und Länge der Stücke nach den Forderungen der Käufer oder Beſteller richten. Bei uns iſt dieſes nicht der Fall, weil in Niederbaiern blos grobe und ordinäre oder mittelfeine Leinwand erzeugt, und größtentheils, wenn nicht ganz, im Inlande ſelbſt conſumirt wird. Die gewöhnliche Länge iſt 28 baieriſche Ellen und eine Elle Breite. Der Bleicherlohn iſt für die Elle zwei Kreuzer, und bei vielen Stücken 45 Kreuzer per Stück.

Vermiſchtes.

Steyermark.

Der Bergbau dieſer Provinz liefert einen immer reichlichern Ertrag, und namentlich iſt derſelbe in den letzten Jahren ſehr bedeutend geſtiegen. Der Geſammtwerth deſſelben betrug im Jahr 1810 nur 1,277,677 fl., im Jahr 1820: 1,376,994 fl., im Jahr 1830: 1,502,675 fl. und im Jahr 1840: 2,513,373 fl.

Der Hauptgegenſtand iſt Roheiſen 648,791 Centner, die allein über 2 Millionen werth ſind; ferner Gußeiſen 25,299 Centner, Werth von mehr als 200,000 fl. Außerdem ſind nur noch etwas über 1000 Centner und Kupfer 459,542 Centner Steinkohlen nennen. Gold, Silber, Queckſilber u. dgl. kommen dagegen kaum in Betracht. (R. J. f. J. u. H.).

Steinkohlen in Böhmen.

Die Ausbeute des Jahres 1836 betrug 2½ Millionen Centner,

die des Jahres 1839 bereits über 4,200,000 Centner zu einem Werth von beinahe 550,000 fl. C. M. Da aber hier nur in Berechnung genommen iſt, was amtlich angezeigt, und wovon der Bergzehent erhoben worden und der beträchtliche Verbrauch bei der Fabrikation der verſchiedenen Mineralprodukte nicht in Anſchlag gebracht iſt, ſo kann man die Ausbeute des letzten Jahrs auf wenigſtens 6 Millionen Centner annehmen. Beträchtliche Quantitäten davon gehen nach Nürnberg zum Betrieb der Eiſenbahn und nach Linz für die Donaudampfſchifffahrt. (N. J. f. J. u. H.).

Die Fabrikation des Rübenzuckers

iſt in Baden ſeit ihrem vierjährigen Beſtande zu einer Vollkomkommenheit gediehen, der man billigerweiſe die Anerkennung nicht verſagen kann. Baden hat Rübenzuckerfabriken in Conſtanz, Stockach (mit Singen), Krotzingen, Offenburg, Ettlingen, Grötzingen und Waghäuſel, welche im Jahr 18³⁹/₄₀ gegen 60,000 Centner Runkelrüben geerndtet haben, wovon auf Waghäuſel allein 370,000 Centner kamen. (N. J. f. J. u. H.).

Rübenzuckerfabrikation in Mähren.

Außer drei Hauptunternehmungen arbeiten noch mehrere kleine, und es wird ſich in unſerm kleinen Lande das heuer gewonnene Zuckerquantum auf mehr den 60,000 Centner Raffinade belaufen. Die Verbeſſerungen, deren man bei der Verarbeitung der Rüben von Jahr zu Jahr immer mehr anbringt, vermehren nicht allein die Menge des gewonnenen Zuckers, ſondern erhöhen auch ſeine Qualität.

Blutegelzucht in Polen.

Ein eigenthümlicher Erwerbszweig wird ſeit einigen Jahren in mehreren kleinen Städten des Pomſterkreiſes (Preuß. Polen) betrieben, nämlich die Blutegelzucht. Im verfloſſenen Jahre beſchäftigten ſich mit demſelben 3 Großhändler und 10 Kleinhändler, nebſt 38 Gehülfen und 26 Fängern. Sie haben 1 Million und 300,000 Stück Blutegel zu 50 Thlrn. per Tauſend abgeſetzt und dadurch ein Erlös von 65,000 Thalern gehabt.

Für Aerzte.

Sowohl die Holz- als die thieriſche Kohle und beſonders die friſch ausgeglühte, hat bekanntlich die Eigenſchaft der verſchiedenartigſten Gaſe, mitunter in ungeheurer Menge einzuſaugen. Sie verdient daher mehr von den Aerzten berückſichtigt zu werden, nicht ſowohl als innerliches, zur Einſaugung von Krankheitsſtoffen, wodurch vielleicht manche Krankheit ſo gemildert werden könnte, daß der Körper ſie dann leicht ganz zu beſeitigen im Stande wäre. Ohnedem iſt es bekannt, daß die Arbeiter, die viel mit Kohlen umgehen, von manchen Krankheiten, namentlich von peſtartigen (alſo anſteckenden) verſchont bleiben. (Leuchs polyt. Ztg.)

Der Kaffe,

deſſen urſprüngliches Vaterland Aethiopien iſt, wurde zuerſt gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Arabien eingeführt, welches ſeitdem die beſte Gattung, nach dem vorzüglichſten Verladungsplatze Moka genannt, lieferte; die Quantität betreffend, ſteht Aſien jedoch Amerika bedeutend nach, welches nicht nur ſeinen eigenen Bedarf, ſondern auch jenen von faſt ganz Europa deckt. In Aſien hat ſich der Kaffebaum in den letzten Jahren beſonders auf der Küſte von Malabar und der Inſel Ceylon ſtark entwickelt, und die Geſammtausfuhr von dort nach Europa kann auf 35,000,000 Pfund angeſchlagen werden.

Die Pfefferkultur

beſchränkt ſich auf einen kleinen Raum Südaſiens und Weſtauſtraliens. Das urſprüngliche Vaterland iſt die Küſte von Malabar, welche auch die beſte Gattung liefert, doch am meiſten wird auf der Inſel Sumatra erzeugt. Die Geſammtausfuhr von Malabar, Malana, dem Golf von Siam und andern Gegenden Aſiens wird auf 17 Millionen Pfund jährlich angeſchlagen.

Dampfmaſchinen in Belgien.

Am 31. Dezember 1840 zählte man in Belgien 1100 Dampfmaſchinen. Die Provinz Lüttich hat davon ein Drittel. Ein großer Theil der Maſchinen überſchreitet 100 Pferdekräfte; bei meh-

reren beträgt dieſe Kraft 150, 200, 250 und ſelbſt 300 Pferdekräfte. Die Maſchinen verbrauchen zuſammen 1,803,000 metriſche Centner Kohlen jährlich.

Geſchichte und Lebensbeſchreibungen.

Einige Worte über den Fortſchritt der Cultur.

Wenn man das Buch der Geſchichte aufſchlägt, ſo iſt freilich dasjenige, was einem zunächſt und am häufigſten auffällt, ein ermüdender Wechſel von emporſtrebenden und untergehenden Völkern, eine traurige Wiederholung von Kämpfen und Kriegen, eine empörende und entmuthigende Fortſetzung von Niederlagen der Freiheit und Aufklärung. Wo findet man ein Blatt dieſes Buches rein von Blut, von Verrath, von Anmaßung und Niederträchtigkeit? Das erſte redet von Brudermord, und das jüngſte erzählt die Vertilgung einer Nation. Ueberall entdeckt man die Keime eines edlen Beſtrebens, oft auch die Blüthen eines glücklichen Aufſchwunges; aber leider, leider — die Keime ſind verkümmert, die Blüthen wieder abgeſtreift worden, und nach geſunden, reif gediehenen Früchten ſieht ſich das Auge vergeblich um!

Bang vernimmt das Herz, was das Auge geleſen hat, und haucht die zitternde Frage mit einem Seufzer aus: „So wäre denn die Menſchheit nichts, als ein ſich ewig erneuerndes Trümmerfeld, ihr Leben nichts, als Täuſchung und Danaiden-Arbeit“? Dieß iſt ein Gedanke der Verzweiflung; man kann ihn nicht verfolgen, man fühlt darin einen tiefen Widerſpruch, und das Herz wird ahnen, daß es eine tröſtende Löſung giebt. Und dieſe Löſung liegt in demſelben Buch der Geſchichte. Betrachte es nur genauer, und laſſe dich nicht irre leiten durch die tauſend und abertauſend Hemmwege des Fortſchritens, durch die tauſend und abertauſend Vereitelungen des Guten. Der Kampf bringt das Gute; aber der Kampf entſteht durch Widerſtand, und wird gehoben durch Verluſte. Faſſe darum das Ganze zuſammen, überblicke den ganzen großen Gang der Menſchheit — und ſiehe da, aus all'

ihren Millionen Niederlagen geht die Kultur dennoch als Siegerin hervor.

Kultur iſt der Inbegriff alles Fortſchreitens zum Beſten der Menſchheit; denn ihr eigentlichſtes Geſetz iſt der Fortſchritt. Wie die Menſchheit ſich räumlich und numeriſch erweitert, das heißt, wie ſie ſich immer weiter über die Länder ergießt, und dieſelben immer zahlreicher bevölkert, ſo erweitert ſich auch die Menge derjenigen Fähigkeiten und Mittel, welcher ſie zu ihrem Fortbeſtehen bedarf. Auf einer Inſel, die ihre Bevölkerung nicht mehr faſſen kann, bedarf man der Schifffahrt, um die Ueberzahl nach menſchenleerern Ländern zu verbringen; wie man auf einem kargen Gebirgsboden der Manufaktur- und Kunſt-Induſtrie bedarf, um die wachſende Bewohnerſchaft zu ernähren. Um aber überhaupt die verſchiedenen Maſſen der Menſchheit in der nöthigen Bewegung, Wechſelwirkung und Ausgleichung zu erhalten, damit ſie nicht in die Thierheit verſinkt, bedarf es der Wiſſenſchaft und des Handels, zweier Haupthebel der Kultur. Das Geſetz beider iſt aber wieder kein anderes, als der Fortſchritt.

Die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers und Geiſtes iſt wunderbar. Beide enthalten eine Fülle von Fähigkeiten; dieſe aber ſchlafen, ſo lange ſie nicht irgend ein Bedürfniß weckt und in Thätigkeit verſetzt. Fortſchreitende Vervollkommnung iſt alſo hier abermals das Grundgeſetz, denn eine Fähigkeit ohne Anwendung wäre ſo gut ein Unding, als die Kraft ohne Bewegung. Wozu hat der Menſch ſeine Füße, wenn er nicht gehen ſoll? wozu hat er das Gedächtniß, wenn er ſeine gemachten Erfahrungen nicht behalten, wozu den Verſtand, wenn er nicht alles ihm Vorkommende berechnen und beurtheilen ſoll? Gleich wie aber die Fähigkeit durch den Stachel des Bedürfniſſes zur Thätigkeit angeſpornt wird, ſo wachſen wieder die Bedürfniſſe mit der Vervollkommnung der Fähigkeiten. Und mit dieſer gegenſeitigen Steigerung gehet der Zweck unſerer Doppelnatur in Erfüllung. Die Menſchheit iſt alſo von Innen, wie von Auſſen, zum Fortſchreiten befähigt, beſtimmt und genöthigt.

Blicken wir in die älteſte Geſchichte zurück. Das Leben der erſten Menſchen war äußerſt beſchränkt. Eine Hütte als Obdach, ein Thierfell als Bedeckung, eine Wurzel oder Baumfrucht und ein Trunk Waſſer als Nahrung — das war Alles, deſſen ſie be-

durften. Als aber nach dem Geſetze der Fortpflanzung die Familien ſich vermehrten, als die Geſellſchaft entſtund, da reichten jene wenigen und einfachen Mittel nicht mehr hin. Denn die Geſellſchaft, wozu der Meuſch ſeiner Natur nach beſtimmt iſt, kann nicht beſtehen ohne gewiſſe Einrichtungen, und dieſe ſind nicht denkbar ohne vorausgegangene und nachfolgende Vervollkommnungen der menſchlichen Fähigkeiten und Zuſtände. So lange der Ackerbauer auch Handwerker ſeyn mußte, konnten die nöthigen Werkzeuge und Geräthſchaften nicht vollkommener ſeyn, als nur für den nothwendigſten Gebrauch hinzureichen. Und ſo lange der Gewerbsmann auch den Handel mit ſeinen Produkten zu beſorgen hatte, war der Verſchluß derſelben nur für eine beſchränkte Umgebung möglich. Die Arbeit mußte ſich alſo trennen, um ſich zu erweitern und zu verbeſſern.

So führt uns die Geſchichte auf die verſchiedenen Klaſſen oder Stände der Geſellſchaft. Die Prieſter und Krieger ſonderten ſich aus von der übrigen Maſſe, und dieſe zerfiel wieder in Hirten, Ackerbauern, Handwerker, Kaufleute und Künſtler. Dieſe Trennung hatte eine doppelte und dreifache Folge. Denn da jeder Stand ſeine ganze Kraft und Zeit auf ſeinen Beruf, ſein Fach oder Geſchäft verwenden konnte, ſo mußte er darin eine große Uebung und Vollkommenheit erreichen; und da alle dieſe Stände ſich gegenſeitig bedurften, ſo mußte durch ihre ſtete Wechſelwirkung ſowohl wieder jeder Einzelne an Vielſeitigkeit und Tauglichkeit, als die Geſellſchaft überhaupt an Leben und Beweglichkeit gewinnen. Auf dieſem Wege gelangte die Menſchheit allmählig zu der ungeheuern Menge von Mitteln ihrer Exiſtenz, zu der großen Vervollkommnung und Veredlung derſelben, und zu dem herrlichen Schatze geiſtiger Beſitzungen, deren ſie ſich wirklich erfreut.

Wie nothwendig all' dieſes aber zugleich war, iſt ſehr einleuchtend. Das Geſetz der Fortpflanzung und Vermehrung beſtimmt die Menſchheit dazu, den ganzen bewohnbaren Erdball zu bevölkern. Derſelbe muß alſo urbar gemacht werden, und hiezu ſchon bedarf es ſehr vieler geübter Kräfte und vervollkommneter Werkzeuge. Um wie viel mehr wird ſolches der Fall an Orten ſeyn, wo die Bevölkerung ſich drängt! Ein paar hundert Familien können auf einer Quadratmeile ergiebigen Landes ohne beſondere Anſtrengung ganz genüglich leben; wenn ſie ſich aber verdoppeln und verdreifachen,

ſo werden ſie gezwungen ſeyn, alle möglichen Mittel anzuwenden, um dem Boden dieſer Quadratmeile auch ein doppeltes und dreifaches Ergebniß abzugewinnen. Und wenn es dem einen Lande an Produkten mangelt, welche das andere im Ueberfluſſe erzeugt, ſo wird man auf jede Art bedacht ſeyn müſſen, dieſen Ueberfluß auf dem ſchnellſten und wohlfeilſten Wege herbeizuſchaffen. Das Bedürfniß nöthigt alſo den Menſchen unaufhörlich, ſeine Kräfte anzuſtrengen, ſeine Fähigkeiten zu vervollkommnen, ſeine Mittel zu vermehren — und was iſt dieſe Anſtrengung, dieſe Vervollkommnung und Vermehrung anders, als der Fortſchritt der Kultur?

Geſchichtlich recht in die Augen ſpringend erſcheint dieſer Fortſchritt, wenn wir auf die großen Erfindungen und Entdeckungen unſern Blick werfen. Denn neben dem ſtillen Fortgange der gewöhnlichen Kulturmittel bedurfte die Menſchheit von Zeit zu Zeit eines neuen Hebels, eines bedeutendern Schrittes, ſie bedurfte jener wichtigen Entdeckungen und Erfindungen, welche ihr ganz neue Mittel ihrer Bildung und Exiſtenz eröffneten. Als der Ackerbau, die Handwerke und der Handel gegründet waren, hatten die Menſchen ſchon ein großes Terrain für ihre Kultur gewonnen; aber es mußte dieſelbe bald eine Grenze erreichen, wo ſie ſtehen blieb — da erfand der thätige Menſchengeiſt die Schrift, und mit ihr war ein unermeſſliches Feld für den Fortſchritt gewonnen. Denn jetzt konnten die Erfahrungen aufgezeichnet und in's Unzählige vervielfacht werden, wie die Mittheilungen überhaupt, das heißt die Kultur eines einzelnen Volkes oder einer Zeitepoche wurde dadurch ſchon mehr zum Gemeingute aller folgenden Völker und Zeiten. Doch auch die Schrift hatte ihre Grenze in ihrer Mühſeligkeit, Koſtſpieligkeit und hundert andern Hinderniſſen — ſie war der Verfälſchung, dem Monopole zu ſehr anheimgegeben, als daß ſie den Bedürfniſſen unſerer Zeit entſprechen konnte. Man bedurfte eines weit leichtern, wohlfeilern, ſicherern und ſchnellern Mittheilungsmittels, und ſiehe da — Guttenberg erfand die Preſſe!

Auf dieſelbe Weiſe ging es mit der Erfindung der Uhren, des Papiers, des Pulvers, der Schifffahrt, der Dampfmaſchine und Eiſenbahn; auf dieſelbe Weiſe mit der Entdeckung fremder Länder und Welttheile. Die genaue, allgemeine Regung der Zeit, das leichte und wohlfeile Material für

die Druckerpreſſe, für den Geſchäftsgang und Briefwechſel; das leichte Mittel, für Straßen und Kanäle, Keller und Brunnen den harten Fels zu ſprengen; die einfache Art, ungeheure Laſten zu heben und Maſchinen in Bewegung zu ſetzen, endlich die leichten und ſchnellen Transport- und Verbindungsmittel — wer kann es läugnen, daß ſie die Kultur der Menſchheit unendlich weiter gebracht haben, als ſie im Alterthume war? Es würde auch ganz unmöglich ſeyn, die jetzige Bevölkerung zum Beiſpiel von Europa mit den Mitteln der alten Welt zu erhalten, nur nothdürftigſt zu erhalten, abgeſehen von einem Weitergedeihen für die Zukunft. Offenbar hat in neueſter Zeit die Geſellſchaft durch die Eiſenbahn wieder einen jener Haupthebel erhalten, der ſie einer ganz neuen Kulturperiode entgegenführt, wie es die Schrift, die Preſſe und das Pulver früher gethan.

Jedoch bilden die genannten Erfindungen und Fortſchritte erſt die eine Seite der ganzen menſchlichen Kultur. Denn noch haben wir nichts erwähnt von den Entdeckungen und Erfindungen, von den Vervollkommnungen und Erweiterungen in der Wiſſenſchaft und Kunſt im Staat und in der Kirche. Ohne Schrift gab es keine Wiſſenſchaft, und ohne Preſſe war keine allgemeine, alſo keine eigentliche Wiſſenſchaftlichkeit möglich. Wenn man dieſes geiſtige Reich durchgeht, ſo ſtößt einem der Zweifel auf, ob hier oder in der materiellen Kultur der Fortſchritt größer ſey. Denn es iſt bewunderungswürdig, zu welchen Entdeckungen es die Wiſſenſchaft gebracht hat. Nicht nur giebt es keinen Gegenſtand unſeres Erdballs, welchen die wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſich nicht zum Vorwurfe gemacht haben, nicht nur dringen wir in die Nacht der älteſten Zeiten, in die Tiefe der Erdrinde, in die Geheimniſſe der Menſchennatur, der Pflanzen- und Thierwelt ein, ſondern auch die fremden Weltkörper unterliegen unſerer Berechnung!

Die Ergebniſſe dieſer Forſchungen ſind aber allezeit unberechenbare Gewinnſte für die Kultur, für die geiſtige, moraliſche und materielle, das heißt: durch jede neue und weitere Erkenntniß muß der Menſch vollkommener, alſo beſſer werden, und je größer die geiſtige Fähigkeit, deſto zahlreicher die materiellen Mittel; je deutlicher das Bewußtſeyn der Pflicht, deſto redlicher und zweckmäßiger die Verwendung dieſer Mittel. Es könnte ſcheinen, als ſagten wir hier Etwas, deſſen Sinn der täglichen Erfahrung widerſpreche,

denn allerdings iſt es wahr — das Leben nöthigt uns oft genug zu dem traurigen Ausruf: je geſcheidter, deſto ſchlechter; je mehr Mittel, deſto unſeliger ihre Verwendung! Dieß aber iſt die Erſcheinung im Einzelnen, welche den Blick verwirrt und täuſcht. Wer das Ganze im Auge behält, wer eine Ahnung des großen Triebwerks der Natur der Menſchheit hat, und alſo über tauſend und tauſend mißlingenden, ſcheinbar vergeblichen Anſtrengungen der Perſonen — die ganze Sache nicht überſieht, dem wird auch der Fortſchritt, alſo das Gelingen derſelben, nicht entgehen. Grünet nicht der Wald, obgleich Millionen und Millionen Blätter vom Zweige fallen? Trägt das Saatfeld keine Aehren, obgleich tauſend und tauſend Keime verkümmert ſind?

Und wie manche Anſtrengung, wie manche That und Leiſtung, ja, wie manches ganze Leben halten wir für verloren, für vergeblich, das es nicht iſt? Kannſt du das künftige Aufkeimen der Samenkörner berechnen, die aus deiner Hand in den Schooß der Erde fallen? Das kannſt du nicht — das iſt in Gottes Hand!

Die Fortſchritte aber in der Induſtrie-, Handels- und Gelehrtenwelt haben auch das Staatsweſen unendlich weiter gebracht.

Von den rohen Anfängen hier eines republikaniſchen Stämme- und Länder-Bündniſſes, und dort einer ſoldatiſchen oder pfäffiſchen Despotie, iſt man zu Verfaſſungen avancirt, welche die Vorzüge beider urſprünglichen Syſteme vereinigen, ohne ihre Fehler in einem gefährlichen Grade zu beſitzen. Werfen wir einen Blick auf die glänzendſten Verfaſſungen der Vorzeit — auf Griechenland und Rom, was ſind dieſe berühmten Verſuche gegen das Reſultat der modernen Verfaſſungskämpfe, gegen die ächte konſtitutionelle Monarchie? Wie ſie in den Büchern ſteht, haben wir ſie freilich nicht; aber ſehet hin auf England, und denket euch eine deutſche Nation mit derſelben Verfaſſung, mit den nöthigen Modificationen!

Die Kunſt endlich, welche das ernſte, mühevolle Leben durch ihre Werke und Leiſtungen verſüßt und verſchönert — auch auf dieſem Felde der menſchlichen Fähigkeit und Thätigkeit ſind wir weiter gekommen. Was leiſteten die Alten in der Malerei und Muſik? Hier iſt gar nicht einmal ein Vergleich zu machen, und ſelbſt in der Dichtkunſt, worin ſie ſo groß waren, übertrifft ſie die neuere Zeit. Alsdann liegt der Fortſchritt der Kunſt auch in ihrer allgemeinen Verbreitung. Ihre Genüſſe ſind der ganzen Ge-

ſellſchaft eröffnet, und durchdringen die ganze Geſellſchaft. Von der Religion habe ich noch nichts geſprochen — ſie ſtehet über allem Fortſchritte der Kultur, als ewige Lehrerin und Tröſterin der Menſchheit.

Die Ueberzeugung, daß es einen Fortſchritt gibt, iſt aber ſelbſt der mächtigſte Hebel deſſelben. Daher hat die Geſchichte einen großen Beruf: ſie ſoll den Menſchen, wenn ihn ſeine Erfahrungen im Kleinen und Einzelnen niederdrücken, am Zwecke der Menſchheit irre machen, wenn ſie ſein Herz am Fortgange, am Sieg der guten Sache verzweifeln laſſen — ſie ſoll ihn auf einen höhern Standpunkt leiten und ſeinem Blicke den Kampf der Jahrtauſende vorführen, aus welchem die Kultur immer reiner und reicher hervorgegangen. Ein Kampf iſt es, ja! Ein Kampf, welcher den Schweiß und das Blut der Generationen koſtet — aber wenn du Etwas erreichen, wenn du ſiegen willſt, das iſt das ewige Geſetz der Natur, ſo mußt du ſtreben, mußt du kämpfen! Und es ſagt dir die Geſchichte, wie die Religion: „Strebe und kämpfe redlich.“

Benjamin Franklin.

An dieſem Manne erkennet ein Jeder, daß der Menſch viel kann, wenn er den feſten Willen hat, viel zu wollen; daß man auch bei wenig günſtigen äußern Umſtänden, ohne beſonders vom Glück aufgeſucht zu werden, ſich emporzubringen vermag, wenn er wie Franklin unermüdet thätig iſt, ſeine Kenntniſſe fort und fort zu vermehren ernſtlich bemüht bleibt, Lebensklugheit ſich erwirbt und ſtrenge Rechtſchaffenheit zu ſeinem Begleiter durch's Leben macht und endlich beſſer und vollkommner, Gott und den Menſchen wohlgefälliger zu werden, allezeit im Auge behält. — Franklin hatte Niemand es an der Wiege geſungen und als Knabe und Lehrling hätte Niemand geglaubt und Franklin ſelbſt es nicht erwartet, daß er ein Mann werden würde, den die ganze Welt kennt und ehrt, der noch nach Tauſenden von Jahren eben ſo einem Jeden bekannt ſeyn und von Allen hochgeachtet werden wird, wie von ſeinen Zeitgenoſſen.

Von Franklin können Alle lernen und Viele verdanken der Bekanntſchaft mit ihm ihr Lebensglück.

Ein Jeder iſt ſeines Glückes Schmied. Und wer Franklin ſich zum Vorbilde nimmt, nach ſeinen Lehren ſein Leben einrichtet, an deſſen Grabe hört man gewiß die Worte: „Er war ein guter Menſch, er war ein kluger, geſchickter, ein angeſehener und nützlicher Staatsbürger. O, daß er noch lebte!“

Am 17. Januar 1706 ward Benjamin Franklin zu Boſton in Nordamerika geboren. Sein Vater hatte eine große Familie zu ernähren. Benjamin war der jüngſte Sohn von ſiebenzehn Geſchwiſtern, und ward vom Vater zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Die übrigen Brüder waren ſämmtlich bei Handwerkern in die Lehre gekommen. Benjamin wurde mit dem achten Jahre in die lateiniſche Schule geſchickt und machte in derſelben ſehr gute Fortſchritte; doch überzeugte ſich der Vater, den die Sorge für eine zahlreiche Familie drückte, daß es ihm nicht möglich ſeyn würde, die Koſten einer gelehrten Schulerziehung aufzubringen. Er ließ ihn daher nur noch eine Schreib- und Rechenſchule beſuchen, in welcher er ſehr bald eine ſchöne Hand ſchreiben lernte; nur mit dem Rechnen wollte es hier nicht ſo recht fort. Doch was ihm als Knabe hier nicht gelingen wollte, holte er als ſechszehnjähriger Jüngling mit Eifer nach. Welchen Vortheil ihm beides, das Schönſchreiben und das Rechnen in ſeinem Leben gebracht, erkannte Franklin noch im Greiſenalter dadurch an, daß er dieſen Schulen ein reichliches Vermächtniß hinterließ, wovon die Zinſen noch jetzt jährlich zu Belohnungen der Schüler verwendet werden.

In ſeinem zehnten Jahre nahm der Vater ihn wieder zu ſich, um ihm bei der Arbeit an die Hand zu gehen. Dieſe beſtand im Lichtziehen und Seifenſieden. Nun mußte Benjamin Dochte ſchneiden, Formen ausgießen, den Laden hüten und kleine Wege ausgehen.

Dieſe Arbeit ſagte dem Knaben Benjamin gar nicht zu. Er wollte lieber zu Schiffe gehen und Seefahrer werden. Damit war aber der Vater durchaus unzufrieden und um ihm dieſen Gedanken aus dem Kopf zu bringen, nahm er ihn öfters mit zu Tiſchlern, Maurern, Drechslern, Kupferſchmieden und andern Gewerbsleuten, um ſeine Neigung dafür zu beobachten. Seitdem fand Franklin immer ein ganz beſonderes Vergnügen daran, geſchickten Arbeitern zuzuſehen und dies hat ihm im Leben nicht ſelten gute Dienſte gethan; er lernte mit Werkzeugen umzugehen und konnte

manche Kleinigkeit im Hauſe ſich ſelbſt machen, wenn eben kein Handwerker in der Nähe war, ſo wie zu ſeinen ſpäteren wiſſenſchaftlichen Verſuchen kleine Maſchinen ſich ſelbſt bauen, die ihm ein Gewerbsmann nur unvollkommen geliefert haben würde und die er, wenn er ſelbſt ihre Anfertigung beſorgte, während der Arbeit noch verſchiedentlich abändern und verbeſſern konnte.

Endlich entſchloß ſich ſein Vater, ihn zu einem Meſſerſchmied in die Lehre zu bringen. Dieſer forderte aber ein ſo beträchtliches Lehrgeld, daß der Vater unwillig ward und ſchon am folgenden Tage ihn wieder nach Haus nahm.

Benjamins Vater war ein ſehr thätiger, geſchickter und verſtändiger Mann. Er zeichnete artig, verſtand ein wenig Muſik, hatte eine ſehr klangreiche und angenehme Stimme, ſo daß es ein wahres Vergnügen war, ihm zuzuhören, wenn er, was bisweilen des Abends nach beendigter Arbeit geſchah, ein geiſtliches Lied ſang und ſich dabei ſelbſt mit der Violine begleitete. Auch in der Mechanik war er kein Fremdling, und verſtand im Nothfall auch mit dem Werkzeuge anderer Profeſſioniſten umzugehen. Sein größter Vorzug aber war ein heller Verſtand und eine richtige Beurtheilungskraft in Allem, was zur Klugheit und Vorſicht ſowohl in öffentlichen Geſchäften, als im gemeinen und häuslichen Leben gehörte. Zwar wurde er nie zu einem öffentlichen Amte erwählt, weil die zahlreiche Familie, welche er zu ernähren hatte und ſeine geringen Vermögensumſtände ihn unabläſſig an ſein Gewerbe feſſelten, doch geſchah es nicht ſelten, daß die Vorſteher zu ihm kamen, um ſeinen guten Rath über die Angelegenheiten der Stadt oder des Kirchſprengels, zu dem er gehörte, zu vernehmen. Auch ſeine Nachbarn und Bekannten erholten ſich in verwickelten Lagen oft Raths bei ihm und häufig ward er von ſtreitenden Parteien zum Schiedsrichter erwählt.

Gern ſahen Benjamins Eltern ein Paar gute Freunde oder verſtändige Nachbarn bei ſich, mit denen ſie ſich unterhalten konnten, und der Vater wußte es dann immer ſo einzurichten, daß über Gegenſtände geſprochen wurde, die zur Bildung ſeiner Kinder beitragen konnten. Dadurch wendete er deren Aufmerkſamkeit auf Alles, was gut, recht und nützlich für das ganze Leben iſt. Niemals war die Rede von den Speiſen, die aufgetragen wurden; man unterſuchte nicht, ob ſie gut oder ſchlecht zubereitet, in oder

außer der Jahreszeit, wohl= oder übelſchmeckend, beſſer oder geringer wären, als dieſe oder jene. So ward auch Benjamin von Jugend auf zu einer gewiſſen Gleichgültigkeit gegen dieſe Dinge gewöhnt. Die Vortheile hievon erfuhr er beſonders auf Reiſen, wo ſich mancher ſeiner Reiſegefährten ganz unglücklich fühlte, wenn die Nahrungsmittel nicht ihrem verfeinerten Geſchmack genügten, während in Franklin nicht einmal der Wunſch nach etwas Beſſerem aufſtieg.

Aus Dankbarkeit ließ ſpäter Franklin ſeinen Eltern folgende Grabſchrift auf eine Marmorplatte ſetzen:

Hier ruhen
Joſias Franklin und ſeine Gattin Abiah,
ſie lebten in Liebe zuſammen neun und fünfzig Jahre,
vermochten ohne liegende Gründe und ohne ein gewinnreiches Gewerbe,
mit Gottes Hülfe, durch ſtete Arbeitſamkeit ehrlich, redlich und anſtändig eine zahlreiche Familie zu ernähren und dreizehn Kinder und ſieben Enkel mit Ehren zu erziehen.
Dieſes Beiſpiel ermunt're dich, o Wandrer, treu zu erfüllen die Pflichten deines Berufs und dabei der Vorſehung zu vertrauen.
Er war klug und fromm,
Sie beſcheiden und tugendhaft;
ihr jüngſter Sohn erfüllt ſeine kindliche Pflicht,
indem er dieſen Stein ihrem Andenken widmet.

Bis in das zwölfte Lebensjahr blieb Franklin im Vaterhauſe und bei dem Geſchäfte ſeines Vaters. Selten nur konnte er ſeinem Unternehmungsgeiſte folgen, der ihn immer zu dem Waſſer führte. Er gehörte zu den beſten Schwimmern uud lernte ſchon früh ein Fahrzeug regieren. Darum vertraueten in bedenklichen Fällen ſeine Spielkameraden allemal ihm das Steuerruder an. Auch bei andern Unternehmungen wählte man gewöhnlich ihn zum Führer.

Von ſeiner früheſten Jugend an, war er ein faſt leidenſchaftlicher Liebhaber vom Leſen nützlicher Bücher und alles Geld, was er in die Hände bekam, verwendete er daher auf den Ankauf von Büchern. Vorzüglich zogen ihn Reiſebeſchreibungen, Lebensgeſchichten ausgezeichneter Perſonen und Werke ernſtern Inhalts an und er ſchöpfte aus ſolchen Büchern manche Ideen, die in der Folge auf einige ſeiner wichtigſten Begebenheiten ſeines Lebens einen bedeutenden Einfluß hatten.

Dieſe vorherrſchende Neigung zum Bücherleſen benutzte der verſtändige Vater, ihn Buchdrucker werden zu laſſen. Hierzu bot ſich die beſte Gelegenheit dar, als einer ſeiner ältern Söhne, der die Buchdruckerkunſt erlernt hatte, in die Heimath wieder zurückkehrte und ſich als Buchdrucker niederließ. Benjamin war damals zwölf Jahr alt und es wurde feſtgeſetzt, daß er bis zum ein und zwanzigſten Jahre als Lehrling bei ihm bleiben, im letzten Jahre aber Gehülfenlohn erhalten ſollte.

Schon in kurzer Zeit hatte er bedeutende Fortſchritte gemacht und er wurde ſeinem Bruder ſehr nützlich, ohne daß dieſer es beſonders anerkannte. Franklin hatte hier leichtere Gelegenheit, ſich gute Bücher zu verſchaffen und häufig brachte er den größten Theil der Nacht auf ſeiner Kammer mit dem Leſen eines Buches hin, wenn es am andern Morgen wieder an den Eigenthümer abgeliefert werden mußte. Franklin war hierin ſehr pünktlich und er erhielt deßhalb von den Bücherbeſitzern um ſo bereitwilliger die Bücher, welche er zu leſen wünſchte.

Da ihm jetzt auch Dichtungen in die Hände fielen, erwachte in ihm die Luſt, ebenfalls Verſe zu machen. Sein Bruder munterte ihn hierzu auf und veranlaßte ihn, zwei Balladen zu dichten, die dann auch gedruckt wurden. Das war eine große Freude für ihn. Die eine davon wurde reiſſend verkauft und dieſer Erfolg würde Franklin gewiß bewogen haben, noch mehr ſich in Verſen zu verſuchen, wenn nicht der einſichtigere Vater ihn auf die die vielen Mängel darin aufmerkſam gemacht und vor dem Verſemachen gewarnt hätte, weil Leute, ohne eigentlichen wahren Beruf zum Dichten, ſich gewöhnlich dadurch in's Elend und Armuth ſtürzen. Dagegen munterte er ihn auf, ſeine Proſa zu verbeſſern. „Die Kunſt in Proſa zu ſchreiben, iſt mir dagegen", ſo erzählte er ſelbſt, „mein ganzes Leben hindurch von ungemeinem Nutzen geweſen und ein Hauptmittel zu meinem Fortkommen geworden. Ich will deßhalb hier erzählen, wie ich Fertigkeit darin mir erworben habe. Es war noch ein anderer Knabe, Nabens John Collins, in der Stadt, der wie ich, die Bücher liebte und mit dem ich ſehr vertraut wurde. Oft ſtritten wir uns und waren dann eifrig bemüht, uns durch Gründe zu widerlegen und zu beſiegen. Collins war beredter, als ich; die Worte ſtrömten ihm in Fülle zu, und zuweilen ward ich, wie mir dünkte,

mehr durch die Schnelligkeit ſeiner Zunge, als durch die Stärke ſeiner Gründe in die Enge getrieben. Einmal mußten wir uns trennen, ohne unſere Streitübung beendigt zu haben; ich ſetzte deßhalb meine Gründe ſchriftlich auf, und ſo entſtand ein Briefwechſel unter uns, der meinem Vater zu Geſicht kam und ihm Veranlaſſung gab, mich auf meine Schreibart aufmerkſam zu machen und mich zu überzeugen, daß ich zwar in Rückſicht auf Rechtſchreibung und Zeichenſetzung es meinem Gegner zuvor thue, dieſer ſich aber mit weit mehr Nettigkeit, Klarheit und Methode auszudrücken verſtehe. Ich erkannte die Richtigkeit dieſer Bemerkungen, ward von nun an aufmerkſamer auf die Sprache und beſchloß, alle Mühe anzuwenden, um meinen Styl zu verbeſſern.

Gleichzeitig fiel mir ein einzelner Band vom engliſchen Zuſchauer in die Hände. Ich kaufte ihn, las ihn und las ihn von Neuem. Er entzückte mich; ich fand die Schreibart vortrefflich, und wünſchte nun nichts mehr, als daß es mir gelingen möchte, ſie nachzuahmen. Zu dieſem Zwecke nahm ich einige Aufſätze daraus, machte kurze Auszüge von dem Inhalte einer jeden Periode und legte ſie auf einige Tage bei Seite. Nun verſuchte ich ohne das Buch zu öffnen, die Aufſätze wieder im Ganzen herzuſtellen und jeden Gedanken ſo vollſtändig auszudrücken, als er im Buche ſtand, wobei ich die angemeſſenſten Wörter wählte, die mir einfielen. Ich verglich hierauf meine Arbeit mit dem Zuſchauer und verbeſſerte die von mir begangenen Fehler, welche ich erkennte. Bisweilen miſchte ich auch alle meine Auszüge unter einander und verſuchte erſt nach einigen Wochen ſie wieder richtig zu ordnen und darauf auszuführen, um mich in der Methode und in der Ordnung meiner Gedanken zu üben. Dann verglich ich wieder meine Arbeit mit dem Original und verbeſſerte meine Fehler. Zuweilen ſchien es mir, daß ich in einzelnen Stücken ſo glücklich geweſen wäre, das Original zu übertreffen, und dies ermuthigte mich ganz beſonders, dieſe Bemühungen fortzuſetzen.“

Dieſem ſorgfältigen Beſtreben verdanken ſeine ſpätern Aufſätze jene Anmuth und Klarheit, worin ſie noch heute als Muſter aufgeſtellt werden können. — Die Zeit, die er auf dieſe Uebungen und auf das Leſen verwenden konnte, war der Abend, nach Be-

endigung der Arbeit und die Morgenſtunden, ehe er wieder an dieſelbe gieng, dann der Sonntag.

In einem Alter von etwa ſechszehn Jahren las er in einem Buche, daß die beſte Nahrung für Jünglinge bloße Pflanzenkoſt ſey und beſchloß, dieſen Vorſchriften gemäß zu leben. Da ſeine Weigerung bei Tiſch, kein Fleiſch zu eſſen, zu Vorwürfen Veranlaſſung bot, bat er ſeinen Bruder, ihm nur die Hälfte von dem zu zahlen, was er für ſein Eſſen bisher bei dem Speiſewirth gezahlt habe und zu erlauben, daß er davon ſich ſelbſt beköſtigen dürfe. Der Vorſchlag wurde angenommen und der mäßige Franklin konnte hiervon noch die Hälfte erſparen. Dies ward eine neue Quelle zum Bücherankauf. Seine Mahlzeiten waren freilich nur ſehr kärglich, ja ſie beſtanden oft nur in einem Stück Brod und einem Glas Waſſer; aber er fühlte ſich wohl und munter dabei, gewann neue Zeit zum Studiren und machte um ſo größere Fortſchritte, da, wie Jedermann weiß, die Mäßigkeit im Eſſen und Trinken die Klarheit des Kopfes und die Leichtigkeit der Auffaſſung erhöhet.

Bisher war Franklin bei Streitfragen ſehr zum barſchen Widerſpruch geneigt geweſen, jetzt entwöhnte er ſich davon, da er aus beſſern Schriften die Weiſe kennen lernte, in welcher man ein Geſpräch zu führen hat. Es wurde ihm zur Gewohnheit zu ſagen: mir ſcheint, ich denke oder fürchte, oder irre ich nicht, ſo verhält ſich das ſo ꝛc., während er früher immer gleich ein: das iſt gewiß! das iſt unſtreitig! auf der Zunge hatte. Und dieſe geringe Veränderung im Ausdruck hat ihm unendlich viel im Leben genützt. Er hat hiermit mehr erreicht, als er durch entſcheidendes Abſprechen erreicht haben würde. Dieſes mißfällt ſtets dem Zuhörer, erregt Widerſtand und vernichtet alle Zwecke, für welche uns die Gabe der Rede verliehen wurde.

Franklin's Bruder gab eine Zeitung heraus, damals die zweite im ganzen Amerika. Benjamin war nicht blos der Setzer und Drucker derſelben, ſondern er mußte ſie auch an die Kunden herumtragen. Nun regte ſich in ihm auch noch die Luſt, einige Aufſätze für dieſelbe zu ſchreiben. Da er vorausſah, daß ſein Bruder deren Aufnahme verweigern würde, wenn er erführe, von wem ſie herrührten, ſo verſtellte er dabei ſeine Hand und legte ſie Abends vor die Thür der Druckerei.

Sie wurden gefunden und mit Beifall angenommen; ja es ward ihm ſogar die Freude, daß, als man auf den Verfaſſer rieth, nur auf Männer gerathen wurde, die als witzige Köpfe und als Gelehrte einen großen Namen im Lande hatten. Auf dieſem geheimen Wege fuhr er ſo lange fort, Beiträge zu liefern, bis ſein ganzer Vorrath von Ideen für Arbeiten dieſer Art erſchöpft war. Nun entdeckte er ſich und ward von den Bekannten ſeines Bruders etwas mehr beachtet; aber dem Bruder gefiel dies nicht und er fuhr fort von Benjamin die niedrigſten Dienſte zu verlangen. Dieſer meinte aber, daß ſein brüderlicher Lehrherr in vielen Stücken zu weit gehe, und daß er von einem Bruder etwas mehr Nachſicht zu erwarten berechtigt ſey. Dieſer war ſehr heftigen Temperaments und ſchritt ohne viele Umſtände zu Thätlichkeiten, mit denen Benjamin ſehr wenig zufrieden war. Hierzu kamen für ihn noch andere Verdrüßlichkeiten.

Wegen eines Aufſatzes in der Zeitung ward ſein Bruder auf einen Monat in's Gefängniß geführt, weil er den Verfaſſer jenes Aufſatzes nicht nennen wollte. Auch Benjamin ward deßhalb vernommen, aber bald wieder mit einer Warnung entlaſſen, vermuthlich, weil man glaubte, daß ein Lehrling verbunden ſey, die Geheimniſſe ſeines Herrn zu bewahren.

So lange die Gefangenſchaft ſeines Bruders dauerte, hatte Benjamin die Zeitung allein zu beſorgen, deren Fortſetzung dem Gefangenen unterſagt wurde, als er ſeine Freilaſſung erhielt. Man überlegte, was unter ſolchen Umſtänden zu thun ſey und beſchloß, dieſelbe künftig unter Benjamins Namen zu drucken. Um ganz ſicher zu gehen, ſtellte man dieſem ſeinen Lehrcontrakt mit einer Freilaſſung auf der Rückſeite zurück, wogegen er für ſeine noch übrige Lehrzeit einen neuen Vertrag unterzeichnen mußte, welcher geheim gehalten wurde. Mehrere Monate erſchien ſo die Zeitung unter Benjamins Namen. Eine neue Mißhelligkeit unter den Brüdern veranlaßte nun Benjamin, auf ſeine Freiheit zu trotzen, weil er überzeugt war, ſein Bruder werde es nicht wagen, den andern Contrakt öffentlich vorzuzeigen. „Es war von meiner Seite nicht recht gehandelt, daß ich mich dieſes Vortheils bediente, und ich ſehe dieſe Handlung als einen von den erſten Druckfehlern meines Lebens an,“ ſagte Franklin ſelbſt in ſpätern Jahren. „Damals aber machte die Ungerechtigkeit dieſes Verfahrens keinen Eindruck

auf einen Menſchen, den die Schläge erbitterten, die er ſo oft von ſeinem Bruder bekam, wenn dieſen ſeine böſe Laune anwandelte. Uebrigens (fügte er offen hinzu) hatte mein Bruder kein böſes Gemüth, und vielleicht war ich auch bisweilen zu unverſchämt, als daß ſein Zorn nicht hätte gereizt werden ſollen.“

Als ſein Bruder fürchtete, daß Benjamin ihn verlaſſen wollte, verhinderte er deſſen Annahme in den andern Druckereien Boſton's, und Benjamin faßte daher den Entſchluß, nach Newyork, dem nächſten Orte, wo eine Druckerei war, zu gehen. Das aber wollte der Vater nicht zugeben, der bisher immer auf ſeiner Seite geweſen war.

Franklin ſah keinen andern Ausweg für ſich, als heimlich ſeinen Vorſatz auszuführen. Er verkaufte ſeine Bücher, und begab ſich in aller Stille an Bord eines nach Newyork abgehenden Schiffes. Schon nach drei Tagen landete er in Newyork, beinahe 300 Meilen vom elterlichen Hauſe, erſt ſiebenzehn Jahre alt, ohne irgend Jemand zu kennen, ohne die mindeſte Empfehlung und nur mit wenig Geld verſehen. Jetzt hätte er ſeiner Luſt, zur See zu gehen, folgen können, aber ſie war verraucht.

Da er ſich im Buchdruckerei-Geſchäft für einen ziemlich geſchickten Arbeiter hielt, ſo trug er ſeine Dienſte einem dortigen Buchdrucker, Bradford, doch weil dieſer wenig Arbeit hatte, vergebens an. Dagegen glaubte Bradford, daß ſein Sohn in Philadelphia, wieder 100 Meilen weiter, ihn wohl anſtellen werde. Dahin zu reiſen, ſetzte ſich Franklin in ein Boot nach Amboy. Seinen Mantelſack und andere Habſeligkeiten ließ er ſich zu Lande nachkommen. Auf dieſer Reiſe aß er zum erſtenmale wieder Fiſche, und ſeitdem pflegte er wie andere Leute zu eſſen, nur daß er von Zeit zu Zeit, wie es ſich eben traf, zur Pflanzenkoſt zurückkehrte, weil er geglaubt hatte, daß es unrecht ſey, Thiere zur Nahrung zu tödten.

Ein Windſtoß trieb das Fahrzeug auf Long-Island. Ein betrunkener Holländer, der mitfuhr, fiel über Bord. Als er ſinken wollte, faſſte ihn Franklin unter dem Waſſer beim Schopf, und rettete ihn. Als ſie der Inſel naheten, konnten ſie wegen ſtarker Brandung an der Felſenküſte nicht landen, nnd warfen Anker. Vom Ufer, wo Menſchen und kleine Boote waren, erhielten ſie keine Hülfe. Die Nacht brach ein, und ihnen blieb nichts, als mit Geduld zu warten, bis der Wind ſich legte. Indeſſen, um wo

möglich zu ſchlafen, kroch er und der Steuermann in den Hinterraum des Schiffs, wo der noch immer naſſe Holländer lag.

Aber ſie wurden faſt eben ſo naß; denn der Schaum ſpritzte über ihr Boot, und ſo fanden ſie nur wenig Ruhe. Am folgenden Morgen legte ſich der Wind, und vor der Nacht erreichten ſie Amboy, nachdem ſie 30 Stunden nichts genoſſen hatten, als einen Trunk ſchlechten Rum.

Abends ſpürte Franklin ein ſtarkes Fieber. Er legte ſich nieder, und weil er geleſen, daß kaltes Waſſer, reichlich getrunken, gut gegen das Fieber ſey, ſo befolgte er dieſe Vorſchrift, ſchwitzte, ſein Fieber verließ ihn und früh ging er weiter. Es waren 50 Meilen bis Burlington, wo er Boote zu finden hoffte, die ihn vollends nach Philadelphia bringen ſollten. Den ganzen Tag regnete es. Durch und durch naß und tüchtig müde kehrte er Mittags in einem armſeligen Gaſthauſe ein, und übernachtete da. Jetzt wünſchte er, ſeine Heimath nie verlaſſen zu haben. Auch ſein Anzug war kläglich geworden, daß es ihm ſchien, er werde für einen entlaufenen Bedienten angeſehen, und er könnte wohl gar, auf dieſen Verdacht hin, feſtgehalten werden.

Des andern Tages ging er weiter, und 8 Meilen von Burlington, wo er den folgenden Morgen ankam, übernachtete er wieder in dem Wirthshauſe eines gewiſſen Doctor Brown, der ſich mit ihm in ein Geſpräch einließ, und da er fand, daß Franklin beleſen war, ſehr verbindlich und freundlich gegen ihn wurde. Ihre Bekanntſchaft dauerte nachher, ſo lange der Doctor lebte.

Aber kurz vor ſeiner Ankunft in Burlington, es war Sonnabend, waren die gewöhnlichen Boote abgegangen, und vor 3 Tagen keine andern zu erwarten. Da fragte er eine alte Frau um Rath, der er Pfefferkuchen abgekauft hatte. Sie bot dem Ermüdeten Herberge an, und als ſie hörte, er ſey ein Buchdrucker, meinte ſie, er ſolle hier ſein Geſchäft treiben. Sie wußte nicht, welche Auslagen daſſelbe erforderte. Er glaubte nun, bis zum nächſten Dienſtag hier bleiben zu müſſen. Abends jedoch, als er dem Fluß entlang ging, kam ein Boot, welches mit mehreren Perſonen nach Philadelphia ſteuerte. Man nahm ihn darin auf, und da Windſtille war, ſo ward während der ganzen Fahrt gerudert, wobei er half.

Um Mitternacht landeten ſie, ohne recht zu wiſſen, wo ſie wa-

ren, in einer Bucht, und machten Feuer an; denn es war eine kalte Oktobernacht.

Sonntags früh gegen 8 oder 9 Uhr landeten ſie in Philadelphia am Marktſtraßen-Werft.

„Ich habe,“ bemerkt hier Franklin ſeinem Sohne, dem Statthalter von New-Jerſey, „dieſe Reiſe, wovon ich dir nur einen „Auszug gebe, ſo genau beſchrieben, wie ich auch meinen Eintritt „in die Stadt beſchreiben werde, damit du im Gemüth einen ſo „unſcheinbaren Anfang mit meinem nachherigen Auftreten daſelbſt „vergleichen kannſt.“

Sein Anzug, da er lange auf dem Boot ſich befand, war ſchmutzig; ſeine Taſchen ſtrotzten von Hemden und Strümpfen; ſeine ganze Baarſchaft beſtand in einem holländiſchen Thaler und ungefähr einem Schilling Kupfermünze. Letztere drang er den Bootsmännern auf, die nichts nehmen wollten, weil er mit gerudert hatte, und er bemerkte hierbei: „man iſt zuweilen großmüthiger, „wenn man wenig, als wenn man viel Geld hat; vielleicht um „es ſich nicht merken zu laſſen, daß man nur wenig hat.“

Weil er ſehr hungrig war, kaufte er ſich Brod, was oft ſchon allein ſeine Mahlzeit geweſen war, und erhielt für einen Groſchen drei große Stücke. Die Taſchen waren voll, alſo nahm er unter jeden Arm ein Stück, und vom dritten eſſend, durchwanderte er die Straßen. Da ſah ihn ſeine nachherige Frau, die Tochter Reads, und dachte, er ſpiele doch eine linkiſche, lächerliche Figur.

Darauf wendete er ſich um, und kam wieder zum Boot, trank einen Schluck Flußwaſſer, und gab, ſatt von dem einen, ſeine beiden übrigen Brode einer Frau und ihrem Kinde, die mit übergefahren waren. Jetzt folgte er vielen ſauber gekleideten Leuten, und kam in das große Verſammlungshaus der Quäcker, und da Alles ſtille war, ſchlief er ermüdet ein. „Das,“ ſchreibt er, „war „alſo das erſte Haus in Philadelphia, wo ich war und wo ich „ſchlief.“

Im krummen Aſt kehrte er ein, ſchlief nach dem Eſſen bis 6 Uhr Abends, und bald darauf erquickte ihn wieder ein tüchtiger Schlaf bis zum Morgen. Da zog er ſich ſo ſauber an, als er konnte, ging zum Drucker Andreas Bradford, und fand deſſen Vater bei ihm, der von Newyork hergeritten war. Der alte Herr ſtellte ihn ſeinem Sohne vor. Freundlich ward er von dieſem

empfangen, und ihm einſtweilige Aufnahme verſprochen, wenn ihn Keimer, ein anderer neuer Buchdrucker, nicht beſchäftigen könne. Zu dieſem brachte ihn der alte Bradford ſelbſt, und führte ihn mit folgenden Worten bei ihm ein: „Nachbar, hier bring ich Euch einen jungen Menſchen von Euerm Gewerbe; vielleicht könnt Ihr ihm Arbeit geben.“

Keimer that verſchiedene Fragen an Franklin, gab ihm einen Winkelhaken in die Hand, zu ſehen, wie er arbeite, und ertheilte ihm dann den Beſcheid, er hoffe, ſobald ſich Arbeit gefunden, ihn anzuſtellen. Den alten Bradford hielt Keimer für einen Bürger aus der Stadt, der gut gegen ihn geſinnt ſey, und unterhielt ihn von ſeiner gegenwärtigen Unternehmung und von den Ausſichten, die er für die Zukunft hege. Bradford hütete ſich wohl, ſich als den Vater des andern Druckers zu erkennen zu geben, und da Keimer unter andern ſagte, er hoffe, bald die meiſte Arbeit in ſeine Hände zu ziehen, ſo brachte ihn Jener durch liſtige Fragen und durch einige Bedenklichkeiten und Zweifel dahin, daß er ihm alle ſeine Plane vertraute, und ihm alle Protektionen, auf die er rechnete, ſo wie alle ſeine Projekte, im größten Detail mittheilte. Franklin war bei dieſer Unterredung zugegen, und ſah ſogleich, daß der Eine ein alter Fuchs, und der Andere ein wahrer Neuling war.

Nach kurzer Zeit nahm ihn Keimer an; Franklin gab ſich Mühe, die vorhandene alte Preſſe zu verbeſſern, wovon Keimer gar nichts verſtand. Während dieſer Zeit hatte er bei Bradford gewohnt und ſich bei ihm beſchäftigt. Damit war Keimer nicht zufrieden, und machte ihm Wohnung und Koſt aus bei Read, welcher nachher Franklin's Schwiegervater wurde. Das Felleiſen Franklin's war indeß eingetroffen, ſo daß er jetzt anſtändiger, als damals, vor der Tochter des Hauſes erſcheinen konnte, wo er mit Brod beladen einherging.

Bald knüpfte er auch Bekanntſchaften mit ſolchen jungen Leuten in der Stadt an, die, wie er, Liebhaber vom Leſen nützlicher Bücher waren, und verlebte mit ihnen angenehme Abende. Er hatte einen recht guten Verdienſt, und lebte mit ſeiner glücklichen Mäßigkeit ſehr vergnügt und zufrieden.

Außer ſeinem treuen Freunde Collins, der ihm bei der Flucht aus Boſton behülflich geweſen war, wußte noch Niemand ſeinen

Aufenthalt. Endlich erfuhr es ſein Schwager, ein Seekapitän, ſchilderte ihm in einem Briefe den Schmerz der Seinigen über ſeine heimliche Entfernung, und rieth ernſtlich zur Rückkehr, wobei er ihm Verzeihung zuſicherte.

Franklin beantwortete dieſen Brief, und dankte ihm für ſeinen Rath, ſetzte ihm aber dabei die Gründe, weßhalb er Boſton verlaſſen, ſo kräftig und klar auseinander, daß der Schwager überzeugt wurde, Franklin könne nicht ſo großes Unrecht haben, als er bisher geglaubt hatte. Dieſen Brief zeigte der Kapitän dem Statthalter der Provinz, Sir William Keith, in deſſen Geſellſchaft er ſich eben befand. Der Statthalter war erſtaunt über den Brief, als er hörte, in welchem Alter der Schreiber deſſelben ſtehe, und ſagte: er halte denſelben für einen vielverſprechenden jungen Mann, den man aufmuntern müſſe. In Philadelphia gebe es lauter ſchlechte Drucker, und er ſey überzeugt, Franklin werde daſelbſt mit einem eigenen Geſchäfte ſein Glück machen. Er ſelbſt wolle ihm alle öffentlichen Arbeiten übergeben, und ſonſt unterſtützen, wo es ihm möglich ſey.

Von dieſer zwiſchen ſeinem Schwager und dem Statthalter ſtattgefundenen Unterredung hatte Franklin noch nichts erfahren, und war darum nicht wenig erſtaunt, als ihn eines Tages der Statthalter, in Begleitung eines andern vornehmen Mannes, bei Keimer aufſuchte. Dieſer hatte die beiden Männer auf ſein Haus zukommen ſehen, und war ihnen ſogleich entgegen geeilt, da er nichts anderes vermuthete, als daß der Beſuch ihm gelte, und wurde nicht wenig betroffen, als die vornehmen Herren ſich nur nach Franklin erkundigten, dieſen mit einer auſſerordentlichen Freundlichkeit behandelten, und ihn einluden, ſie nach einem Kaffeehauſe zu begleiten. Hier machte er ihm den Vorſchlag, eine Druckerei anzulegen, und zeigte die Wahrſcheinlichkeit eines guten Erfolgs. Da Franklin Zweifel äußerte, daß ſein Vater ihn unterſtützen würde, ſo erbot ſich Sir William, ihm einen Brief an ſeinen Vater mitzugeben, worin er alle Vortheile ſo einleuchtend zu machen gedenke, daß der Vater gewiß ſeine Einwilligung dazu geben werde. Franklin war hiermit ſehr wohl zufrieden, und es ward beſchloſſen, daß er mit dem nächſten Schiffe zu ſeinem Vater nach Boſton reiſen ſolle, daß er bis dahin ruhig bei Keimer fortarbeiten und Alles geheim halten ſolle. Der Statthalter lud Franklin

öfters zur Tafel ein, und unterhielt ſich dann jedesmal ſehr leutſelig und freundſchaftlich mit ihm.

Ende April des Jahres 1724 ging ein Schiff nach Boſton ab, und Franklin benützte dieſe Gelegenheit, ſeine Eltern zu beſuchen. Der Statthalter gab ihm, wie er verſprochen hatte, einen langen Brief mit, worin er dem Vater viel Lobenswerthes von ſeinem Sohne berichtete, und alle Vortheile auseinander ſetzte, die eine Niederlaſſung deſſelben in Philadelphia für ihn haben würde.

Nach einer 14tägigen Reiſe kam er in der Heimath an, die er vor ſieben Monaten verlaſſen hatte; noch hatte Niemand etwas von ihm erfahren, da ſein Schwager, der Kapitän, von ſeiner Reiſe noch nicht zurückgekehrt war. Alle freuten ſich, den verlornen Sohn wieder zu ſehen, nur ſein Bruder, den er in der Druckerei beſuchte, war unfreundlich gegen ihn. Franklin erſchien beſſer gekleidet, als damals, wo er noch bei dem Bruder in Arbeit ſtand; er hatte ſich einen neuen ſaubern Anzug angeſchafft, eine Uhr, und in der Taſche eine Börſe mit beinahe fünf Pfund Sterling Silbergeld.

Die Leute ſeines Bruders erkundigten ſich ſehr angelegentlich, wo er ſeither geweſen, wie es ihm in Philadelphia gefallen habe, und wie das dortige Leben ſey. Franklin rühmte ihnen die Lebensart, die er dort führe, und äußerte die ernſtliche Abſicht, wieder dahin zurückzukehren. Einer erkundigte ſich, was man dort für Geld habe. Franklin zog ſeine Börſe hervor, und ließ die ſilbernen Kronen ſchimmern. In Boſton, wo man ſich nur mit Papiergeld behalf, war dieſe Münze eine Merkwürdigkeit. Dann zeigte er auch ſeine Uhr, und gab beim Abſchiede den Leuten eine Krone zum Vertrinken. — Dieſes großthueriſche Benehmen brachte den Bruder nur noch mehr gegen Franklin auf, ſo daß jeder Verſuch ſcheiterte, den die Eltern machten, die Brüder wieder mit einander auszuſöhnen.

Der Brief des Statthalters ſchien den Vater in Verwunderung zu ſetzen, doch redete er nur wenig davon; als jedoch der vorhin erwähnte Kapitän von ſeiner Reiſe in Boſton anlangte, beſprach er mit ihm dieſe Angelegenheit. Dieſer unterſtützte das Projekt des Statthalters, aber deſſen ungeachtet lehnte der Vater in einem höflichen Briefe an den Statthalter alle Theilnahme und Unterſtützung eines ſolchen Unternehmens von ſich ab, da ſein Sohn noch zu jung ſey, als daß man ihm die Führung eines ſo wichtigen Ge-

ſchäfts übertragen könne. — Wie richtig dieſe Anſicht ſeines Vaters war, ſah Franklin in ſpätern Jahren vollkommen ein.

Ob nun gleich der Vater den Vorſchlag des Statthalters nicht billigte, ſo freuete es ihn doch, daß ſein Sohn im Stande geweſen ſey, an ſeinem neuen Wohnorte ſich ſo vortheilhaft einem ſo angeſehenen Manne zu empfehlen, und daß er durch Fleiß und durch Sparſamkeit ſich in kurzer Zeit ſo gut equipiren konnte. Er willigte deßhalb in die Rückkehr deſſelben nach Philadelphia, und gab ihm zugleich den weiſen Rath, gegen Jedermann höflich und freundlich zu ſeyn; ſich Mühe zu geben, die allgemeine Achtung zu erhalten, und ſich der Satyre und der Sarkasmen zu enthalten, wozu er einen großen Hang in ihm bemerkte. Bei anhaltendem Fleiße, fügte er hinzu, und bei ſeiner vernünftigen Sparſamkeit, könne er noch vor ſeinem 21ſten Jahre genug erſparen, um eine eigne Druckerei anzulegen, und wenn dann an der nöthigen Summe noch etwas fehle, ſo ſey er bereit, ſie voll zu machen.

Mit einigen Geſchenken als Liebeszeichen und von dem elterlichen Segen begleitet, reiste nun der 19jährige Franklin wieder nach Philadelphia ab.

Unterwegs beſuchte er ſeinen andern Bruder Johann, der ihn freundlich aufnahm, und deſſen Freund Vernon ihn beauftragte, eine Schuld von 35 Pfund in Penſylvanien für ihn einzufordern, und bis auf weitere Verfügung aufzubewahren.

Unter den Reiſegeſellſchaftern auf dem Schiffe befanden ſich auch zwei junge Frauenzimmer, die Franklin große Theilnahme bewieſen, und ihn in ihre Geſellſchaft zu ziehen ſuchten. Allein eine ältere erfahrene Frau auf dem Schiffe, welcher Franklin mit zuvorkommender Höflichkeit einige kleine Gefälligkeiten erwieſen hatte, nahm ihn bei Seite, als ſie bemerkte, das er arglos ihnen vertraute, und ſprach zu ihm: „Junger Mann, ich bin für Dich beſorgt, Du haſt keine Verwandte, die über deine Aufführung wachen, und Du ſcheinſt die Welt und die Gefahren, denen die Jugend ausgeſetzt iſt, nicht zu kennen. Achte auf das, was ich Dir ſage: Dieſe Mädchen führen ein ſehr ſchlechtes Leben; ich ſehe das aus ihrem ganzen Thun und Treiben. Biſt Du nicht auf deiner Hut, ſo verwickeln ſie Dich zuverläßig in einen ſchlimmen Handel. Du kennſt ſie nicht; ich rathe Dir aus freundſchaftlicher Theinahme, die die Unterhaltung mit Dir erzeugt hat, laß Dich nicht weiter

mit ihnen ein.“ Franklin konnte ſich anfangs nicht entſchließen, ſo ſchlimm von ihnen zu denken, allein die ſcharfſichtigere Frau machte ihn auf Alles, was ſie geſehen und gehört hatte, Franklin's weniger geübtem Blick aber entgangen war, aufmerkſam, und überzeugte ihn, daß ihre Befürchtungen gegründet waren. Franklin dankte ihr für ihren freundſchaftlichen Rath, und nahm ſich vor, ihn zu befolgen.

Als ſie nach New-York kamen, ſo beſchrieben die Mädchen ihm ihre Wohnung, und baten ihn, ſie zu beſuchen. Allein er ging nicht hin, und er that ſehr wohl daran, denn am folgenden Tage bemerkte der Kapitän, daß ihm ein ſilberner Löffel und verſchiedene andere Dinge von Werth fehlten, die aus der Kajüte entwendet worden waren. Da er hörte, was von den beiden Mädchen zu halten ſey, ſo wirkte er ohne Weiteres einen Befehl zur Hausſuchung bei ihnen aus. Er fand die geſtohlenen Sachen, und ließ ſie beſtrafen.

„Obgleich wir,“ ſprach Franklin ſpäter, als er dieſen Vorfall erzählte, „einer unter dem Waſſer verborgenen Klippe glücklich entronnen waren, die das Schiff beſchädigte, ſo war mir doch, dieſer Gefahr entkommen zu ſeyn, noch bei weitem wichtiger.“

In Newyork fand Franklin ſeinen Freund Collins, der hier einige Zeit vor ihm eingetroffen war. Sie waren von Jugend auf die vertrauteſten Freunde geweſen, und Franklin brachte zu Boſton den größten Theil ſeiner Erholungsſtunden in Collin's Geſellſchaft zu. Er war damals ein mäßiger und thätiger Burſche. Seine Kenntniſſe hatten ihm die allgemeine Achtung erworben, und man hoffte, er werde einſt eine nicht unwichtige Rolle in der bürgerlichen Geſellſchaft ſpielen. Während Franklin's Abweſenheit aber hatte er ſich unglücklicher Weiſe dem Trunk ergeben, und in Newyork faſt täglich in Branntwein berauſcht. Dabei hatte er im Spiel ſein ganzes Geld verloren, ſo daß Franklin genöthigt war, die Rechnung für ihn im Gaſthofe zu bezahlen, und ihn unterwegs freizuhalten, was für Franklin keine geringe Laſt war.

Endlich kamen ſie nach Philadelphia. Unterwegs nahm Franklin Veron's Geld ein, ohne welches ſie nicht im Stande geweſen ſeyn würden, ihre Reiſe zu vollenden.

Collins wünſchte, bei einem Geldwechſler als Commis anzukommen, allein ſein Athem oder ſein Anſtand wurden zu Verrä-

thern ſeiner böſen Gewohnheit, denn ob er gleich Empfehlungs-ſchreiben hatte, ſo ward er doch überall abgewieſen. Er blieb daher bei Franklin wohnen, und lebte ferner auf deſſen Koſten. Da er wußte, daß derſelbe Vernon's Geld in Händen hatte, ſo ließ er keinen Tag verſtreichen, ohne ihm etwas abzuborgen, wobei er jedesmal heilig verſicherte, er wolle alles ehrlich bezahlen, ſobald er nur eine Stelle erhalten hätte. Auf dieſe Weiſe nahm er Franklin nach und nach ſo viel Geld ab, daß dieſer in die größte Verlegenheit gerieth, wie er das Geld erſetzen ſolle, im Fall Collins nicht Wort halten könnte. Sein Hang zum Trinken ward immer ſtärker und eine beſtändige Veranlaſſung zum Zwiſt unter den Freunden, denn ſobald er zu viel getrunken hatte, ſo war kein Auskommen mit ihm.

Dieß führte eine gegenſeitige Kälte herbei. Endlich ward Collins von einem Weſtindienfahrer-Kapitän, der einen Lehrer für eine Familie in Barbados ſuchte, mitgenommen, und verſprach, das erborgte Geld, ſobald er könne, zu ſenden; allein Franklin hat nie wieder etwas von ihm gehört.

„Der Angriff des von Vernon mir anvertrauten Geldes,“ erzählt Franklin in ſeiner Lebensbeſchreibung, „war eine der erſten großen Vergehungen meines Lebens, und dieſe Geſchichte beweist, wie richtig mein Vater urtheilte, als er behauptete, ich ſey noch zu jung, als daß man mir die Führung irgend eines wichtigen Geſchäfts anvertrauen könne.“

Der Statthalter Sir William ließ ſich jedoch durch die Gründe, welche Franklin's Vater ihm entgegen geſtellt hatte, nicht in ſeinem Vorſatz irre machen, er ſey entſchloſſen, einen guten Drucker in Philadelphia zu haben, und wenn der Vater nicht im Stande ſey, ihn zu unterſtützen, wolle er ſelbſt das nöthige Geld dazu hergeben. Franklin ſolle ihm dieſes ſpäter zurückerſtatten, ſobald er dieß im Stande ſeyn würde. — Franklin mußte ihm ein Verzeichniß des nöthigen Druckereigeräths anfertigen, was ſich etwa auf 100 Pfund belief, und erhielt dann den Rath, mit dem nächſten Schiffe nach England zu reiſen, und alles dieſes dort anzuſchaffen, auch Verbindungen mit Buchhändlern und Papiermachern anzuknüpfen.

Sir William ſprach zu Franklin in einem ſo freundlichen Tone, daß derſelbe nicht einen Augenblick an der Aufrichtigkeit

dieſer Verſprechungen zweifelte. Als er jedoch zu Schiffe gehen wollte, und die mehrmals ihm verſprochenen Empfehlungsbriefe an Freunde in Europa, und vorzüglich die Creditbriefe abholen wollte, die ihm das nöthige Geld zum Ankauf einer Preſſe, von Schriften, Papier u. ſ. w. verſchaffen ſollten, ward er wieder zum Statthalter hinbeſtellt; die Briefe, hieß es, ſeyen bereits fertig. Als nun endlich das Schiff unter Segel gehen wollte, eilte Franklin zu ſeinem Gönner, um Abſchied und die Briefe endlich in Empfang zu nehmen. Doch war Sir William dießmal gar nicht zu ſprechen, ſein Schreiber verſicherte indeß, der Herr Statthalter werde noch eher als Franklin's Schiff nach Newcaſtel kommen, und dort wolle er ihm ſelbſt die Briefe einhändigen.

Als das Schiff ſich bei Newcaſtel vor Anker legte, war Sir William wirklich bereits dort eingetroffen. Franklin beſuchte ihn in ſeiner Wohnung. Der Schreiber empfing ihn wiederum ſehr höflich, meldete aber zugleich, daß Geſchäfte von der äußerſten Wichtigkeit ſeinen Herrn verhinderten, Franklin noch einmal zu ſprechen, allein er werde ihm die Briefe an Bord ſenden, und laſſe ihm von ganzem Herzen eine glückliche Reiſe uud baldige Rückkehr wünſchen. Ziemlich verwundert ging Franklin wieder zurück an Bord des Schiffes, doch ohne den geringſten Verdacht zu ſchöpfen.

Als er hörte, daß der Statthalter die Depeſchen an Bord geſendet habe, erſuchte er den Kapitän, ihm die Briefe zu geben, welche für ihn darunter ſeyn müßten. Der Kapitän antwortete ihm, ſie wären alle zuſammen in einen Sack gethan, und er habe jetzt nicht Zeit, ſie auszuſuchen, aber noch vor der Ausſchiffung in England ſollte ihm Alles richtig zugeſtellt werden. Mit dieſer Antwort begnügte ſich Franklin, und das Schiff ſetzte ſeine Reiſe fort.

Sobald der Kanal erreicht war, hielt der Kapitän Wort, und erlaubte Franklin, ſich aus dem Sacke die Briefe des Statthalters herauszuſuchen, doch fand ſich kein einziger darunter, auf dem Franklin's Namen geſtanden hätte, zum Zeichen, daß ihm die Beſorgung deſſelben anvertraut wäre. Doch ſuchte er ſich sechs oder ſieben aus, aus deren Adreſſe er vermuthete, daß ſie für ihn beſtimmt ſeyn könnten, zumal da einer davon an den königlichen Buchdrucker Basket, und ein anderer an einen Papierhändler gerichtet war. Dieſer letztere kam Franklin zuerſt in den Weg,

und er überreichte ihn mit der Erinnerung, er komme von dem Statthalter Keith. „Ich kenne den Mann nicht,“ antwortete der Papierhändler, nachdem er ihn aber erbrochen hatte, fuhr er fort: „Aha! er iſt von dem Riddlesden; das iſt ein ausgemachter Spitzbube, wie ich ſeit Kurzem erfahren habe, und ich mag künftig weder Geſchäfte mit ihm machen, noch Briefe von ihm haben.“ Sogleich drückte er den Brief Franklin wieder in die Hand, kehrte ihm den Rücken zu, und verließ den Betroffenen, um einige Käufer zu bedienen.

Franklin erſtaunte, und als er fand, daß die Briefe nicht vom Statthalter waren, dachte er der Sache nach, verglich dieſen und jenen Umſtand, und nun erſt erhoben ſich Zweifel bei ihm gegen ſeine Aufrichtigkeit. Er erzählte einem Freunde den ganzen Handel, und dieſer ſteckte ihm ſogleich ein Licht über Keith's Charakter auf, und verſicherte, es ſey nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, daß der Statthalter ſeinetwegen auch nur Eine Zeile geſchrieben habe; Niemand, der ihn kenne, ſetze das mindeſte Vertrauen in ſeine Verſprechungen, und er lachte herzlich über Franklin's Wahn, daß der Statthalter ihm einen Creditbrief gegeben, da er ſelbſt keinen Credit habe. Da Franklin einige Verlegenheit äuſſerte, was er nun anzufangen habe, ſo rieth im ſein Freund, er ſollte ſuchen, bei einem Drucker Arbeit zu bekommen. „Hier,“ ſagte er, „können Sie es in ihrer Kunſt zur Vollkommenheit bringen; dieß wird ein Mittel werden, ſich nach ihrer Zurückkunft in Amerika deſto vortheilhafter zu etabliren.“

Franklin wußte faſt ſchon eben ſo gut, als der Papierhändler, daß der erwähnte Notar Riedblesden ein großer Gauner war, und erſah aus dem in ſeine Hände gekommenen Briefe, es müſſe ein geheimer Anſchlag gegen einen Herrn Hamilton, von dem man glaubte, er ſey mit nach Europa gereist, im Werke ſeyn, wozu der Statthalter dem feinen Riddlesden die Hände geboten hatte, und er hielt es für ſeine Pflicht, dem Betheiligen hiervon einen Wink zu geben. Hamilton, der erſt kurze Zeit nach Franklin in England ankam, dankte Franklin mit vieler Wärme hierfür, da das, was er aus dem Briefe erfuhr, von nicht geringer Wichtigkeit für ihn war, und von dieſem Augenblick an, ſchenkte er ihm ſeine ganze Freundſchaft, die Franklin in der Folge bei manchen Gelegenheiten ſehr nützlich geworden iſt.

Von dem Statthalter war es indeß doch ſehr übel gehandelt, einen jungen Menſchen ohne Erfahrung ſo plump zu hintergehen. Dergleichen war ihm indeß bereits zur Gewohnheit geworden. Er wollte ſich gern der ganzen Welt gefällig erweiſen, und da er wenig zu geben hatte, ſo ging er verſchwenderiſch mit Worten um. Uebrigens war er ein verſtändiger, geiſtreicher Mann, und ſelbſt ein guter Statthalter für das Volk, weniger aber für ſeine Conſtituenten, die Eigenthümer der Provinz, deren Inſtruktionen er oft vernachläßigte. Verſchiedene von den beſten Geſetzen in Amerika ſind ſein Werk, und wurden unter ſeiner Verwaltung eingeführt.

Franklin fand ſofort Arbeit bei dem damals berühmteſten Buchdrucker in London. Er war ſehr fleißig, verthat aber größtentheils ſeinen Verdienſt wieder. Das Theater und der Beſuch anderer öffentlichen Luſtörter zehrten ſeine 15 Piſtolen bald auf, und dann ging es, wie man zu ſagen pflegt, aus der Hand in den Mund. Zu dieſer Lebensweiſe verleitete ihn ein Bekannter, der, um häuslichen Mißverhältniſſen zu entgehen, mit ihm die Reiſe nach London gemacht hatte.

Erſt als er ſich von dieſem getrennt hatte, dachte er darauf, wie er ſich etwas zurücklegen wolle. — Bei einem Buchhändler lieh er für mäßiges Geld Bücher, und zog daraus vielen Nutzen. Durch eine kleine Schrift ward er mit mehreren angeſehenen Männern bekannt. Um mehr zu verdienen, nahm er, nach einjährigem Anfenthalte in London, Arbeit in einer andern Druckerei an. Hier ließ er ſich Anfangs bei der Preſſe anſtellen, weil er glaubte, ſein Körper bedürfe mehr Bewegung, an die er in Amerika gewöhnt war, wo die Arbeiter damals abwechſelnd Setzer und Drucker waren. Franklin trank dabei nichts als Waſſer. Die übrigen Arbeiter, deren Zahl über fünfzig ſtieg, waren ſtarke Biertrinker. Und dennoch trug er im Nothfall, Trepp auf und ab, in jeder Hand eine Form, während die andern beide Hände zu einer einzigen brauchten. Mit Erſtaunen ſahen ſie aus dieſer und manchen andern Probe, daß der amerikaniſche Waſſermann, wie ſie Franklin nannten, weit ſtärker ſey, als ſie, die nichts als Doppelbier tranken. Ein eigener Junge eines benachbarten Brauers hatte den ganzen Tag über genug zu thun, dieſes einzige Haus mit Bier zu verſorgen. Sein Kamerad an der Preſſe trank täglich vor dem Frühſtück eine Pinte Bier, während des Frühſtücks von

Brod und Käſe abermals eine Pinte, eine dritte zwiſchen dem Früh⸗ſtück und Mittageſſen, eine bei der Mahlzeit, eine andere nach Tiſche gegen ſechs Uhr, und endlich wenn er mit der Arbeit fertig war, abermals eine Pinte. Franklin fand dieſe Gewohnheit häßlich; ſein Kamerad aber behauptete, er müſſe kräftiges Bier trinken, um Kräfte zur Arbeit zu bekommen. Franklin ſuchte ihn zu überzeugen, daß die körperliche Stärke, die ein ſtarkes Bier geben könne, im Verhältniß mit der Maſſe von Gerſte oder Wei⸗zen ſtehe, der ſich in dem Waſſer auflöſe, aus dem das Bier ge⸗braut werde — daß in einem Pfennigbrode ſich weit mehr nähren⸗des Mehl befinde, und daß er folglich, wenn er das Brod eſſen und Waſſer dazu trinken wollte, mehr Kräfte davon bekommen würde, als von einer ganzen Pinte Bier. Dieſe Vorſtellung be⸗wog ihn aber dennoch nicht, von ſeinem Biertrinken abzuſtehen; er trank fort, und bezahlte am Ende jeder Woche von ſeinem ſauern Verdienſte vier oder fünf Schillinge für dieſes zum Theil ſehr ſchlechte Getränk. Eine Ausgabe, von der Franklin ganz frei war. „So bleiben,“ ſagte er, „dieſe armen Teufel ihr Lebelang freiwillig in einer beſtändigen Dürftigkeit.“

Schon nach einigen Wochen ward Franklin wieder als Setzer angeſtellt, und trennte ſich von den Druckern. Die Setzer ver⸗langten von ihm ein neues Löſegeld, wie das noch heute faſt in allen Druckereien üblich iſt. Franklin ſchien dieſe Forderung unverſchämt, da er ſchon unten bei den Druckern bezahlt hatte. Der Herr theilte dieſe Meinung, und verbot ihm, etwas zu geben. So blieb er zwei oder drei Wochen von der Geſellſchaft getrennt. Er wurde von den übrigen Setzern vollkommen wie ein nicht zu ihnen Gehöriger betrachtet, und ſobald er nur den Rücken wendete, blieb keine muthwillige Neckerei unverſucht. Er fand ſeine Schriften durch einander geworfen, ſeine Columnen verſetzt, die Zeilen zerriſſen u. ſ. w., und wenn er ſich beſchwerte, ſo ſchob man alles auf den Kobolt, der, wie man verſicherte, diejenigen verfolge, die nicht dem Herkommen gemäß aufgenommen worden ſeyen. Ohnerachtet der Prinzipal ſelbſt ihn ſchützte, ſo hielt er es doch für rathſamer, nachzugeben und zu bezahlen; überzeugt, daß es eine große Thor⸗heit ſey, in böſem Vernehmen mit Leuten zu ſtehen, mit denen man beſtändig zuſammen ſeyn muß.

Nach dieſem Vorfall lebte er mit allen auf dem beſten Fuße,

und gelangte bald zu einem nicht geringen Anſehen unter ihnen. Er ſchlug einige Aenderungen in den Geſetzen der Offizin vor, und ſetzte ſie, trotz alles Widerſpruches, durch. Sein Beiſpiel wirkte hier ſo viel, daß mehrere ihrem häßlichen Frühſtück von Bier, Brod und Käſe entſagten, und ſich mit ihm aus einem benachbarten Hauſe ein Schälchen warmer Grütze holen ließen, worin ein Stückchen Butter, einige Schnitte Brod und ein paar Körnchen Pfeffer kamen. Dieſes Frühſtück war weit geſünder, koſtete eben nicht mehr, als eine Pinte Bier, nämlich drei Halfpennys (1 gl.), und erhielt den Kopf weit heiterer. Diejenigen, die nicht abließen, ſich den ganzen Tag mit Bier zu füllen, verloren oft, wenn ſie nicht bezahlen konnten, ihren Credit bei den Bierſchenken. Dann kamen ſie zu Franklin, und erſuchten ihn, wenn, nach ihrem gewöhnlichen Ausdruck, ihr Licht ausgegangen war, gut zu ſagen. Am Ende jeder Woche erſchien dann Franklin an der Zahltafel, und forderte die kleine Summe, die er ausgelegt hatte, und die bisweilen dreißig Schillinge betrug, wieder ein.

Dieſer Umſtand und ſeine wirkliche Geiſtesüberlegenheit machte, daß er unter ſeinen Kollegen eine der erſten Rollen ſpielte. Ueberdieß hatte er ſich bei dem Prinzipal durch ſeinen anhaltenden Fleiß empfohlen, indem er niemals blauen Montag machte. Seine außerordentliche Geſchwindigkeit im Setzen verſchaffte ihm immer die dringendſten Arbeiten, die gewöhnlich am beſten bezahlt werden, und ſo lebte er ſehr vergnügt und zufrieden.

Da ſeine bisherige Wohnung zu weit von der Druckerei entfernt war, ſo miethete er eine nähergelegene. Die Frau vom Hauſe war eine Wittwe, die auſſer ihrer Tochter eine Magd und einen Ladendiener hatte, der aber anderswo logirte. Nachdem ſie ſich in dem Hauſe, wo Franklin zuletzt gewohnt, ſeinetwegen hatte erkundigen laſſen, ſo gab ſie ihm das Zimmer um denſelben Preis, den er bisher gezahlt hatte, nämlich die Woche für vierthalb Schilling. Mit dieſem wenigen, ſagte ſie, nähme ſie der Sicherheit wegen vorlieb, weil ſie, als eine Familie aus lauter Frauenzimmern, gern einen ordentlichen Mann im Hauſe haben möchten.

Wegen ſeines baldigen und regelmäßigen Nachhauſekommens am Abend, und der geringen Störung, die er im Hauſe verurſachte, konnte ſie ſich nicht entſchließen, Franklin ausziehen zu laſſen, da er von einem Quartier ſprach, das ihm empfohlen worden war,

der Druckerei näher lag, und wöchentlich nur zwei Schillinge koſtete (ein Umſtand, der ſehr in ſeinen Plan, ſich etwas zu erſparen, paßte), und ſie beredete ihn, in ihrem Hauſe wohnen zu bleiben, indem ſie ihm ſeine Stube die Woche für zwei Schillinge weniger abließ. So behielt er, während ſeines übrigen Aufenthalts in London, dieſelbe Wohnung für einen wöchentlichen Zins von anderthalb Schilling.

In demſelben Hauſe lernte Franklin auch eine alte Jungfer kennen, die ein klöſterliches Leben zu führen gelobt, ihr ganzes Vermögen an fromme Stiftungen verſchenkt, und jährlich nur zwölf Pfund zu ihrem Unterhalte ſich vorbehalten hatte, wovon gleichwohl die Armen noch einen Theil erhielten. Sie lebte ſeit vielen Jahren bereits in ihrem Dachſtübchen, wo die Hausbeſitzer, die das Haus nach und nach erkauft hatten, und ihren Aufenthalt in demſelben als einen Segen des Himmels betrachteten, ſie umſonſt wohnen ließen. Sie ging niemals aus, lebte bloß von Grütze, und brauchte nur, um dieſe zu kochen, Feuer.

Franklin erhielt eines Tages die Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen. Sie war munter und höflich, und ihre Unterhaltung ſehr anziehend. Das Stübchen war äußerſt reinlich, alle Möbeln darin beſtanden nur in einer Matratze, einem Tiſch mit einem Crucifix, einem Stuhl, worauf ſich Franklin ſetzen mußte, und einem Gemälde über dem Kamin, das die heilige Veronika vorſtellte. Ihr Geſicht war blaß, allein ſie war nie krank geweſen, und Franklin führt ſie als ein ſprechendes Beiſpiel an, wie wenig man brauche, um Leben und Geſundheit zu erhalten.

Franklin war ein ſehr geſchickter Schwimmer, und deßhalb erſuchten ihn einige Freunde, ihnen dieſe Kunſt zu lehren. Er nahm ſie nur zweimal mit in den Fluß, nachher brauchten ſie ſeine Hülfe nicht weiter. Eines Tages ſtellten ſie zuſammen, in Begleitung einiger Londoner Bürger, eine kleine Waſſerfahrt nach Chelſea an, das dortige Collegium und die übrigen Seltenheiten zu beſehen. Auf dem Rückwege ließ ihm die Geſellſchaft, deren Neugier ſeine Freunde rege gemacht hatten, keine Ruhe, bis er ſich auszog, in den Fluß ſprang, und eine weite Strecke ſchwamm. Dabei machte er, ſowohl über, als unter dem Waſſer, eine Menge kleiner Kunſtſtücke, die von ſeiner Fertigkeit und Behändigkeit zeugten. Dieſes Schauſpiel verurſachte Denen, welchen es neu war,

eben ſo viel Erſtaunen, als Vergnügen. Franklin hatte von ſeiner Kindheit an dieſe Uebung ſehr geliebt; er kannte und machte alle Schwenkungen und Stellungen von Theveont, und hatte ſie noch mit einigen von eigener Erfindung vermehrt, bei denen er Nutzen und Zierlichkeit zu verbinden ſuchte. Franklin machte ſich das Vergnügen, ſie bei dieſer Gelegenheit ſämmtlich vorzuzeigen, und fand die angenehmſte Belohnung in der Bewunderung, die ſie erregten.

Im hohen Alter ſchlief er in dem Bade auf dem Rücken ſchwimmend ein, was er früher ſelbſt nicht für möglich gehalten hatte, und ſagt: „Waſſer iſt das bequemſte Bett, das man haben kann.“ Einer ſeiner Freunde, dem er das Schwimmen gelehrt hatte, ſchlug ihm vor, ganz Europa auf dieſe Kunſt zu bereiſen. Aber ſein väterlicher Freund Denham ermahnte ihn, lieber auf ſeine Rückkehr ins Vaterland zu denken.

Dieſer Mann hatte früher in Briſtol einen Handel gehabt. Er machte bankerott, ſetzte ſich mit ſeinen Gläubigern in Vergleich und ging nach Amerika, wo er durch raſtloſen Fleiß und anhaltende Thätigkeit ſich in wenig Jahren ein bedeutendes Vermögen erwarb. Er kehrte auf demſelben Schiffe nach England zurück, auf welchem Franklin ſich befand, und ward hier mit demſelben näher bekannt. Als er in England angekommen war, lud er ſofort alle ſeine alten Gläubiger zu einem Gaſtmahle ein. Als ſie beiſammen waren, dankte er ihnen für ihre ehemalige Nachſicht bei dem Vergleich mit ihm. Niemand hatte etwas mehr, als eine bloße Mahlzeit erwartet, allein beim Wechſeln der Teller fand jeder unter dem ſeinigen einen Bakozettel, genau ſo ſtark, als der ganze Reſt der Schuld, nebſt Intereſſen, vor. Hierauf verfolgte er erſt ſeinen Plan wieder, eine Menge Waaren mit ſich nach Philadelphia zu nehmen, und dort eine große Niederlage zu eröffnen. Dieſer Mann machte Franklin den Antrag, ihm als Handlungsdiener dahin zu folgen und ſeine Bücher zu führen, was er ihn ſelbſt lehren wolle, ſeine Briefe zu kopiren, und die Aufſicht über das Magazin zu führen. Sobald ſich Franklin hierin Fertigkeit erworben haben würde, wolle er ihn weiter unterſtützen, ſo daß er bei einem guten Benehmen und guter Oekonomie bald im Stande ſeyn ſolle, eine eigne Handlung anzufangen. Dieſe Ausſichten beſtimmten Franklin, auf den Antrag einzugehen, und er ſegelte, nachdem er 18 Mo-

nate in London zugebracht hatte, am 23. Juli 1726 mit Denham ab. „Für die Verbeſſerung meiner Vermögensumſtände war durch die Schuld meines Freundes und Reiſegefährten nichts geſchehen, ſagte Franklin, allein ich hatte meinen Vorrath an Kenntniſſen durch die Bücher, welche ich geleſen, und durch die Unterhaltung gelehrter und talentvoller Männer, mit denen ich in Bekanntſchaft gekommen war, anſehnlich bereichert.“

„Das Wichtigſte auf dieſer Ueberfahrtsreiſe war der auf der See gefaßte Entſchluß, mein Leben in Zukunft gehörig zu lenken und zu ordnen. Er iſt um ſo merkwürdiger, da ich ihn ſo jung entwarf (Franklin war damals 20 Jahre alt) und dennoch treu bis in mein Alter befolgte.“ Wir theilen das Nähere hiervon erſt am Schluſſe ſeines Lebens mit.

In Amerika, wo Franklin am 11. Oktober landete, hatte ſich während dieſer Zeit manches geändert. Keith war nicht mehr Statthalter, und ſchien ein wenig zu erröthen, als er Franklin begegnete; er ging indeß neben ihm vorbei, ohne ein Wort zu ſagen.

Herr Denham, bei dem Franklin in Dienſt getreten war, richtete ſeine Niederlage ein, und Franklin legte ſich mit Fleiß auf das Buchhalten, worin er es in kurzer Zeit ziemlich weit brachte. Er ward von dem würdigen Manne wie ein Sohn betrachtet, und vergalt ihm ſeine Großmuth durch Liebe und Achtung. Franklin's Lage war höchſt glücklich, allein dieſes Glück hatte keinen Beſtand.

Im Anfang des Februar 1727, um die Zeit, wo Franklin ſein zwei und zwanzigſtes Lebensjahr antrat, erkrankte er und ſein Prinzipal. Franklin, den die Aerzte bereits aufgegeben hatten, genas; Denham aber ſtarb nach einem langwierigen Krankenlager. Er vermachte Franklin in ſeinem Teſtamente, zum Zeichen ſeiner Gewogenheit, ein kleines Legat, und dieſer war nun in der weiten Welt wieder ſich ſelbſt überlaſſen; denn die Vollſtrecker des Teſtaments erhielten die Verwaltung des Magazins und Franklin ſeinen Abſchied.

Da er ſeinen Wunſch, als Handlungsdiener ein weiteres Unterkommen zu finden, nicht ausführen konnte, ging er wieder zu ſeinem frühern Prinzipal Keimer, der ſich inzwiſchen beſſer eingerichtet und zugleich einen Papierhandel angelegt, und eine Menge Arbeiter angenommen hatte, von denen aber in der That keiner viel

taugte. Franklin ward als Faktor angeſtellt, und erhielt einen anſehnlichen Gehalt. Doch konnte ihm Keimers wahre Abſicht nicht lange verborgen bleiben; er ſollte ihm ſeine Neulinge, die ihn äuſſerſt wenig koſteten, nur zuſtutzen. Dieſe waren ſämmtlich durch Kontrakte an ihn gebunden; hatten ſie folglich nur erſt von Franklin gelernt, was ſie lernen ſollten, ſo konnte er Franklin füglich ganz entbehren. Dieſe Wahrnehmung hinderte indeß Franklin nicht, ſeine Pflicht zu thun. Er brachte die Druckerei, die ſich in der größten Verwirrung befand, in Ordnung, und gewöhnte die Leute nach und nach, ihre Gedanken bei der Arbeit zu haben, und wirklich machten ſie ihre Sache bald um vieles beſſer.

Keimer behandelte ihn mit vieler Höflichkeit und ſcheinbarer Achtung, und Franklin hatte durchaus keine Sorge, als ſeine Schuld an Vernon, die er noch auſſer Stande war zu bezahlen, indem er bis jetzt nur wenig hatte zurücklegen können. Glücklicherweiſe war Vernon nachſichtig genug, ihn nicht zu mahnen.

Oft ging in der Druckerei dieſe oder jene Sorte Lettern aus, und noch gab es in ganz Amerika keinen Schriftgießer. Franklin hatte zwar in London Lettern gießen ſehen, aber nicht genau auf das Verfahren dabei geachtet. Gleichwohl gelang es ihm, eine Form zu Stande zu bringen. Er bediente ſich der Lettern, die in der Offizin vorhanden waren, zu Stempeln, und goß in Matrizen von Thon Lettern von Blei, wodurch wenigſtens dem drückendſten Mangel erträglich genug abgeholfen ward.

Im Nothfall ſchnitt er auch Druckerſtöcke und Zierrathen von Holz, machte Druckerſchwärze, hatte ein Auge auf die Niederlage, mit Einem Worte, er war das Faktotum. Bei allem dem bemerkte Franklin doch, daß ſeine Dienſte täglich weniger wichtig wurden, ſo wie die Uebung und Geſchicklichkeit der andern Arbeiter zunahm, und als Keimer ihm ſein zweites Quartal auszahlte, gab er ihm zu verſtehen, ſein Gehalt ſey viel zu groß, und er hoffe, Franklin ſelbſt werde ſich zu einer Verringerung verſtehen. Seine Höflichkeit nahm immer mehr ab, und dagegen der Herrenton zu. Immer fand er etwas zu widerſprechen, nichts konnte Franklin ihm mehr recht machen, und es ſchien, als ſuche er nur Gelegenheit, öffentlich mit ihm zu brechen.

Franklin fuhr indeſſen fort, ihn mit Geduld zu ertragen, überzeugt, daß die Urſache und Verwirrung in ſeinen Umſtänden

zum Theil Urſache von ſeiner übeln Laune ſey. Endlich machte doch eine Kleinigkeit dieſer Verbindung ein Ende, und Franklin verließ das Haus auf der Stelle. Er ergriff ſeinen Hut, ging die Treppe herab, und bat Meredith, einen der Arbeiter in der Druckerei, der ihm unten begegnete, für einige Kleinigkeiten, die er zurückgelaſſen, Sorge zu tragen und ſie ihm in ſeine Wohnung zu bringen.

Meredith kam gegen Abend. Sie ſprachen viel von dem, was Franklin heute widerfahren war. Meredith hatte eine große Achtung für Franklin gewonnen, und es that ihm leid, daß derſelbe das Haus eher als er verlaſſen ſollte. Er brachte Franklin von dem Gedanken ab, den derſelbe anfangs gefaßt hatte, in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren. Er ſtellte ihm vor: Alles, was Keimer beſitze, ſey er ſchuldig, ſeine Gläubiger fingen an, unruhiger zu werden, und ſein Handel müſſe mit Schrecken ein Ende nehmen, da er oft ohne Vortheil verkaufe, um nur baares Geld zu bekommen und gewöhnlich Jedermann Credit gebe, ohne es in ſeine Bücher einzutragen. Der Bankerott ſey auf dieſe Weiſe unvermeidlich, und Franklin könne dann füglich die Druckerei übernehmen. Dieſer wendete dagegen ein, daß es ihm ganz an Geld fehle. Meredith aber verſicherte ihm, ſein Vater habe die vortheilhafteſte Idee von ihm, und aus einer Unterredung mit demſelben, die Franklin betroffen, getraue er ſich zu verbürgen, daß er das zu ihrem Etabliſſement nöthige Geld ohne Bedenken vorſchießen werde, wenn Fanklin mit ihm in Geſellſchaft treten wolle. „Meine Zeit bei Keimer,“ ſagte er, „geht nächſten Frühling zu Ende. Bis dahin können wir von London eine Preſſe und Schriften bekommen. Ich fühle, wie viel mir noch fehlt, allein wenn Sie es zufrieden ſind, ſo helfe ich Ihrer Geſchicklichkeit in der Kunſt durch mein baares Geld nach, der Gewinn geht dann zu gleichen Theilen.“ Dieſer Vorſchlag war billig, und Franklin nahm ihn an. Auch ſein Vater, der in der Stadt war, fand ihn gut. Er wußte, daß Franklin viel über ſeinen Sohn vermochte, da es ihm ſogar gelungen war, ihn eine lange Zeit vom Branntwein abzuhalten, und er hoffte, wenn ſie nun vollends auf das Genaueſte verbunden würden, daß Franklin ihn gänzlich von dieſer unglücklichen Gewohnheit befreien würde. Meredith, der Sohn war bereits 35 Jahre alt und zuvor bei der Landwirthſchaft erzogen.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Gedanken, Anſichten und Maximen.

Der Menſch iſt ſo groß, daß ſeine Größe ſich darin zeigt, daß er ſein Elend erkennt. Ein Baum erkennt nicht ſein Elend. Freilich iſt es wahr, das iſt ein Elend ſein Elend zu erkennen, aber es iſt auch eine Größe zu erkennen, daß man elend iſt. So beweist all' dieſes Elend ſeine Größe. (Pascal.)

Der Menſch iſt nichts als ein Rohr, das ſchwächſte der Natur, aber ein denkendes Rohr. Es iſt nicht nöthig, daß das ganze Univerſum ſich rüſte ihn zu zermalmen. Ein Dunſt, ein Tropfen Waſſer reicht hin, ihn zu tödten. Aber wenn das Univerſum ihn zermalmte, würde der Menſch noch edler, noch erhabener ſeyn als das, was ihn tödtet, weil er weiß, daß er ſtirbt, und welchen Sieg das Univerſum über ihn hat, das Univerſum weiß nichts davon. Alſo alle unſere Würde beſteht im Denken. Deſſen müſſen wir uns rühmen, nicht des Raumes und der Dauer. Wir müſſen alſo bemüht ſeyn, gut zu denken, das iſt die Grundlage der Moral. (Derſelbe.)

Der Menſch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupt, aufgerichtet weit umher zu ſchauen, freilich alſo auch Vieles dunkel und falſch zu ſehen, oft ſogar ſeine Schritte zu vergeſſen und erſt durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Baſis das ganze Kopf- und Herzensgebäude ſeiner Begriffe und Urtheile ruhe; indeſſen iſt und bleibt er ſeiner hohen Verſtandesbeſtimmung nach, was kein anderes Erdengeſchöpf iſt, ein Götterſohn, ein König der Erde. (J. G. v. Herder.)

Die Erde iſt nur ein weitumfaſſender Schauplatz, auf dem daſſelbe Trauerſpiel ſtets unter andern Namen wiederholt wird, und wo ein jeder zufällig auf ſeinem Kampfplatze ſteht. Ein großer Irrthum iſts zu glauben, daß ſich das höchſte Glück nur auf der höchſten Stufe finden laſſe. (Voltaire.)

Wo die Eltern gut erziehen, und die Lehrer vernünftig bilden, da iſt das Glück der Gegenwart und der Nachkommen geſichert. (Kornmann.)

Es iſt immer Etwas, das den Menſchen zum Höhern einladet, und Etwas, das ihn abwärts drückt. (Derſelbe.)

Der Denkſpruch eines rechtſchaffenen Mannes ſollte ſeyn: ich fürchte Gott und ehre den König. (Kornmann.)

Verminderung der Bedürfniſſe ſollte wohl das ſeyn, was man der Jugend durchaus einzuſchärfen, und wozu man ſie zu ſtärken verſuchen müßte. Je weniger Bedürfniſſe, deſto glücklicher, iſt eine alte, aber ſehr verkannte Wahrheit. (Lichtenberg.)

So lange die Völker die einfachſten Grundſätze der geſellſchaftlichen Einrichtungen im Staate nicht eben ſo gut verſtehen lernen, als einzelne Familien die Einrichtungen in ihren Familienangelegenheiten, ſo lange wird es ein Leichtes ſie auszuplündern und zu quälen. Es gibt einen Verſtand für Familien und einen Verſtand für ganze Völker! Wer in ſeiner Kategorie dieſen Verſtand nicht beſitzt, wird immer zum Narren gehalten werden. (W. u. Z.)

Wenn ich machen könnte, daß Jedermann neue und überzeugende Gründe erhielte, ſeine Pflichten, ſeinen Fürſten, ſein Vaterland und die Geſetze zu lieben, ſo glaubte ich der Glücklichſte unter den Sterblichen zu ſeyn. (Montesquieu.)

Die Liebe des Vaterlandes führt zur Reinheit der Sitten, und die Reinheit der Sitten führt zur Liebe des Vaterlandes. (Derſelbe.)

Ein guter Fürſt vermag Alles über ſein Volk, aber die Geſetze vermögen Alles über ihn. (Fenelon.)

Wenn Gott einem Menſchen, Geiſt, Muth und Kraft giebt, dann gibt er ihm nach Verhältniß dieſer Talente ein Recht auf die Welt. (Chriſtine, Königin v. Schweden.)

Die Wiſſenſchaften verderben die Menſchen nicht, aber die Menſchen verderben die Wiſſenſchaften. (Dieſelbe.)

So lange die Menſchen nicht weiſer und gerechter werden, ſind alle ihre Bemühungen, glücklich zu werden, vergebens.
(J. G. Fichte.)

Nur wenig Menſchen werfen ſich der Thätigkeit aus innerm, moraliſchen Bedürfniſſe in die Arme. Erhebt nicht die Noth ihre eiſerne Ruthe, bellt nicht der Hunger des niedern Bedürfniſſes, ſo bleibt der gewöhnliche Menſch ein ächzendes Faulthier, das kauert oder ſchleicht. (Graf v. Benzel-Sternau.)

Der Menſch bringt es weit, der immer nur der geraden Linie der Pflicht nachgeht, mit dem eiſernen Entſchluß, dieſe Linie durch Alles hindurch zu führen, was entgegenſteht, oder vor den Bollwerken der Thorheit liegen zu bleiben. (Iffland.)

Der Mann, der denkt und Beſchäftigungen aufſucht, wird nie die Welt leer und ſein Leben unnütz finden. Er wird immer Gelegenheit haben, für das Gute oder gegen das Böſe zu arbeiten. Und wer ſollte ſo einſam, ſo verkannt, ſo verworfen ſeyn, daß er nichts Anziehendes in der Fülle fände, die ein guter und edler Mann immer ſeinem Daſeyn geben kann? Der Kreis der großen Welt iſt ja nicht dazu nöthig. Große Glücksgüter ſind nicht immer ein Mittel gegen Langeweile; große Geſellſchaften ſind ſelten Nahrung des Geiſtes; große Geſchäfte ſind wenig beruhigend. In der Dunkelheit finden ſich die meiſten Tugenden; ſie erzeugt die edelſten Gedanken, ſie bereitet die auffallendſten Thaten vor, die wir oft mit Unrecht für ein Werk des großen Schauplatzes halten.
(M. Mendelsſohn.)

Lebensregeln, Weisheits- und Sittenlehren und Sprüchwörter.

Goldene Lebensregeln und Sittenlehren.

1) Selbſterkenntniß. Die Pflicht der Selbſterkenntniß iſt die erſte goldene Lebensregel.

Selbſtkenntniß führt zur Wahrheit —
Wahrheit zur Veredlung unſeres Selbſt.

Der erſte Schritt und das erſte Mittel zur Weisheit iſt, daß wir unſere Unvollkommenheiten und Verirrungen, unſere Lieblingsfehler und Schwächen durch das Auge unſerer Vernunft, und in dem Spiegel, welcher uns das Leben anderer guten, tugendhaften und weiſen Menſchen vorhält, kennen und erforſchen lernen.

Die Ausübung dieſer Lebensregel iſt aber darum eine der ſchwerſten Pflichten, weil ſie uns in einen großen Kampf mit unſerer Eigenliebe verwickelt, welche die Fürſprecherin unſerer herrſchenden Fehler iſt.

Nur in einer vorurtheilsfreien, ruhigen Vergleichung unſerer Gefühle, Geſinnungen und Handlungen, mit den Geſinnungen und Handlungen anderer, durch Tugend und Erfahrung ausgezeichneter Menſchen, können wir uns ſelbſt kennen lernen. Wir wollen jedoch in ſolcher Vergleichung uns nichts verhehlen, ſondern uns ganz ſo zeigen, wie wir wirklich ſind, und unſern Fehlern keine Lobrede halten; wir wollen aber auch dabei nicht zu ſtrenge mit uns verfahren, und durch die Entdeckung unſerer Fehler und Schwächen, welche wir vielleicht vor dieſer Selbſtprüfung für Tugenden hielten, nicht von weitern Vergleichungen uns abhalten laſſen, ſondern uns durch die Wahrheit und die Hoffnung beſtärken, daß der feſten Beharrlichkeit im Guten alle Schwierigkeiten weichen müſſen, und, daß ohne Kampf kein Sieg beſtehe.

Die aus dieſer Selbſterkenntniß hervorgegangenen Fehler und Schwächen wollen wir dann für die Zukunft vorſichtig meiden, und die vielleicht darin gelegenen Lieblingsneigungen mit der Kraft zu beherrſchen und zu überwinden ſuchen, welche unſerer höheren geiſtigen Beſtimmung würdig und angemeſſen iſt.

2) Selbſtachtung. Die Pflicht der Selbſtachtung folgt aus der Selbſtkenntniß.

Durch die Erforſchung der Zwecke unſeres Daſeyns, durch das Gefühl der erhabenen Würde und der hohen Vorzüge, durch welche uns die Weisheit und Güte des Schöpfers zu ſichtbaren Oberherren aller übrigen Geſchöpfe macht, durch die innere Vorempfindung der höhern fortdauernden Beſtimmung unſerer unſterblichen Seele, durch die Erkenntniß unſerer körperlichen Vorzüge und der noch edlern Vorzüge und Kräfte unſeres Geiſtes, deſſen himmliſche Abſtammung ſich in Werken beurkundet, welche den Stempel unſerer höhern Beſtimmung in ſich tragen, durch alles dieſes lernen wir uns ſelbſt und unſere Mitmenſchen achten, welche die Weisheit des Schöpfers zu gleichen Vorzügen und zu gleicher Würde beſtimmte.

Dieſe Selbſtachtung iſt der Boden und die Grundlage unſerer Veredlung; ſie verkündet uns unſern eigenen Werth, und giebt uns zugleich den Maaßſtab, mit welchem wir den innern Werth, die Eigenſchaften, Tugenden und Vorzüge unſerer Mitmenſchen abzumeſſen haben; ſie giebt unſerm äußern und innern Weſen, unſern Geſinnungen und Handlungen, unſern Verhältniſſen und Verbindungen mit andern Menſchen, eine höhere Weihe, und hält uns von manchen Verirrungen zurück, deren Schuld wir nur durch unſere Selbſtachtung fühlen lernten.

3) Achtung unſerer Mitmenſchen. Mit dieſer Selbſtachtung iſt die Achtung unſerer Mitmenſchen, dieſe mögen mit uns in näheren oder in entfernteren Verhältniſſen ſtehen, folgerecht verbunden. Zu dieſer allgemeinen Menſchenachtung ſind wir ſchon aus Ehrfurcht für die Gottheit verpflichtet; vereinigen ſich aber in einem Menſchen perſönliche Verdienſte und Tugenden, ſo ſind wir dieſe Achtung aus doppelten Gründen zu geben verpflichtet, welche wir nicht bloß auf äußere Zeichen und Formen des Anſtandes beſchränken, ſondern auch bei jedem ſchicklichen Anlaſſe durch die That bezeugen, ſie in alle unſere Handlungen legen, und ſie ihm in den Tagen des Unglücks und harten Prüfungen eben ſo herzlich, ja, noch aufrichtiger, als in den Tagen des Glücks und der Freude, widmen wollen. Weder hoher, noch niederer Stand, weder Armuth, noch Reichthum, weder Glück, noch Unglück, noch irgend eine andere zufällige Gabe oder Entbehrung, ſoll bei dieſer Menſchenachtung uns leiten; jedem Menſchen, ohne Rückſicht auf ſeine glücklichen

oder unglücklichen Verhältniſſe, ſoll ſie gewidmet ſeyn, und ſich in jeder Stellung zu unſerm Mitmenſchen wahr und kräftig ausſprechen; aus dieſer herzlichen und wahren Achtung unſerer Mitmenſchen gehen die Pflichten der allgemeinen Menſchenliebe hervor, deren Ausübung jedem edlern Menſchen ein zartes Bedürfniß iſt.

4) Menſchenliebe. Dem Menſchenfreunde, welcher ſich zur Erfüllung dieſer Pflicht innerlich berufen fühlt, zeigen ſich in jeder Lebenslage, in reichen, in mittlern und dürftigen Verhältniſſen, Gelegenheit und Mittel genug, ſeinen Mitbrüdern Wohlthäter und Retter zu werden.

Reichthümer und zeitliche Güter befördern zwar die Zwecke des Menſchenfreundes, aber ſie ſind nicht die Mittel allein, durch welche der Menſchenfreund ſeinen Mitmenſchen nützen kann: durch perſönliche, kein Geld erfordernde Dienſte, durch freundlichen Rath, Verwendung, und durch andere Hülfsleiſtungen, ſelbſt ſchon durch freundliche Theilnahme und Troſt kann er den leidenden Bruder unterſtützen und ihm ſeine Lage erträglicher machen; dem, an den Freuden und Leiden ſeiner Mitmenſchen theilnehmenden Menſchenfreunde bieten ſich in jedem Lebensverhältniſſe Mittel genug dar, dieſe, mit dem reinſten innern Genuſſe verbundenen Pflichten auszuüben, und ſie durch Zurechtweiſung der Irrgegangenen, durch Belehrung und Aufmunterung der ſchwachen, und durch Rettung der gefallenen Brüder, zu erfüllen.

Durch die Ausübung dieſer Pflicht erwirbt er ſich die Liebe, die Achtung und das Vertrauen ſeiner Mitmenſchen, und für den Fall, wenn auch ihn die himmliſche Weisheit in die Läuterungsſchule der Prüfungen führen würde, einen gerechten Anſpruch auf gleiche Hülfe.

Sprüchwörter

nebſt ihrer ſittlichen Erklärung.

(Nach Wander.)

Beruf.

Das Geſchäft, dem man ſich gewidmet hat, das man treibt, um damit ſein Brod zu erwerben oder Andern nützlich zu werden, nennt man ſeinen Beruf.

Die verſchiedenen Berufsarten machen eben ſo verſchiedene Anſprüche an die Menſchen. Dieſe haben die Verpflichtung, denſelben in möglich hohem Grade nachzukommen. Jeder Menſch muß ſich daher eine genaue Kenntniß von dem Umfange deſſen, was ſein Beruf von ihm fordert, verſchaffen. Hat er dieß gethan, erſt dann wird es möglich ſeyn, ſich ſelbſt in den Stand zu ſetzen, jene Pflicht auf eine würdige Weiſe zu erfüllen. Wer weiß, daß er einem harten Kampf entgegen geht, der wird nicht verfehlen, ſich für denſelben angemeſſen zu rüſten.

1) Unberufene Hände verbrennen ſich die Finger am Topfe. Jeder Beruf erfordert zu gehöriger Betreibung eine Menge Kenntniſſe, Geſchicklichkeiten, Kunſtgriffe, die nur der in dem erforderlichen Maaße beſitzen kann, der eben der Betreibung dieſes Berufes ſich gewidmet hat. Da iſt es nun ſehr leicht möglich, daß ſich die unberufene Hand, d. h. eine ſolche Perſon, die zur Verrichtung des Geſchäfts nicht beſtimmt iſt, und der es daher an der erforderlichen Geſchicklichkeit fehlt, die Hände am Topfe verbrennt. Das will ſagen, daß ſie ſelbſt beim beſten Willen durch die Verrichtung des Geſchäfts zu Schaden kommt, wie einfach es auch ſey. Auch das einfachſte erfordert eigne Handgriffe.

2) Es giebt Berufsarten, welche beſtimmte Geſchäfte für eine gewiße Menge von Perſonen, und eine beſtimmte Beſoldung, verrichten. Man heißt ſie Aemter. Jeder, der ein Amt übernehmen will, muß ſich zuvor prüfen, ob er auch die dazu nöthigen Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten beſitzt. Und iſt dieß der Fall, ſo muß er, nachdem er es übernommen hat, auch treu ſeine Kräfte für die Obliegenheiten derſelben verwenden. Wenn er dieß nicht thut, ſo bezieht er das, was er als Lohn, Sold, Gehalt ꝛc. empfängt, mit Unrecht. Das will das Sprüchwort ſagen:

„Wenn der Hofhund nicht bellt, frißt er das Futter umſonſt.

3) Jeder Beruf, wenn er ordentlich betrieben wird, lohnt ſich auf eine Weiſe, daß Diejenigen, welche ſich ihm gewidmet haben, nicht Noth leiden dürfen. Wer aber ſeinen Beruf verläßt, den verläßt auch ſein Beruf, d. h. wer ſeine Kräfte nicht dem Geſchäfte widmet, ſondern ſie auf andere Sachen verwendet, die nicht zu ſeinem Berufskreiſe gehören, der kann unmöglich erwarten, daß ihn ſein Beruf in dem Maaße lohne, als es geſchehen würde,

wenn man ihn mit voller Kraft betriebe. Wenn Jeder in ſeinem Berufe redlich das Seine thut, ſo muß nothwendig Alles gut gehen. Wo aber der Schuhmacher dem Lehrer will Schule halten, und der Bauer, ſtatt ſich um den Pflug zu kümmern, über Regierungsangelegenheiten ſtreitet, da müſſen die Sachen ſchlimm ſtehen. Daher ſagt das Sprüchwort:

„Wägt der Bauer die Krone, ſo hat er Armuth zum Lohne.“

4) Nicht Jeder hat zu jedem Berufe die erforderlichen Anlagen und Eigenſchaften. Es iſt daher ein ſehr wichtiger Schritt, den man thut, wenn man ſeinen Beruf wählt. Von dieſer Wahl hängt meiſt das ganze Lebensglück ab. Vorzüglich nachtheilig iſt es, wenn ſich Jemand zu einem ſchweren Amte drängt, dem er nicht gewachſen iſt. Der Schaden, der dadurch meiſt geſtiftet wird, iſt zuweilen unberechenbar. In der Regel aber kann ſich der ſo Schwer- und Falſchgeſtellte ſelber auf ſeinem Platze nicht halten. Es fehlt ihm an Kopf und Herz, und er, der in einem niedern Kreiſe auf einem andern Platze recht viel Gutes geſtiftet haben könnte, muß hier ſeine Stellung mit Schmach und ſegenslos aufgeben. Wer die zu einem Amte, Berufe, erforderlichen Kenntniſſe und Eigenſchaften nicht beſitzt, verdirbt. Dieß der Sinn des Sprüchworts:

„Ein leerer Topf zerſpringt beim Feuer.“

5) Nach dem Maße der ihm von Gott verliehenen Kräfte muß ſich Jeder den Kreis ſeiner Thätigkeit wählen. Wer ſich ſagen muß, daß er für einen großen nicht befähigt iſt, der wird klug handeln, wenn er einen entſprechenden kleinen wählt. Wem wenig gegeben iſt, von dem will Gott auch nur wenig fordern. Man kann in einem kleinen Kreiſe oft mehr Gutes ſtiften, und reinere ungetrübtere Freuden genießen, als in großen Wirkungskreiſen. Denn:

„Ein guter Fußſteig iſt beſſer, als eine ſchlechte Straße.“

6) Einem hungrigen Hunde muß man nicht die Slüſſel zur Fleiſchkammer geben.

Dieß Sprüchwort wendet ſich an die, welche Andern Geſchäfte und Aemter an- und übertragen. Das iſt nicht leicht. Es kommt alles darauf an, daß für den zu beſetzenden Platz gerade die Kraft aufgefunden werde, welche im Stande iſt, ihn würdig auszufüllen.

Allerdings muß man darauf ſehen, ob Jemand die nöthigen Kenntniſſe dazu hat. Aber dieſe allein können unmöglich entſcheiden. Leider geſchieht dieß ſehr oft, und das iſt kein geringes Verſehen. Man muß ſich auch um den Charakter des Anzuſtellenden bekümmern. Wie viel hängt von Treue und Ehrlichkeit ab. Es wäre ganz verkehrt, einem Habſichtigen ein Geſchäft aufzutragen, wobei er durch Druck der ihm Untergebenen ſeinem Laſter fröhnen könnte. Im Allgemeinen ſagt das obige Sprüchwort: Man muß Niemanden ein Geſchäft anvertrauen, das die Fehler nährt, wozu er vorzüglich geneigt iſt.

7) Es iſt um die Nadel geſchehen, wenn ſie dem Bauern pflügen hilft.

Dieß Sprüchwort gleicht in ſeiner Bedeutung dem: „Wägt der Bauer die Krone, ſo hat er Armuth zum Lohne.“ Wer ſeinen Beruf vernachläßigt, um ſich um andere Sachen zu bekümmern, bereitet ſich den Weg zur Armuth.

Mannigfaltiges.

Vereine und Anſtalten.

Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften in Frankfurt a. M. zeigt in ihrem Streben erfreuliche Reſultate. Ihre Wirkſamkeit verbreitet ſich über ſieben nach und nach von ihr begründete Anſtalten. 1) Ihre Unterrichtsanſtalt für Gewerbtreibende wurde neuerdings durch eine architektoniſche Zeichenſchule, in welcher auch mathematiſche Erläuterungen ertheilt werden, vermehrt; 2) der Lehrverein für die Jugend aus dem Gewerbſtande iſt ſeit dem November 1839 jeden Sonntag in drei Schulzimmern geöffnet, und eben dort werden an jedem Tage von Abends 7 bis 8 Uhr Vorträge über Technologie gehalten; 3) die von ihr begründete Sparkaſſe, in welche 800,000 fl. eingelegt worden, hat beſchloſſen, den Zinsfuß von $2\frac{1}{2}$ auf 3 Procent zn erhöhen; in Verbindung mit ihr ſteht eine ſpezielle Erſparungs-Anſtalt für die Gewerbtreibenden, von welcher im Laufe des vorigen Jahrs 851 über 36,000 fl. eingelegt haben; 4) die Section für Garten- und Feldbaukultur, welche alljährlich zwei Blumen- und Fruchtausſtellungen veranſtaltet, hat auſſerdem im vorigen Jahre ihre Wirkſamkeit bedeutend erweitert; 5) der Gewerbverein hält alle acht Tage eine Verſammlung, in welcher neue Erfindungen, Entdeckungen, Verbeſſerungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der Künſte und Gewerbe mitgetheilt und beſprochen werden. Ueberdieß iſt nun alle vierzehn Tage ein

Leſe=Abend anberaumt, zur Benutzung der Geſellſchaftsbibliothek und techniſcher Zeitſchriften; 6) das Inſtitut zur Beförderung der Sittlichkeit und des Wohlverhaltens unter der zur Förderung des Hausweſens erforderlichen dienenden Klaſſe erhielt von der Aachen=Müchener Feuerverſicherungs=Anſtalt 467 fl., und konnte ſo sechs Dienerinnen, jede mit 50 fl. ausſtatten; 7) die vor ein paar Jahren begründete Unterrichtsanſtalt für Blinde, welche Ende 1839 ein Kapital von 2605 fl. befaßt, ſieht daſſelbe jetzt auf 3677 fl. angewachſen.

(A. Z.)

Der zu Anfang vorigen Jahres zu Osnabrück gegründete Enthaltſamkeit= und Mäßigkeitsverein hat ſich während dieſer kurzen Zeit ſehr wohlthätig erwieſen. Bereits zählt er in den vier Stadtkirchſpielen mit den zu dieſen gehörigen Bauerſchaften an 2800 männliche Mitglieder über 14 Jahre. Seine Statuten machen den Mitgliedern Mäßigkeit in Wein und Bier und völlige Enthaltſamkeit in allen gebrannten Getränken, ſo wie an ſich wie als Zuſätze zu andern Speiſen und Getränken zur Pflicht. Ein feierlich angeordnetes Dankfeſt für die wohlthätigen Folgen dieſes Vereins, welches am 23. März ſtatt fand und wobei die Geiſtlichkeit der katholiſchen und proteſtantiſchen Konfeſſion in lobenswerther Eintracht mitwirkten, gibt einen erfreulichen Beweis, welchen Anklang die Beſtrebungen dieſes Vereins finden, was ſchon auch daraus hervorgeht, daß viele Tauſende der Feier des Stiftungsfeſtes deſſelben, die an dem gleichen Tage abgehalten wurde, beiwohnten. (Gew. Bltt.)

Lebensverſicherungs=Geſellſchaft mit einer Sparkaſſe verbunden. Die Berliner Lebensverſicherungs=Geſellſchaft hat eine neue Verſicherungsart eingeführt, die in Deutſchland noch nicht benutzt, für viele bisher unberückſichtigt gebliebene Lebensverhältniſſe von großer Wichtigkeit iſt. Sie nennt dieſe neue Verſicherung eine Sparkaſſenverſicherung. Sie gewährt demjenigen, der ſich ihrer bedient, die Möglichkeit, ſich ſelbſt für ſeine ſpätern Lebensjahre ein Kapital zu ſichern, zugleich aber für den Fall, daß er ein höheres Alter nicht erreichen ſollte, dieſes Kapital ſeinen Erben u. ſ. w. zu erhalten. Für jährliche beſtimmte Einſchüſſe erhält nämlich der Verſicherte nach Ablauf der im vorausbeſtimmten Zeit das Kapital. Stirbt er aber inzwiſchen und hat nur wenige oder auch nur eine Einzahlung geleiſtet, ſo erhalten die Erben das ganze verſicherte Kapital zur Verfallzeit ausgezahlt, ohne daß ſie zur fernern Zahlung der nach dem Tode des Verſicherten fällig werdenden Prämien verpflichtet ſind. Z. B. ein Vierziger will für ſein 55ſtes Jahr ein Kapital von 10,000 Thlrn. ſichern, ohne die Einſchüſſe, wenn er früher ſterben ſollte, ſeinen Erben zu entziehen. Er zahlt dafür eine jährliche Prämie von 60 Thlrn. dergeſtalt, daß er nach Ablauf der 15 Jahre 908 Thlr. entrichtet hat, und dafür 1000 Thlr. auf einem Brett erhält. Insoweit iſt die Einrichtung eine Sparkaſſe. Die mindern Vortheile gegen andere Sparkaſſen gehalten,

d. h. die geringen Zinſen, welche er bezieht, werden reichlich durch die damit verbundene Verſicherung ausgeglichen, indem er dieſe 60 Thlr. nur einmal braucht bezahlt zu haben und die Erben erhalten nach Ablauf der 15 Jahre nichts deſtoweniger das ganze Kapital. (Gew. Bltt.)

Elberfeld. Um jungen Handwerkern und Fabrikarbeitern, die ihre Freiſtunden nicht in Wirthshäuſern zubringen wollen, eine Zufluchtsſtätte zu gewähren, wo ſie zum geſellſchaftlichen Leben zuſammen kommen können, hat ſich unter der Leitung ſämmtlicher proteſtantiſchen Geiſtlichen und mehrerer achtbaren Bürger ein chriſtlicher Verein für junge Handwerker und Fabrikarbeiter gebildet, der ſich die Aufgabe geſtellt hat, unter jenen einen ordentlichen fleißigen, ſittlichen und religiöſen Lebenswandel zu befördern. Zu dem Zwecke ſollen die Theilnehmer in dem dazu beſtimmten Local allerlei nützliche Bücher, Zeitſchriften und Landkarten zu ihrer Unterhaltung, ſelbſt Schreibmaterialien, um nach Hauſe ſchreiben zu können, vorfinden. Es kann ein Jeder, ohne Rückſicht auf Confeſſion, Stand und bisherigen Lebenswandel, in dieſen Verein aufgenommen werden, dem es Ernſt iſt, ein ordentlicher Menſch zu werden, und der ſich gern verpflichtet: 1) zur Treue und Fleiß in ſeinem Berufe, 2) zur Vermeidung ſchlechter Geſellſchaften, 3) zu einem ordentlichen, anſtändigen und ſittlichen Wandel, 4) zur Beobachtung der Regeln, welche zur Erhaltung der Ordnung in dem Vereine nothwendig ſind. Das Vereins-Local wird an Werktagen um 8 Uhr Abends, an Sonn- und Feſttagen aber nach dem Schluſſe des Gottesdienſtes eröffnet und um 10 Uhr geſchloſſen. (A. A.)

Die zahlreichen Vereine und Geſellſchaften für Ackerbau, Gartenkunſt und Gewerbe, welche faſt in jedem Arrondiſſement Frankreichs beſtehen, ſind auſſer der Thätigkeit, die ſie zur Beförderung des Landbaues, der Gewerbe ꝛc. durch ihre zahlreichen Preisaufgaben an den Tag legen, auch beſonders des Eifers wegen rühmend zu erwähnen, mit welchen ſie durch kleinere Belohnungen die Kultur des Bodens und das Wohlverhalten der Dienſtboten zu verbreiten ſuchen. So hat die Agrikulturgeſellſchaft des Norddepartements in Douai den Knechten und Mägden auf dem Lande, welche ſich durch Treue und lange Dienſtzeit auszeichnen würden, Medaillen und einen Einſatz in die Sparkaſſen von 10—20 Frcs. für das Jahr 1842 verſprochen. (D. V. J. Schr.)

Der Frauen-Sitten-Verein. In Berlin hat ſich ein Verein von Frauen gebildet. „Steurung der jetzt herrſchenden übertriebenen Putz- und Modeſucht und der dadurch entſtandenen Sittenverderbniß des weiblichen Geſchlechts, beſonders der dienenden Klaſſe“, — iſt der Zweck des Vereins, der ganz richtig von dem Grundſatze ausgeht, daß man bei aller ſittlichen Beſſerung mit ſich ſelbſt anheben müſſe. Die Mitglieder wollen vor Allem durch ganz einfache Kleidung Andern als gutes

Beiſpiel voranleuchten und dann auch ihren Untergebenen unter keiner Bedingung eine auffallende Kleidung geſtatten. (A. A.)

In Mecklenburg-Schwerin ſucht man jetzt Vereine und Verſammlungen der Bauern und kleinern Landwirthe für landwirthſchaftliche Zwecke zu gründen. So kamen in Teterow im vorigen Jahre 32 Landwirthe zuſammen, der Mehrzahl nach Bauern, welche anziehende und lehrreiche Verhandlungen pflogen über Viehzucht, Stallfütterung, Dünger, Schlageintheilung und Fruchtfolge, Anbau von Oelgewächſen, Mergeln, Gipſen 2c. Anſamungen von Gras und Klee, Anpflanzung von Hecken und Weiden u. ſ. w. Dieſe Verſammlung hat gezeigt, daß dergleichen Vereine höchſt nützlich werden können und daß auch die Bauern Mecklenburgs für Fortſchritte der Landwirthſchaft wohl empfänglich ſind. (A. A.)

Der Verein zur Beſſerung entlaſſener Strafgefangener in Würtemberg hat in einem Berichte nachgewieſen, daß in der Periode von 1837, wo er geſtiftet wurde, bis 1838 ihm 899 Strafgefangene zur Fürſorge empfohlen worden ſind, von denen 264 zu geregelter Beſchäftigung eingeführt und mehr als die Hälfte ſeit vier Jahren als andauernd verſorgt anzuſehen ſind. Da ſeine Hauptſorge auf die ſittlich-religiöſe Beſſerung der entlaſſenen Strafgefangenen gerichtet iſt, ſo iſt der Erfolg ſeiner Bemühungen nur nach geraumer Zeit zu erkennen; doch auch jetzt ſchon hat er ſehr erfreuliche Erfahrungen gemacht. (D. V. J. Schr.)

Zu Düſſeldorf am Rhein iſt auf Veranlaſſung der dortigen k. Handelskammer von verſammelten Fabrikinhabern und Gewerbtreibenden die Bildung eines Vereins beſchloſſen worden, der ſich die Verbeſſerung des Looſes der niedern Arbeiterklaſſen und Dienſtboten ſowohl in ſittlicher Beziehung als in Hinſicht auf deren Lebensunterhalt zum Ziele ſetzen will. Zunächſt beabſichtigt man, durch Beiträge der Brodherren und Dienſtherrſchaften (nicht der Arbeiter und Dienſtboten ſelbſt) einen Fond zu gründen, aus welchem Belohnungen an diejenigen Arbeiter und Dienſtboten vertheilt werden ſollen, die lange Zeit hindurch in einer Werkſtätte oder bei einer Herrſchaft treu und fleißig dienen und ſich durch Sparſamkeit und gutes ſittliches Betragen auszeichnen. (A. A.)

Vom Hundsrück wird gemeldet, daß ſich die Folgen der landwirthſchaftlichen Vereine dort in mehreren Gegenden ſehr vortheilhaft zeigen. Es beſtehen nicht weniger als 24 ſolcher örtlichen Vereine, in denen der Landmann zum eigenen Nachdenken über die Gegenſtände und über die Mittel ſeiner Thätigkeit angeleitet wird. Vieles wird verſucht und wenn auch nicht alles gelingt, ſo wird doch der Muth zur Einführung des Beſſern kräftig erhoben. Die Landräthe und Beamten, ſo wie Pfarrer und Schullehrer greifen dabei fördernd ein. (A. A.)

Volksbildung und Veredlung.

Straßburg. Die Sitzungen des Municipalraths waren in der letzten Zeit von großem Intereſſe, indem wichtige Fragen über Unterricht und Verbeſſerung des Zuſtandes der untern Volksklaſſen erörtert wurden. Es iſt in der That kaum glaublich, welcher Verwahrloſung ein großer Theil der armen Kinder überlaſſen iſt und wie dieſelben ungeachtet aller Beſtrebungen der Behörden und der Geſellſchaft zur Ausrottung der Bettelei, dennoch jedem beſſern Elemente der Erziehung entfremdet bleiben. Der Berichterſtatter über dieſe ernſte Frage der Humanität, hat mit vieler Umſicht ſeine Aufgabe gelöst, und es ſteht zu erwarten, daß gerade das Elſaß und namentlich Straßburg, hierin dem übrigen Frankreich mit gutem Beiſpiele vorangehe. Die hieſige Akademie hat ſchon längſt dieſe wichtige Miſſion als eine ihrer ſchönſten Pflichten betrachtet, aber wenn auch der Vergleich des jetzigen Zuſtandes der Schulen mit dem während des vorigen Deceniums erfreuliche Reſultute liefert, ſo iſt nicht zu verkennen, daß noch viel zu thun übrig bleibt. Der Primärunterricht bedarf in ganz Frankreich um ſo mehr einer Reorganiſation, als unter 5 Millionen Knaben und Mädchen, welche in Deutſchland ſchulpflichtig wären, ſich nur 3 Millionen während des Winters, und ungefähr die Hälfte der letzten Zahl zur Zeit des Sommers in die Schule begeben. Vierzehn Millionen Erwachſene beider Geſchlechter können weder leſen noch ſchreiben und 5667 Gemeinden haben gar keine Schulen. (A. Z.)

Ueber den Zuſtand der Erziehung und des Unterrichts in England theilt unter anderm das Regiſtrar-General folgende Notizen mit: „Beinahe jede Ehe“, heißt es darin, „wird einregiſtrirt und das Regiſter von den Betheiligten unterzeichnet; die, welche ihren Namen gar nicht oder nur unvollkommen ſchreiben können, machen irgend ein Zeichen. Ein Zuſammenzählen dieſer Zeichen gibt das Verhältniß derer, die unter den Verheiratheten nicht oder unvollkommen ſchreiben. So geht aus den Liſten hervor, daß in 15 engliſchen Grafſchaften und in Nord- und Süd-Wales mehr als vierzig Procent der verehlichten Männer nicht ſchreiben konnten, und daß in 19 engliſchen Grafſchaften, namentlich in Yorkſchire und dann in Wales mehr als die Hälfte der Frauen im gleichen Falle waren. In ganz England und Wales gab es unter 121,083 Ehepaaren 40,587 Männer und 58,959 Frauen, die nicht ſchreiben können.“ Dieſer Mangel des Unterrichts tritt in der Grafſchaft Laucuſchire (dem Fabrikland) Bedfordſchire, Manmuthſchire und Wales am meiſten hervor. (A. Z.)

In Paris hat ſich eine pädagogiſche Geſellſchaft aus mehreren Erziehungsvorſtehern, Richtern, Aerzten und Geiſtlichen zur Beförderung und Ausbildung des franzöſiſchen Schulweſens gebildet. Zu ihren correſpondirenden Mitgliedern zählt ſie mehrere namhafte Schulmännner in Deutſchland und Italien. (D. V. J. Schr.)

Jn Zwickau (Sachſen) hat ſich ein Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften gebildet. Unter den Mitgliedern der Direktion und des Ausſchuſſes bemerkt man mehrere Staatsbeamten, Geiſtliche und Stadträthe und achtbare Bürger. Der Verein ſucht für ärmere und iſolirt liegende Ortſchaften das zu erreichen, was die in neuerer Zeit vorzüglich von dem Rentamtmann Ritter Preusker angelegte Jdee zur Anlegung von Stadt- und Dorfbibliotheken in größern und wohlhabendern Ortſchaften bezweckt.

Durch eine neue königl. preußiſche Verordnung wird den Superintendenten und Kreisſchulinſpectoren beſondere Sorge für die heranwachſende Jugend empfohlen, um ihre ſittliche Verwahrloſung im Keim zu verhüten. Daher wird anbefohlen, theils genaue Controle über die Sitten der Eltern und Dienſtherren zu führen, unehelichen Kindern rechtſchaffene Vormünder zu beſtellen, offenbar ſchlechter Eltern die Erziehung ihrer Kinder zu nehmen und dieſe in beſſere Familien oder guter Anſtalten unterzubringen und nicht zu erlauben, daß die Kinder zum Viehhüten gebraucht werden.

(D. V. J. Schr.)

Jn dem nahe bei Merſeburg liegenden Dorfe Teuditz (Preußen) hat der Mädchenſchullehrer Neidhardt eine unter Aufſicht des Geiſtlichen ſtehende Leſebibliothek gegründet, durch welche Bücher in Umlauf gebracht werden, welche nützliche Belehrung gewähren, herrſchende Jrrthümer verdrängen, und chriſtlichen Wandel nähren. Jnsbeſondere ſollen die Ritter-, Räuber- und Mörderromane beſeitigt werden.

Jn Nantes hat ſich eine Geſellſchaft (**Société industrielle**) gebildet, welche aus Beiträgen ihrer Mitglieder eine Handwerksſchule (**école industrielle**) errichtet und unterhält. Sie iſt ſpeziell für Handwerkslehrlinge und zu Handwerkern beſtimmte Knaben berechnet und ſteht nur ſolchen offen, die ſich nicht nur ſelbſt gut aufführen, ſondern auch Eltern haben, deren Betragen tadellos iſt. Der Unterricht, der ſich auf das beſchränkt, was ein Handwerker braucht, iſt völlig frei; ärmere Schüler erhalten von der Geſellſchaft, bis ſie bei einem Meiſter in die Lehre treten, wöchentlich Brod und 3 Frcs., von denen die Hälfte der Sparkaſſe übergeben wird. Die Kontrakte mit dem Lehrmeiſter macht die Geſellſchaft. (D. V. J. Sch.)

Um die elternloſen oder verwahrloſten Kinder in Rom zu nützlichen Gliedern der Geſellſchaft zu bilden, hat der Gouverneur von Rom einem ihm vorgelegten Plan ſeine Zuſtimmung ertheilt, wornach verſuchsweiſe einige 20 Knaben aufgegriffen und unter der Leitung des Säcularabbate Coppi nach einem paſſenden Orte auf dem Lande geführt worden ſind, wo ſie, entfernt von ihrer frühern Lebensweiſe, die Landwirthſchaft erlernen ſollen. Freiwillig haben einige der römiſchen Großen ihre Beſitzungen angeboten, wo die Knaben arbeiten und Unterkommen finden können.

(D. V. J. Sch.)

Um die Feuer des Sonntags in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika kräftiger zu befördern, hat der Gerichtshof des Diſtrikts Philadelphia ausgeſprochen, daß Niemand, der Sonntags ein Pferd miethet, gerichtlich zum Schadenerſatz gezwungen werden kann, wenn er das Pferd auch lahm jagt, für immer unbrauchbar macht oder gar nicht wieder bringt.

Die Geſellſchaft zur Ausrottung des Bettelns in Straßburg hat 12 Freiſchulen (5 katholiſche, 5 proteſtantiſche und 2 gemiſchte) gegründet; auch in der mit dem Schullehrer-Seminarium verbundenen, von 200 Kindern beſuchten Schule, iſt der Unterricht frei. Die Freiſchulen zählen zu Ende 1839 gegen 1250 Schülern.

Das Departement des Oberrheins (Elſaß) zählte beim Beginn des Jahrs 1840 767 theils Gemeinde-, theils Privatſchulen und 16 für Iſraeliten beſonders eingerichtete Schulen. Im Winter beſuchten ungefähr 67,000 Kinder die Schule. Dagegen im Sommer nur 30,000.

Um den Unterricht der Neger in den franz. Colonien zu verbeſſern, hat das Miniſterium der Marine den Superior des heiligen Geiſt-Seminars um 36 Miſſionäre gebeten und ihn ermächtigt, eine größere Zahl von Zöglingen als bisher aufzunehmen. Seit dem Oktober v. J. bis Juni d. J. ſind 25 Prieſter aus jenem Seminar nach den Colonien abgegangen, 40 Zöglinge befinden ſich gegenwärtig in ihm, ſämmtlich ſchon im theologiſchen Kurſus. Auch um chriſtliche Schulbrüder für die Schulen in den Colonien hat die Regierung gebeten und mehre Brüder des „chriſtlichen Unterrichts“ eine in Bretagne von Abbé de la Mennais dem Aeltern geſtiftete Geſellſchaft und mehrere Schweſtern vom heiligen Joseph ſind bereits im vorigen Jahre abgegangen. (D. V. J. Sch.)

In Chriſtianſand (Norwegen) hat ſich ein Mäßigkeitsverein gebildet, der ſchon 532 Mitglieder zählt. Man ſchreibt ſeinem Einfluß beſonders die bedeutende Abnahme der Verbrechen und Polizeivergehen, wie die Leere der Gefängniſſe dieſer Stadt zu.

In dem kleinen irländiſchen Städtchen Ballyſchanon in der Grafſchaft Donegal, wurden in Folge des Einfluſſes des Pater Mathew'ſchen Mäßigkeitsvereins auf einmal 11 Schenkſtuben geſchloſſen.

Die Mäßigkeitsvereine zählen in London angeblich 20,000, in den Provinzen Englands 40,000, in Schottland 150,000 und ihr Irland 5$^1/_2$ Millionen Mitglieder, die ſich verpflichtet haben, keinerlei geiſtige Getränke zu genießen. (A. Z.)

Denkmale und Stiftungen.

In dankbarer Anerkennung der unvergänglichen Verdienſte Dr. Albrecht Thaer's um die deutſche Landwirthſchaft hat die vierte Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe zu Brünn in ihrer am 26 Sept. v. J. ſtattgefundenen allgemeinen Sitzung beſchloſſen:

1) Das Andenken dieſes großen Hingeſchiedenen durch ein in der Mitte Deutſchlands und zwar zu Leipzig errichtendes plaſtiſches Denkmal zu ehren und für künftige Geſchlechter zu verewigen. 2) Die dafür nöthigen Geldmittel ſollen durch eine allgemeine Subſcription aufgebracht, alle Landwirthſchaftsgeſellſchaften Deutſchlands zur Einſammlung von Beiträgen eingeladen, zur Aufbewahrung des Geſammelten auf eine fruchtbringende Weiſe bei einem zuverläßigen Handelshauſe aufgefordert, die niedergelegten Beiträge der nächſten Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe angezeigt und zur Verwendung für das Thaer'ſche Denkmal bereit gehalten werden. 3) Die Veröffentlichung des Beſchluſſes wird von dem Erſuchen an alle Verehrer des erwähnten großen Beförderers deutſcher Landwirthſchaft begleitet, daß es ihnen gefällig ſeyn wolle der von der vierten Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe ausgehenden Einladung zu Beiträgen für das beabſichtigte Ehrendenkmal Dr. Albrecht Thaer's geneigt Folge zu geben.

Dem erſten Befreier der Deutſchen, Hermann dem Cheruskerfürſt ſoll im Teutoburger Walde bei Dettmold ein ſeiner würdiges Denkmal errichtet werden, wozu von vielen fürſtlichen Häuſern, beſonders von dem Kaiſer von Oeſterreich, den Königen von Preußen und Belgien reichliche Beiträge geſpendet wurden.

In Kempen (bei Düſſeldorf) der Geburtsſtadt des frommen Thomas á Kempis, der durch ſein vortreffliches in alle europäiſchen Sprachen übertragenes und ſeit Jahrhunderten in Hunderttauſenden von Exemplaren verbreitetes Buch „die Nachfolge Chriſti" allgemein bekannt iſt, hat ſich ein Verein gebildet, dieſem ehrwürdigen im geſegneten Andenken fortlebenden Manne ein Denkmal zu errichten, und nebſt dieſem zu deſſen Andenken ein Armen- und Krankenhaus zu gründen.

In den verſchiedenen Provinzen und Regierungsbezirken des Königreichs Preußen ſind zur Veranlaſſung des Huldigungsfeſtes eine Menge milder Stiftungen gemacht worden. Auf Veranlaſſung des Landraths des Kreiſes Montjcie im Regierungsbezirk Aachen wurde von den Kreisſtänden eine neue Stiftung zur Unterſtützung dürftiger Familien einberufener Landwehrmänner beſchloſſen. — Die Stadt Bielefeld (Weſtphalen) ſtiftete ein Krankenhaus. — Die Stadt Kottbus (Brandenburg) gab 300 Thlr. zur Errich-

tung einer Anſtalt für verwahrloſte Kinder. — In Strozelno (Regierungsbezirk Bromberg) bildete ſich ein jüdiſcher Verein zur Bekleidung armer Knaben ohne Unterſchied der Religion, und in Czarnikow treten unter der Judenſchaft zwei Vereine zuſammen zur Unterſtützung armer Wöchnerinnen und Ausſtattung armer Mädchen, ein anderer zur Bekleidung und ſonſtiger Unterſtützung armer Schulkinder. – Die Stadtgemeinde Glogau (Schleſien) beſtimmte 12,000 Thlr. zur Erweiterung und ſelbſtſtändigen Begründung des ſtädtiſchen Waiſen- und Kinderinſtituts. (D. V. J. Sch.)

Die Kaiſerin von Rußland hat Ende v. J. der Stadt Berlin ein Kapital von 40 000 Thlr. geſchenkt, mit der Beſtimmung, eine Anſtalt zu gründen, worin ſolche Leute, die durch Unglücksfälle, Krankheiten, auch wohl gebüßte Vergehen arbeitslos geworden, nach Maaßgabe ihrer Kräfte, Fähigkeiten und Arbeitswilligkeiten Beſchäftigung finden ſollen.

Nach amtlichen Nachrichten aus Berlin haben in den Jahren 1835 — 1839 die gerichtlichen, durch Geſchenke und Vermächtniſſe den Kirchen, Kranken-Armenanſtalten im preußiſchen Staate zugegangenen Gelder ſich auf die große Summe von 3,246,876 Thlr. belaufen. Rechnet man noch die häufigen Sammlungen, welche durch die öffentlichen Blätter bei beſondern Unglücksfallen, als Brand- und Waſſerſchäden ꝛc. gemacht werden, und die beſtimmten Beiträge, die Hunderttauſende den Armen-, Kranken- und Erziehungsanſtalten geben, ſo erhebt ſich jenes große Kapital, angelegt von der Barmherzigkeit zur Linderung des Elends, noch um das Doppelte.

(B. K. Z.)

Zu Plauen im Voigtlande (Sachſen) hat ein ungenannter Menſchenfreund den Grund zu einer Bibliothek für die gewerbtreibende Jugend mit einer Sammlung von 155 Bänden gelegt, deren Vermehrung zugeſagt, und die Vertheilung von Bücherbelohnungen an fleißige arme Schüler daran geknüpft. So eine milde Stiftung für geiſtige und ſittliche Ausbildung, zur Hülfe der Schulen, möchte an vielen Orten noch mehr noth thun, als Stiftungen für leibliche Gaben. (A. A.)

In Hamburg iſt eine „Ueberſicht aller wohlthätigen Anſtalten und Vereine, ſo wie auch aller milden Stiftungen der deutſchen und portugieſiſchen iſraelitiſchen Gemeinde“ daſelbſt erſchienen, welche von der wahrhaften Barmherzigkeit der dortigen Juden ein höchſt erfreuliches Zeugniß ablegt. Ueber fünfzig verſchiedene wohlthätige Anſtalten der Iſraeliten beſtehen in Hamburg, zum Theil mit ſehr beträchtlichen Fonds. Der Verein für arme

Wöchnerinnen hat unter anderm ſeit ſeinem Entſtehen im Jahre 1827 an 80,000 Mark (à 42 kr.) für ſeine menſchenfreundliche Zwecke ausgegeben.
(A. A.)

Frankfurt a. M. Für den ſtets regen Wohlthätigkeitsſinn der Bewohner von Frankfurt a. M. enthalten ein ſchlagender Beweis die Verzeichniſſe, welche ſechs Armenanſtalten und milde Stiftungen über die Beiträge ausgegeben haben, die ihnen auf auſſerordentlichen Wegen, durch Vermächtniſſe, Verehrungen und Gottespfennige zugegangen ſind. Die Hauptſumme dieſer Beiträge beläuft ſich auf mehr als 37,000 fl. Davon kommen allein dem Verſorgungshauſe etwas mehr als 18,600 fl. zu gute. Nächſtdem iſt die katholiſche Armenanſtalt am beſten bedacht worden, nämlich mit 10,632 fl.

Fürſt Otto Viktor von Schönbrunn hat zur Errichtung eines Schullehrerſeminars dem Staate Königreich Sachſen ein Gebäude mit Garten zu Altſtadt-Waltenburg unentgeldlich überlaſſen und zur Begründung und Unterhaltung der Anſtalt eine Summe von 40,000 Thlr. beſtimmt.
(D. V. J. Sch.)

Der verewigte König von Preußen hat der Stadt Breslau ein Legat von 10,000 Thlr. beſtimmt, das zinsbar angelegt für alle Zeiten als eine ſelbſtſtändige milde Königsſtiftung für die Stadt unzerſplittert erhalten und von deſſen Zinſen verſchämte Arme der Stadt ohne Unterſchied der Religion und Confeſſion Unterſtützung erhalten ſollen. (D. V. J. Sch.)

Zu Hilgenbach im Kreiſe Siegen (Weſtphalen) iſt eine Geſellſchaft zuſammengetreten, um Jung-Stilling ein Denkmal zu errichten, wozu am 12. September in der Nähe der Kronprinzen-Eiche bei Lützel an der Wittgenſteiner Straße, wo dieſer Schriftſteller vor 100 Jahren geboren wurde, feierlich der Grundſtein gelegt wurde. Das Denkmal iſt nach einer Zeichnung des Profeſſor Rauch gefertigt. Der Verein ladet die Freunde und Verehrer des Verewigten zur Theilnahme ein, indem der Ueberſchuß der Beiträge für arme Blinde verwendet werden ſoll.

Preisfragen.

Die k. k. mähriſch-ſchleſiſche Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaus der Natur- und Landeskunde in Brünn hat ſich veranlaßt gefunden für das Jahr 1841 folgende Preisfrage zu ſtellen: „Welches iſt je nach der Verſchiedenheit der Landesgegenden und ihrer Verhältniſſe, die durch gereifte Er-

fahrung bewährte, zweckmäßigſte, wohlfeilſte Methode den Lein (Flachs) zu bauen, deſſen Faſerſtoff zu gewinnen und ſolchen als möglichſt wohlfeile preiswürdige Handelswaare mit Rückſicht auf die Flachs-, Hand- und Flachs-Maſchinen-Spinnerei zuzubereiten?" Auf die vollſtändige Löſung dieſer Frage ſetzt die k. k. Geſellſchaft 1) den geſtifteten Preis von 120 fl. C. M., oder nach Wahl des Verfaſſers deren goldene Medaille; 2) auf die der gekrönten Preisſchrift an Gediegenheit nächſtſtehende Abhandlung ein Acceſſit, beſtehend in der ſilbernen Geſchäftsmedaille. Die um den Preis werbenden Abhandlungen ſind ſpäteſtens Ende Dezember 1841 an die k. k. Geſellſchaft zu überſenden.

Um die erfreuliche denkwürdige Anweſenheit der vierten Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe zu Brünn im September 1840 auf eine würdige, für die Wiſſenſchaft und praktiſche Ausübung des Landbaues erſprießliche Weiſe zu feiern, veranlaßte die k. k. Geſellſchaft daſelbſt: „Eine Ueberſicht des Fortſchrittes der landwirthſchaftlichen Kenntniſſe, ihrer praktiſchen Anwendung und naturwiſſenſchaftlichen Begründung ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Schluſſe des Jahres 1840 ſowohl in als außerhalb Deutſchland" zum Gegenſtand einer außerordentlichen Preisaufgabe zu machen. Der Umfang dieſer Arbeit ſoll zwei Groß-Octav-Bände nicht überſchreiten, dieſelbe ſoll den Kern des Wiſſens und der praktiſchen Erfahrung enthalten. Die k. k. Geſellſchaft ſetzt auf die gekrönte Bearbeitung als Preis: ihre goldene Medaille und Eintauſend Gulden C. M. Die um den Preis werbenden Arbeiten ſind bis Ende Dezember 1842 an die k. k. Geſellſchaft einzuſenden.

Die Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat einen Preis von 12 Dukaten für die gründlichſte und umfaſſendſte Beſchreibung der Landwirthſchaft einer Provinz oder Gegend des Königreichs Hannover ausgeſetzt, von welcher bis jetzt eine ſolche noch nicht geliefert worden. — Termin Ende September 1842.

Der niederöſterreichiſche Gewerbeverein hat den Preis von 2060 fl. C. M. für eine Abhandlung ausgeſetzt, über die Mittel, die im Stoffe geleimten Maſchinenpapiere eben ſo feſt und haltbar zu machen, als die von der Hand geſchöpften und mit thieriſchem Leim geleimten Papiere. Die Abhandlungen, deren Verfahren ſich bei Verſuchen im Großen vollkommen bewähren, und nöthigenfalls mit Zeichnungen verſehen ſeyn müſſen, ſind bis zum 31. Dezember 1841 dem niederöſterreichiſchen Gewerbeverein zu übergeben.

(D. V. J. Sch.)

Die Geſellſchaft für Wiſſenſchaft, Ackerbau und Künſte im Departement

Tarn und Garonne hat folgende zwei Preisfragen ausgeſchrieben: 1) 200 Franken für die beſte Denkſchrift über die leichteſten Mittel die ſchädlichen Pflanzen und das Unkraut, die in der Agrikultur hervortreten zu zernichten. — 2) 200 Franken für die beſte Denkſchrift über die verſchiedenen Methoden Landgüter umzutreiben, ſey es durch Verpachtung im Allgemeinen, Selbſtumtreibung mit Knechten und Taglöhnern, oder durch Verpacht in Parzellen u. ſ. w. Der Verfaſſer muß eine Ueberſicht jeder der verſchiedenen Arten, ihrer Vortheile und Nachtheile je nach der Oertlichkeit geben, und eine annähernde Berechnung des Roh- und Reinertrags beifügen; er muß die wohlfeilſten Mittel anzeigen, ſie gegenſeitig ſubſtituiren, die Hinderniſſe angeben, die ſich erheben; ſey es aus dem Klima und Beſchaffenheit des Bodens oder aus der Gewohnheit der Bevölkerung ꝛc. Adreſſe: an das Sekretairiat zu Montauban. (D. V. J. Sch.)

Die mediziniſche Geſellſchaft in Belgien hat für die beſte Denkſchrift über die phyſiſche Erziehung der Kinder von ihrer Geburt bis zu ihrer Volljährigkeit einen Preis von 1000 Franken ausgeſetzt.

Prämien von der Pariſer Königlichen und Central-Ackerbaugeſellſchaft ausgeſetzt. Eine von 2000 Franken für die Erfindung einer portativen, durch Menſchenhände zu transportirenden Dreſchmaſchine, welche das Stroh nicht mehr knickt, als der Flegel, und bei gleichem Zeit- und Koſtenaufwande mindeſtens ein Viertel mehr fördert, als die Dreſchflegel-Arbeit (wohl nur für die kleinere Landwirthſchaft berechnet). — Eine von 1500 Franken für das arteſiſche Graben von Brunnen auf dem Lande nach den neueſten Prinzipien und namentlich der Art, daß man ſpringendes Waſſer erhält, durch Kalk- bogenförmige Thonlager, Kreide und flüßigen Sand durchzubohren weiß. — Goldene und ſilberne Medaillen an diejenigen, welche ſich in dieſer Hinſicht bemüht aber noch kein beſtimmtes Reſultat erlangt haben. — Eben ſolche, nebſt werthvollen Werken über den Ackerbau als Geſchenke, an diejenigen, welche die künſtliche Bewäſſerung zum Zwecke der Agrikultur einführen, die zweckmäßigſten Mittel angeben, um aus krepirten Thieren möglichſten Nutzen zu ziehen, werthvolle Verbeſſerungen in der Runkelrüben-Zuckerfabrikation, eine verbeſſerte Reibmaſchine für Kartoffeln einführen ꝛc. (R. Z.)

Die märkiſche ökonomiſche Geſellſchaft hat folgende Preisaufgaben zu Bewerbung aufgeſtellt: 1) Wie verhält ſich die Milcherzeugung des Wieſenheues, Kleeheues, der Kartoffeln, Oelkuchen (beide als Trank gegeben). Runkelrüben ꝛc. den Kühen gegeben zu einander? Preis 100 Rhlr. Termin Ende 1841. 2) Für die beſte Abhandlung über die Lungenſeuche und

deren Entſtehung beim Rindvieh, inbeſondere durch Branntweinſchlempe, Preis 100 Rthlr. Termin 1841. 3) 150 Rthlr. bis Ende 1841 für den jenigen, welcher den Nachweis führt, auf früher unkultivirten Sandboden der Mark Brandenburg mindeſtens fünf Morgen durch zweckmäßige Bewäſſerungsanlagen und Beſaamung mit Futterkräutern in Kultur geſetzt zu haben. 4) 50, 30 und 10 Rthlr. für den bis Ende Juni 1841 in der Mark Brandenburg fabricirten beſten Käſe. 5) Zur Ermunterung in der Lüftungsbinenzucht für 1841 reſp. 20, 15 und 10 Rthlr.

Die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris wünſcht eine gründliche Unterſuchung, ob es nützlich und praktiſch anwendbar für den Staat ſey, Privatgeſellſchaften zur Unterſtützung der Armen und Hülfsbedürftigen zu begünſtigen und zu befördern. Sie ſetzt für dieſe Unterſuchung ein Preis aus von 500 Frs. (D. V. J. Schr.)

Die Geſellſchaft der chriſtlichen Moral in Paris macht folgende Preiſe bekannt: Einen Preis von 4000 Frcs. für die Abfaſſung eines Buches, welches ſich für die Fähiakeit der Jugend, der Frauen und Männer, die auf niederm Grade des Unterrichts ſtehen, eignet und den Leſer über eine Menge Sachen und Erſcheinungen zum Nachdenken anregt, welche ſich täglich vor ſeinen Augen entfalten, ſeine Aufmerkſamkeit feſthält und jenes religiöſe Gefühl belebt, welches jedes Menſchen Seele in ſich ſchließt. Einen Preis von 1000 Frs. über die Unterſuchung der Frage: Welches ſind die beſten Mittel um zu verhindern, daß der Soldat nicht ſo leicht ſeine Pflichten als Bürger vergißt und ihn geneigt machen dieſelben zu erfüllen?

(D. V. J. Schr.)

Zu den Hauptbeſchlüſſen der Brünner „Allgemeinen Verſammlung der deutſchen Land- und Forſtwirthe“ gehörte die Krönung einiger früher ſchon in Karlsruhe eingegangenen Preisſchriften mit Zuerkennung der dafür ausgeſetzten Preiſe, als: 1) für die Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft der Preis von 200 Dukaten dem Verfaſſer der Abhandlung mit dem Motto «Omnium serum etc.» Hofr. und Profeſſ. Dedekind in Braunſchweig. 2) Für die Statik des Landbaues der Preis von 100 Dukaten dem Hrn. Dr. Lhubeck, Profeſſor der Land- und Forſtwirthſchaftslehre in Grätz, als Verfaſſer der Abhandlung mit dem Motto: «Arida tantum etc.» 3) Für die Darſtellung des landwirthſchaftlichen Zuſtandes des Odenwaldes der Preis von 50 Dukaten (der Hälfte des ausgeſetzten Preiſes) dem Hrn. Jäger zu Erbach, wegen treffliche Bearbeitung des forſtwirthſchaftlichen Theiles dieſes Tractates. 4) Für die beſte Belehrung des Bauernſtandes im Badenſchen und deſſen Nachbarländern 50 Dukaten dem Hrn. Oberlehrer Schlipf in Hohenheim. 5) Für die Einrichtung eines Thierarznei-Inſtituts 30 Dukaten dem Hrn. Dr. und Kreisthierarzt Kuers in Möglin.

Induſtrielles.

Bei der Verſammlung der Gelehrten in Piſa im vorigen Jahre ſchlug ein Herr Milano zu ſchnelleren Verbreitung tüchtiger Kenntniſſe des Landbaues vor, auf den Muſterwirthſchaften nicht alle Zöglinge für praktiſche Zwecke zu bilden, ſondern auch ſogenannte Ingenieurs des Ackerbaus zu bilden, nach der Art der Civil-Ingenieurs, welche im Stande ſeyen, ausgedehnte Agrikultur-Operation zu leiten, wie es Profeſſor Gera in ſeinen in Venedig herausgegebenen Schriften ſo ſehr empfohlen habe. In derſelben Verſammlung ſchlug Abbé Sbragia vor, den Landbau regelmäßigen Inſpektionen praktiſcher ausgezeichneter Agronomen zu unterwerfen, die von Bezirk zu Bezirk ſich unaufhörlich begeben müßten, um unentgeldlich die beſten Mittel der Bebauung des Landes zu lehren und ihre Ausführung zu beaufſichtigen. (D. V. J. Schr.)

Höhere Anſichten über die Eiſenbahnen. In einem längern Artikel aus Berlin ſchreibt die allgemeine Zeitung folgendes über Eiſenbahnen. Unter allen unſern jetzigen Beſtrebungen und Zuſtänden haben die Eiſenbahnen in jedem Betracht eine große Wichtigkeit für die Wohlfahrt von Deutſchland, und wir ſagen dies um ſo lieber, als es unter uns hier und da Mode wird, mit einer gewiſſen Geringſchätzung auf ſie herabzublicken. Sie, nebſt der Dampfmaſchine, ſcheinen uns die folgenreichſte Erfindung ſeit der Buchdruckerpreſſe zu ſeyn, und werden einſt auf unſere geſellſchaftlichen Zuſtände kaum minder wichtig einwirken, als dieſe. Beide kommen darin überein, daß ſie die Bewegung beflügeln, die trennende Schranke des Raumes zwiſchen Menſch und Menſchen aufheben. Die Buchdruckerkunſt hat die Menſchen geiſtig einander genähert, durch das Mittel der Schrift der Ideenaustauſch in ungeheurer Ausdehnung möglich gemacht, die Eiſenbahnen führen nun auch die Körper nach, und fügen der Schrift das lebendige Wort der Rede bei. Und wenn die höchſten geiſtigen Intereſſen der Menſchheit mit Hülfe der Preſſe größere Anerkennung errungen haben, ſo werden die Eiſenbahnen dieſelben feſter begründen; ſie werden das vollenden helfen, was die Preſſe begonnen, das erfüllen, was jene verſprochen hat.

Zur Zuckerfrage. Die Rübenzucker-Erzeugung hat nicht bloß eine indruſtrielle und finanzielle, ſondern auch eine hohe philantropiſche Bedeutung. So lange der Rohrzucker hauptſächlich durch Sklavenarbeit erzeugt wird, haftet an ihm das Blut und die Jammerklage der unglücklichen Schwarzen und macht ſein Genuß zu einer Quelle tiefer Demüthigung und vernichtender Scham für jeden fühlenden Menſchen. Sollen wir nicht wünſchen, den Rohrzucker durch Rübenzucker verdrängt zu ſehen, um nicht länger bei den Gräueln der Sklaverei auch nur mittelbar betheiligt zu ſeyn? —

(A. A.)

Seidenzucht in Oſterreich. Die Seidenzucht gewinnt in Folge der gelungenen Unternehmungen, welche in den letzten Jahren im großen öſterreichiſchen Kaiſerſtaate (beſonders in Oeſterreich, Böhmen, Mähren und Ungarn) gemacht wurden, immer mehr Ausbreitung, und vorzugsweiſe in nördlicher Richtung. So hat unter andern auch der, durch ſeine hochfeinen Schaafheerden und bedeutenden Zuchtviehverkauf aus ſeiner Merino's-Schäferei bekannte — in Galizien, Krakau, Polen und Rußland begüterte — Frhr. Karl v. Lariß auf Oſiek bei Kenty in Galizien, im Verlaufe dieſes Frühjahrs, auf Veranlaſſung ſeines Güterdirektors Betzhold, 10,000 Stück Maulbeerbäume, alle den edleren, und in neuerer Zeit beſondere Anerkennung gefundenen Sorten angehörig, auf ſeinen Beſitzungen angepflanzt. Um deſto eher in Beſitz von größern Plantagen zu kommen, werden nicht nur mit jedem Jahre bedeutende Partheeen Saamen ausgeſaet, ſondern die Anpflanzungen durch alljährlichen Zukauf von circa 10,000 Stück Maulbeerbäumen vermehrt. (G. B.)

In Lyon wird ein wiſſentſchaftlicher Congreß im September d. J. ſtattfinden, der 10 bis 14 Tage dauern ſoll. Deutſche Induſtrielle werden zu erſcheinen eingeladen. Man wird die Fremden mit franzöſiſcher Artigkeit und Zuvorkommenheit empfangen. Iſt dies nicht eine ſchöne Gelegenheit fur den deutſchen Fabrikanten, den die Lyoner Induſtrie intereſſirt ſich zu unterrichten und Bekanntſchaften zu machen. (G. B. — Bei dieſem wiſſenſchaftlichen Congreſſe wird unter andern Hr. Riviere Profeſſor der Landwirthſchaft, welcher ſich v. J längere Zeit in Deutſchland aufhielt, um ſich mit der Landwirthſchaft der Deutſchen näher bekannt zu machen, die Fragen aufſtellen: über die Fortſchritte des Ackerbaues in den letzten 25 Jahren; über gleichmäßige in China übliche Heitzung der Zimmer für Seidenwürmer; über mögliche Verbeſſerung der Seidenzucht; über den Einfluß der Erniedrigung der Viehſteuer; Geſchichte des Seidenbaus, nöthige und nutzliche Dünger-Erzeugung u. ſ. w.

Man ſpricht von einem großen Handelsvereine, der von mehreren großen Häuſern in Süddeutſchland vorgeſchlagen wird, um gemeinſame Entſchließungen und Maßregeln im Intereſſe des deutſchen Handels und Induſtriegeſchäfts zu verabreden. Alle Handels- und Fabrikhäuſer Deutſchlands ſollen zum Beitritt eingeladen werden, und zum feſten Ort des Zuſammentritts ſoll Frankfurt a. M. vorgeſchlagen ſeyn. (G. B.)

Arteſiſche Brunnen. Der Miniſter des Innern will im Jardin des plantes (botaniſchen Garten) in Paris einen arteſiſchen Brunnen bis zu 1000 Meter (3186 Fuß) graben laſſen, um zugleich die verſchiedenen Erd-

ſchichten kennen zu lernen, auf denen die Hauptſtadt ruht. Dieſe Arbeit ſoll dem Herrn Mülot, Sohn übertragen werden. (R. Z.)

Statiſtiſches.

Viehzoll und Fleiſchkonſumtion in Frankreich. Wenn man dem Journal des Débats glauben darf, ſo wird die Verwandlung des Viehzolls von der Erhebung nach dem Stück in einer Erhebung nach dem Gewicht auch eine der erſten Maßregeln der Kammerverhandlungen von 1842 ſeyn. Doch iſt dieſes Blatt nicht der Meinung, daß das Zurückbleiben der Fleiſchproduktion hinter der Zunahme des Bedarfs und beſonders die Verminderung des Verbrauchs unter den arbeitenden Klaſſen ſich einzig und allein aus der Höhe des Einfuhrszoll erkläre und nicht viel mehr zum großen Theil aus den Octroigebühren. Als Beweis wird angeführt, daß die Einfuhr des ausländiſchen Viehes, wie auch der Tarif ſeyn mochte, nie über 1 bis 1½ Procent betrug. Im Jahr 1820, wo jedes Rindshaupt 3 bis 4 Franken zahlte, gingen 15,000 Ochſen und Stiere, 28,000 Kühe und Kälber, im Ganzen 43,000 Stücke ein, und jetzt, wo die Abgaben auf 50, 25 und 15 Franken vom Stücke geſteigert ſind, iſt die Einfuhr noch 35,000 Stück, nämlich 10,000 Ochſen und Stiere, 20 bis 25,000 Kühe und Kälber, während der Totalverbrauch in Frankreich jährlich 500,000 Ochſen, über 600,000 Kühe, kurz mehr als 3,600,000 Stück Vieh ausmacht, 6 bis 7 Millionen Schaafe nicht gerechnet. Wenn aber das Fleiſch gegenwärtig eine Theurung erreicht hat, welche den dritten Theil der Nation von dieſem Verbrauch faſt ganz und gar ausſchließt, ſo ſucht das Journal des Débats die Urſache doch weniger in der Zollgeſetzgebung als in dem relativen Mißwachs der beiden letzten Jahre, in der fortwährenden Zerſtücklung des Eigenthums als einem Haupthinderniß der Viehzucht, der vernachläßigten Benutzung der Gemeindegüter, dem Mangel der Bewäſſerung und eines tüchtig organiſirten Creditſyſtems für die Landwirthſchaft u. ſ. w. Das Journal des Débats ſchließt: Wohlfeiles Fleiſch, wie das Brod, iſt eines der koſtbarſten Elemente der Nationalſtärke, der Volkszufriedenheit, der öffentlichen Sicherheit. (A. Z.)

Eiſenbahnen. Die geſteigerte Wirkſamkeit des engliſchen Eiſenbahnſyſtems und die Ausdehnung ſeines Einfluſſes auf die Staatseinkünfte geht aus folgenden Daten herhor, die wir einem Regierungsbericht vom 1. Juni entlehnen. Im Jahr 1838 betrug der Geſammtbelauf der Abgaben (pro Meile) auf Eiſenbahnwagen und Landkutſchen (von Pferden gezogen) 494,138 Pf. Sterling, nämlich 39,570 von Eiſenbahnwagen und 454,268 Landkutſchen; im Jahr 1739 497,193 Pf. Sterling, nämlich 72,716 von Eiſenbahnwagen und 224,477 von Landkutſchen; im Jahr 1840 438,031

nämlich 112,427 von Eiſenbahnwagen 325,594 von Landkutſchen. In dem letztgenannten Jahre haben die Eiſenbahnen die Abgaben von Dilegencen, die von Pferden gezogen werden, um 93,883 Pf. Sterling vermindert, und dieſen Ausfall nur mit 29,711 Pf. Sterling compenſirt. Daſſelbe findet bei den Abgaben von Poſtpferden ſtatt, die von 237,452 auf 212,635 Pf. Sterling. (A. Z.)

Stand der Ein- und Ausfuhr und der Staatseinkünfte in England. 1835 betrug die Ausfuhr von Hauptartikeln über 45 Millionen, im vorigen Jahre nicht ganz 44 Mill., alſo 1½ Mill. weniger, obgleich die Fabrikanten die Ausfuhr zu einer unnatürlichen Höhe trieben, um ihren Arbeitern bei dem theuern Kornpreiſe Brod zu ſchaffen. Die Ausfuhr in Wollen-Artikeln hat beinahe 1 Mill., im Ganzen 1/6 abgenommen. Der Zoll für die Einfuhr betrug 1839 über 190 610 weniger als im vorigen Jahre. England benutzte zum auswärtigen Handel im vorigen Jahre 22,725 Schiffe, 4 Mill. Tonnen, etwas mehr als 1839. Der Küſtenhandel brauchte 10½ Mill. Tonnen. Im Jahre 1837 betrugen die Einkünfte 47,130,954 Lſtr., 1838 — 47,678,687 Lſtr., 1839 — 49,357,691 Lſtr., 1840 — 49,161.535 Lſtr. Das Defizit war im erſten dieſer Jahre 655,760, im zweiten 245,228, im dritten 1,512,792, im letzten 1,593,970 Lſtr., woran die Rüſtungen ſchuld ſind. (S. B.)

Hr. Ricardo ſchlägt das ganze Vermögen von Großbritannien zu 3000 Millionen Pf. Sterling an, die Brutto-Einnahme auf nicht weniger als 514 Millionen.

Deutſche Zeitungen in Nordamerika. Die Zahl der deutſchen Zeitungen in den vereinigten Staaten beträgt jetzt über 70, zum Theile im größten engliſchen Format und mit ſechs Spalten auf einer Seite; die meiſten erſcheinen aber wöchentlich nur ein- bis zweimal, während von den 1500 engliſchen Blättern 150 täglich, einige ſogar zweimal täglich erſcheinen. (Malten Biblioth.)

Die Zahl der Briefe hat ſich in England im Jahr 1840 gegen 1839 um das Doppelte vermehrt, eine Folge der Herabſetzung des Portos. Geht die Vermehrung in ähnlichem Verhältniß wie bisher noch 3⅓ Jahre fort, ſo werden die Einnahmen der Poſt trotz dem überaus niedrigen Porto wieder eben ſo groß ſeyn als früher, und das Publikum wird den Vortheil eines mehrfach geſteigerten nützlichen Verkehrs haben, der auf alle Geſchäftsverhältniſſe und indirekten Staatseinnahmen ſchon jetzt ſeine vortheilhaften Wirkungen zeigt.

Nach einer Berechnung des Herrn von Villennuve-Bargemont beläuft ſich die Zahl der Bettler in Frankreich auf 178,000 Individuen, nämlich: 40.000 Greiſe, 32000 Schwache und Kranke, 76,000 Kinder und 30 009 geſunde Männer und Frauen. Im Durchſchnitte kommt ein Bettler auf 166 Einwohner, doch da das Verhältniß nicht überall gleich iſt, ſo iſt es in den begünſtigten Departements wie 1: 500 bis 600, und in den unglücklichſten Departements wie 1: zu 40 oder 50 Einwohnern.

In Frankreich beſtehen gegenwärtig 300 Sparkaſſen, bei welchen über 2000 Millionen Franken deponirt ſind. Bei der Pariſer Sparkaſſe allein ſind 70 Millionen Franken von 120,000 Einlegern deponirt.

Pferdezahl in Deutſchland. Oeſterreich zählte 1338: 2,200,000 Preußen 1,400,000, Baiern 335,000, die übrigen deutſchen Staaten 771,000 Pferde, alſo zuſammen 5 Millionen. In Oeſterreich kommen auf 100 Menſchen 7, in Preußen 10, in England 16, in Frankreich 7 Pferde.

In Paris gibt es fünf Telegraphen, einen Centraltelegraphen, der jetzt auf das Miniſterium des Innern verlegt werden ſoll, einen Telegraphen auf dem Miniſterium der Marine, welcher mit Breſt in Verbindung ſteht, drei Telegraphen für die Linien nach Lille, Straßburg und Lyon Der Centraltelegraph enthält Nachrichten aus Calais (64 Stunden) in 3 Minuten durch 27 Telegraphen aus Lille (58 St.) in 2 Minuten durch 22 Telegraphen, aus Straßburg (120 St.) in 6 Minuten durch 46 Telegraphen, aus Lyon (119 St.) in 8 Minuten durch 50 Telegraphen und aus Breſt (140 St.) in 8 Minuten durch 80 Telegraphen.

Mac Gregor ſagt: Wenn in England die Koſten des Lebensunterhaltes ſo billig wie anderswo wären, ſo könnte keine andere Nation mit uns konkuriren. Dem ſtimmen wir vollkommen bei; und darum aber wäre es um unſere Fabrikation geſchehen, wenn die Zollverringerungsbeſtrebungen Englands und Aufhebung der Kornbill ihm gelingen.

Religion, Sittlichkeit, Erziehung.

Der Unzufriedne.

Eine Hauptquelle menſchlichen Elendes iſt die Unzufriedenheit ſo Vieler mit dem Loos, das ihnen auf dieſer Erde zufiel. Wie manche Ehe, deren Verbindungstag verwünſcht wird! Wie ſo manches Amt und Geſchäft, das ſeinen Inhaber durchaus nicht beneidenswerth macht! Wie viele Thränen, Seufzer, Flüche, Verbrechen, die einem gezwungnen Verhältniß, einer unglücklichen Standeswahl, oder einer fortdaurenden, immer drückender werdenden Noth ihre Entſtehung zu danken haben!

Dieß war leider! zu allen Zeiten, und wird auch großentheils ſo bleiben, ſo lange — Menſchen auf dieſer Erde wohnen. Wohl mag aber kaum ein Zeitalter gefunden werden, das mehr als das unſrige an Unzufriedenheit und Lebensüberdruß kränkelt. Der ſteigende Luxus, die deßhalb ſich mehrenden Bedürfniſſe, die häufige Verarmung, die Schwierigkeit, ſelbſt bei einigem Vermögen ſich und die Seinen mit Ehren fortzubringen, die immer ſtrengern Anforderungen, die nunmehr an jeden Stand gemacht werden, der Trieb nach Ungebundenheit, der den Einen das Gehorchen oft ſo ſchwer, den Andern das Befehlen und Anordnen ſo ſauer macht, und ſonſt noch unzählige Urſachen haben es bei uns dahingebracht, daß man unter 10 kaum 5 herausfinden möchte, von denen man mit Wahrheit ſagen kann: ſie leben zufrieden mit ihrem Stand, mit ihren Verhältniſſen. Man laſſe ſich nicht irre machen von der lächelnden Miene, von dem hüpfenden oder ſchleifenden Gang, von den leicht hingeträllerten Melodien, womit jene Unglücklichen ihre geheime, vielleicht noch keinem Freund entdeckte Qual ſo geſchickt zu verbergen wiſſen! In ihren Kabineten oder in ihren —

Dachkämmerchen gehen ſie einen ganz andern Gang, ſingen ganz andre Melodien, und laſſen die langverhaltnen Furchen des Kummers wieder hervortreten, die ſie mit ungeheurer Anſtrengung auf einer anſcheinend glatten Stirne verdeckt hatten. Warum wendet doch der Menſch kaum die Hälfte der Kraft für die Tugend an, die er für den Schein derſelben in Bewegung ſetzt!

Doch wir wollen jetzt ſorgſam unterſcheiden zwiſchen dem Unglücklichen und dem Unzufriednen. Jener leidet an einem wirklichen Uebel, an einem wahren Schmerz; er konnte nicht hindern noch abwenden, was ihn getroffen, er muß tragen das Unvermeidliche. Der Unzufriedne hingegen leidet ganz oder großentheils an eingebildeten Uebeln: ſein Schmerz iſt mehr Feigheit als wahre Empfindung, — eine Klage über Dinge, die er mit Muth und Beharrlichkeit ändern könnte. Er will dem Schmerz ſich weichlich und träg als wehrloſe Beute hingeben, nicht männlich und ſtark deſſen Urſache heben. Der Unglückliche verdient Troſt, um ſich in's Unvermeidliche zu fügen, es mit jener Gelaſſenheit und Würde, die einem vernünftigen Weſen ziemt, tragen und durchleben zu können; — dem Unzufriednen gehört eine ernſte Rüge verbunden mit liebevollen Rathſchlägen, wie er es anzugehen hat, um ſich von ſeinem Fehler — der einzigen oder doch hauptſächlichen Quelle ſeines traurigen Zuſtandes — loszumachen. Letzteres (nämlich die Ertheilung von Rathſchlägen) ſoll nun hier ſtattfinden.

Vor Allem thut es Noth, daß der Unzufriedne, wenn er anders geheilt oder auch nur erleichtert zu werden wünſcht, von ſeinem ſogenannten Unglück wegſchaue, und ſich nach Vernunftgründen umſehe, die ihn wieder aufrichten. Wer ſchon von vornherein ſagt: mir iſt nicht mehr zu helfen, — kann unmöglich aus der tiefen Nebelregion ſeiner Einbildungen heraufkommen zu den Höhen der lichten Wahrheit. Gerade darin beſteht der Weg der Selbſtrettung, daß der Menſch von ſeiner Weichlichkeit und Trägheit, die ihn nur über ſeinen quälenden Vorſtellungen brüten läßt, und von dem kindiſchen Eigenſinn, als wenn dieſes oder jenes nun gerade ſo und nicht anders ſeyn müſſe, ſich losmache und zu andern Gedanken ſich hinwende, als

dieſenigen waren, mit denen er es bisher — nirgends hingebracht hat. Dergleichen Gedanken möchten etwa folgende ſeyn: „Ich bin unzufrieden; fühle ich mich glücklicher dabei? Verbeſſre ich durch Klagen und Selbſtaufgeben meinen Zuſtand? — Noch immer hat der Geiſt des Ueberdruſſes und der Unzufriedenheit mein Uebel nur ärger gemacht und zuletzt ein Unglück heraufbeſchworen, das ſonſt nicht gekommen wäre. Wohlan denn, fort mit dieſem Geiſt! Er kann mich nur ſchlimme Wege führen. Ich will mich bemühen, zufrieden zu ſeyn; ja, ich will es! Wer kann mich davon hindern? Iſt die Ruhe meines Herzens, der Friede meiner Seele von äußerlichen Dingen abhängig? Dann habe ich wahrlich das Glück am unrechten Orte geſucht, und es iſt Zeit, einen andern Weg einzuſchlagen! Nur wenn ich vernünftig handle, kann ich das ſeltne Gut der Zufriedenheit bewahren. Wer aber in Kleidern, Ehrenzeichen, Aemtern und zeitlichen Gütern oder im Gaumenreiz der Speiſen oder Getränke, kurz in ſolchen Dingen ſein Glück zu finden hofft, die er entweder gar nicht erlangen oder nur ſelten genießen kann, der handelt nicht vernünftig. Ich will nach Genüſſen ſtreben, die länger währen, als die Freuden einer Tafel, nach Vergnügungen, die zuverläßiger ſind, als die Einbildungen und Urtheile der Menſchen. Habe ich noch nie empfunden, wie wohl es mir war nach einer Tugend, die ich ausgeübt, nach einer Pflicht, die ich recht erfüllt, nach einer Verſuchung, die ich glücklich überwunden? Solche Vergnügen will ich mir öfter verſchaffen, als es bisher geſchah. Ob ich damit nicht weiter kommen würde, als mit trübem Kopfhängen oder unwilligem Aufbrauſen? Nur Muth! Geduld! Beharrlichkeit! Vielleicht kann ich auch das letzte Hinderniß wegräumen, das mir oft ſo hemmend im Wege ſtand. Was vermag nicht der Menſch, der einmal mit voller Kraft aus ſich ſelbſt das Wort geſprochen hat: ich will! Wer dieſes Wort mit ganzem Herzen ſagt, der iſt ſtark zum Kettenſprengen; und wer ſich zu neuem Muth erhebt, zu dem läßt ſich die Hülfe des Himmels herab. Was kann mich hindern im Vertrauen auf eine höhre Macht, die meine ſchwache Kraft erbarmend unterſtützt, den Kampf auf's Neue zu beginnen und die Schlange zu zertreten, die vergiftend und tödtend mein Leben zu umſchlingen droht? Nur weil ich dieſes will, fühle ich mich ſchon muthiger, zufriedner, froher. Iſt das nicht ein Zeichen, daß der Himmel

es auch will? — Nimmer ſoll der Grundſatz mir aus dem Sinne kommen: „wer glauben kann und kämpfen will, dem hilft ein Gott!“ —

Dergleichen Selbſtgeſpräche und Betrachtungen, die jedoch nicht ſowohl geleſen, als wo möglich ſelbſt gedacht und (zur ſpätern Auffriſchung und Wiederholung) niedergeſchrieben werden müſſen, ſind außerordentlich geeignet, wieder eine beſſre Gemüthsſtimmung hervorzurufen, beſonders da, wo noch jener Glaube vorhanden iſt, der in demüthiger Anerkennung der eignen Unzulänglichkeit ſich in kindlichem Gebet nach oben wendet, um von dorther zu erhalten, was oft der Menſch bei aller Anſtrengung hier unten ſich nicht verſchaffen kann. Männlicher Muth und kindliches Gottvertrauen, das ſind die zwei Bundesgenoſſen, die uns den mächtigſten Feind beſiegen helfen. Aber leider! finden ſich Viele, die ihres Lebens wohl froh werden könnten, wenn ſie es auch nur wirklich wären, — warum? Weil ſie entweder mit bloßen Gebetsübungen Alles gethan zu haben wähnen, oder, weil ſie, dieſe verachtend, nur auf ihr eignes Thun vertrauen und eben dadurch auf höhern Segen verzichten. Beides verräth große Einſeitigkeit und Beſchränktheit, und iſt der Grund jenes finſtern Lebensüberdruſſes, den man ſo häufig bei Menſchen findet, die entweder dem Aber- oder dem Unglauben ſich hingeben. Wer in ſeiner Selbſtkenntniß nicht einmal ſo weit gekommen iſt, um einzuſehen, wie ſehr er eines höhern Beiſtandes bedarf, um den harten Kampf gegen den mächtigſten und liſtigſten der Feinde — gegen das eigne Herz — ſiegreich zu endigen, der wird zuletzt im beſten Fall noch Muth — heucheln. Wer aber umgekehrt das Geſetz des Himmels ſo wenig kennt, daß er deſſen Hülfe auch für Jene hofft, die nach dem Gebet ihre Hände gleich wieder müßig in den Schooß legen, der wird ſich bitter täuſchen und Gefahr laufen, die Religion, die er bisher nur halb beſeſſen oder gebraucht hat, ganz und gar wegzuwerfen. Drum heißt das Sprüchlein für Alle, die den verlornen Stein der Weiſen — die Zufriedenheit — finden möchten: Bete und arbeite! In Wahrheit! ein Zauberſprüchlein, das noch ſtets, wo es recht gebraucht wurde, die größten Wunderwerke hervorgebracht hat. —

Oft geſchieht es aber, daß auch bei allem Beten und Arbeiten dennoch gleich einer giftigen Wurzel der Gedanke fort und fort in

der Seele haftet: es wird nicht beſſer, du wirſt dennoch untergehen; was nützt dieſes ewige Aufraffen und Streiten wider dich ſelbſt? Der Grund deines Elendes liegt nicht in Dir. In dieſem Falle thut es vor Allem Noth, den Glauben an eine allleitende und allhelfende Vorſehung wieder in ſich zu beleben und bei ſich ſelber oft zu denken: Soll ich dem himmliſchen Vater weniger Liebe und Huld zutrauen, als irgend einem der irdiſchen Väter? Wie? wenn das, was mich ſchon ſo lange beunruhigt und beläſtigt, nur dazu gekommen wäre, um mich zum Nachdenken zu reizen? In der That! wenn wir einen aufrichtigen Blick in unſre Vergangenheit werfen, ſo werden wir finden, daß wir faſt überall uns ſelbſt anzuklagen haben, und noch lange nicht der Zuchtruthe unſers göttlichen Welterziehers entwachſen ſind! Oft war's ein kleiner Umſtand, aus dem gar großer Streit und mannigfaches Unheil, bittre Klagen und ſchmerzliche Auftritte entſtanden, dieß Alles hätten wir vielleicht durch ein wenig mehr Achtſamkeit auf uns und Andre, durch ein kurzes Nachſinnen, durch reifre Ueberlegung und Vorſicht beſeitigen oder doch vermindern können. Forſchen wir denn ruhig nach, wo die Quelle unſrer Unzufriedenheit liege, ob in oder außer uns! Wahrlich! der Himmel will uns nie unzufrieden, wohl aber thätiger und nachſinnender haben, als unſre angeborne Trägheit wünſcht! Denn wer nicht einmal für die nahe Noth der Gegenwart verſtändig und ruhig ſein will, wie wird er es werden für die fernen Gefahren der Ewigkeit? Nein! Wir ſollen Alles anwenden, was in unſern Kräften ſteht, um das zu entfernen, was ſtörend und hemmend ſich in den Kreis unſers Lebens eindrängen will, und nur dann an das nothwendige Fortbeſtehen eines Uebels glauben, wenn das redlichſte und andaurendſte Bemühen dagegen ohne Erfolg war. Dann wird es aber auch nie an dem Troſt fehlen, den ein gutes Bewußtſeyn und ein feſter Glaube uns einflößen. Jenes wird uns das innerliche Zeugniß geben: „Du trägſt keine Schuld an Deinem jetzigen Unglück,“ und dieſer wird uns an die Worte des Apoſtels erinnern: „treu iſt Gott, Er läßt euch nicht über eure Kräfte verſucht werden!“ —

Wer den Muth und die Ehrlichkeit hat, den Grund ſeiner Leiden ſelbſt auf die Gefahr hin, daß er ſich ſelber die Schuld davon beimeſſen müßte, zu unterſuchen; wer bereit iſt, ſeine Fehler,

ſeine Verſehen, ſeine Eigenheiten, ſein abſtoßendes, unkluges und gedankenloſes Weſen ſich abzugewöhnen, — der hat ſchon den Fuß in's Land der Zufriedenheit geſetzt, und es wird ihm, wenn er einmal mit ſich ſelber fertig geworden, gewiß nach und nach gelingen, auch mit Menſchen und Verhältniſſen außer ihm ſich zu vertragen. Und wenn ihm dieß auch nicht ganz oder jederzeit gelänge, ſo weiß er doch gewiß eher Troſtgründe für ſolch mißlungne Verſuche aufzufinden, als für das feige und träge Unterlaſſen derſelben: Er ſieht auf dieſe Welt, die allenthalben auf die Wahrheit weißt: nichts Vollkommnes unter der Sonne! — Er ſchaut in ſein Innres und erwägt ernſt vor dem Allwiſſenden, wie Vieles ihm von Dieſem ſchon vergeben und nachgeſehen worden. Er führt oft das Gute, das er ſchon empfangen, vor ſeine Erinnerung, und gewöhnt ſich, vor Allem mehr die heitre, als die düſtre Seite in's Aug zu faſſen. Er ſucht das Elend ſeiner Brüder auf, nicht um leere Klagen darüber zu führen, wohl aber, um ſich mit dem ſüßen Troſt des Wohlthuns zu laben, und im Stillen ſein Benehmen mit dem ſo mancher Duldner zu vergleichen, die vielleicht an äußern Vorzügen unter ihm, an moraliſcher Kraft, an Muth und Beharrlichkeit, an Sanftmuth und Geduld aber hoch über ihm ſtehen. Da kommt ihm die Frage wie ein Stich in's Herz: „was haſt denn Du gelitten oder geleiſtet in dieſer Welt? Sieh' hin auf Deine leidenden und kämpfenden Brüder hier, und klage noch!“ Vielleicht findet er unter ihnen einen Freund, wie er keinen ſolchen bei den Glücklichen gefunden hätte. Welch ein Erſatz dann für 1000 Verluſte! — — —

Aus dem Bisherigen ergeben ſich die Stufen, auf denen der Unzufriedne zur Beſſerung emporzuſteigen hat; ſie ſind: 1) Erkenntniß ſeines Zuſtandes und der Möglichkeit, ſich zu helfen, 2) wirkliche Anſtrengung ſeiner Willenskraft dazu, im Vertrauen auf höhern Beiſtand, 3) ruhiges, beſonnenes Nachdenken über die Urſache ſeiner Leiden, 4) der Entſchluß, dieſe Urſache zuerſt in ſich ſelber zu ſuchen, 5) der Wille, erſt dann an die nothwendige Fortdauer eines Uebels zu glauben, wenn alle Anſtrengungen dagegen ver-

geblich ſind, 6) die ruhige, verdienſtvolle Ergebung in's Unvermeidliche, die durch Wohlthun und Unterſtützung von Hilfsbedürftigen errungen wird. —

Nicht Eine dieſer Stufen, ſondern alle zuſammen führen zum Zweck, gleichwie nur die ganze Leiter, nicht eine und die andre Stufe derſelben zur beabſichtigten Höhe hinaufhilft. Es wird groß gefehlt, wenn man für ein moraliſches Gebrechen nur gleich dieſes oder jenes vereinzelte Mittel vorſchreibt. Es verhält ſich auch hier wie bei einer körperlichen Krankheit, aus der nur ein beſtimmter, gleichmäßig fortgeſetzter Gang der Heilung erlöſen kann.

Gleich wie aber ein Geneſener noch immer eine gewiſſe Diät fortſetzen muß, um ſich vor dem Rückfall zu bewahren, ſo bleibt auch dem, der ſich nach und nach von dem Seelenübel der Unzufriedenheit geheilt hat, noch Einiges zu beobachten, wenn er nicht wieder in den alten unſeligen Zuſtand hineingerathen will. Wir wollen auch dieſes in Kürze noch berühren:

Er ſammle ſich nach und nach ſolche Grundſätze, Sprüche und Lebensregeln, welche vorzüglich auf ſeine Lage paſſen. Dergleichen ſind außer den ſchon vorgekommenen etwa folgende:

1) Durch Härmen und Klagen wird Uebel nur ärger.
2) Sey ſtark! — Wolle nur, und du kannſt's! —
3) Wo deine Kraft nicht ausreicht, erſetzt Gottes Kraft das Mangelnde.
4) Manches drückt uns nur ſo lang, als wir's auf uns liegen laſſen.
5) Gott muß uns oft wie Kinder dazu zwingen, in der Elementarſchule dieſes Lebens zu lernen, was wir nicht in der hohen Schule des kommenden Lebens wiſſen und können ſollen.
6) Was man nicht ändern kann, muß man tragen.
7) Wer Fehler mehr in ſich als in Andern ſucht, täuſcht ſich ſelten.
8) Alles muß erkauft ſeyn: Ruhe um Arbeit, Achtung um Tugend, Liebe um Wohlthun, Vertrauen um Wahrheit ꝛc.
9) Die immer auf's Schlimme ſehen, ſind nicht dumme, aber böſe Narren.
10) Soll ich nichts für Gott tragen, da Er ſchon ſo Manches an mir in Liebe und Schonung trug?

11) Willſt Du dein Elend vergeſſen, ſo beſuche nicht die Schenkhäuſer und Spieltiſche, ſondern die Hütten der Armen und die Schmerzenlager der Kranken.

12) Findeſt Du einen Freund, ſo haſt Du einen Schatz gefunden, um den ſchon ſo Viele vergeblich ſich bemüht haben.

13) Sollteſt Du keinen Freund finden in der Welt drauſſen, ſo ſuch' ihn drinnen in deinem Herzen, und Du wirſt nicht vergeblich ſuchen. — —

Dergleichen Sprüche, die ſich in freien Stunden (wo ſind die Sonn- und Feiertage, über die ſo mancher Unzufriedne klagt?) durch Leſung guter Schriften und durch eignes Nachdenken bis zu einer erfreulichen Zahl vermehren laſſen, werden nach und nach eine wahre Rüſtkammer voll geiſtiger Waffen, mit denen man in den Zeiten des Kampfes gegen alle Angriffe tapfer ſich erwehren kann. Ob nicht der Anblick der theuren Sprücheſammlung ſchon allein im Stande iſt, den Satan der Unzufriedenheit zu verjagen?

Doch verſäume man nicht die öftre Durchleſung dieſer Grundſätze! Man nehme wenigſtens einen Theil davon jeden Tag vor, da leider nach dem Zeugniß unſrer angebornen Schwäche das Gedächtniß nirgends vergeßlicher iſt, als in ſolchen Lebensregeln und Maximen, die man bei gewiſſen Gelegenheiten und Ereigniſſen am meiſten braucht. Sollte ſich hiezu nicht jeden Tag genug Zeit finden (doch wer ſucht, findet!); ſo ſchreibe man wenigſtens das Unentbehrlichſte in Form weniger Vorſätze auf, und wiederhole dieſelben jeden Morgen. Sie werden, wenn ſie anders aufrichtig mit einem kindlichen Blick auf den Lenker unſrer Lebenstage gemacht werden, nicht ohne ſegensvolle Wirkung bleiben, und wohl manche zufriedne, vergnügte Abendſtunde herbeiführen. Wer aber ſolche Abendſtunden wünſcht, der ſtehe frühe genug auf, um ſeinen Tagsgeſchäften eine Morgenſtunde abzugewinnen, die ſeinem Geiſte eben das werden ſoll, was die Nachtruhe dem Leibe iſt — Erholung und Sammlung der Kräfte. Dieſen Gebrauch haben die Weiſeſten und Beſten unter den Sterblichen — am genaueſten beobachtet. Sie verwandten die erſten Stunden jedes neugeſchenkten Tages dazu, durch Leſung und Gebet ihren Geiſt zu erheitern und zu ſammeln für die Mühen ihres Berufes, und ſie fanden jederzeit, daß die für ſolche Vorbereitung gewidmete Zeit wahrlich keine verlorne ſey.

Wir können uns hier, wo wir im Begriffe ſtehen, von unſerm „Unzufriednen“ Abſchied zu nehmen, nicht umhin, demſelben noch zwei Schriften anzurathen, die wohl keiner Empfehlung bedürfen, aber deſto mehr Verbreitung verdienten. Sie heißen:

1) Stehe früh auf, oder: Ueber den Nutzen des Frühaufſtehens ꝛc. 3te Aufl. Quedlingburg 1838.

2) Der Himmel auf Erden von Salzmann. 2te Aufl. Schnepfenthal 1798.

Ueber letztres Buch enthalten wir uns alles Lobes und entnehmen nur aus demſelben als Nach- und Beitrag zu dem bisher Geſagten die Einleitung, aus der am beſten zu erſehen iſt, ob man das Geld für deſſen Anſchaffung werth halten dürfe oder nicht.

Der Himmel auf Erden.

Wir freuen uns alle auf den Himmel, oder die Seligkeit, die uns am Ende unſers Pilgerlebens, nach Ablegung unſers Körpers, erwartet, und thun wohl daran. Die Ausſicht in eine erfreuliche Zukunft hat eine ungemeine Kraft, uns zu unſern gegenwärtigen Arbeiten zu ſtärken, und in trüben Stunden aufzuheitern.

Aber bei den mehreſten Menſchen thut dieſe Ausſicht eine ganz entgegengeſetzte Wirkung. In der Hoffnung, daß in einer andern Welt alles beſſer ſeyn werde, geben ſie ſich wenig oder gar keine Mühe, ihren gegenwärtigen Zuſtand zu verbeſſern, verkennen ganz das Gute, das ſie gegenwärtig genießen, ſuchen nur die Unannehmlichkeiten auf, die ſie umgeben, und ſtellen ſich dann die Erde, die Gott gemacht hat, von welcher Moſes mit Recht ſagt, daß Er, nach Vollendung derſelben, alles überſehen, und — ſehr gut gefunden habe — dieſe Erde, ſage ich, ſtellen ſie ſich als ein Thal der Thränen und des Jammers vor. Sie gleichen Reiſenden, die immer nur an die Herberge und an das, was ſie daſelbſt genießen werden, denken, und unterdeſſen ganz fühllos ſind gegen alle Merkwürdigkeiten und Annehmlichkeiten, die ihnen auf dem Wege aufſtoßen, gegen ihre Geſellſchafter, die ſie belehren und aufheitern könnten, gegen die merkwürdigen Perſonen, die ihnen begegnen, gegen die ſchönen Ausſichten, die ſie haben; über

jede Unannehmlichkeit, die ihnen zuſtößt, unwillig werden, und am Ende ihres Weges nichts in die Herberge mitbringen, als — Müdigkeit und Ueberdruß; da hingegen ein anderer Reiſender, der auf alles merket, was ihm auf dem Wege aufſtößt, jede Gelegenheit benützt, ſich zu belehren und auf eine unſchuldige Art aufzuheitern, jedes Ungemach, das ihn trifft, als ein Mittel betrachtet, ſich an Geiſt und Leib zu ſtärken, weit zufriedener ſich der Herberge nähert, und dann mit Vergnügen an das zurück denkt, was er auf dem Wege gelernt, genoſſen und erduldet hat.

Wie oft täuſcht ſich der Reiſende, der bei ſeinen Reiſen keinen andern Zweck hatte, als den Genuß der Herberge, wenn er ſie nun nicht ſo findet, als er ſie ſich dachte!!!

Bei vielen Menſchen, die von keiner andern Seligkeit wiſſen wollen, als derjenigen, die ſie jenſeits des Grabes zu finden hoffen, möchte dieß wohl der nämliche Fall ſeyn; ſie möchten da auch wohl nicht finden, was ſie erwarten.

Denn was ſind wir denn dort, in dem künftigen Zuſtande, in dem ſogenannten Himmel, zu erwarten berechtigt? Sinnlichen Genuß? Von ſolchen Erwartungen ſind gewiß alle denkende Menſchen zurück gekommen. Alles ſinnliche Vergnügen wird uns durch den Körper zu Theil, und verſchwindet, ſo bald wir ihn abgelegt haben. Oder Ruhe? Wenn Ruhe ſo viel als Unthätigkeit bedeutet, aus welchem Grunde ſollten wir ſie erwarten? Sollte uns Gott ſo viele Fähigkeiten verliehen, ſo viele Gelegenheiten, ſie auszubilden, verſchafft haben, damit ſie einſt ungenützt bleiben ſollten? Nein, wer ſinnlichen Genuß und Unthätigkeit jenſeits des Grabes erwartet, der täuſcht ſich.

Solche Erwartungen haben auch gewiß diejenigen nicht, die über ſich und ihre Beſtimmung nachgedacht haben. Die Seligkeit, die dieſe erwarten, beſteht vielmehr in der Zunahme ihrer Einſichten und Kräfte, in vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit, in Erinnerung an das Gute, das ſie gethan haben, im Umgange mit vollkommenern Geiſtern, in Beobachtung der Werke Gottes, und in Befreiung von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens.

Können wir denn dieß alles nicht ſchon auf der Erde haben? Können wir alſo nicht ſchon im Himmel ſeyn, ſobald wir wollen?

Laßt uns die Sache ernſtlich überlegen: denn ſie verdient es.

Wenn wir einſt zum Beſitz einer vollkommnern Gerechtigkeit

und Heiligkeit gelangen ſollten: ſo würde uns dieß freilich den höchſten Grad von Seligkeit verſchaffen. Wie weit aber dieſe Vollkommenheit einſt gehen werde? das wiſſen wir nicht Nur dieß können wir mit der größten Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß die Annäherung zur Vollkommenheit ſtufenweiſe erfolgen, und die Frucht einer langen Aufmerkſamkeit und Anſtrengung ſeyn werde. Zu vollkommner Gerechtigkeit und Heiligkeit gehört ein Verſtand, der nie irrt, eine Kraft, den Einſichten des Verſtandes gemäß zu handeln, die nie ermattet. Sollte uns, die wir itzo täglich irren, täglich von unſern Vorſätzen abweichen, Gott dieſe hohen Talente wohl durch ein Wunderwerk ertheilen? Dieß zu erwarten, haben wir gar keinen Grund. Wir haben itzo keine Einſichten, keine Stärke des Willens, die wir uns nicht ſelbſt erwarben. Was berechtigt uns denn alſo, von Gott zu erwarten, daß er uns künftig dieß alles, ohne unſer Zuthun, verſchaffen werde? Zwar, wenn wir uns den Fall denken, daß wir einſt den Körper, den Sitz der Sinnlichkeit, die uns ein beſtändiges Hinderniß, ſowohl bei Erwerbung deutlicher Einſichten, als in Ausführung unſrer Entſchließungen iſt, ablegen werden: ſo begreifen wir leicht, daß mit uns eine eben ſo große Veränderung vorgehen werde, als damals, da wir uns dem Leibe der Mutter entwanden; aber ſo, wie wir damals anfangen mußten, nach und nach die Stufe der Vollkommenheit zu erklimmen, auf welcher wir itzo ſtehen, ſo wird dieß auch wohl künftig nöthig ſeyn.

Alles, worauf wir künftig in Anſehung der vollkommnern Gerechtigkeit und Heiligkeit rechnen können, iſt die Möglichkeit, uns derſelben immer mehr zu nähern. Und dieſe iſt ſchon itzo da.

Iſt's dir ein Ernſt, dich der Vollkommenheit immer mehr zu nähern, thuſt du dazu das deine redlich: ſo wirſt du auch finden, daß du derſelben wirklich immer näher kommſt, daß deine Einſichten geläuterter werden, daß du mehr Herrſchaft über deine Sinnlichkeit bekommſt, daß dir die Erfüllung deiner Pflichten immer leichter wird. Ohne Zweifel haſt du ſchon dieſe und jene Perſon gekannt, die in Anſehung ihrer Gerechtigkeit muſterhaft war; dieß kannſt du auch werden, wenn du ernſtlich willſt, und ſo deine Seligkeit immer mehr vergrößern.

Wachſen werden wir künftig an Einſichten; dieß wird einen Theil unſerer Seligkeit ausmachen. Aber können wir denn dieſe

Seligkeit nicht ſchon heute genießen? wir ſind ja immer in der Schule, in einer ſehr guten Schule, wo wir beſtändig lernen, uns immer neue Einſichten erwerben können. Die Einſamkeit kann uns lehrreich ſeyn, und uns auf manche neue Gedanken leiten; jedes gute Buch kann uns etwas neues lehren, oder doch wenigſtens zu lehrreichen Betrachtungen Veranlaſſung geben; von jedem Menſchen, er ſey wer er wolle, können wir etwas lernen; wenn wir in der Natur wandeln, und betrachten, was am Himmel und auf der Erde geſchieht: ſo bemerken wir immer etwas Neues. Wir wachſen an Einſichten.

Iſt denn dieß nicht wahr? O ihr alle, die ihr dieß leſet! wie einfältig und unwiſſend waret ihr damals, da ihr noch an der Bruſt der Mutter ſoget; und wie viel wißt ihr dagegen itzo! Aber freilich muß man, wenn das Wachsthum an Einſichten recht merklich ſeyn ſoll, auch Luſt haben, immer mehr zu lernen. Man muß ſich vor Gedankenloſigkeit hüten; wenn man liest, mit Nachdenken leſen; wenn man mit Menſchen ſpricht, aufmerken auf das, was ſie ſagen; wenn man ſich auf dem Felde, oder im Walde befindet, auf das, was um uns iſt und wächst, und lebt, aufmerkſam ſeyn. Wer Luſt hat, etwas zu lernen, der kann, er ſey Gelehrter oder Hirte, auf der Erde gewiß recht viel lernen. Wer keine Luſt hat, auf der Erde etwas zu lernen, wird wahrſcheinlich auch im Himmel keine großen Fortſchritte machen. Wenn ein Erdenbürger, der ſich wenig oder keine Mühe gibt, in ſeinen Einſichten zu wachſen, ſich auf das Wachſen an Einſichten in der Ewigkeit freuet, ſo iſt es beinahe eben ſo, als wenn ein Kind, das in der Schule nichts lernen will, ſich damit beruhigen wollte: auf der Univerſität werde ich dieß alles lernen.

Im Himmel werden ſeine Kräfte wachſen, da werden wir weit mehr wirken und möglich machen können, als itzo; wie ſelig werden wir dann ſeyn! So ſagen wir, und freuen uns gar herzlich darauf; aber mehrentheils vergeſſen wir, daß wir itzo bereits dieſe Seligkeit ſchon genießen, und ſie immer mehr vergrößern können. Zweifelſt du daran? ſo betrachte ein neugebornes Kind, dergleichen du einſt auch wareſt; wie unvermögend iſt es! es kann ſich nicht von einer Stelle zur andern bewegen, ſeine Wünſche nicht ausdrücken, ſich ſeine Nahrung nicht verſchaffen, es iſt unvermögender, als der neugeborne Froſch, der ſich bewegt, wohin

er will, und ſeine Nahrung ſelbſt zu finden weiß. Betrachte nur ein fünfjähriges Kind! ſchon bewegt es ſich wohin es will, nimmt allerlei kleine Geſchäfte vor, bauet, pflanzet, reißt ein, fordert Speiſe, wann es hungert, und ſucht den Ort auf, wo es ſeinen Hunger ſtillen kann. Nun ſieh hin auf das zwanzigjährige Mädchen, den zwanzigjährigen Jüngling! welcher Unterſchied! Sie bedürfen keiner elterlichen Pflege mehr, arbeiten, und machen faſt alles möglich, was ſie von ihren Eltern ſahen. Bald ſind ſie der Aufſicht der Eltern ganz entwachſen, ſind Väter, Mütter, haben um ſich Kinder und Geſinde, deren Verſorger und Leiter ſie ſind. Eine fünfzigjährige Perſon, die es ſich angelegen ſeyn ließ, ihrer Beſtimmung gemäß zu leben — wie viel kann dieſe, ſie ſey von hohem oder von niedrigem Stande, nicht durch ihr Andenken und ihren guten Rath möglich machen! Mancher Mann, der vor fünfzig Jahren wie ein Wurm an der Mutter Bruſt ſich krümmte, wandelt itzo unter Menſchen, die ihn als ihren Verſorger und Wohlthäter verehren! Wir wachſen alſo an Kraft. Und dieſes Wachsthum gedeihet immer beſſer, je mehr wir uns gewöhnen, alles, was wir thun, mit Nachdenken zu verrichten, und es ſo gut zu machen, als es möglich iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Das häusliche Leben und Familienglück die Grundlage des höchſten und reinſten Lebensgenuſſes.

„Das Leben des Menſchen enthält viel Glückſeligkeiten. Man ſollte uns früh lehren, ſie nicht glänzend, auch nicht ununterbrochen zu denken. Im Zirkel einer guten Haushaltung iſt tauſendfache Freude, und gut getragene Widerwärtigkeit iſt auch Glück. Hausvaterwürde iſt die erſte und edelſte, die ich kenne. Ein Menſchenfreund, ein guter Bürger, ein liebevoller Gatte und Vater in der Mitte ſeiner Hausgenoſſen — wie Alle auf ihn ſehen — wie Alle von ihm empfangen, und er im Gedeihen des Guten wieder von Allen empfängt — o das iſt ein Bild, welches ich mit frommer Rührung, mit Entzücken ehre.“

(Iffland.)

Unter allen Freuden, Vorzügen und glücklichen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens gewährt uns keines einen ſtillern, dauern-

dern und edlern Genuß, keines reinere Vergnügungen und unſchuldigere Freuden, als der Friede und die Freuden des Familienlebens, der häuslichen Glückſeligkeit; ſie iſt die Quelle des reinſten Menſchenwohls, und deßwegen mag es wohl der Mühe werth ſeyn, dieſen Gegenſtand in unſerer, dem Bürger- und Familienwohl gewidmeten Zeitſchrift, nach ſeinem innern Werthe, kurz und im Allgemeinen darzuſtellen.

Familien waren die erſten geſellſchaftlichen Vereine von Menſchen in den urälteſten Zeiten, und aus ihnen gingen allmälig die größern Verbindungen zu Staaten hervor. Zu einer Familie rechnen wir Gatten, Eltern, Kinder, Geſchwiſter u. ſ. w., auch die dienende Klaſſe, indem letztere auf das Wohl und Weh des Hauſes einen bedeutenden Einfluß übt.

Die Natur, dieſe vom Schöpfer ſo weiſe eingerichtete Mutter und Pflegerin alles Großen und Herrlichen, hat ſelbſt ſehr gütig für die Knüpfung, Beförderung und Erhaltung des Familienbundes geſorgt, und darum iſt jedes Vergehen dagegen eine wahre Verhöhnung der Natur, welche nie ohne ſchnellfolgende, rächende Strafe vor ſich gehen kann.

Sie ſelbſt, die Natur, zieht Menſchen durch das veredelnde Gefühl der Liebe an einander, und knüpft ſie immer feſter und unzertrennlicher unter einander. Sie vermittelte durch die eben ſo ſtarken als zarten Triebe, die jedem nicht ganz verdorbenen Menſchen inwohnen, die Verbindung der beiden Geſchlechter ſo, daß eines ohne das andere ſich nie ganz glücklich fühlen, daß keines ohne das andere ſich ſelbſt Alles ſeyn kann; ſie gab jedem eine ſo ganz verſchiedene Beſtimmung für Leben und Wirken, daß nur aus der innigſten Vereinigung, oder ſo zu ſagen, aus der Verſchmelzung beider zu Einem Weſen, Glück und Freude des Lebens entſpringen kann.

Sie, die treue Mutter Natur, flößte der menſchlichen Bruſt die reine, wohlwollende, bis an das Grab treue Vater- und Mutterliebe, aber auch die ehrfurchtsvolle Kindesliebe ein, die ſich beide oft ſchon beim rohen Menſchen in ihren ſegensvollen Wirkungen zeigen, und während andere Gefühle bald verſchwinden und wieder neuen Empfindungen Platz machen, immer in ihrer belebenden Kraft fortdauern.

Der Grund des Familienlebens und des häuslichen

Glückes liegt tief in dem Innerſten der geiſtigen und körperlichen Natur des Menſchen. Waren doch in den urälteſten Zeiten der Vorwelt, ſo weit die Geſchichte, die vorlängſt dahin geſchwundene Zeit zu erleuchten vermag, ſelbſt die Regierungsformen auf dem Familienleben begründet, wie uns das Leben der Patriarchen und orientaliſchen Hinterhäuptlinge zeigt.

Alle, die zu einer Familie im weiten Sinne gehörten, hatten ein gemeinſchaftliches, mit väterlichem Anſehen herrſchendes oder leitendes Oberhaupt, den Aelteſten der Familie, woraus allmälig die Regierung über ganze Völkerſtämme entſtand, bis endlich bei veränderten Zeiten, Sitten, Beſchäftigungen, Bedürfniſſen, Kenntniſſen und Lebensarten der Menſchen, und beſonders bei ſteigender Bevölkerung und aufhörenden Nomadenzügen die patriarchaliſche Regierungsform andern Staatsverfaſſungen weichen mußte. Aber nichts deſto weniger bleibt auch denſelben, und immer und ewig, ſo lange Menſchen die Erde bewohnen werden, das Familienleben unter allen andern die erfreulichſte, ſegensreichſte und beachtungswertheſte Verbindung der Menſchen, welche noch immer auf das Wohl des Staates den wohlthätigſten Einfluß geäußert hat.

Alle gute Menſchen von reinem Gefühle, weſſen Standes ſie auch immer ſein mögen, kommen darin überein, daß das edelſte und ſchönſte Glück, deſſen der Sterbliche hienieden theilhaftig werden kann, in der Familienverbindung allein blühet; daß der, dem dieſes Glück abgeht, viel Erfreuliches entbehrt; daß der, der es vorſätzlich verſchmäht, den beſten Segen Gottes von ſich ſtößt, und ſeine ehrwürdige Beſtimmung verachtet; daß endlich derjenige, der aus Berufs- und Standespflicht dieſem Verhältniſſe entſagen muß, der Menſchheit, dem Staate und ſeinem Berufe ein großes Opfer bringt.

Mag ein Menſch auch noch ſo viele Herrlichkeit genießen; mag er zu den höchſten Stufen der Ehre und Würde emporſteigen und von duftendem Weihrauch des Ruhmes entzückt werden; mag er ſich noch ſo viele Vergnügungen verſchaffen, ein noch ſo genußvolles Leben führen — das ſtille, dauerhafte, ſein Herz mit wahrer Himmelswonne erfüllende Glück des Lebens, welches wir Familienglück nennen, findet er nirgends wieder, und wer dieſes beſitzt und gehörig zu genießen und zu würdigen verſteht, würde es wohl um aller Welt Herrlichkeit nicht vertauſchen, und allen irdi-

ſchen Auszeichnungen, Genüſſen und Vergnügungen gerne entſagen, wenn er dieſes mit Verluſt ſeines Familienglückes erkaufen ſollte.

Nicht ohne Grund ſtellen die heiligen Schriften die Stiftung des erſten Familienbundes ſo dar, daß der ewige Schöpfer denſelben beſtätigte, und die göttliche Weihe darüber ausſprach. Welch' vielfache Seligkeit findet nicht der gute Menſch in dieſer Verbindung! Die Herzen wallen einander in der wärmſten, zärtlichſten Liebe entgegen und fühlen die Seligkeit, rein, aufrichtig und treu geliebt zu werden. Alle beweiſen gegen einander die redlichſte und innigſte Theilnahme an dem, was ſie angeht; Alle ſuchen ſich durch Gefälligkeit zu erfreuen, und ſich, ſo viel in ihren Kräften ſteht, frohe Tage zu machen.

Haben ſie Freude, ſie genießen ſie mit einander; tragen ſie Laſt, ſie erleichtern dieſelbe einander und vereinigen dazu ihre Kräfte; ſie danken für den Segen und das glückliche Gelingen dem Himmel, und genießen die Frucht ihrer Thätigkeit mit gegenſeitiger Theilnahme. Und wird dieſer frohe, heitere Zuſtand durch ſchnell vorübergehende oder länger dauernde Bedrängniſſe getrübt: da, erſt da offenbaret es ſich klar, welch ein Glück es iſt, ſich in den freundlichen Familienverhältniſſen zu befinden. Familiengenoſſen tragen wechſelſeitig miteinander den herben Schmerz des Leidens, ſie dulden mit Muth und Ergebung die harten Schläge des Schickſals, ſie tröſten, ſie hoffen, ſie beruhigen ſich mit einander, und, wie wohl es dem vom Schmerz ſchwerer Bedrängniſſe niedergebeugten Gemüthe thut, ſeinen Kummer in eine treue, offene Bruſt ausſchütten zu können, und in das blutende Herz jenen Wundbalſam aufzunehmen, der ihm in der tröſtenden Theilnahme der Angehörigen gereicht wird — das weiß nur der, welcher ſchon von Leiden heimgeſucht wurde, aber in der Liebe der Seinigen ſtets wieder neue Kraft und Erhebung fand.

In Krankheiten, wo fremde Herzen kalt bleiben, da vergeſſen Treuangehörige ſich ſelbſt und alle Gefahr, und pflegen, warten und ſorgen mit unermüdetem Eifer, bis entweder der Tod den Leidenden erlöst, oder ſeine Kraft erſtarket und er geneſet.

Und wer vollends das große Glück hat, von wohlerzogenen Kindern umgeben zu ſeyn, und ſie in der freudigen Hoffnung zu guten Menſchen und nützlichen Bürgern heranreifen, oder ſie als

ſolche ſchon wirken ſieht, welche Wonne empfindet er, wie hoch-beglückt, wie geſegnet fühlt er ſich beim Anblicke derſelben!

Vermehren endlich noch treue, emſige und rechtſchaffene Dienſt-boten ſeinen häuslichen Kreis, gibt ihm ſein Herz das köſtliche Zeugniß, zu deren Veredlung und Wohl das Seinige beigetragen zu haben, welch ein Segen für ihn hienieden, und welche ſchöne Hoffnungen auf ein ſeliges Leben jenſeits!

Wahr und ſchön ſpricht ſich Rouſſeau über das Glück des Familienlebens in folgenden Worten aus:

„Das ſicherſte Zeichen eines wahren Seelenvergnügens iſt unſtreitig das zurückgezogene häusliche Leben, und derjenige, wel-cher beſtändig nur auſſer dem Hauſe, entfernt von ſeinen Fami-lien- und Hausgenoſſen, ſein Vergnügen ſucht, beſitzt und findet in ſich ſelbſt keines. — Ein Familienvater, welcher in ſeinem Hauſe, im Kreiſe der Seinigen ſich glücklich, zufrieden und vergnügt fühlt, hat als Erſatz für die treue und gewiſſenhafte Sorgfalt, die er unausgeſetzt auf dieſelben verwendet, den immer fortdauernden, edlen Genuß des ſüßeſten Gefühls der Natur. Einzig unter den Sterblichen, iſt er in ſeinem Beſitze Herr ſeiner Glückſeligkeit, weil er glücklich iſt, wie die Gottheit ſelbſt, ohne ſich Mehreres zu wünſchen, als das, was er beſitzt. So wie dieſes unendliche Weſen, richtet er ſeine Beſtrebungen nicht dahin, ſeine Beſitzun-gen zu erweitern, ſondern ſie durch immer fortſchreitende Vervoll-kommnung wahrhaft zu den ſeinen zu machen, und wenn er ſich auch nicht bereichert durch neue und ausgedehntere Erwerbungen, ſo gewinnt er dadurch unendlich mehr, daß er das, was er beſitzt, würdiger beſitzt und weiſer gebraucht, und fortdauernd in unge-trübter Freude und Wonne zu genießen verſteht.“

Wenn auch das wechſelnde, veränderliche und dem Scheine nach oft ſo launiſche Schickſal uns alle Güter und Vorzüge des Lebens entzieht, ſo iſt unſer Verluſt noch immer erträglich, ſo lang unſer innerer Friede und häusliches Glück nicht zerſtört ſind, und ſehr oft gibt uns der Verluſt der Glücksgüter die nächſte Ver-anlaſſung, den Blick von dieſen Zufälligkeiten weg auf uns ſelbſt und auf die Menſchen unſrer nächſten Umgebung zu lenken, da-mit wir durch ſie eine weit ſichere und reichere Quelle von Freu-den fänden, als das unſtäte Weltglück uns geben kann. —

Die Bedingungen des häuslichen Glückes ſind: gegenſeitige

Liebe und Achtung und feſtes Anſchließen der Familienglieder unter ſich; Einigkeit, Uebereinſtimmung der Geſinnungen und Grundſätze, Streben nach einem gemeinſamen Ziele in Zufriedenheit, Verträglichkeit und Genügſamkeit. Wenn jedes Familienglied ohne Unterſchied das andere in Tugenden zu übertreffen ſucht, wenn jedes nur dann ſich zufrieden und glücklich fühlt, wenn es ſeine Pflicht gethan, und ſo zur Glückſeligkeit der übrigen das Seinige beigetragen hat; wenn eines dem andern unangenehme Gefühle und Kränkungen zu erſparen, dagegen im Stillen ſolche Freuden zu bereiten ſucht, welche durch die angenehme Ueberraſchung und durch die zarte Weiſe, wie ſie bereitet werden, einen erhöhten Werth empfangen, wenn jedes Familienglied ſich beeifert, den übrigen durch ungeheuchelte Liebe, Gefälligkeit und Freundlichkeit alles Unangenehme und Widrige zu erleichtern und den Werth der Annehmlichkeiten noch zu erhöhen, was bei den kleinſten, unbedeutenſten, oft weit mehr als bei den größten Dienſterweiſungen erreicht wird; wenn der Gatte der Gattin, die Kinder den Eltern, die Dienſtboten der Herrſchaft, wenn alle einander mit Liebe und Achtung zuvorkommen, wenn jedes ſeine Wünſche und ſeinen Willen den Wünſchen der übrigen unterwirft; wenn eines die Unvollkommenheiten des andern erträgt, und alle die Beſchwerden, welche mit dem menſchlichen Leben unzertrennlich ſind, ſich gegenſeitig erleichtern, jedes Mißgeſchick von der beſſern Seite aufzufaſſen, das Widrige zu überwinden oder zu vergeſſen und alle ſcheinbaren Nachtheile einer Sache zum Guten zu lenken bemüht ſind — dann, dann gründet ſich von ſelbſt ein Familienglück, eine häusliche Glückſeligkeit, welche ohne Reichthümer, ohne äußern Glanz und andere Vorzüge der Welt, die Quelle der reinſten Wonne in ſich trägt.

Dazu gehört vor Allem das Vorbild der Eltern, eine gegenſeitige, auf wahre Hochſchätzung und Zuneigung gegründete Liebe, welche Alles duldet, ohne Murren Alles erträgt, eine Liebe, welche Gedanken, Gefühle und Wünſche der Vielen in Eines bringt oder doch ausgleicht, und allen Hader und Streit, alle Zänkereien und Wortwechſel aus ihrem Kreiſe verbannt, eine Verträglichkeit, welche die abweichende Anſicht über eine Sache ruhig und ohne Anmaßung äußert, die Annahme oder Nichtannahme aber dem freien Willen der übrigen Familienglieder überläßt; eine Zu-

friedenheit mit den Führungen des Allvaters, welche für alles Gute, was er gibt und ſchickt, mit Dank erfüllt bleibt und mit ſtiller Ergebung allen Opfern und Prüfungen ſich unterwirft, welche ſeine Alles zum Beſten lenkende Weisheit für unſer wahres Wohl zuträglicher findet, als die Gaben des Glücks; eine Genügſamkeit, welche, wenn es nöthig iſt, auf alle nur von der Gewohnheit geſchaffene Bedürfniſſe Verzicht leiſten kann, die ſich in der einfachſten Wohnung mit der einfachſten Nahrung, kurz bei den einfachſten Lebensbedürfniſſen eben ſo glücklich, ja oft noch glücklicher fühlt, als in den reichſten Verhältniſſen, in welchen ſie doch nicht wohl gedeihen kann. Zu einer ſolchen häuslichen Glückſeligkeit gehört ein Streben aller Familienglieder zu einem gemeinſchaftlichen, edeln Ziele, zu dem Ziele gegenſeitiger äußerer Bildung wie innerer Veredlung des Lebens und des Herzens. Durch die Sorgfalt, ſich gegenſeitig dem Geiſt und Herzen nach weiter zu bilden und zu veredeln, lernen ſie ſowohl ſich ſelbſt als auch die höhern Zwecke und die Beſtimmung des menſchlichen Lebens beſſer erkennen und ſchätzen, und lernen die Würde empfinden, Menſch zu ſeyn.

Dieſes Gefühl und dieſe Einſicht wird nicht nur ihrem bürgerlichen Beruf, deſſen Pflichten ſie mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und Treue erfüllen werden, eine höhere Wichtigkeit verſchaffen, ſondern auch allen ihren Familienverhältniſſen, ihren Gedanken, Geſinnungen, Entwürfen, Wünſchen und Unternehmungen eine höhere Weihe geben, ſie von allen ängſtlichen, äußern Sorgen abziehen und ihr Gemüth mit einem Vertrauen auf die Führung der ewigen Weisheit erfüllen, welches auf Vernunft und Erfahrung begründet iſt und die Grundlage der wahren Religioſität ausmacht.

Die Mittel, das Glück eines ſolchen häuslichen Friedens, die Wohlthaten einer ſolchen häuslichen Glückſeligkeit zu erlangen und für uns zu erhalten, kann uns die äußere Welt nicht geben, ſie liegen in uns ſelbſt. Dem Könige, wie dem niedrigſten ſeiner Unterthanen, ſteht ihr ſtilles Paradies offen, wenn er es über ſich gewinnen kann, das allein wahre, keinem äußern Wechſel unterworfene, ſtille Glück in ſich ſelbſt und in den Gliedern ſeiner Familie zu begründen, durch wechſelſeitige Liebe und Achtung, und feſtes Anſchließen der Familienglieder unter ſich, durch Eintracht, durch Ruhe, durch Zufriedenheit, Genügſamkeit und Frieden, durch

die Ausübung aller chriſtlichen und bürgerlichen Tugenden, durch ein unwandelbares feſtes Vertrauen auf die Führungen der himmliſchen Weisheit. Eine ſolche häusliche Glückſeligkeit wird ſich in Familien forterben und in Fällen der Noth Hülfsquellen eröffnen, mit denen die gewöhnlichen Alltagsbehelfe keinen Vergleich aushalten.

Wahr bleibt es ſonach immer, daß das Familienglück das reinſte, das ſchönſte, das dauerhafteſte und am meiſten in unſrer Gewalt ſtehende Glück des Lebens iſt; durch daſſelbe erſt wird das Leben angenehm und reizend, und dieß ſowohl im Pallaſte des Fürſten als in der Hütte des Taglöhners; es veredelt die Menſchen und gibt ihnen erſt die vollendete Bildung für die Welt; es lehrt ſie die reichſten Gefühle kennen und nähren, die edelſten Hoffnungen empfinden, die herrlichſten Tugenden liebgewinnen und üben, und das Herz für das Gute und Göttliche ſtets warm und offen erhalten.

O, daß die Menſchen nicht immer Sinn für dieſes ſchöne Lebensglück haben, daß oft Umſtände die Entbehrung deſſelben gebieteriſch fordern; o daß ſo viele durch Schwelgen in ſinnlichen Genüſſen, durch Ausſchweifungen jeder Art ſchon in ihrer früheſten und ſchönſten Blüthe der Jahre ſich deſſen unwürdig machen und ſich ſelber die Hoffnung vernichten, einſt in ihren alten, ſchwachen und gebrechlichen Tagen ſich in einem Familienkreiſe gepflegt, geſtärkt, erquickt und getröſtet zu ſehen! Möchten alle dieſe doch bedenken, was es heißt, ſeine letzten Lebenstage theilnahmlos wie durch eine freudenleere Wüſte hinſchleppen zu müſſen, voll Eckel und Ueberdruß und von dem bangen Bewußtſeyn geängſtigt, daß ſie ihrer Beſtimmung nicht gelebt, ihrer Würde nicht entſprochen, und ſtatt Segen nur Fluch auf der Erde verbreitet haben. **Was wird das Ende ſolcher Menſchen ſeyn??**

Geſundheitslehre und Volksarzneikunde.

Erfahrungen aus dem Gebiete der Erziehung kleiner Kinder.

(Fortſetzung.)

3) Vom Wickeln der Kinder.

Das Wickeln der Kinder, an und für ſich eine unſinnige und barbariſche Gewohnheit, kömmt glücklicherweiſe immer mehr und mehr in Abnahme. In der That! es kann nicht wohl eine widerſinnigere Behandlung des Kindes gedacht werden, denn, kaum aus dem Schoße der Mutter entlaſſen, kaum die Freiheit genießend, ſeine Glieder zu bewegen und auszuſtrecken, legt man demſelben ſchon wieder neue Bande an, — man wickelt es, man legt den Kopf feſt, die Beine lang ausgeſtreckt, die Arme werden feſt dem Körper anliegend eingebunden. Von Binden aller Art umgeben wird das Kind gehindert ſeine Lage zu ändern. Nicht ſelten wird es ſo feſt eingebunden, daß das freie und tiefe Athemholen gehemmt iſt.

Es iſt höchſt nothwendig, daß das neugeborne Kind ſeine Glieder ausſtrecken, zuſammenziehen und frei bewegen könne, wenigſtens eben ſo frei und noch freier als zu der Zeit, in welcher es ſich in dem ſchlüpfrigen Waſſer in dem Schoße der Mutter befand. Da der Herr die Natur ſchon für gut hielt, daß der kleine Menſch ſchon da ſich frei und ungehindert bewege, um wie viel mehr wird es nicht ſein Wille ſeyn, daß das Kind nach ſeinem Eintritte in die Welt eine höhere Stufe der Freiheit beſteige, nicht aber in ſo harte Gefangenſchaft gerathe. Alles Wickeln und Binden hindert es ſchlechterdings an der Bewegung. Auch den Kopf bindet man noch mit einem Häubchen feſt. Es iſt, als wollte man verhüten, daß es ja nicht ausſehe, als wenn es lebte! Alles das thut man, wie es heißt, damit die Kinder nicht gebrechlich werden, oder damit ſie ſich nicht beſchädigen. Aber wo findet man die meiſten körperlichen Gebrechen? Gerade in jenen Ländern, wo

man die Kinder wickelt, während die Menſchen da, wo dieſe abge=ſchmackte und ſchädliche Gewohnheit nicht herrſcht, meiſtens größer, ſtärker und wohlproportionirt ſind. Das Wickeln und die Binden, in welche Kinder eingeſchnürt werden, hindern die Bewegungen des Körpers, die doch zu deſſen Wachsthum nothwendig ſind. Das Kind macht beſtändig vergebliche Anſtrengungen, welche ſeine Kräfte erſchöpfen. Die Unthätigkeit, der Zwang, in welchen man ſeine Glieder feſſelt, hemmen den Blut= und Säfteumlauf, beeinträchtigen das Wachsthum und Erſtarken des Kindes, und wirken nur ſchwächend auf ſeine Conſtitution ein. Endlich glaubt man auch, die Kinder möchten, wenn ſie frei und ungebunden ſind, eine Lage annehmen oder Bewegungen machen, die ihren Gliedern ſchaden könnten. Warum beſchädigen ſie ſich im Mutterleibe nicht, wo ſie doch ihre Glieder frei hin und her bewegen können, und ſelbſt in der letzten Zeit mit Nägeln verſehene Hände und Füße haben? Warum ver=letzen ſich die Kinder anderer Völker nicht, welche mit aller Frei=heit ihrer Gliedmaßen erzogen werden, bei welchen dieſes Wickeln nicht Sitte iſt? Die Kinder ſind keiner ſo ſtarken Bewegung fähig, daß daraus Schaden für ſie erwüchſe, und ſollten ſie auch eine ungeſchickte Lage gewaltſam annehmen, ſo würde der Schmerz ſie bald zur Abänderung derſelben nöthigen. Man mache alſo weder vom Wickeln, noch von Binden und läſtigen Häubchen Ge=brauch, ſondern lege das Kind in ſchlaffe und weite Windeln, die alle ſeine Glieder in Freiheit laſſen, und weder ſo ſchwer und feſt an=liegend ſind, um ſeine Bewegungen zu hemmen, noch ſo warm, daß es die Eindrücke der Luft nicht empfinden könnte. Man ſchadet den Kindern, wenn man ſie zu feſt einzwängt und bekleidet. Statt daß die kalte Luft ihnen nachtheilig ſein ſollte, ſo ſtärkt ſie dieſelben vielmehr. Die heiße Luft ſchwächt ſie, verurſacht Fieber und noch andere oft tödtliche Zuſtände. Man lege ſie in eine große, wenn auch nur mit Stroh ausgefütterte Wiege, in der ſie ſich leicht und ohne Gefahr bewegen können. Fängt das Kind an, ſtärker zu werden, ſo laſſe man es ſich auf dem Boden des Zimmers umher=bewegen. Man laſſe es ſeine kleine Glieder dehnen und anſtren=gen, und man wird ſehen, wie es tagtäglich kräftiger wird. Vergleicht man dann mit demſelben ein Kind von dem nämlichen Alter, das aber gewickelt worden iſt, ſo wird man gewiß einen auffallenden Unterſchied wahrnehmen.

Freilich erfordert ein Kind in einer ganz offenen Windel viel Sorgfalt; man muß es öfters reinigen, und es iſt nichts anders zu erwarten, als daß die Ammen ſich dieſem Gebrauche widerſetzen werden, weil man ohne Unterlaß auf ein Kind, das ſich in Freiheit befindet, Acht haben muß, ſtatt daß man es, wenn es gehörig gewickelt iſt, in einen Winkel legen kann, ohne ſich um ſein Geſchrei zu bekümmern. Wenn dann nun keine Beweiſe von der Nachläßigkeit der Amme vorhanden ſind, wenn der Säugling nur weder Arm noch Bein bricht, was iſt daran gelegen, daß er umkomme, oder daß er die ganze Lebenszeit ſchwach bleibe! Man erhält ſeine Gliedmaßen auf Unkoſten des ganzen Körpers, und, dem ſei übrigens wie ihm wolle, ſo iſt doch auf die Amme keine Schuld zu bringen.

4) Vom Waſchen und Baden der Kinder.

Es iſt eine alte Sitte, das neugeborne Kind alsbald mit lauem Waſſer, dem man nicht ſelten auch Wein beimiſcht, abzuwaſchen. Der Zuſatz des Weines ſcheint aber nicht nothwendig. Da die Natur nichts Gegohrenes erzeugt, ſo iſt nicht wohl anzunehmen, daß der Gebrauch einer künſtlichen Flüßigkeit dem Leben ſo junger Geſchöpfe von Nutzen ſeyn ſollte. Aus eben dem Grund dürfte wohl auch die Vorſicht, das Waſſer erſt lauwarm zu machen, nicht ſchlechterdings nothwendig ſeyn; denn wir kennen zu viele Völker, welche die neugeborenen Kinder in den Flüſſen oder Seen ohne alle weitere Umſtände abwaſchen.

Indeſſen kann man mit lauem Waſſer denn doch den Anfang machen, und nur nach und nach davon abgehen. Man waſche die Kinder oft; ihre Unſauberkeit beweiſt die Nothwendigkeit davon. Trocknet man ſie blos ab, ſo reizt man ihre Haut, reibt ſie gar wund, und ſchadet ihnen. Allmählig und mit ihrem Erſtarken, nimmt man immer mehr und mehr kühleres Waſſer, bis man ſie im Sommer und Winter endlich mit kaltem, ja ſelbſt eiſigem Waſſer waſchen kann. Hat man das Baden einmal eingeführt, ſo ſoll es ohne beſondern Grund nicht wieder unterbrochen, ſondern möglichſt lang fortgeſetzt werden.

Reinlichkeit des Körpers, durch Baden erzweckt, dient nicht nur zur Geſundheit überhaupt, ſondern gewöhnt denſelben auch, ohne Nachtheil Kälte und Wärme zu ertragen.

5) Das Wiegen der Kinder.

Nach uraltem Herkommen pflegt man die Neugeborenen zu wiegen, oder ihnen eine ſanft wellenförmige Bewegung zu geben. Die Mode, in ihrer Anmaßung auch in die phyſiſche Erziehung der Kleinen eingreifend, verwirft die Wiege als ein altfränkiſches Möbel, ſchreibt derſelben mancherlei Kinderkrankheiten, und andere dem kindlichen Alter zukommende Gebrechen zu, und verſchreit ſo die Wiege als eine des gegenwärtigen Jahrhunderts unwürdige Spielerei. Wie nun aber die Wahrheit nicht altmodiſch werden ſollte, ſollte man auch erſt bedenken, was man an die Stelle der Wiege ſetzen wollte. Die Bewegung des Kindes im Mutterleibe iſt größtentheils blos leidend, das Schwanken in dem Kindswaſſer, wenn die Mutter geht, oder ſich auf andere Art bewegt. Je öfter ſich die Mutter bewegt, deſto ruhiger iſt ihre Leibesfrucht, deſto beſſer befindet ſie ſich; je weniger ſich aber die Mutter Bewegung macht, und je weniger ſie daher ihr Kind in dieſe ſchwankende Bewegung ſetzt, deſto unruhiger zeigt es ſich, deſto matter wird es endlich, und deſto ſchächlicher kömmt es zur Welt. Dieſe ſchwankende paſſive Bewegung, welche der Urheber des Lebens ſelbſt zur anfänglichen Exiſtenz des Menſchen für nöthig fand, wodurch ſoll ſie erſetzt werden? Könnten unſere ſinnreichſten Philoſophen wohl ein ſchicklicheres Erſatzmittel erfinden, als das ſanfte Schwanken in einer mäßig bewegten Wiege, wo zugleich das Kind vor Gefahr, vor Kälte und Beſchädigungen von Außen ſicher liegt, unendlich ſicherer, als in den Armen einer oft rohen unvernünftigen, hartherzigen Kindermagd. Aber ſanft und behutſam muß das Kind gewiegt, das Wiegen ſelbſt auch allmählig dergeſtalt gemindert werden, daß, wenn das Kind zu laufen beginnt, dieſe blos für das erſte Kindesalter nöthige Bewegung nicht fortgeſetzt wird.

Doch iſt für Kinder, die ſchon mehrere Wochen alt ſind, in den meiſten Fällen zu dieſer Art paſſiver Bewegung ein ſanfter offener Wagen vorzuziehen, wo mit der Sicherheit vor Beſchädigungen und Rauhigkeit der Witterung noch der wichtige Vortheil des Genußes der freien Luft verbunden iſt. Aber zugedeckt darf er nicht werden, wenn letzterer Hauptzweck erreicht werden ſoll.

6) Von der Bekleidung der Kinder.

Im Allgemeinen hüllt man die Kinder ſchon im früheſten Alter

viel zu ſehr in warme Kleidungen ein, härtet ſie dadurch mehr gegen Hitze ab, als gegen Kälte, welche letztere ihnen nie beſchwerlich fällt, wenn man ſie frühzeitig an dieſelbe gewöhnte. Alles aber mit Maaß und Ziel, zur Zeit etwas ſchützende wärmere Kleidung, dann aber auch wieder leichtere Bedeckung. Die Haut der Kinder, die ſehr zart iſt und leicht ausdünſtet, wird durch allzuwarme Bekleidung geſchwächt.

Es iſt nöthig, daß die Knochen des Kopfes härter und minder zerbrechlich werden, um nicht nur das Gehirn gegen Verletzungen zu bewahren, ſondern auch gegen Schnupfen, Flüſſe und andere Eindrücke der Luft zu ſichern. Deßhalb gewöhne man die Kinder, Sommer und Winter, Tag und Nacht mit unbedecktem Kopfe zu gehen. Will man ihnen jedoch der Reinlichkeit willen, oder um die Haare in Ordnung zu halten, des Nachts eine Kopfbedeckung geben, ſo wähle man hiezu eine leichte Mütze von feiner Leinwand. Es iſt auch nicht ſo gefährlich, wenn Kinder frühzeitig lernen des Morgens im Zimmer oder im Garten mit bloßen Füßen herumzulaufen, nur vor Verletzungen der Füße muß man ſie ſchützen.

Für die Glieder eines im Wachſen begriffenen Körpers müſſen die Kleider weit ſeyn, nichts darf deren Bewegung und Wachsthum hindern. Nichts darf zu enge ſeyn, zu knapp am Körper anliegen. Aus dieſem Grunde iſt beſonders die franzöſiſche Kleidermode dem Wachsthum des Körpers nachtheilig, und unſinnig ſind die ſogenannten Huſaren-Kleidungen, weil ſie die Kinder am ganzen Leibe zuſammenpreſſen. Ganz beſonders ſind enge Beinkleider für zarte Knaben ſehr ſchädlich, unnütz und unbequem. Sie erhitzen Körpertheile, derer Erwärmung der Geſundheit und Schaamhaftigkeit Gefahr droht, und ſchwächen ſie, indem ſie die freie Luft abhalten. Um die Kinder von den ſo läſtigen Hühneraugen zu bewahren, gebe man ihnen Schuhe, die nicht zu enge ſind, und ſehe nicht auf den modiſchen, meiſtens verderblichen Schnitt derſelben.

Der Schlaf *).

(Aus Himlys Geſundheits-Blätter.)

Sanfter Schlummer, wenn gleich des Todes ſicherſtes Vorbild,
Dennoch wünſch' ich mir dich gern zum Genoſſen des Betts!
Süße Ruh! du erſehnte, komm! So ohne das Leben
Leben, — wie ſüß! und wie ſüß, todt zu ſeyn ohne den Tod!

Millionen Menſchen legen ſich täglich zu Bette, um in den Armen des Schlafes von den Strapazen des Tages auszuruhen, um die im Kampfe mit dem Leben verbrauchten Kräfte wieder zu erſetzen, und wohl dem, dem dann dieſer freundliche Zwillingsbruder des Todes den Lethebecher reicht, dem keine ſchwere Sorge, keine Krankheit, kein aufregender Verdruß, kein mahnendes Gewiſſen dieſen ſanften Tröſter vom Lager wegſcheucht. Schlafloſe Nächte, gleichviel ob bei Gelagen verjubelt, bei der Arbeit zugebracht, oder auf dem heißen Lager der Qual durchſeufzt, verzehren das Leben auf eine beklagenswerthe Weiſe; ein geſunder Schlaf hingegen erquickt und ſtärkt den Menſchen, und macht ihn tüchtig zu erneuter Thätigkeit.

Ein kümmerliches, kränkliches Leben läßt ſich wohl auch durch einen leiſen, traumreichen, oft geſtörten Schlaf friſten; ein geſundes, kräftiges, mit jedem Morgen friſches Leben aber nur durch feſten, tiefen, traumloſen Schlaf ſich erlangen.

Der Menſch verſchläft in der Regel faſt die Hälfte ſeines Lebens, beſonders wenn man die Kinderjahre und die Mittagsſchläfchen dazu rechnet, und wäre es auch nur ein Dritttheil, ſo heißt dieß immer noch zu viel verſchlafen. Es gibt nur wenige Menſchen, die im Ganzen hierin zu wenig thun, nicht viele, die das rechte Maaß halten, eine unendliche Menge jedoch, die den größten Theil des ſchönen Lebens verſchlafen. Nicht die Dauer des Schlafes iſt es, die uns ſtärkt, ſondern die Art deſſelben: je feſter und ruhi-

*) Zum Theil aus der Schrift: „das Bette, der Schlaf und der Traum“ von D. Roſch. Nürnberg 1840.

ger der Schlaf, deſto kürzer braucht er zu ſeyn, denn deſto ſtärkender iſt er. Wir ſehen dies an den Schnittern, die in der Erntezeit oft binnen 24 Stunden kaum 4 Stunden ſchlafen, aber dann munter und kräftig erwachen; dagegen werden Schwächliche durch den längſten, aber freilich meiſt unruhigen Schlaf nur noch mehr geſchwächt, und völlig Entnervte ganz abgemattet, ſo daß dieſelben bei dem Aufſtehen nach Reizmitteln verlangen, um wieder in Schwung, in Zug zu kommen. Für einen erwachſenen, geſunden, kräftigen Menſchen iſt ein Schlaf von 5—7 Stunden vollkommen ausreichend, und kein ſolcher ſollte ſich gewöhnen länger zu ſchlafen. Man kann mit Recht ſagen, wer an wenig Schlaf gewöhnt iſt, lebt ein längeres Leben in derſelben Zeit, als ein anderer. Es mag wohl ſehr leicht ſeyn, ſich einen langen Schlaf anzugewöhnen, und ſehr ſchwer, ſich denſelben abzugewöhnen; jedoch thut auch hier, wie in allen Verhältniſſen des Lebens, ein feſter Wille Wunder, und leicht wird es ſelbſt dem verwöhnteſten Menſchen, wenn er nur erſt einige Male früh und ſchnell das Bett verläßt. Man ſollte ſich wohl hüten, Kinder, wenn ſie das 7te bis 9te Lebensjahr zurückgelegt haben, an zu viel Schlaf zu gewöhnen, was ſo häufig geſchieht, wenn die Eltern ſelbſt lange ſchlafen, außerdem aber auch, wenn Kinder langwierige Augenkrankheiten hatten, deshalb lange Zeit ſich nicht beſchäftigen durften, und daher viel ſchliefen aus langer Weile, wenn nicht die Eltern, Angehörige und Wärterinnen durch Erzählen, Vorleſen u. ſ. w. für Unterhaltung ſorgten.

Der Menſch kann den Schlaf eine Zeit lang entbehren, er kann mehrere Tage und Nächte hinter einander wachen, aber dann iſt ſeine Kraft zu Ende, und ſie gehet ſo rein auf, daß am Ende er durch kein Mittel mehr wach zu erhalten iſt, er muß ſchlafen. Schon nach fortwährendem Wachen von 48 Stunden begehen die Menſchen nicht ſelten ganz verkehrte Dinge, mitten zwiſchen ihren übrigen ganz verſtändigen Handlungen; denn das Organ, welches die Thätigkeit des Geiſtes vermittelt, und welches im Wachen zwar nicht in ganz ſtarker, aber doch in ununterbrochener Thätigkeit iſt, — das Gehirn — hatte nicht Zeit durch Ruhe neue Kräfte zu ſammeln.

Daß der Geiſt ſelbſt während des Schlafes nicht ganz unthätig ſey, ergibt ſich aus manchen Beobachtungen an ſchlafenden Per-

ſonen: die Thätigkeit der Sinne läßt zwar nach, wenn Müdigkeit, das Bedürfniß des Schlafes, eintritt, aber ſie hört auch im Schlafe nicht ganz auf. Bei Belagerungen ſchlafen die Kanoniere neben den Kanonen, welche von ihren Kameraden abgefeuert werden, erwachen aber, ſobald das Commandowort oder ein Signal ſie ruft; eine ſchlafende Mutter hört ein ihr gleichgültiges Getöſe nicht, erwacht aber bei der leiſeſten Bewegung ihres kranken Kindes; ähnlich verhält es ſich mit den andern Sinnen, und wir ſehen daraus, daß dieſelben auch im Schlafe nicht aufhören, dem Gehirne das, was ſie wahrnehmen, zuzuführen; ferner ſehen wir daraus, daß der Geiſt zwar meiſtens keine Notiz davon nimmt, jedoch ſeine Fähigkeit zu wollen und zu unterſcheiden auch im Schlafe nicht verliert. Aus dieſem fortdauernden Wollen und Unterſcheiden erklärt es ſich auch, daß nicht alle Sinne in gleichem Grade feſt ſchlafen, — eine Erfahrung, die wir alſo richtiger mit den Worten bezeichnen würden: der Geiſt nimmt im Schlafe von den Wahrnehmungen der für den Zuſtand eines Schlafenden minder wichtigen Sinne weniger Notiz, als von den Wahrnehmungen der andern. Man kann das Auge eines ſchlafenden Menſchen ſanft öffnen, ohne daß er erwacht, und ſeinen geſchriebenen Namen, oder einen andern ihn intereſſirenden Gegenſtand, ſeinem offenen Auge vorhalten, ohne daß ſein Geiſt Notiz davon nimmt; ſelten werden wir einen Schlafenden dadurch erwecken können, daß wir ihm eine duftende Blume oder einen andern ſtark riechenden Gegenſtand unter die Naſe halten (vorausgeſetzt, daß es kein ſolcher iſt, deſſen Ausdünſtung die Lunge reizt), jedoch gibt es Beiſpiele, daß Menſchen durch den brandigen Geruch eines entſtandenen Feuers erweckt wurden, deſſen Schein und Rauch ihre Augen und ihre Lunge nicht treffen konnten, und alſo auch dieſer Sinn, welcher für das Fortbeſtehen des Lebens der unwichtigſte iſt, bleibt im Schlafe der Beachtung des Geiſtes unterworfen und es iſt nicht zu bezweifeln, daß es mit dem Geſchmacke ſich eben ſo verhalte. Indeſſen am wenigſten feſt ſchlafen die Sinne des Gehörs und des Gefühls (ſ. weiter unten), welche deshalb die ſicherſten Wächter des Schlafenden ſind: Menſchen, die ſonſt nicht zu erwecken wären, erwachen durch Anrufen und Rütteln.

In einem ähnlichen Zuſtande wie das Gehirn befindet ſich während des Schlafens das Rückenmark mit den zahlreichen von ihm

ausgehenden Nerven, welche die Thätigkeit vieler Organe, die willkürlichen Bewegungen des Körpers, und das über alle Theile deſſelben, zumal aber auf der Oberfläche, verbreitete Gemeingefühl leiten und vermitteln: der Schlag des Herzens und der Pulsadern, das Einathmen der Luft durch die Lunge dauert im Schlafe ununterbrochen fort; der Schlafende bewegt zuweilen einzelne Theile des Körpers, oder legt ſich von einer Seite zur andern, und ändert die Lage abermals, ſobald er z. B. auf einen harten Gegenſtand zu liegen kömmt, welchem er ausweichen kann u. ſ. w. Aber dies würde unmöglich ſeyn, wenn die Thätigkeit des Rückenmarks und ſeiner Nerven während des Schlafes ganz aufhörte. Auch auf die, vom Rückenmarke ausgehenden, Lebensäußerungen während des Schlafes erſtreckt ſich zum Theil das ununterbrochene Wollen und Unterſcheiden des Geiſtes: nur durch erſteres iſt es möglich', daß die natürlichen Ausleerungen während des Schlafes zurückgehalten werden, eine Fähigkeit, welche ſogleich aufhört, wenn durch eine Verletzung des Kopfes', oder eine ſchwere Körperkrankheit die Thätigkeit des Gehirns geſtört wird, oder durch eine Geiſteskrankheit die Kraft des Wollens und Unterſcheidens verloren gieng; daß die Unterſcheidungs-Fähigkeit des Geiſtes im Schlafe ſich auch auf die durch das Rückenmark vermittelten Lebensthätigkeiten erſtreckt, ſehen wir deutlich daraus, daß Kinder, ohne zu erwachen, von der Mutter oder der Wärterin ſich anfaſſen, und auf eine andere Seite legen laſſen, nicht aber von einer fremden Perſon, deren Berührung ihnen ein fremdartiges Gefühl erregt u. ſ. w. Hingegen auf die Thätigkeit des Herzens und der von ihm ausgehenden Adern, ſo wie auf die Thätigkeit der Lunge, alſo auf den Herzſchlag, den Pulsſchlag und das Athmen, hat der Wille des Geiſtes im Schlafe keinen Einfluß, wie er denn auch im Wachen nur ſehr unvollkommen und ſehr vorübergehend darauf einwirken kann *).

*) So viel bekannt, hat nur ein einziger Menſch exiſtirt, welcher im Stande war, durch die Kraft des Willens ſein Herz zum Stillſtehen zu bringen: ein holländiſcher Officier, der, wenn ich nicht irre, von Boerhave beobachtet wurde. Der Mann bedang ſich, wenn er das Experiment machte, vorher aus, daß man ihn durch ein Schütteln ſogleich wieder ins Leben bringen möge.

Noch weniger Einfluß hat der Geiſt während des Schlafes auf den dritten Centraltheil des Nervenſyſtems, nämlich auf das Ganglienſyſtem *), ein großes, weit verbreitetes Nervengeflecht, von welchem viele der geehrten Leſer wahrſcheinlich noch nie gehört haben werden. Daſſelbe iſt zwar mit den Nerven des Rückenmarks und des Gehirns an vielen Stellen verbunden, und mittelbar erſtreckt ſich ſein Einfluß alſo auch über den ganzen Körper; ſein eigentlicher Sitz aber iſt im Unterleibe, und ganz beſonders hängt von ihm die Ernährung des Körpers ab. Dieſes große, wichtige Nervengeflecht ſcheint während des Schlafes vorzüglich thätig zu ſeyn, und man könnte ſagen, es eigne ſich die während deſſelben auf einen geringeren Grad reducirte Lebenskraft des Gehirnes und des Rückenmarks an; denn wir ſehen, daß die Vegetatien, d. h. das Wachsthum des Körpers und die Erhaltung deſſelben in ſeiner Fülle und Kraft, bald leidet, wenn durch übermäßige geiſtige oder körperliche Anſtrengung das Gehirn und das Rückenmark zu ſehr in Thätigkeit geſetzt werden, und dem Körper nur ein zu kurzer oder ein nicht hinreichend tiefer Schlaf gegönnt wird, mag man auch noch ſo nahrhafte Speiſen genießen; es erklärt ſich auch hieraus, weshalb Kinder deſto mehr ſchlafen und ſchlafen müſſen, je jünger ſie ſind, und wie es möglich iſt, daß ſie in den früheſten Lebensjahren verhältnißmäßig am meiſten wachſen, obgleich ihre Nahrung weniger nahrhafte Beſtandtheile enthält, als die der Erwachſenen. Wenn durch Krankheit oder durch äußere Umſtände der Schlaf der Kinder häufig geſtört wird, ſo hören ſie bald auf zu wachſen, und werden kümmerlich; denn während des Wachſens gelangt dies vegetative Nervenſyſtem nicht zu voller Entwicklung ſeiner Thätigkeit **). In Familien, welche im Sommer auf das Land zogen, bemerkt man zuweilen, daß die Kinder, wider Erwarten, mager und kränklich werden, ſtatt zu gedeihen; denn jetzt ſtehen ſie oft ſchon um 4 Uhr auf, und verlängern ihre Spiele, der ſchönen Abende wegen, bis 10 Uhr; ſie

*) Ganglion heißt im Griechiſchen ein Nervenknäul.

**) Bekanntlich wurde der Tod des unglücklichen 8jährigen Ludwigs XVII. dadurch vorzüglich herbeigeführt, daß der Schuſter Simon, welchen man zu ſeinem Aufſeher beſtellt hatte, mit teufliſcher Grauſamkeit ſeinen Schlaf ſtets ſtörte.

ſchlafen alſo für ihr Alter viel zu wenig. Ebenſo ergeht es den Kindern, deren Gehirn durch übertriebenes und zu frühes Lernen von Sprachen, Rechnen u. ſ. w., oder deren Rückenmark durch übertriebene und zu frühe Handarbeiten in eine ſo große Thätigkeit geſetzt wird, daß für die vollſtändige Function des vegetativen Nervenſyſtems nicht Lebenskraft, Nervenkraft genug mehr übrig bleibt: die Fähigkeiten und Anlagen ſolcher Kinder werden freilich zu Fertigkeiten und Kenntniſſen raſch entwickelt, zu großer Freude der verblendeten Eltern, allein der Körper entwickelt ſich nicht zu völliger Kraft, ſondern er wird ſiech. Die mangelhafte Vegetation äußert allmälig ihren Einfluß auch auf das Organ des Denkens, und daher erleben wir es nur zu häufig, daß die Fortſchritte frühreifer Kinder deſto geringer werden, je mehr ſie an Jahren zunehmen. Wem iſt es nicht aufgefallen, daß oft ein Knabe, der im Alter von 12 Jahren durch ſeine Kenntniſſe Aufſehen erregte, im 16ten Jahre von andern überragt wird, die in ihrem 12ten Lebensjahre an Kenntniſſen weit hinter jenem zurückſtanden, dahingegen kräftiger vegetirten! Daß ſo oft das erſte Kind ſchwächlicher bleibt als die ſpätern, kömmt gewiß in den meiſten Fällen daher, daß die Mutter noch zart, und noch nicht zu völliger Kraft ausgewachſen war; in manchen Fällen ohne Zweifel aber daher, daß die zärtlichen Eltern durch ſtetes Spielen und Erregen der Aufmerkſamkeit das Gehirn des Säuglings ſchon in einer Lebensperiode thätig machen, während welcher faſt alle Lebenskraft, Nervenkraft, dem Gangliensyſteme zugewendet bleiben müßte.

Wer das hier Geſagte erwägt, wird ſich leicht erklären können, wie es zugeht, daß diejenigen Menſchen, welche den Geiſt und den Körper wenig anſtrengen, hingegen gut eſſen und viel ſchlafen, leicht fett werden: ſie geben ihrem vegetativen Nervenſyſteme reichlich Gelegenheit und Zeit zur Wirkſamkeit; die beiden anderen Centraltheile des Nervenſyſtems (Gehirn und Rückenmark) nehmen bei ihnen wenig Lebenskraft in Anſpruch, und geſtatten daher, daß ſie ſich auf die Functionen des Bauches concentrirt. Ferner erklärt ſich hieraus der entgegengeſetzte Fall, nämlich die Magerkeit vieler Gelehrten, namentlich der Mathematiker, und die der Taglöhner, welche faſt ohne Ausnahme bei beiden ſelbſt dann beſteht, wenn ſie gute Nahrung genießen, und ſich Zeit nehmen 7 bis 8 Stunden zu ſchlafen: bei den erſteren wird durch die Thätig-

keit des Gehirnes, bei den letzteren durch die Thätigkeit des Rückenmarks ſo viel Lebenskraft (Nervenkraft) conſumirt, daß für das Gangliensyſtem nicht genug übrig bleibt, um den vegetativen Organen einen hinreichend kräftigen Impuls (Anregung) geben zu können. Aus demſelben Grunde magern die Menſchen ab, deren Geiſt durch Leidenſchaften, auch wenn dieſe nicht von trauriger Art ſind, lebhaft beſchäftigt wird; aus demſelben Grunde leiden Gelehrte ſo häufig an Störungen der Verdauung und daraus entſpringender Hypochondrie u. dgl. m. Wer das hier Geſagte erwägt, wird ſich auch darüber nicht mehr wundern können, daß man das Arbeiten unmittelbar nach einer Mahlzeit für nachtheilig hält, und daß man nach einer ſtarken Mahlzeit müde und träge wird: daß Gangliensyſtem muß ſo viel Lebenskraft (Nervenkraft) aufwenden, um die Verdauung derſelben zu befördern, daß dem Gehirne nicht genug übrig bleibt, um die Thätigkeit des Geiſtes zu vermitteln, und dem Rückenmarke nicht genug, um die Arme und Beine ohne Unbehagen zur Bewegung anzuſpornen; ferner wird man auch begreifen, weshalb Menſchen, die ſehr viel eſſen und ſehr viel ſchlafen; nach und nach immer dummer, und endlich ſogar blödſinnig werden: das Gehirn kann ſeine Function unmöglich gehörig verrichten, wenn faſt alle Nervenkraft fortwährend nach dem Bauche geleitet wird.

Man könnte ſagen, es gebe mehrere Arten von Schlaf. Man träumt zuweilen im Wachen, ja es gibt Leute, deren gewöhnlicher Zuſtand ein ſolcher wacher Traum oder Halbſchlaf iſt, und die nur eigentlich wach ſind, wenn ſie eine äußere Veranlaſſung erweckt, und aufregt. Dieſe Klaſſe Menſchen iſt bei weitem nicht ſo ſelten, als man denken ſollte. Das ſind die unfruchtbaren Köpfe, die ihr Leben lang denken, und doch nichts ausdenken, wie der wiederkauende Vierfüßer. Bei dieſer ſchlafenden Lebensweiſe können ſie etwas Mechaniſches vornehmen, der Körper kann arbeiten; ja ein ſolcher Körper kann, wenn übrigens alles gleich iſt, mehr arbeiten, als der eines Denkers, deſſen Geiſt wach iſt, denn auch das Denken verzehrt Kräfte. Bei andern Menſchen wacht gewöhnlich der Geiſt, und der Körper ſchlummert, und bei dieſen wird der letztere ſo unvermögend, wie bei den eben beſchriebenen der Geiſt iſt. Dieſe verzehren ihre Kräfte mit dem Gehirne, den-

ken Vieles aus, machen aber keine praktiſche Anwendung davon, weil das Werkzeug zum Handeln nichts taugt — der Körper.

Beides iſt nicht vollkommen gelebt, ſondern nur theilweiſe. Nur diejenigen ſind wirklich ganz lebendige Menſchen, deren Geiſt und Körper wach iſt; nur dieſe ſind die thatkräftigen Unternehmenden, die ihren Platz ausfüllen, Leben in die Maſſe bringen; nur dieſe ſind eigentlich ganze Menſchen. Solche Menſchen überflügeln die Andern, obgleich ſie weder ſo körperſtark ſind, wie der Erſte, noch ſo geiſtesſtark wie der Letztere; aber es ſtehen Körper und Geiſt einander bei, und jeder Gedanke geſtaltet ſich zu einer ſichtbaren Form, tritt ins Leben, wird fruchtbar.

Es kann das eben beſchriebene Halbleben Naturfehler ſeyn, aber auch durch ſchiefe Erziehung dem Menſchen erſt eigen werden. Daher erziehen die Fabriken in unſerer Zeit meiſt Leute der erſten, unſere Schulen Leute der zweiten Art. Leute, die weder in den Fabriken, noch in den Schulen ihren Mitgenoſſen als Beiſpiel zur Nachahmung aufgeſtellt wurden, ja Leute, die aus beiden davon gelaufen ſind, werden oft noch recht eigentliche Menſchen, nachdem ſie ſich im Leben ausgebildet haben. Nur dann, wenn die Schulen die Körperbildung mit der Geiſtesbildung gleichen Schritt gehen laſſen, und nicht mehr Strafanſtalten für die wirklich thatkräftige Jugend ſind, werden ſie dieſen Vorwurf nicht mehr verdienen, nur dann werden ſie Menſchen, ganze Menſchen bilden.

Man ſagt: „der Geiſt ſchläft nicht, denn er arbeitet beſtändig, das beweist der Traum,“ dies iſt aber falſch, denn der Geiſt ſchläft wirklich, aber todt iſt er nicht. Man kann eben ſo gut behaupten, der Körper ſchliefe nicht, weil er athmet, weil das Blut circulirt, das Herz, die Pulſe ſchlagen, die Verdauung, die Ausdünſtung vor ſich geht u. ſ. w., er ſchläft trotz allem dieſem, und es ſoll dahin geſtellt ſeyn, in wiefern die Verrichtungen des Körpers und des Geiſtes von einander verſchieden ſind: genug ſie ſind da; aber ſie richten beide nichts aus, weil ſie nicht zuſammen wirken, das Band, das ſie verbindet, iſt aufgelöst, und wird erſt beim Erwachen wieder angeſpannt. Ein Zwiſchenzuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen iſt der des Nachtwandlers. Da verrichtet der Körper etwas, er verwirklicht den Traum, aber es fehlt das Bewußtſeyn, die Verbindung mit der Auſſenwelt. Wenn der

Nachtwandler auf einem Dache geht, ſo träumt er, er ginge auf dem Boden, oder ſonſt wo, darum iſt er ſorgenlos, und erſchrickt, wenn man ihn weckt, weil er aus der Sphäre ſeines Traumes plötzlich in die der Wirklichkeit verſetzt wird, und das erwachte Bewußtſeyn ihm ſagt, daß er in Gefahr ſey. Es tritt der Schrecken hinzu, und raubt ihm im Augenblicke die Beſonnenheit. Aus ähnlichen Gründen iſt das plötzliche Erwecken aus dem tiefen Schlafe erſchütternd. Der Zuſtand des Nachtwandlers nähert ſich ſchon mehr dem Wachen, ſo wie auch der Zuſtand desjenigen, der im Schlafe ſpricht. Hier nachtwandelt das Sprachorgan, dort das Gehörorgan, beide aber verwirklichen bloß den Traum und ſeine Täuſchungen.

Ganz ſchlafen und ganz wachen iſt der Normalzuſtand des Menſchen, da ruht Geiſt und Körper, obgleich der Erſte träumt, der Letzte athmet u. ſ. w.

Voll und tief iſt der Schlaf, wenn fremde Reize ſo viel als möglich aufhören, kein Geräuſch, keine Helligkeit, kein Geruch (Schnupftaback!), kein Geſchmack (Kautaback!), keine zu große Wärme oder Kälte, kein Druck eines harten oder unbequem geformten Gegenſtandes, kein Reiz aus dem Magen, keine zu rege Thätigkeit des Geiſtes ihn ſtören. Leiſe iſt der Schlaf in den entgegengeſetzten Fällen, und gewährt dann nicht die erforderliche Erquickung und Stärkung, weshalb man ſich wohl hüten muß, durch ſpäte, anſtrengende Geiſtesarbeiten, Genuß von Kaffee, von einigen Sorten Thee, von Wein, durch Tanz und Spiel Abends ſich wiederholt aufzuregen. Alles was weiterhin über Schlafloſigkeit und die Mittel dagegen geſagt werden wird, findet auch Anwendung auf den zu leiſen Schlaf.

Indeſſen kann der Schlaf auch zu tief, zu feſt ſeyn, und dadurch ſchädlich werden. Mancher der geehrten Leſer wird ſchon gehört haben, daß man ſogleich nach einem Aderlaſſe nicht feſt ſchlafen müſſe, und obgleich dies in vielen Fällen ohne Nachtheil würde geſchehen können, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß nach einem ſehr ſtarken, erſchöpfenden, ſowohl zufälligen als beabſichtigten, Blutverluſte der zu frühe tiefe Schlaf leicht in Ohnmacht, und wenn keine Hülfe geleiſtet wird, in Tod übergehen könnte. Bekanntlich iſt es auch gefährlich bei großer Kälte, zumal in freier Luft tief einzuſchlafen, weil dann unausbleiblich der Tod

des Erfrierens eintritt, und da große Kälte ſtets zu einem ſehr tiefen Schlafe geneigt macht, ſo iſt es dringend zu rathen, ſich nicht im Winter draußen hinzuſetzen, ſollte man auch noch ſo ſehr ermüdet ſeyn, es ſey denn, daß man Reiſegefährten hätte, welche ſich anheiſchig machen, wachend zu bleiben, und das tiefe Einſchlafen des Ermüdeten durch öfteres Wecken zu verhindern. Ein einſamer Wanderer darf bei großer Kälte kaum wagen, angelehnt im Stehen einige Minuten zu ſchlafen, obgleich in dieſer Stellung unter anderen Umſtänden ein tiefer Schlaf nicht leicht möglich iſt.

Wer ſich des Schlafes erwehren will, muß in der Wahl ſeiner Speiſen und Getränke beſonders ſorgſam ſeyn. Wach zu bleiben nach reichlicher Mahlzeit, nach dem Trinken von bitterem Biere, Wein, Branntwein und ähnlichen Getränken iſt ſchwer; hingegen wird es erleichtert durch den Genuß ſolcher Speiſen, die zwar kräftig aber leicht verdaulich ſind, Bouillon, Eierbier (nämlich von ſüßem Biere gemacht). Der Schlaf wird verſcheucht durch das Trinken von Kaffee, welches daher den zur Nachtzeit Reiſenden, Poſtillionen, Nachtwächtern, Krankenwärtern u. ſ. w. zu empfehlen iſt. Denjenigen, welche bei ſtrenger Kälte reiſen müſſen, iſt außerdem das von Zeit zu Zeit wiederholte Kauen von etwas Camphor anzurathen, nicht nur wegen ſeiner ermunternden Eigenſchaft, ſondern auch weil er erwärmt. Alle ſpirituoſe Getränke ſind in großer Kälte deshalb ſo gefährlich, weil ſie das Blut zum Gehirne treiben, alſo gerade dahin, wohin die Kälte an und für ſich es auch ſchon treibt; daß bei kalter Luft das Blut von auſſen nach innen zurückweicht, iſt bekannt genug, und Jeder hat es an ſeinen blaſſen Fingerſpitzen geſehen, (das Blauwerden derſelben rührt daher, daß das Blut durch die Pulsadern zwar bis zu einem gewiſſen Grade hineingetrieben wird, aber nicht gehörig circulirt, d. h. von den durch die Kälte zuſammengezogenen Blutadern (Venen) nicht in demſelben Grade weiter geführt wird, wodurch denn unter gewiſſen Umſtänden Froſtbeulen entſtehen). Da nun Ueberfüllung des Gehirnes mit Blut ſchläfrig macht, und auch Veranlaſſung zum Schlagfluſſe gibt, ſo kann man ſich darüber nicht wundern, daß ſo manche Menſchen, welche bei ſtarker Kälte durch Spirituoſa ſich zu erwärmen ſuchen, am Erfrieren oder am Schlagfluſſe ſterben. Der Camphor wirkt zwar auch auf das Blut, er gibt ihm aber gerade die entgegengeſetzte Richtung, näm-

lich nicht nach den inneren Organen und dem Gehirne, ſondern nach außen, nach der Haut; er erwärmt daher, ohne eine Ueberfüllung des Gehirnes mit Blut zu veranlaſſen. Mancher der geehrten Leſer wird vielleicht denken, es ſey vergebens, den Leuten, welche in ſtarker Kälte wandern müſſen, dieſes Mittel der Ermunterung und Erwärmung zu empfehlen, da ſie es, wegen des übeln Geſchmackes, dennoch nicht anwenden würden; allein der Verfaſſer kann aus eigener Erfahrung verſichern, daß hin und wieder Landleute dieſer Gegend, ſogar Weiber, die wohlthätige Wirkung des Camphors unter dieſen Umſtänden ſchon kennen, und ihn zu dieſem Zwecke in den Kaufläden fordern. Woran gewöhnt ſich nicht auch der Geſchmack der Menſchen! Wer zum erſten Male Taback kauet, wird doch wahrlich nicht behaupten, er ſey wohlſchmeckend! Es kömmt nur darauf an, den Camphor in dieſer Beziehung bekannter zu machen, gleichſam in die Mode zu bringen, und wenn hiezu von Predigern, Schullehrern u. a. beigetragen wird, ſo werden wir weniger Fälle von Erfrierung zu beklagen haben. Ein Stückchen Camphor von der Größe eines Pfefferkornes iſt für einige Stunden hinreichend.

Daß Beſchäftigung des Geiſtes und Körpers munter erhält, iſt bekannt genug. Unter den Geiſtesarbeiten iſt wohl keine, welche den Schlaf ſo ſehr verſcheucht, als das Rechnen; unter den Spielen bringt wohl keins dieſe Wirkung in höherem Grade hervor, als das Schachſpiel; von den körperlichen Arbeiten gehören hieher alle ſolche, bei welchen faſt der ganze Körper zwar bewegt, übrigens aber nicht ſehr angeſtrengt wird; denn eine große Anſtrengung würde Ermattung hervorbringen, und dadurch die Neigung zum Einſchlafen vermehren.

Selbſt im gewöhnlichen Leben bekömmt es manchen Menſchen nicht gut, wenn ſie ſehr feſt ſchlafen, nämlich ſolchen, welche ohnehin leicht träge, ſchwerfällig, phlegmatiſch an Körper und Geiſt ſind, und wer an ſich bemerkt, daß er nach einem ſehr feſten Schlafe mißmuthig, mit dem Gefühle von Eingenommenheit des Kopfes, und von Trägheit (die wohl von Mattigkeit zu unterſcheiden iſt), mit aufgedunſenem Geſichte, mit geſchwollenen, beutelförmig gedunſenen Augenliedern erwacht, thut wohl, wenn er ſeinen Schlaf dadurch etwas loſer und leichter macht, daß er während deſſelben durch ein Nachtlicht, oder eine vernehmlich pickende

Uhr, oder ein vor dem Einſchlafen genommene Priſe, oder ein in den Mund genommenes Stückchen Zimmet, Ingwer u. dgl. (auch Kautaback, wenn er ein Liebhaber davon iſt!) — kurz durch irgend etwas eine abwechſelnde gelinde Reizung der Sinne unterhält. Der zu tiefe Schlaf iſt meiſtens mit einem übermäßigen Andrange des Blutes nach dem Kopfe verbunden, und in den meiſten Fällen davon abhängig; deshalb müſſen ſolche Perſonen, welche leicht zu tief ſchlafen, zumal wenn ſie auch durch einen kurzen, gedrungenen Körperbau und durch etwa vorhergegangene krankhafte Zuſtände zum Schlagfluſſe disponirt ſind, mit dem Kopfe etwas höher liegen als andere Menſchen, und ihn nicht durch eine warme Nachtmütze, durch ein Kopfkiſſen von Federn u. ſ. w. erhitzen; ferner dürfen am allerwenigſten ſolche Menſchen durch reichliche Abendmahlzeiten, Genuß von Bier, Wein, Branntwein u. ſ. w. den Andrang des Blutes noch vermehren, ſondern ſie müſſen ihn vermindern, indem ſie vor Schlafengehn kaltes Waſſer trinken, den ganzen Körper (wenn nicht andere Gründe entgegenſtehen) kalt waſchen oder baden, und zwar vorzüglich den Kopf, oder indem ſie vor Schlafengehen ein lauwarmes Fußbad nehmen; ſie müſſen ferner durch beſondere Einrichtung der Diät, erforderlichen Falles durch Hausmittel und Arzneien für gehörige Leibesöffnung ſorgen.

Von den geſunden Menſchen ſchlafen diejenigen am tiefſten, welche nur körperliche Arbeit haben, und ſie bedürfen auch am wenigſten Schlaf. Wir verweiſen hier wieder auf das Beiſpiel der Schnitter in der Erntezeit: ihr Geſchäft iſt für die Muskeln ſehr anſtrengend, aber ſo mechaniſch als irgend eins; es wird alſo von dem die Bewegungen dirigirenden Rückenmarke viel Nervenkraft conſumirt, von dem Gehirne hingegen faſt gar keine; letzteres iſt während ihres Wachens mit wenigen Vorſtellungen beſchäftigt, und während des Schlafens wohl ſo ziemlich mit gar keinen; daher der tiefe Schlaf, der, wenn er nur 4 Stunden gedauert hat, bei vielen ſchon ausreicht, um die durch das Rückenmark verbrauchte Lebenskraft wieder zu erſetzen. Ein Gelehrter würde mit einem ſo kurzen Schlafe nicht ausreichen; denn die Erſetzung der durch das Denken verbrauchten Lebenskraft geht nicht ſo raſch, zum Theil wohl deshalb, weil ein an Denken gewöhntes Gehirn auch im Schlafe mehr oder weniger fortfährt zu denken, und daher ein tiefer Schlaf nicht möglich iſt. Weshalb

der erſte Schlaf meiſtens am tiefſten iſt, wird man ſich leicht erklären können.

Geſunde Menſchen, vorzüglich jüngere, können zu jeder Zeit ſchlafen, wenn ſie wollen, ſobald ſie ſich, wie man ſagt, zum Schlafe hinſetzen oder hinliegen, und die Augen ſchließen. Menſchen, die zu beſtimmter Zeit zu ſchlafen pflegen, werden ſchläfrig, ſo wie dieſe Stunde kömmt: haben ſie hingegen dieſe Müdigkeit überwunden, ſo können ſie vielleicht noch lange wachend bleiben, auch wenn ſie Schlafen wollen. So groß iſt die Macht der Gewohnheit! Von der Natur iſt für den Menſchen ohne Zweifel die Nacht zum ſchlafen beſtimmt; darauf deutet ſchon die Beſchaffenheit der menſchlichen Augen, die nicht wie die der Katzen, Löwen, Tiger und einiger andern Thiere bei Nacht beſſer ſehen können, als bei Tage. Daß Menſchen die Ordnung der Natur umkehren, bei Nacht arbeiten und bei Tage ſchlafen können ohne zu erkranken, iſt freilich nicht zu leugnen; aber es beweiſet nur, daß der Menſch ſich an alles zu gewöhnen vermag. Dies vermögen auch die Pflanzen: man hat beobachtet, daß einige Blumen aus der ſüdlichen Hälfte der Erdkugel in unſere nördliche verſetzt anfangs ſich bei Tage ſchloſſen, alſo zu der Zeit, wo dort Nacht iſt, allmählig aber ihre Lebensweiſe umänderten, und dann ſich öffneten, wenn bei uns Tag iſt, (übrigens gibt es auch bekanntlich andere Pflanzen, welche nur bei Tageslicht, und andere, die nur nach Sonnenuntergang ſich öffnen, man mag ſie hinbringen, wohin man wolle). Jeder, der bei Tage ſchläft und bei Nacht wacht, entzieht ſich mehr oder weniger der belebenden, durch nichts zu erſetzenden Einwirkung des Tageslichts, und wählt eine Zeit zur Ruhe, in welcher wegen der geräuſchvollen und keineswegs eintönigen, alſo nicht einſchläfernden, Thätigkeit ſeiner Mitmenſchen ein gehörig tiefer, erquickender Schlaf kaum möglich iſt. Noch iſt ſehr in Betracht zu ziehen, daß nach der Meinung der meiſten Aerzte der Schlaf vor Mitternacht bei weitem der erquickendſte iſt und bei vielen Menſchen ein gelindes Feuchtwerden der Haut im Schlafe nur dann eintritt, wenn ſie mindeſtens eine Stunde vor Mitternacht zu Bette gingen, was wahrſcheinlich von den großen Weltverhältniſſen (wir deuten hier nicht auf die ſ. g. große Welt, ſondern auf die größere, nämlich auf Sonne, Erde, Mond und Sterne) abhängt, deren Einfluſſe wir doch ohne Zweifel unterworfen ſind,

ſey es auch nur mittelbar, durch ihre Einwirkung auf Temperatur, Electricität der Luft u. ſ. w. Mancher wird vielleicht ſich auf die Erfahrung berufen, daß viele an fürſtlichen Höfen lebende Perſonen Jahr aus Jahr ein die Nacht zum Tage machen, und dennoch ſich wohl befinden, und ein hohes Alter erreichen; aber man bedenke auch, wie die Lebensverhältniſſe dieſer Perſonen von der Art zu ſeyn pflegen, daß ſie in allen übrigen Beziehungen für ihre Geſundheit alles Erforderliche thun und alles Nachtheilige vermeiden können; daß viele bei weitem nicht ſo geſund ſind, als ſie demjenigen erſcheinen, der ſie nie anders, als nach gemachter Toilette ſieht; daß die Meiſten im Sommer einige Monate auf dem Lande zubringen, dort der Natur mehr gemäß leben, und bei ihrer Rückkehr weit kräftiger und friſcher ausſehen. Viele würden ohne dieſe Zeit der Erholung das Hofleben kaum ein paar Jahre aushalten können. Hufeland ſagt in dieſer Beziehung: „Die vier und zwanzigſtündige Periode, welche durch die regelmäßige Umdrehung unſeres Erdkörpers auch allen ſeinen Bewohnern mitgetheilt wird, zeichnet ſich beſonders in der phyſiſchen Oekonomie des Menſchen aus. In allen Krankheiten äußert ſich dieſe regelmäßige Periode, und alle andern ſo wunderbar pünktlichen Termine in unſerer phyſiſchen Geſchichte werden im Grunde durch dieſe einzelne vier und zwanzigſtündige Periode beſtimmt. Sie iſt gleichſam die Einheit unſerer natürlichen Chronologie. Nun bemerken wir, je mehr ſich dieſe Periode mit dem Schluſſe des Tages ihrem Ende nähert, deſto mehr beſchleunigt ſich der Pulsſchlag, und es entſteht ein wirklich fieberhafter Zuſtand, das ſogenannte Abendfieber, welches jeder Menſch hat. Höchſt wahrſcheinlich trägt der Zutritt des neuen Milchſaftes in das Blut etwas dazu bei; doch iſt es nicht die einzige Urſache, denn wir finden es auch bei Kranken, die nichts genießen. Mehr noch hat ſicher die Abweſenheit der Sonne und die damit verbundene Revolution der Erde Antheil. Eben dies kleine Fieber iſt die Urſache, warum nervenſchwache Menſchen ſich Abends geſchickter zur Arbeit fühlen, als am Tage. Sie müſſen erſt einen künſtlichen Reiz haben, um thätig zu werden, das Abendfieber erſetzt die Stelle des Weins. Aber man ſieht leicht, daß dies ein unnatürlicher Zuſtand iſt. Die Folge deſſelben iſt, wie bei einem einfachen Fieber, Mattigkeit, Schlaf und Kriſe durch die Ausdünſtung, welche im Schlafe ge-

ſchieht. Jeder Menſch hat alle Nächte ſeine kritiſche Ausdünſtung, wodurch das, was den Tag über Unnützes oder Schädliches eingeſchluckt oder in uns erzeugt wurde, abgeſchieden und entfernt wird. Dieſe tägliche Kriſis iſt daher jedem Menſchen nöthig und zu ſeiner Erhaltung äußerſt unentbehrlich. Der rechte Zeitpunkt derſelben iſt der, wo das Fieber ſeinen höchſten Grad erreicht hat, d. i. der Zeitpunkt, wo die Sonne gerade im Zenith unter uns ſteht, alſo die Mitternacht. Was thut nun der, welcher der Stimme der Natur, die in dieſem Zeitpunkte zur Ruhe ruft, nicht gehorcht? der vielmehr dieſes Fieber, welches das Mittel zur Abſonderung und Reinigung unſerer Säfte werden ſollte, zu vermehrter Thätigkeit und Anſtrengung benutzt? Er ſtört die ganze wichtige Kriſe, verſäumt den kritiſchen Zeitpunkt, und geſetzt, er legt ſich nun auch gegen Morgen nieder, ſo kann er doch nun ſchlechterdings nicht die ganze wohlthätige Wirkung des Schlafes in dieſer Abſicht erhalten, denn der kritiſche Zeitpunkt iſt vorbei. Er wird nie eine vollkommene Kriſis, ſondern immer nur eine unvollkommene haben, und Aerzte wiſſen, was das ſagen will. Sein Körper wird alſo nie vollkommen gereinigt. Wie deutlich zeigen uns dies die Kränklichkeiten, die rheumatiſchen Beſchwerden, die geſchwollenen Füße, die unausbleiblichen Folgen ſolcher Lucrubationen (nächtlichen Arbeiten) ſind.“

Während eines ruhigen, geſunden, hinreichend tiefen Schlafes vermindert ſich die Zahl der Herzſchläge, der Pulsſchläge und der Athemzüge, und beſonders wird die nach jedem Ausathmen bemerkbare Pauſe länger als im Wachen. Die natürliche Folge von dieſer verminderten Thätigkeit des Herzens und der Lunge iſt die Verminderung der Wärme im Schlafe, und deshalb fühlt jeder Schlafende das Bedürfniß, ſich vor äußerer Kälte mehr zu ſchützen als im Wachen; ſelbſt die durch ein behaartes Fell geſchützten Thiere ſuchen ein warmes Lager zum Schlafen, die Vögel des Waldes übernachten im Dickicht, oder ſuchen, wenn ſie theils aus Furcht vor Raubthieren, theils um durch Sehen und Riechen beſſer nach Nahrung umherſpähen zu können, hohe Bäume vorziehen, doch die am wenigſten der Kälte ausgeſetzte Stelle, und ziehen den Kopf in die Feder; ſelbſt die den Winter liebenden Krähen kommen gegen Abend in die durch ſo viele Feuerſtellen erwärmten Wohnplätze der Menſchen. Wer unbedeckt auf einer Streu oder

Abends auf ſeinem Sopha einſchläft, wird faſt nie ohne ein Gefühl von Kälte erwachen, und wer letzteres zur Gewohnheit werden läßt, was namentlich bei Hypochondriſten ſo leicht der Fall iſt, untergräbt nach und nach ſeine Geſundheit ganz.

Sobald wir erwachen, und ſchon einige Zeit vor dem Augenblicke des Erwachens, wird die Thätigkeit des Herzens und der Lunge wieder lebhafter, und beſonders die erſten Herzſchläge und Athemzüge nach dem Erwachen pflegen ſehr kräftig und tief zu ſeyn, ſo daß dem Gehirne raſch eine größere Menge von Blut wieder zuſtrömt. Nachtheilig für die Thätigkeit desſelben iſt ſchon aus dieſem Grunde ein häufiger Wechſel zwiſchen Wiedereinſchlafen und Wiedererwachen, und wer Abends auf ſeinem Sopha leſend einſchläft, dann erwacht und weiter lieſet, um wieder einzuſchlafen und wieder zu erwachen, oder wer, nachdem er bis zum Morgen 6—7 Stunden im Bette zugebracht, ſtatt aufzuſtehen, liegen bleibt, wieder einſchläft, oder wie man ſagt, drunſelt, um abwechſelnd wieder zu erwachen und wieder einzuſchlafen, möge ſicht nicht wundern, wenn er ſeinen Kopf wüſt fühlt, und nach und nach ein Abnehmen ſeiner Denkkraft, namentlich ſeines Gedächtniſſes bemerkt. Das Lager iſt zum Schlafen und nicht zum Wachen beſtimmt!

(Fortſetzung folgt.)

Land- und Hauswirthſchaft.

Die verſchiedenen Ackerbauſyſteme.

Die Kunſt des höhern Ackerbaues beſteht darin, dem Boden eine ſchnelle und ſtarke Hervorbringung abzugewinnen, ihm dann aber einen großen Theil des Hervorgebrachten, nachdem es zur Nahrung des Viehes gedient, wieder zu geben, und ſogleich eine neue Production von ihm zu fordern.

(Thaer, Einleit. z. engl. Landwirthſchaft.)

Unter einem Ackerbauſyſteme verſteht man überhaupt eine Eintheilung, Bearbeitung und Beſtellung der Felder mit verſchiedenen

Früchten nach einer gewiſſen Ordnung, damit ein zweckmäßiger Betrieb der Landwirthſchaft begründet, und die Productionskraft des Bodens erhalten werde.

Durch die mannigfaltigen Verſuche, die von jeher gemacht wurden, um die Felder auf die beſtmöglichſte Art zu benutzen, haben wir mehrere Ackerbauſyſteme erhalten. Da jedoch Klima, Boden, Lage und andere Umſtände an jedem Orte verſchieden ſind, ſo wird und kann nie ein Ackerbauſyſtem auf alle Fälle anwendbar ſeyn.

Wir finden es der Abſicht und dem Zwecke unſerer Zeitſchrift angemeſſen, hier die merkwürdigſten derſelben anzuführen, und glauben damit unſern verehrten Leſern mehr oder weniger gefällig zu ſeyn, um ſo mehr, da dies als ein Beitrag zur Geſchichte der Landwirthſchaft angeſehen werden kann, wovon wir im erſten Hefte eine gedrängte Ueberſicht mittheilten, die nicht ohne Beifall aufgenommen wurde.

1) Das Ackerbauſyſtem des Camillo Torello.

Dieſes hat ſein Daſeyn einem Venetianer, dem **M. Torello di Lonato** zu verdanken, und kann theilweiſe als die Mutter anderer Syſteme betrachtet werden. Torello will, daß man entweder einen jeden einzelnen Acker, oder ſein Ackerfeld in zwei gleiche Theile theile; die erſte Hälfte als Getreideland beibehalte, und wieder in zwei gleiche Theile trenne, den einen mit Getreide oder andern Feldfrüchten beſäe, den andern aber brache, und ihn bis zur Beſtellzeit (ausgenommen, wenn die Ackerkrume ſehr leicht iſt), pflüge.

Das erſte Pflügen nimmt man ſchon im Herbſte vor, widerholt es auch wohl noch einmal, wenn es die Witterung erlaubt, ſetzt dieſes Verfahren im Frühjahre, ſobald der Froſt aus der Erde iſt, fort, und richtet es ſo ein, daß man bis zur Saat ſiebenmal ackert, und dieſes Geſchäft jedesmal bei trockener Witterung vornimmt. Nach dem ſiebenten Pflügen düngt man den Acker mit ſo viel Miſt, als ſonſt das ganze Stück, d. h. beide Hälften erhalten hätten. Nun beſäet man dieſe Hälfte nur mit zwei Drittel der auf einem ſolchen Platz ſonſt gewöhnlich erforderlichen Samenmenge. Die zweite Haupthälfte beſtellt man mit Futterkräutern und reißt die Hälfte davon nach zwei Jahren gleich

nach der Winterſaat wieder um, und behandelt ſie auf eben beſchriebene Art als Brache, übrigens wird das, was Wintergetreide getragen hat, wieder zu Kleeacker gemacht.

Die Wieſen ſoll man in vier Theile theilen; ein Viertel davon, nachdem der Raſen abgeſchält, verbrannt, und die Aſche gehörig auf dem Felde vertheilt iſt, fünf Jahre nach einander als Getreideland benutzen, ſodann wieder zu Wieſen beſtimmen, und ſo nach und nach fortfahren, bis man in zwanzig Jahren mit allen vier Vierteln herum iſt, wo man denn mit Umreißung des erſten Viertels wieder den Anfang macht.

2) Das Lüder'ſche Ackerbauſyſtem.

Dieſes Syſtem, welches vom Probſt Lüder abſtammt, empfiehlt ſich vorzüglich dadurch, daß es ſich mit und ohne Brache anwenden läßt; enthält übrigens gute und allgemeine brauch- und anwendbare Regeln, und beruhet hauptſächlich darauf, daß man den Acker im Herbſte ganz flach und ſchmal, ſo wie es die Witterung und der Boden erfordert, vor der Saat aber viel tiefer pflüge, und dann die beſte Zeit ſowohl in Rückſicht des Jahres als ſelbſt des Tages, ob es nämlich des Morgens oder des Abends geſchehen ſolle, abwarte, und den Samen nach Maßgabe der Umſtände bald flächer, bald tiefer der Erde anvertraue.

3) Das Tulliſche Ackerbauſyſtem.

Ein Engländer, Jethro Tull, ſchlug es vor und Dühamet Chateauvieux und Mill ſuchten es zu vervollkommnen. Der Erfinder dieſes Syſtems, das als die Mutter der in unſern Zeiten ſo hochgeſchätzten Drillwirthſchaft betrachtet werden kann, ſuchte eine Annäherung des Feldbaues zum Gartenbaue zu bewirken.

Die Hauptgrundſätze dieſer Kulturmethoden beſtehen darin: a) die Ackerbaukrume durch öfters und zur gehörigen Zeit vorgenommenes Umpflügen auf das Beſtmöglichſte aufzulockern; b) Samen von der erſten Güte zu wählen; c) denſelben zu präpariren; d) denſelben nur ganz dünn auszuſäen, und ihn gleichförmig zu vertheilen; e) denſelben in einer mittelmäßigen Tiefe unterzubringen, ſo, daß er genau bedeckt ſey; f) die Gewächſe,

ſo lange ſie in der Erde ſind, eben ſo wie Küchengewächſe zu behandeln; und g) das Unkraut fleißig zu vertilgen.

Was nun die Bauart ſelbſt betrifft, ſo beſteht ſolche in folgendem: Wenn das Land drei bis viermal gepflügt, und zum Beſäen geſchickt gemacht iſt, ſo theilt man es in Beete von ſechs Fuß breit ein, und beſäet nur zwei Fuß breit; auf dieſen Streifen von zwei Fuß breit ziehet man, nach Beſchaffenheit des Ackerfeldes, zwei, drei bis vier Furchen, und ſäet in dieſe Körner; wenn man alſo drei Reihen ſieben Zoll weit von einander auf ein Beet bringt, ſo werden die Räume, die unbeſäet bleiben, vier Fuß drei Zoll betragen; iſt aber das Land graſig, ſo ziehet man nur zwei Furchen einen Schuh weit von einander, alsdann kann man das Unkraut beſſer tilgen, indem man ganz nahe an den Reihen hinpflügen kann.

Die breiten Streifen, die zwiſchen den beſäeten Reihen frei gelaſſen werden, werden Gänge genannt, und man pflügt ſie hernach, wenn die Saat wächst, von Zeit zu Zeit um, und hält ſie vom Unkraut rein.

Daß dieſe Bauart nicht allgemein anwendbar ſeyn könne, iſt einleuchtend, weil a) das reihenweiſe Säen, wozu man im Großen eine Säemaſchine braucht, viele Schwierigkeiten hat; b) mit den vier erforderten Arbeiten in den Gängen iſt dies Hinderniß, daß 1) da ſich die Fruchtſtöcke zu beiden Seiten zu weit ausbreiten; und ſo wird auf einem dem Winde ſtark ausgeſetzten Felde das in Reihen ſtehende Korn übel durcheinander geworfen, die Gänge können auch nicht wohl ohne Beſchädigung der Pflanzen bearbeitet werden; 2) kann man zu dieſer öftern, und faſt wöchentlichen Auflockerung des Bodens auf größern Gütern nicht die nöthigen geſchickten Leute, Pferde und Geſchirre auftreiben.

4) Das Borckiſche Ackerſyſtem.

Dieſes, welches der Graf von Borck empfiehlt, beſteht kurz in folgendem: Man theilt das Land in vier gleiche Theile, beſtimmt zwei Theile davon zum Getreidebau, einen Theil zum Futterbau und den vierten Theil zur Brache. Auf dieſe Art wechſelt man von Jahr zu Jahr ab, und ackert die Felder ſehr fleißig.

5) Syſtem der Koppelwirthſchaft.

Die Koppelwirthſchaft, auch Wechſelwirthſchaft, Schlägewirthſchaft und Ackerumſatz genannt, iſt hauptſächlich im Holſteiniſchen und Mecklenburgiſchen üblich. Dieſes Syſtem, welches ſchon aus dem Grunde nicht an vielen Orten anwendbar iſt, weil die zum Gute gehörigen Ländereien ſowohl zum Körnerertrag, als auch zum Graswuchs gleich tauglich ſeyn, und mit einander in Berührung ſtehen müſſen, beſteht darin, daß man die Felder durch Gräben, Plankenwände, Hecken u. ſ. w. einſchließt, und verkoppelt, und ſie alsdann in ſieben, zehn bis fünfzehn Theile, die Schläge oder Koppeln genannt werden, eintheilt, und ſie abwechſelnd halb zum Getreidebau und halb zum Graswuchſe benutzt; übrigens kann man aber auch mehrere Schläge zum Getreidebau und weniger zum Graswuchſe, und ſo umgekehrt verwenden.

6) Das Engliſche Ackerbauſyſtem.

Unter allen der verſchiedenen Syſtemen iſt dieſes unter Umſtänden eines der empfehlungswürdigſten. Die Gemeinſchaft der Felder wird aufgehoben, zwei Drittel des Ackerfeldes mit Sommer- und Winterfrucht beſtellt, und ein Drittel zu künſtlichen Wieſen verwendet. Die Brache wird alſo abgeſchafft und die Stallfütterung eingeführt.

7) Das Bergen'ſche Ackerbauſyſtem.

So wenig im Allgemeinen die Koppelwirthſchaft anwendbar iſt, eben ſo wenig läßt ſich von dieſem Syſteme in allen Gegenden Gebrauch machen; denn nicht alle Wieſen ſchicken ſich zu Aeckern, und nicht alle Aecker zu Wieſen. Hieraus erblicken wir ſchon das ganze Syſtem, nämlich: daß man abwechſelnd die Aecker in Wieſen und die Wieſen in Aecker verwandeln ſoll.

8) Das Bertrand'ſche Ackerbauſyſtem.

Das Weſentlichſte dieſes Syſtems, welches von dem Pfarrer Bertrand in der Schweiz abſtammt, beſteht darin, daß man

die Aecker in feſten oder ſtarken, und lockern oder lehmigen Boden theile, und hiernach die Zeit und das mehrere oder wenigere Pflügen und die zweckmäßige Düngungsmittel beſtimme.

9) Das Krezſchmer'ſche Ackerbauſyſtem.

Dieſes Syſtem, welches auch unter dem Namen: Ackeräthſel, Ackerbauräthſel bekannt iſt, ſtammt von dem königlichen preußiſchen Kammerrath Krezſchmer her, und beſteht darin, daß man bei dem ſogenannten Voneinanderpflügen des Ackers mit dem ordentlichen Pfluge einmal, wie bisher geſchehen, hinauffahren, und wenn man auf der andern Seite wieder dahingekommen, ſolches Pflügen in der gemachten erſten Furche, oder dem Antreiben nochmals wiederholt, damit ſodann die obere andere Furche bequem in ſolche erſte hineinfallen, und durch die andere aus der Tiefe heraufgebrachte Furche bedeckt, folglich die obere Furche zu ihrer Ruhe gebracht werden könne. Da nun auf ſolche Art die obere Furche, ſammt den Kräutern, die darauf ſtehen, welche alſo verweſen und zugleich auch düngen, hinunter kömmt, und durch die andere neue und wohl gerührte, auch durch die natürliche und künſtliche Düngung, den Regen und die miſtgeſchwängerte Furche bedeckt wird: ſo wird auf ſolche Weiſe die obere Furche in eine recht erquickende Ruhe zur Sammlung ihrer vorigen Kräfte geſetzt. Was nun die Eintheilung des ganzes Feldes betrifft, ſo wird ſolches in zwei Theile getheilt, der eine davon mit Winter- und Sommerfrucht beſtellt, der andere aber zur Brache, und von dieſer etwas zum Futterkraut beſtimmt.

Da viele Aecker das Tiefpflügen, wegen des in der Tiefe liegenden unfruchtbaren Bodens, nicht ertragen können, ſo verdient daher auch dieſes Syſtem ganz und gar keine Aufmerkſamkeit.

10) Das Bernhard'ſche Ackerbauſyſtem.

Nach dieſem Syſtem verbindet man den Acker- mit dem Futterbau und wieder den Acker- mit dem Weinbau innigſt mit einander; denn man theilt die Felder nach dem Tulliſchen Ackerbauſyſtem in Beete und Gänge, beſtellt die Beete mit Getreide und die Gänge entweder mit Futterkräuter oder pflanzt ſie mit Reben an.

11) Die Reichhardtſche Bauart.

Dieſe Bauart beſteht darin, daß man einen Acker achtzehn bis zwei und zwanzig Jahre lang, ohne ihn brach liegen zu laſſen, beſtellen kann. Während dieſer Zeit ſoll man abwechſelnd, bald tief, bald mittelmäßig, bald flach pflügen, jedoch ſo, daß die hinuntergebrachte Furche einige Jahre liege, ehe ſie wieder heraufgebracht wird, und dann ſoll man mit den Fruchtgattungen immer wechſeln.

12) Das Darieſi'ſche Ackerbauſyſtem.

Man ſoll nach dieſem Syſtem die Felder in drei Klaſſen theilen, und nach Verhältniß ihrer Menge und Miſchung und ihrer Lage behandeln und bearbeiten. Zur erſten Klaſſe rechnet man jene Felder, die allein durch Bearbeitung und Düngung zu verbeſſern, und übrigens ſo gelegen ſind, daß man den Dünger bequem darauf führen kann. Dieſe werden nun mit einem Drittheil Miſt mehr gedüngt, fleißig bearbeitet und alle Jahre abwechſelnd mit Früchten beſtellt. Zur zweiten Klaſſe zählt man jene Aecker, die durch Arbeit und Dünger zwar fruchtbar gemacht werden können, auf die der Dünger aber nicht ohne große Koſten in gehöriger Quantität gebracht werden kann. Iſt die Ackerkrume eines ſolchen Feldes ſchwer, ſo beſäet man ſie ohne vorhergegangene Düngung mit Eſparcette, iſt ſie hingegen leicht, ſo beſtellt man ſie mit Luzerne. Haben nun die Aecker mehrere Jahre Futterkräuter getragen, ſo reißt man ſie um, und beſtellt ſie mit Früchten, die nicht viel zur Nahrung erfordern. Zur dritten Klaſſe endlich gehören jene Aecker, deren Ackerkrume einen Fehler hat, den man, um den Dünger wirkſam zu machen, vor Allem verbeſſern muß. Dieſe Verbeſſerung kann nun nach bekannten Grundſätzen geſchehen, und man behandelt ſie nach Maßgabe der Umſtände, wie jene von der erſten oder zweiten Klaſſe.

13) Die Drillwirthſchaft.

Ungeachtet dieſes Syſtem vorzüglich in den neueſten Zeiten viel Anhänger findet, ſo können ſich dennoch von dem Nutzen deſſelben

viele Landwirthe nicht überzeugen, und betrachten die ganze Sache als bloße Spielerei. Sie beſteht darin, daß man den Samen ſehr gleich und ſo vertheile, daß ein Streifen Landes hinlänglich damit verſehen werde, ein anderer Streifen hingegen ganz leer bleibe, und während der Zeit, daß der andere trägt, behackt und vom Unkraut gereinigt werden kann.

Die Arbeit beſteht darin, daß man den Acker mit dem ſogenannten Drillpfluge', der mit vier bis fünf Schaaren verſehen iſt, in Furchen ziehe, und hierdurch zur Saat vorbereite, ſodann den Samen vermittelſt des Säekaſtens in die Furchen gehörig ausſtreue. Dieſer Kaſten hat unten ſo viele mit Schiebern verſehene Löcher, als Furchen ſind; dieſe Löcher werden gerade ſo weit geöffnet, als es die Menge der Körner erfordert, welche auf einmal herausfallen ſollen.

Den Säekaſten ſchickt man langſam auf dem Acker nach der Richtung der Furchen hin, und wenn der Samen ſolchergeſtalt gehörig ausgeſäet iſt, ſo wird beigeeggt. Hat die Saat eine Länge von zwei bis drei Zoll erreicht, ſo bedient man ſich der ſogenannten Pferdehacke, zieht zwiſchen den Saatſtreifen her, vertilgt das Unkraut und bringt zu beiden Seiten Erde an die Saatreihen. Uebrigens wird man hieraus erſehen, daß die Drillwirthſchaft nichts anders, als ein verbeſſertes Tulliſches Acker-Syſtem iſt.

Hoher Werth des Düngers und ſeine zweckmäßige Behandlung.

„Die Bereitung des Düngers gehört unter die Hauptoperationen der Landwirthſchaft.“
(Schwerz.)

Die Erfahrung hat uns viele hundert, ja tauſende von Jahren hindurch gelehrt, daß auch den beſten Boden, wenn er immer Früchte tragen ſoll, und ihm keine neue Düngungsmittel, ſey es nun durch die Natur, oder durch den Fleiß des Menſchen zugeführt werden, ſeine Triebkraft oder Fruchtbarkeit ganz entzogen werde. Es iſt daher eine allgemeine, jedem Bauer bekannte Regel,

daß der Dünger einer der wichtigſten Stücke in der Oekonomie ſey, und er wird daher mit Recht die Seele des Ackerbaues genannt.

Für jeden Landwirth iſt es darum von Wichtigkeit, die verſchiedenen Arten des Düngers, das eigentlich düngende Weſen und die beſten Methoden, ſich einen guten Dünger in hinreichender Menge zu verſchaffen und zu benützen, kennen zu lernen.

Unter Dünger verſteht man alles dasjenige, was, indem es dem Erdboden mitgetheilt, durch die Fäulniß zerſetzt und zu neuen Verbindungen fähig gemacht wird, dazu dient, das Wachsthum und die Ausbildung der Pflanzen zu bewirken und zu vermehren.

Die Fäulniß des Dungmaterials iſt bei den Pflanzen das, was bei den Thieren die erſte Verdauungsgährung im Magen und den Gedärmen iſt; hier und dort werden die Nahrungsmittel zur Einſaugung, Umwandlung und Verähnlichung vorbereitet.

Man unterſcheidet 1) animaliſchen oder thieriſchen Dünger; 2) vegetabiliſchen oder Pflanzendünger; 3) mineraliſchen Dünger, z. B. Gyps, Kalk u. dgl.; 4) gemiſchten Dünger, welcher aus den verſchiedenen Stoffen zuſammengeſetzt oder gemiſcht iſt.

Die thieriſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen als Dungmittel unterſcheiden ſich in Rückſicht und Art der Verweſung. Die thieriſchen enthalten im Allgemeinen mehr Stickſtoff und Phosphor, als die vegetabiliſchen, ſie verweſen leichter und früher als dieſe, und können ihnen als Fermente der Fäulniß dienen; ſie fangen unmittelbar mit der Verweſung an, indeß die vegetabiliſchen erſt geiſtig, dann ſauer gähren, und endlich in Fäulniß übergehen.

Das beſte Dungmaterial iſt ein Gemeng thieriſcher und vegetabiliſcher Subſtanzen. Jene dienen dieſen in der Vereinigung als fermentirende Fäulniß, wodurch die Vermoderung vermieden wird.

Als Dünger können alle thieriſchen und vegetabiliſchen Abfälle, welche keine weitere Benützung im gemeinen Leben finden, gebraucht werden; vorzüglich ſind aber die Excremente der pflanzenfreſſenden Hausthiere als ein natürliches Gemiſch von animaliſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen dazu tauglich; hieher gehört der Rinder-, Pferd-, Schaf-, Schwein- und Geflügelmiſt; alle übrigen werden entweder nur in Vereinigung mit dieſen, oder nur einzeln zur Aushülfe gebraucht.

Am gewöhnlichſten wird der Dünger aus Miſt und Streue bereitet. Reiner Miſt ohne Streue iſt theils zu unergiebig, theils zu ſchnell verweslich und folglich nicht anhaltend. Die zugeſetzte vegetabiliſche Streue vermehrt die Maſſe, mäßigt die thieriſche Gährung, und befeſtiget die flüchtigen Beſtandſtoffe des thieriſchen Materials.

Dünger bereiten heißt daher: die Düngermaterialien ſo präpariren, daß ſie für die Pflanzen genießbar und gedeihlich werden; dieſes geſchieht durch Fäulniß, welche die einzige eigenthümliche Gährung iſt, wodurch tauglicher Nahrungsſtoff für die Pflanzen erzeugt wird. Zu der hier erforderlichen eigentlichen Fäulniß ſind nöthig:

1) Eine gleichförmige Vertheilung und Vermengung der vegetabiliſchen mit den thieriſchen Subſtanzen.

2) Gemäßigte Feuchtigkeit.

3) Gemäßigter Zutritt der Luft.

4) Gemäßigte und gleichmäßige Wärme.

5) Ruhe, und

6) Größere Maſſen der zu faulenden Subſtanzen.

Eine gleichförmige Vertheilung der beiderlei Subſtanzen iſt aus dem Grunde zuträglich, weil die thieriſchen bei den vegetabiliſchen die Stelle der Fermente vertreten. Auf dem natürlichſten, beſten und kürzeſten Wege geſchieht die Miſchung im Stalle ſelbſt, wenn man nämlich das Lager des Viehes durch fleißiges Einſtreuen rein und trocken erhält, und das Vieh, die Pferde ausgenommen, einige Tage darüber ſtehen läßt. Bei ordentlicher Wartung geht weder etwas von flüſſigen noch feſten Excrementen verloren, und dieſe werden durchs Treten, Liegen, Erwärmen und durch die Ausdünſtung am allergenaueſten mit der Streue vereiniget.

Gemäßigte Feuchtigkeit iſt der Fäulniß der Dungmaterialien unumgänglich nothwendig, da ohne Feuchtigkeit keine Gährung, folglich auch keine Fäulniß ſtattfindet; und auf der andern Seite zu viele Feuchtigkeit dieſelbe hindert. Iſt die Streue mit feſten und flüſſigen Excrementen gemiſcht und wird ſie dann in Haufen geſchlagen, ſo braucht es keine Feuchtigkeit mehr, die dichte feſte Maſſe iſt genug gegen die Austrocknung geſchützt. In den lockern Miſt hingegen dringt Luft und Wärme ein, er geht nur

langſam und theilweiſe in Fäulniß über, da einerſeits die beigemiſchten Excremente von Regen und Schnee abgewaſchen werden. Um dieſem Uebel abzuhelfen, muß man nöthige Vorkehrungen treffen, die verlorne Feuchtigkeit zu erſetzen. Da nun das Erſatzmittel keineswegs gleichgültig iſt, ſo thut man wohl, die Jauche (Gülle) aus dem Stalle durch einen Kanal auf die Miſtſtätte zu leiten, welche Vorrichtung unter dem Namen Senkgruben bekannt iſt. Allein dieſe Jauche iſt ſelten ergiebig genug, indem der größte Theil derſelben verſintert und verdunſtet, welches ſich dann als ein Verluſt des Fermentes in Rückſicht der Quantität und Qualität des Düngers merklicher äußert, als man glauben ſollte. Beſſer iſt es, neben der Miſtſtätte eine Grube zu graben, welche jedoch waſſerdicht ſeyn muß, in ſolche die Miſtjauche aus dem Stalle zu leiten, und von Zeit zu Zeit mit nöthigem Waſſer zu verdünnen. Bei Vertrocknung muß die Jauche über den Dünger ausgepumpt oder ausgeſchöpft werden, um die Fäulniß zu erhalten.

Iſt kein gemäßigter Zutritt der Luft vorhanden, ſo geht auch keine ordentliche Gährung des Miſtes vor ſich; dieſer gährt dann falſch, verſchimmelt oder verdumpft, wird unwirkſam für den Acker und den Pflanzen ſogar ſchädlich. Dies iſt der Fall, wenn der Miſt in tiefen Gruben ſich befindet, oder zu hohen Haufen geſchlagen iſt, oder neben hohen Mauern ſteht. Bei der Fäulniß gibt nämlich die Luft ihre Beſtandſtoffe an die faulenden Körper ab, und nimmt wieder die ausgeſchiedenen hinweg; wo dieſe Kommunikation gehemmt iſt, können unmöglich dieſelben Producte erzeugt werden. Erſtickter, verſchimmelter Miſt iſt den ökonomiſchen Pflanzen ebenſo widerlich, als er den Pilzen, Schwämmen 2c. zuträglich iſt. Zu viel Luftwechſel hemmt ebenfalls die Gährung; der Dünger vertrocknet, indem ſeine Säfte verflüchtiget werden. Dies iſt der Fall, wenn er der Luft ſehr ausgeſetzt und nicht feſt zuſammengeſchlagen iſt, oder, wenn er in kleinen Haufen zerſtreut liegt.

Gemäßigte und gleichförmige Wärme iſt ebenfalls eine Hauptbedingung der Gährung. Zu große Hitze verflüchtiget die Stoffe zu bald, ſtellt die Gährung gänzlich ein, oder, wenn ſich auch dieſe von innen erhält, ſo wird ſie doch von außen gehemmt. Von Hitze und Kälte wird die Fäulniß des Düngers unterdrückt. Man unterſuche nur einen Miſthaufen, welcher der Sonne aus-

geſetzt iſt, ſo findet man, daß er größtentheils gar nicht und nur tief unten etwas gähret. Kleine Portionen, von der täglichen Ausmiſtung auf den Düngerhaufen unordentlich ausgeworfen, verlieren die Stallwärme, und müſſen erſt in der Folge mit der anfangenden Gährung von neuem erwärmen, indeß der Miſt, in größerer Menge aufgeführt und in größere Haufen geſchlagen, die ſchon im Stalle angefangene Gährung entweder fortſetzt und vollendet, oder ſie mittelſt der beibehaltenen Stallwärme ſogleich anfängt. Es iſt daher ebenſo zweckwidrig, den Miſthaufen der freien Sonne auszuſetzen, als ſolchen ganz im Schatten zu erhalten, oder immer kalte Winde auf ihn einwirken zu laſſen. Eine ſolche Lage iſt entweder zu warm oder zu kalt, oder wechſelt Kälte und Wärme zu ſchnell, und kann daher in keinem Falle die gleichförmige Temperatur, welche zur Gährung ſo ſehr nothwendig iſt, in der Miſtſtätte erhalten.

Größere Maſſen ſind zur Gährung geeignet; kleine werden bald von Hitze und Kälte durchdrungen, die Dünſte verfliegen, und in kurzer Zeit iſt Alles ausgetrocknet.

Ruhe befördert die Gährung, ſo wie Bewegung dieſelbe hindert. Durch Bewegung wird immer eine neue Oberfläche der Atmoſphäre ausgeſetzt, der Dunghaufen wird zu bald ausgetrocknet, die bereits entwickelten Gährungsproducte werden verflüchtiget und die erforderliche Wärme zerſtreut. Ein Miſthaufen vom Rindvieh, Schweinen ꝛc. zertreten und aufgewühlt, von Hühnern aufgekratzt, gährt nicht gleichförmig, fault nicht zu einer gleichartigen Maſſe ab, und kann daher keinen guten Dünger liefern.

Sollen alſo die Dungmaterialien zweckmäßig benützt und in einen guten Dünger verwandelt werden, ſo ſorge man für eine gleichförmige Miſchung der vegetabiliſchen und thieriſchen Stoffe, und für einen guten Behälter, wozu am beſten eine nicht zu tiefe, aber waſſerdichte Grube taugt, welche zwar nicht zwiſchen Block und Mauern liegen muß, aber auch nicht zu ſehr dem Wechſel der atmoſphäriſchen Luft ausgeſetzt ſeyn darf. Damit der Dünger nicht nur beſſer durcheinander komme, ſondern auch bei nachmaligem Fortſchaffen deſto leichter getrennt und aufgeladen werden könne, müſſen die aus dem Stalle mit der Miſthacke gewälzten Haufen Miſt ſofort auseinander geriſſen, gehörig vertheilt, auch die Miſtgrube obenauf ſo viel wie möglich überall eben gehalten

und mit einer, wenn auch nur ſehr geringen Schichte Erde, bedeckt werden, weil ſo der Miſt gegen Sonne, Wind, Auswaſchung und Verdünſtung geſchüzt wird, und zum Vortheile der Gährung ſich ſchneller dicht auf einander legt.

Das Ganze der Bereitung des Düngers beruht alſo auf den nöthigen Bedingungen der Fäulniß, und wer dieſe kennt, wird auch jeder Zeit ſein Dungmaterial nach Umſtänden zu behandeln wiſſen. Ueberhaupt ſezt der Landwirth ſeine Hoffnung mehr auf einen guten als einen großen Düngerhaufen; von der Zweckmäßigkeit, Ordnung und Reinlichkeit der Dungſtätte kann man auf die ganze Wirthſchaft ſchließen. Wo das wichtige Geſchäft der Düngerbereitung vernachläßigt wird, kann man ſo ziemlich ſicher folgern, daß auch die übrigen wirthſchaftlichen Verrichtungen nicht mit gehöriger Umſicht beſorgt werden. Es iſt daher kein eitler Stolz des Landwirths, nicht nur den größten, ſondern auch den zierlichſten Dunghaufen zu beſitzen.

Die Excremente der pflanzenfreſſenden Thiere ſind zwar die gewöhnlichſten Materialien des Düngers; allein oft ſind ſie in hinlänglicher Quantität nicht vorhanden, oder ihr Ankauf und ihre Zufuhr zu koſtſpielig, welcher Umſtand bei zu wenig Wieſen und mangelhaftem Futterbau und dem daraus entſtandenen geringern Viehſtand oft genug eintritt. Der Landwirth, überzeugt, daß der Ertrag ſeines Grundes größtentheils von der gehörigen Düngung abhängt, iſt hiebei genöthigt, verſchiedene andere Materialien herbeizuſchaffen, und dadurch ſeinen Dünger zu vermehren. Ein ſolcher außer der gewöhnlichen Ordnung erzeugter Dünger heißt künſtlicher oder Induſtrialdünger, und hieher gehören: der Taffée bei den Chineſen, oder Menſchenkoth, der Kompoſtdünger, die Jauche und endlich der grüne Dünger.

Die Excremente des Menſchen werden zum Nachtheile des Ackerbaues zu wenig und nicht in gehöriger Art angewendet. Der Menſch genießt aus dem Acker gerade die koſtſpieligſten Producte, nämlich die Samen, welche concentrirten Kohlenſtoff enthalten, und der Menſchenkoth hat daher gerade das zum Beſtandtheile, was ſo ſchwer in dem Dünger herbeizuſchaffen iſt. Benützt wird dieſes Material nicht, wenn man es zum Miſthaufen bringt, es geht zu ſchnell in Fäulniß über, und wird größtentheils aufgezehrt und verflüchtiget, ehe die übrige Gährung im Miſthaufen vor ſich

geht; ja es löſet noch die flüchtigen Stoffe des andern Düngers auf und führet ſie mit fort; überdieß iſt es ſehr unwirthſchaftlich gehandelt, ſo vorzügliche Subſtanzen mit geringeren zu vermengen. Die menſchlichen Excremente, für ſich bereitet und verwendet, geben nicht nur den kräftigſten Dünger, ſondern dienen auch noch zu eigenen beſonderen Zwecken; allein der gemeine Eckel, der üble Geruch, welchen gewiſſe Pflanzen bei ungeſchickter Behandlung von ihnen bekommen, die Erfahrung, daß, wo Menſchenkoth und Harn hinfällt, die Pflanzen vermodern; der Einwurf, es lohne nicht der Mühe, ſich mit ihnen beſonders abzugeben u. dgl., ſind die vorzüglichſten Urſachen, warum man ſie beinahe ganz vernachläſſiget. Den Eckel betreffend, läßt ſich dieſer mittelſt einer ſchicklichen Behandlung um vieles verringern oder ganz entfernen; man gebe ſich nur die Mühe, den Menſchenkoth beinahe täglich mit Erden, Gaſſenkoth, Abfällen u. dgl. zu vermengen, und dieſem mitunter ungelöſchten Kalk beizuſezen. Auf dieſe Art gebunden wird er nicht ſo leicht in Fäulniß übergehen, und nicht ſo wie bei der gewöhnlichen Vernachläßigung zur Laſt fallen, wobei auch der wichtige Vortheil eintritt, daß der Menſchenkoth ein dreifaches Gewicht von Stroh und Erde ſättigt und dabei den beſten Dünger macht. Der geſchwinden ammonikaliſchen Gährnng wegen führe man ihn von Zeit zu Zeit aus, thue ihn in Gruben, oder ſchlage ihn in Haufen, wo er mit Erde geſchichtet und bedeckt, in volle Zeitigung übergeht, und beſonders durch Abfrieren über Winter zur Düngung tauglich wird. Auf dieſe Art behandelt wird ſein Geruch und der daher entſtehende Eckel größtentheils verſchwinden. Ueberhaupt wird, wie Schwerz, der gefeierte Veteran der Landwirthſchaft, ſagt, dem, der die Unſchätzbarkeit des Dunges kennt, nicht leicht vor einer Methode eckeln, die ſeine Quantität und Qualität ſo vorzüglich erhöhet. Bei induſtriöſen Nationen hat die anerkannte Nützlichkeit des Menſcheukothes den Eckel davon längſt überwunden.

Die Niederländer kaufen dieß Material in und außer Landes auf, behandeln es auf die angezeigte Art, und bedienen ſich desſelben zur oberflächlichen Düngung der Wieſen und Saaten und ſelbſt der Gemüſegewächſe, ohne daß ſie dadurch einen widerlichen Geruch bekommen. Brüſſel, Antwerpen, Gent und andere belgiſche Städte, nehmen für die Erlaubniß, daß man ihre Kloaken reinigen darf, eben ſo viel ein, als dieſe Reinigung manche an-

dere Städte koſtet. Die Chineſen kennen faſt gar keinen andern Dünger als den Taffée, ſie ſpritzen ihn mit Waſſer als Jauche über die Felder, oder laſſen ihn durch friſch aufgeworfene Furchen laufen, oder was noch gewöhnlicher iſt, ſie miſchen ihn mit Erde, bilden aus dieſer Maſſe ziegelförmige Kuchen, zerreiben dieſe, und ſäen das Pulver über die Saat aus, wodurch Wunder bewirkt werden ſollen.

Wenn dieſer Dünger den Pflanzen ſeinen Geruch mittheilt, ſo hat er dieß mit allen andern Excrementen eigen, und die Schuld liegt nur an ſeinen ungeſchickten Gebrauch; ſelbſt der friſche Rindviehdünger gibt dem Gras und Klee einen üblen Geruch, ſo daß das Vieh ſelbe nicht freſſen will. Mit dem Verderben der Pflanzen durch Menſchenexcremente hat es dieſelbe Bewandtniß, wie bei jedem andern Dünger. Aller unzeitige Dünger iſt ſcharf und mehr oder weniger ätzend, und wo der Urin, z. B. der Schafe und Kühe, hinfällt, wächſt auch keine Pflanze.

Ob es endlich der Mühe lohne, dieß Material zu ſammeln, zeigt folgende von erfahrenen Oekonomen gemachte Berechnung.

Der tägliche Auswurf von Flüſſigkeiten und feſten Theilen eines Menſchen beläuft ſich wenigſtens auf 3 Pfund, welche jährlich ungefähr 10 Zentner ausmachen; hiezu das dreifache Gewicht von Streu, Erde u. dgl., macht zuſammen 40 Zentner. Mittelſt dieſer Quantität könnte beinahe mehr als ein Morgen beſtändig in fruchtbarem Zuſtande erhalten werden, ſo daß das nöthige Getreide für einen Menſchen jährlich erzielt werden kann, und der Menſch folglich mittelſt ſeiner eigenen Excremente ſo viel Land zu düngen vermag, als der Ertrag hievon ſeiner nöthigen Unterhaltung entſpricht. Dieß Alles dient wohl zum Beweiſe, daß, wenn es einmal die Noth erfordert, man noch Mittel und Wege genug findet, um die Landwirthſchaft höher zu treiben, oder vom Verfalle zu retten.

Ueber die gerechte Aufhilfe der Bauerwirthſchaft.*)

Das tauſendjährige Unrecht, welches dem Bauerſtande zugefügt worden, iſt bis auf unſere Zeit geblieben. In der vorigen

*) Aus Pahls Archiv 2s Hft. 1841.

Generation fingen jedoch die Weiſern an, dieß Unrecht zu erkennen und Wünſche zur Abſtellung zu äußern. Man ſchrieb viel darüber und lüftete damit die Decke; allein die Sache ſelbſt ſtand zu feſt, die Gewohnheit und der Eigennutz lehnten ſich mächtig gegen ſie auf. Weil mehr geſchrieben als gehandelt wurde, ſo blieb es beim Hergebrachten. Nur ſo weit war das Gute errungen, daß edlere Anſichten gewonnen und vertheidigt wurden; auch ward neuen Mißbräuchen damit ein Damm vorgezogen, der Bauerſtand fand ſeine Vertheidiger und Schutz gegen offenbare Mißhandlungen. Zudem wußte man es auch nicht recht anzufangen, dem Bauer aufzuhelfen. Aller Anfang iſt ſchwer, hier aber um ſo mehr, als man viel verlangte, aber wenig leiſten mochte. Man wollte nämlich, daß der Bauer ein tüchtiger Landwirth ſeyn ſollte, aber ihm doch nicht auch die Mittel dazu reichen. Kaum that man etwas für ſeine Bildung, wenigſtens nicht das, was für andere Stände zeitgemäß gethan ward, z. B. Verbeſſerung der Landſchulen. Man drängte ihn ſelbſt zurück, wo er bürgerliche Bildung erhalten konnte. Der Name Bauer verſperrte ihm den Zutritt. Die ſogenannten höhern Stände hielten es für angemeſſener, ſich entfernt zu halten. Man räumte wohl ein, daß der Bauer der nützlichſte Bürger im Staate ſey, aber er ſollte Bauer bleiben. Was wollte man damit anders, als ihn nicht in ſeiner wahren Würde anzuerkennen? Der Käfer am Faden ſollte fliegen. Gegen die eigentliche Emancipation machte man vielerlei Entgegenſtellungen, ſelbſt ſehr alberne und ſich widerſprechende; bald ſollte er dazu noch nicht reif ſeyn, gleich als läge der Stoff zur Bildung nicht in ihm, und mache er, weil er Bauer heiße, eine Ausnahme in der Bildung des Menſchen. Ja man bezüchtigte ihn im Voraus des Uebermuthes und Gott weiß, was ſonſt noch. Was wollte man wohl anders, als das gewohnte Spiel treiben, der Bauer ſollte reichlich produciren, um die Aufbürdungen aller Art, dem Staate, dem Gutsherrn, dem Geiſtlichen und ſelbſt zu ſolchen Dingen, die ihn nichts angehen, ſeinen zugedachten Beitrag leiſten? Dabei ſollte er nicht mucken, wenn ihn der rohe Amtmann oder Gerichtsdirektor barſch behandelte, bloß weil er den Bauerrock trug. Wo fand er Schutz, wenn der geldgierige Advokat ſo recht methodice ihn um Hab und Gut prozeſſirte. Kurz man wollte den Bauer allgemein für ſeinen

Zweck gebrauchen, ihm aber keine Beſchwerde abnehmen und keine Wohlthat, auf die er Rechte hatte, angedeihen laſſen.

In unſerem Zeitalter, das mit ſo vielem Beſſern ſchwanger geht und viel Edles zur Geburt reifen läßt, iſt auch der Bauerſtand immer mehr in ſeinen verletzten Rechten in Betracht gekommen. Man fängt an die Schuld der Vorfahren anzuerkennen, und ſich nach Mitteln umzuſehen, ſie zu tilgen. Allerdings eine der wichtigſten, aber auch zugleich hartnäckigſten Angelegenheiten und daher ein ſchwerer Kampf.

Für die Sache ſelbſt iſt ein allgemeiner guter Same erwacht, der nicht zu verkennen iſt; ſie iſt Volksſache geworden, wobei der Eigennutz ſchweigen und ſo Mancher ſelbſt mit eingreifen muß, der es ſonſt wohl unterlaſſen würde.

Die Regierungen lenken die Zügel und thun Viel. Sie beſeitigen die altgewordenen Störungen, die das bäuerliche Gewerbe aufhielten, durch paſſende Geſetze, durch Ablöſungen von ſchädlichen Servituten, durch Ausgleichung von Abgaben und perſönlichen Leiſtungen.

Das Bauerthum hat dadurch in manchen Gegenden ſchnell ein ganz neues Anſehen gewonnen. Die Beamten müſſen ſich bequemen, von ihren eingewurzelten Maximen abzuſtehen. Wo man nur etwas für den Bauer that, oder auch nur den Druck erleichterte, hat er ſich an perſönlicher Bildung und Vermögenszuſtand ſichtbar gehoben, und ſo ſind thatſächlich jene Vorurtheile und Gegenreden, die ſich der Bauerſtand ſonſt gefallen laſſen mußte, gehoben. Während man für die größern Oekonomien Schulen errichtete, um förderliche Männer zu erziehen, lernte der Bauer im Stillen nachkommend das Beſſere erkennen und in ſeiner Wirthſchaft anwenden.

Die Schulen begründen, wie in allen Zweigen, die Geſchäftsbildung, die Schrift ſetzt ſie fort und der Verſtand fördert ſie auf den höchſten Gipfel. Alles dieß geht um ſo ſchneller, je mehr äußere Anregungen in Wirkſamkeit treten. Und dieſe haben wir jetzt. Man erwäge, wie ſich hie und da Geſellſchaften ordnen, um gemeinſchaftliche Zwecke zu erreichen.

Insbeſondere verdient ausgehoben zu werden, daß in den größern, den Nationalvereinen, die Bildung des Bauerſtandes viel verhandelt wird und Vorſchläge gethan werden. Freilich findet ſich

auch in dieſen Verhandlungen mancher Widerſpruch, der die gewillige Beihaltung des Alten an den Tag gibt.

Wir ſind bis jetzt immer noch der Meinung getreu geblieben, daß die im Bauerſtande verlangten Fortſchritte ſicher erfolgen werden, wenn zunächſt die Schule die paſſende Bildung fördert, die Schriften geleſen werden, die größern Landwirthe, die man ſich doch als gebildete vorſtellen mag, ganz vorzügliche Wirthſchaften führen, damit der Bauer ſieht. Die viel beſprochenen Muſterwirthſchaften werden dann nicht nöthig ſeyn. Jede gut geordnete und geführte Wirthſchaft iſt für die Schwächern ein Muſter.

Ueber die Cultur der Wieſengräſer im Allgemeinen. *)

Keine Pflanzen ſind bei der immer mehr ſich entwickelnden Bodencultur in landwirthſchaftlicher Beziehung ſo ſehr vernachläſſigt als die Gräſer, obgleich ſie zu den wichtigſten Futterpflanzen gehören, von denen der denkende Landwirth bei geeignetem Anbau, zumal auf feuchtem, für den Ackerbau unpaſſenden Boden, den höchſten Ertrag bei dem geringſten Kraft- und Düngeraufwand gewinnen kann. Ihre Anzahl iſt unendlich groß, und jede Localität, vom Sumpf bis zur trockenen Heide, vom ſchweren Thonboden bis zum Flugſande, weiſt Repräſentanten dieſer Familie nach. Nicht alle Gräſer aber haben gleichen Werth, und ſind in der Qualität, als Futter- und Wieſenpflanzen, äußerſt verſchieden. Viele ſind hart, rauh, trocken, ſpröde, und werden von den Thieren ungern und nur zur höchſten Noth genoſſen, während andere entgegengeſetzte Eigenſchaften beſitzen, und ein nahrhaftes Futter gewähren, das grün und getrocknet die Hauptnahrung für Pferde, Rindvieh und Schafe ausmacht. Da nun aber jedes anerkannt gute Wieſengras ſeine eigenthümliche Bodenart und einen angemeſſenen Standort verlangt, ſo iſt es nöthig, die verſchiedenen Verhältniſſe und Eigenſchaften des Grasbodens auszumitteln und danach die Wieſengräſer zu claſſificiren, was jedoch nicht ſo ſcharf abgegrenzt werden kann, weil ſelbſt mehre von ihnen auf verſchiedenen Bodenarten fortkommen.

*) Aus Beyers landw. Ztg. 1841.

Wir nehmen an, daß der Wieſenbau nur da von Nutzen ſeyn kann, wo der Boden zeitweiſe den Ueberſchwemmungen ausgeſetzt iſt, wo allzu große Feuchtigkeit ſtattfindet, oder wo derſelbe thonig, abhängig und auch zu ſteinig iſt, und daher nicht mit dem Pfluge bearbeitet werden kann. Sodann da, wo der trockene, unfruchtbare Boden künſtlich bewäſſert werden kann; und endlich da, wo die Bodenfläche nur ſo groß iſt, daß die ſie bewohnende Bevölkerung nicht Hände genug zur Bearbeitung derſelben hat, und wo der Boden von ſolcher Qualität iſt, daß gemiſchter Feld- und Wieſenbau, Koppelwirthſchaft, angemeſſen iſt.

Die Abtheilungen der Wieſen in Sumpf- und trockne Wieſen, wie man ſie in verſchiedenen landwirthſchaftlichen Schriften trifft, können wir nicht billigen, und zwar deßhalb, weil auf erſtern nur ſchlechte und ſaure Gräſer wachſen, die keinen Futterwerth haben, und auf letztern nur unbedeutende trockne Gräſer fortkommen, die allzu geringen Ertrag liefern. Sumpfige Wieſen entwäſſere und cultivire man, oder iſt dieß bei einer zu niedrigen Lage, die keinen Waſſerabzug geſtattet, oder wegen des unverhältnißmäßigen Koſtenaufwandes nicht zu bewirken, ſo beſetze man ſolche Wieſen mit Kopfweiden, Pappeln, Erlen u. dgl., was weit mehr Nutzen bringen wird, als eine ſchlechte Sumpfwieſe.

Eben ſo baue man trockne Ländereien, die nicht bewäſſert werden können, mit dem Pfluge, und benutze ſie zum Anbau erſprießlicher Futterkräuter, wie Luzerne oder Esparſette, die eher vermögend ſind, durch ihre tiefer gehenden Wurzeln aus dem Boden Nahrung zu ziehen als die faſerwurzeligen Gräſer.

Ein beſonderer Uebelſtand, der allgemein vorkommt, und der ſehr nachtheilig auf eine gute Wieſencultur einwirkt, liegt in der üblichen Beſamung der Wieſen durch ſogenannte Heublumen, die man als Abfälle auf Heuböden, ohne Rückſicht, ob dieſelben von guten oder ſchlechten Gräſern herſtammen, gewinnt. Dieſe Heublumen enthalten meiſt nur taube Grasſamen, und nebſt dieſen eine Menge ſchlechter Unkrautsſamen, durch deren Ausſaat die Wieſenunkräuter, die ohnehin auf jedem Boden ſelbſt erſcheinen, auf Koſten der beſſern Gräſer vermehrt werden.

Einem ſolchen Uebelſtande iſt nur dadurch abzuhelfen, wenn man reifen Samen von geeigneten Wieſengräſern ſelbſt einſammelt und dieſe in gehöriger Miſchung mit Zuſatz von Samen einiger

krautartigen Futterpflanzen zuſammen ausſäet. Da aber dieſe Gräſer da, wo noch keine geregelte Grascultur eingeführt iſt, ſchwierig zu ſammeln ſind, ſo dürfte es zweckmäßiger ſeyn, die Samen von guten Samenhandlungen zu verſchreiben, von denen man ſolche Gräſer rein, oder auch, wenn Boden und Lage der zu beſäenden Wieſe angegeben iſt, in paſſender Miſchung billig erlangen kann.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Koſten für ſolche Samenanſchaffungen ſchon im erſten Jahre durch zwei reiche Schnitte hinreichend vergütet wurden, wozu hauptſächlich das italieniſche Raygras (**Lolium italicum**), das ſich ſehr ſchnell beſtockt, beigetragen hat *), weßhalb die Beſamung der Wieſen durch reine Gräſer nicht genug zu empfehlen iſt.

Da es hier nur um eine Anregung zur beſſern Berückſichtigung der Wieſencultur im Allgemeinen zu thun iſt, ſo unterlaſſe ich die Angabe der verſchiedenen Behandlung des Wieſenbodens nach Zweck, Eigenſchaften und Verhältniſſen. Wir haben in Schriften die vortrefflichſte Lehre der Wieſencultur, die ſich aus Praxis und Erfahrungen herleitet, und die jedem nach Verbeſſerungen ſtrebenden Wieſenwirth ſogleich als höchſt praktiſch erſcheinen wird, wenn er ſie auf eigene Praxis anwenden will. Freilich wenn die beſten Bücher von Leuten, die daraus den größten Nutzen ziehen könnten, nicht benutzt werden, dann haben ſie Recht, in Bezug auf ſich alle ſchriftliche Lehren unfruchtbare Theorien zu nennen, ebenſo wie derjenige, der die Augen dem Lichte verſchließt, es dunkel nennen mag. Das Beſte, was über Wieſenbau geſchrieben worden, enthalten die Werke von v. Schwerz („Anleitung zum praktiſchen Ackerbau"), von v. Lengerke („Wieſenbau") und von Pabſt („Kurze Anleitung in der Behandlung der Wieſen" und deſſen „Lehrbuch der Landwirthſchaft") — Werke, deren Inhalt jeder Ignorant deſſelben, wenn er es mit landwirthſchaftlicher

*) **Anthoxantum adoratum** (Wieſenruchgras) kann ebenfalls als Miſchung faſt für alle Bodenarten, wegen ſeines aromatiſchen Geruches und der Nahrhaftigkeit, die es dem Heu ertheilt, empfohlen werden, jedoch des geringern Ertrags wegen darf die Beimiſchung nicht zu ſtark ſeyn.

Intelligenz ernſtlich meint, kennen lernen muß. — Sobald die Wieſen nicht ſchon ſo gut ſind, daß ſie nichts zu wünſchen übrig laſſen, muß dahin getrachtet werden, ſie durch geeignete Mittel in den möglich einträglichſten Zuſtand zu bringen. Die dazu führenden Mittel ſind, je nach den einwirkenden Umſtänden:

I. Die Entwäſſerung.

II. Die Bewäſſerung.

III. Die Düngung und ſonſtige Pflege.

IV. Die Erneuerung der Gras'narbe und Anlegung neuer Wieſen.

Wie das Alles zu beſchaffen, mögen Diejenigen, die ſich nicht bewußt ſind, Alles am Beſten zu verſtehen, weiter in den angeführten Lehrſchriften nachleſen.

Der Mais als Futterpflanze. *)

Zu den Futterpflanzen, welche ſich ganz beſonders zur Sommerſtallfütterung des Rindviehes eignen, iſt ſicherlich der Mais (türkiſche Weizen, Kukurutz, Welſchkorn) zu zählen. Er verdient zu dieſem Behuf auch im mittlern und nördlichen Deutſchland die volle Aufmerkſamkeit des Landwirths. Zum Körnergewinn ihn daſelbſt anzubauen, würde dagegen der Abſicht ſchlecht entſprechen, da er zu ſeiner völligen Reife und vollkommenen Ausbildung vier volle Monate eines ſüdlichen Sommers bedarf, und wegen ſeiner durch Kälte ꝛc. leicht verletzlichen Zartheit während ſeiner erſten Entwicklung erſt Ende Mai oder Anfangs Juni geſäet werden darf. Er würde daher in den kühlern Sommern des nördlichen Deutſchlands ſehr oft nicht reifen. Ich ſage daher nur Einiges in Bezug auf ſeine Anwendbarkeit zum Grünfutterbau in unſern Gegenden, die großentheils milder ſind als die Gebirgsgegenden in Kärnthen, wo der Gubernialrath Burger, einer unſrer ausgezeichnetſten Landwirthe und der größte Kenner des Mais und ſeines Anbaues in allen Beziehungen, den Maisbau auf ſeinen dortigen Gütern mit dem beſten Erfolge eingeführt hat, ſo daß

*) Aus Beyers landw. Ztg. 1841.

ſein Beiſpiel viele Nachahmer gefunden hat, wie er mir perſönlich verſicherte. Als Futterpflanze hat der Mais in jenen Gegenden, beſonders in futterarmen Jahren, viele Freunde gewonnen, da er, wenn bei großer Dürre der Klee nicht nachwuchs, reichlich auch auf das Beſte aushalf.

Man richte das Stück Land, welches zum Anbau des Futtermais beſtimmt iſt, ſo vor, als wäre es zu Raps beſtimmt. Es werde gut gedüngt, gut gepflügt, klar geeggt. Man ſäe den Mais zu angegebener Zeit entweder auf die Furche, mit welcher der Dünger untergebracht worden, oder pflüge, nachdem der Dünger eingepflügt wurde, noch beſonders zur Saat. Die breitwürfige Ausſaat ſey dick, da die Maiskörner groß ſind, und da es zweckmäßig, daß die Maispflanzen den Boden dicht bewachſen. Die Ausſaat auf einen Acker von 300 □Ruthen betrage an 3 dresdner Scheffel. Nach ungefähr 6 — 8 Wochen, wo der Landwirth mit der grünen Stallfütterung am öfteſten in Verlegenheit kommt, haben ſich die Maispflanzen etwa 1½ bis 2 Fuß über die Erde erhoben, und nun iſt es Zeit, die Fütterung damit zu beginnen. Am beſten wird es ſeyn, das Abſchneiden mit der Sichel zu bewerkſtelligen. Was man durch das Mähen mit der Senſe an Zeit zu gewinnen dächte, geht durch das etwas umſtändliche Zuſammenrechen (Harken) wieder verloren.

Gerathen iſt es, den während der Dauer der Fütterung leicht zu 4 — 5 Fuß Höhe heranwachſenden Mais auf der Häckſelbank kurz ſchneiden zu laſſen, was zur Futtererſparung dient.

Zur beſondern Empfehlung des Mais als Futterpflanze möge die Anführung des Reſultates, das ich davon hatte, dienen. Von 2 Joch (4½ pr. Morgen) damit beſtellt, nährte ich in Nieder-Oeſterreich 15 Kühe, 1 Stier und 10 Zugochſen zwei Monate, Auguſt und September hindurch, und zwar ſo, daß die Kühe ungewöhnlich viel und gute Milch lieferten, und daß eine nichtmelkende Kuh halbfett wurde, während die Ochſen bei angeſtrengter Arbeit gut im Stande blieben.

Noch hat der Mais das Gute, daß er nicht wie der Klee das gefährliche Aufblähen des Viehes verurſacht, und daß er auch bei der größten Dürre durch ſein kräftiges Blattorgan fortwächſt. Wenn er nur im Anfang nach der Saat ſich, wie man zu ſagen pflegt, durch hinreichende Feuchtigkeit und milde Tage etwas ge-

funden hat, ſo genügt faſt ſchon der Nachtthau, daß er ſich reichlich fortentwickelt.

Rothes Vorwerk bei Chemnitz.

Rud. Dörſtling.

Ueber die nützliche Wirkung des Aufeggens der Saaten.

Das Beſtreben nach Fortſchritten in der Landwirthſchaft gewährt uns, ſo zu ſagen, überall, wo man nur hinblickt, erfreuliche Thatſachen. Unendlich viel Neues wird geſchaffen und viel Aelteres mehr erwogen und verbeſſert. Damit wird eine Wirthſchaft unvermerkt neu und vollkommener.

Indeß iſt bei allen dieſen Fortſchritten doch auch die Bemerkung nicht zu verkennen, daß dabei eine gewiſſe Einſeitigkeit ſtattfindet, d. h. hier etwas mit beſonderer Aufmerkſamkeit verfolgt, während es dort verabſäumt und unterlaſſen wird, oder der eine oder andere Wirth in der Gegend allein berückſichtigt und den Nutzen von ſeinem Thun zieht, während andere noch lange bloße Zuſchauer bleiben. Ohne ſich bei den Urſachen aufzuhalten, wollen wir ein Beiſpiel dieſer Art in Betrachtung nehmen, nämlich das Aufeggen der Saaten, welches in manchen Gegenden ungern unterlaſſen wird, während es in andern kaum bekannt zu ſeyn ſcheint, wenigſtens nicht gebräuchlich iſt. Hier hat man es offenbar noch nicht erwogen, alſo das Wiſſen verabſäumt, ſo oft in Schriften auch die Rede davon war. Es ſcheint demnach gewagt, die Sache ſelbſt auf's Neue zu behandeln, wer ſie übt, bedarf der neuen Belehrung nicht, wer ſie noch nicht beachtet hat, wird auch jetzt noch keine Neigung dazu in ſich verſpüren. Indeß gibt es doch auch ſo manche Gewillige, die zu gewinnen ſind, und Anfänger, denen Belehrung wohl thut. Das Gute kann ja nicht oft genug geſagt werden.

Das Aufeggen iſt eine Kulturmaßregel, und bezweckt Auflockerung des Bodens und Reinigung vom Samen-Unkraute. Durch Auflockerung wird der Boden thätiger, indem die atmoſphäriſche Luft mit ihren Stoffen beſſer und egaler eindringen und die Feuchtigkeit gleichmäßiger ſich vertheilen kann. Die guten Folgen zeigen ſich ſo augenfällig, daß ſie wohl niemals zu verkennen ſind.

Daſſelbe iſt aus dem Garten in das Feld gekommen, und fällt in die Zeit der Aufnahme der mancherlei Hackfrüchte, Kohl, Kartoffeln, Tabak, Mais, Rüben und anderes Wurzelwerk.

Der Gärtner bedient ſich in der Regel der einfachen Handhacke, die Krauthacke genannt. Für das weite Feld wurde ſie anfänglich auch angewendet, zeigte ſich aber in der Folge bei erweitertem Anbau zu umſtändlich und unzulänglich; man erſann andere Mittel, die ſich im Großen anwenden ließen. Es war gewiß ein heroiſcher Gedanke, die Egge dazu zu verwenden. Bis dahin war dieſelbe nur im Gebrauche, Pflanzen auszuraufen und zu zerſtören. Ein vollgiltiger Beweis, daß eine Sache oft ganz anders ausſieht oder genommen werden kann, als ſie ſich in der Folge darthut. Dazu gibt die Praxis viele Beiſpiele.

Allerdings ſind bei der Anwendung der Egge mancherlei Rückſichten zu nehmen, die Bezug auf das Inſtrument, auf die Pflanzenart, die Witterung und Beſchaffenheit des Bodens haben. Darüber laſſen ſich ſchwerlich allgemeine Beſtimmungen angeben, ſondern nur die ſpeziellen Fälle berückſichtigen.

Wenn man früher das Aufeggen nur den Kartoffeln, den Saatrüben angedeihen ließ, iſt man in neuer Zeit viel dreiſter geworden. Man egget die Erbſen, den Klee und die kleeartigen Gewächſe, die Paſtinaken, Möhren, Runkeln und überhaupt ſowohl das Winter- als Sommergetreide, Raps und Rübſen.

Die größte Wirkung des Aufeggens darf man erwarten, wenn der Acker ſich derb gelagert und eine feſte Borke erhalten hat, und dann, wenn auf demſelben viel Samenunkraut aufgeſchoſſen iſt.

Der Grund davon iſt einleuchtend. Im erſtern Falle wird der Boden für die Einwirkung der atmoſphäriſchen Luft aufgeſchloſſen und der Wurzel ihre Verbreitung erleichtert; im zweiten werden die edlen Pflanzen einer Laſt entbunden, welche denſelben nicht nur die Nahrung im Boden entzieht, ſondern ſie auch noch mechaniſch unterdrückt. Dieß gilt vorzüglich bei Gewächſen, die einen weiten Stand bedürfen, wie Kartoffeln, Rüben u. ſ. w.

Es trifft ſich wohl, daß Saatäcker überfluthet werden und der Boden zuſammenfließt. Hier iſt dann das Aufeggen das einzige Mittel, die Saat zu retten. Der Boden wird feſt durch langes Liegen, z. B. den Winter über, durch vorgängige Näſſe, wo er

zuſammen ſchlemmt und beim Trocknen oftmals ſteinhart wird. In dieſem Falle wird derſelbe durch das Aufeggen wieder in ſeinen frühern Zuſtand gebracht.

Aus dieſem Grunde unterläßt man es nicht gern das Wintergetreide, Weizen und Roggen, im Frühjahre möglichſt zeitig, ehe noch der Sommerwuchs beginnt, nach Maßgabe des Bodens, je nachdem er minder oder mehr verhärtet iſt, beſonders auf thonigen Aeckern aufzulockern. Natürlich lockere, wie ſandige, bedürfen dieß nicht oder ſelten. Doch ſcheint es, daß dieſe zeitig vorgenommene oberflächliche Auflockerung den Gewächſen gar wohl bekömmt.

Bei dem Wintergetreide kommt noch der Umſtand in Betracht, daß daſſelbe im Frühlinge ganz neues, von den Herbſtwurzeln ganz verſchiedenes Wurzelwerk anſezt. Dieſe neuen Wurzeln greifen nie tief, ſelten zwei Zoll und verbreiten ſich in der oberſten Erdſchichte des Bodens. Die Auflockerung deſſelben gilt für eine neue Beſtellung. Da nun die erwähnte obere Schichte des Bodens von den Herbſtwurzeln, die jederzeit ſenkrecht ſehr tief in's lockere Erdreich eindringen, in Hinſicht der Nahrung verſchont geblieben iſt, und dieſelbe nun dem Sommerwuchſe zu gute kommt, ſo kann es nur gerathen ſein, diejenige Schichte des Bodens aufzulockern und dem Eindringen der atmoſphäriſchen Luft geſchickt zu machen, wenn der Hauptwuchs des Getreides beginnen ſoll.

Beiläufig geſagt, es liegt hier die Urſache, warum das Aufſtreuen einer, ſelbſt geringen Düngung eine ſehr große Wirkung zeigt.

Der Weizen wird in manchen Gegenden ſo weit wie möglich im Frühjahre übereggt, aber nicht der Roggen. Warum? Jener ſteht mit ſeinem Wurzelknopfe tief im Boden, $\frac{1}{2}$ — 1 Zoll, und kommt ſpäter zum Sommerwuchſe als der Roggen. Dieſer hat ſeinen bezweigten Blätterknopf jederzeit über der Erde und gewinnt ſo das Anſehen, als müſſe er durch die Egge ausgerauft werden, was aber nicht der Fall iſt. Ihm nutzt das Beeggen eben ſo ſehr als dem Weizen, befördert ſeine Bewurzelung im gelockerten Boden. Nur muß das Roggenfeld früher aufgeeggt werden als das Weizenfeld, weil der Roggen ſchon in den erſten warmen Tagen in's Wachſen kommt und Zweige gewinnt.

Es iſt nicht zu leugnen, daß beim Eggen mehr oder weni-

ger Roggenpflanzen aus der Erde gezogen werden, was wohl ſelten nachtheilig ſein kann, ſondern wohl ſchon inſofern nützlich iſt, als dadurch die Pflanzen mehr vereinzelt werden und den nöthigen Raum erhalten. Das Ausraufen findet überdieß nur dort ſtatt, wo die Pflanzen in Büſcheln ſtehen und ſich ſelbſt unterdrücken, oder doch nur ſchwache Halme treiben und ſich nicht gehörig bezweigen können — ein Umſtand, den wir in einem frühern Aufſatze gehörig erwogen haben und hier als bekannt vorausſetzen können.

Werden auch wirklich Pflanzen gänzlich dort aus dem Boden gezogen, wo ihr Bleiben wünſchenswerth ſein kann, ſo bringt auch dieß keinen Verluſt, weil die Roggenpflanze in ſich das Vermögen hat, wieder anzuwurzeln, wenn ſie nur auf lockerm Boden liegen bleibt, wie ich dieß ebenfalls erfahrungsmäßig bewieſen habe. Ueberdieß pflegt man ja die übereggte Saat noch mit der Walze zu übergehen, wodurch die ausgehobenen Pflanzen in und an dem Boden gedrückt werden, und ſo in die Lage zum Anwurzeln kommen.

Es gehört nicht zur Seltenheit, daß der Roggen durch den Froſt aus dem Boden gehoben wird. Hier iſt das einzige Mittel zu ſeiner Rettung, den Acker tüchtig zu übereggen und die Pflanzen mittelſt der Walze in das gelockerte Erdreich zu drücken.

Das in neuer Zeit immer üblicher gewordene Uebereggen und dann Walzen des Sommergetreides, vorzüglich des Hafers, Hirſes, Maiſes, der Bohnen und Erbſen, iſt bekannt genug.

So iſt auch der große Nutzen erwieſen, den man ſich durch Aufeggen der Luzerne, Esparzette und des gemeinen Klees verſchafft. Man ſollte daher nie verſäumen, dieſe mit einer ſcharfen Egge zu überziehen.

In manchen Gegenden unterläßt man nie die Saatrüben aufzueggen. Man hat dabei das Sprüchwort: „wer die Rüben eggt, darf ſich nicht umſehen“ — weil ein ſolcher Acker nach dieſer Behandlung kaum noch Pflanzen ſehen läßt.

Dieß gilt auch von Möhren, Runkeln und Paſtinaken.

Sehr gedeihlich iſt das Aufeggen dem Rapſe. In wenigen Tagen zeigt er durch eine ſchöne dunkelgrüne Farbe ſeine Dankbarkeit gegen die ihm geſchehene Nachhilfe.

Kaum iſt nöthig noch daran zu erinnern, wie wohlgethan es

iſt, wenn man im Frühjahre beſonders die mooſigen Wieſen übereggt.

Das Abpflücken der Kartoffelblüthen.

Obgleich dieſe Methode, den Ertrag der Kartoffeln zu erhöhen, ſchon in vielen Schritten — ſo auch in dieſer Zeitung — dargethan worden iſt, ſo halte ich es doch nicht für unnöthig, auch meine Erfahrungen hierüber hier mitzutheilen, zumal dieſe Methode noch neu iſt und ſelten in Anwendung gebracht wird.

Im Jahr 1839 machte ich den erſten Verſuch damit, und wiederholte denſelben im vergangenen Jahre. Da ich beidemal nur die Hälfte des Kartoffelfeldes von Blüthen reinigte, ſo konnte ich den Unterſchied recht deutlich ſehen, indem die Hälfte, wo die Blüthen abgepflügt waren, weit größere Kartoffeln gaben als jene, den ich die Blüthen gelaſſen hatte, obgleich es eine Kartoffelſorte war, welche kurze Zeit blühete und auch wenig Samenäpfel anſetzte. Daher halte ich das Abpflücken der Blüthen bei denjenigen Kartoffelnſorten für ſehr nothwendig, welche lange Zeit blühen und eine Menge Früchte (Samenäpfel) zur Reife bringen, indem dieſe natürlich den Knollen einen großen Theil Nahrung entziehen müſſen, was nicht geſchieht, wenn man recht frühzeitig die Kartoffelblüthen abpflückt. Dieſes Geſchäft erfordert jedoch einige Mühe, indem die Kartoffelſtöcke nicht zu einer Zeit ausblühen und man das Abpflücken einigemal wiederholen muß, wenn man ein günſtiges Reſultat erlangen will.

Daß das Abpflücken der Kartoffelblüthen alſo beim Kartoffelbau wirklich vortheilhaft ſei, kann ich — wie meine Verſuche beweiſen — ebenfalls beſtätigen, wenn dadurch der Ertrag auch nicht in dem Maße geſteigert wird, wie ein Correſpondent der Dorfzeitung (Nr. 187, Jahrgang 1839) behauptet*); „daß man von 10 Reihen Kartoffeln, denen die Blüthen genommen wurden, 32 Scheffel, während von andern 10 Reihen, wo dies nicht ge-

*) Wahrſcheinlich ein Spaßvogel, oder ein — Satyriker? D. Red.

ſchehen, nur 3 Scheffel geerntet habe," ſo wird doch die Operation die darauf verwendete Mühe reichlich lohnen.

(A. d. landw. Dorfztg.)

Vermiſchtes Land- und Hauswirthſchaftliches.

Neuerfundene Säemaſchine.

Der Oekonom Joſeph Chary in Mainz hat eine intereſſante Säemaſchine erfunden, die ſich durch beſondere Einfachheit und Nützlichkeit auszeichnet, dabei wenig koſtſpielig und in der Anwendung mit verhältnißmäßig geringer Arbeit verbunden iſt. Die Drillkultur bei faſt allen Getreidarten iſt anerkannt die beſte, und nur in Ermanglung zureichender, dem Zwecke entſprechender Säemaſchinen, hat ſie bis jetzt die Ausdehnung nicht erhalten, die ihr gebührt. Hr. Chary nun ſcheint das Problem auf das Vollkommenſte gelöst zu haben. Hiemit folgt eine kurze Beſchreibung dieſer Säevorrichtung.

An dem vordern Theile eines Pfluges iſt eine eiſerne Stange angeſchraubt, die bis an das Rüſter des Pfluges geht, und ſich hier gabelförmig endigt. Auf beiden Seiten dieſer Gabel iſt ein Loch angebracht, durch beide Löcher geht ein eiſerner Nagel oder Stift, der einer Walze zur Axe dient. Auf der Gabel iſt ein blecherner Trichter ſo angebracht, daß deſſen unteres Ende offen auf der Walze ſteht, die Walze aber hat da, wo der Trichter aufſizt, rundum einen Einſchnitt, weiter oder enger, nach Maaßgabe der zu ſäenden Getreideart. Die Walze wird vermittelſt eines Laufbandes, das über die Stabe des Pflugrads geht, in eine ratirende Bewegung geſezt, Unterhalb der Walze befindet ſich wieder ein Trichter, deſſen Ende bis auf wenige Zoll auf den Boden geht. — Das Spiel der Maſchine iſt nun einfach folgendes. Der obere Trichter wird mit Frucht gefüllt, durch die Umdrehung der Walzen werden da, wo der Einſchnitt ſich befindet, die Körner einzeln herausgedreht, ſie fallen in dem andern Trichter, der ſie ſeinerſeits in die Furche, die ſo eben gepflügt ward, reiheweiſe ſtreut. Bei dieſer Art zu ſäen hat man auſſerdem, daß die Frucht reihenweiſer geſäet wird, noch den Vortheil, daß das Säen keine beſondere Arbeit erfordert, daß die Säefrucht

gleichzeitig mit dem Pflügen in den lockern und feuchten Boden kommt, daß kein Korn zu tief oder zu flach liegt und was vom beſondern Nutzen iſt, daß faſt die Hälfte der Saatfrucht erſpart wird. (Köln Organ.)

Einfaches Mittel, um vorzugsweiſe männlichen Hanf (Fimel) zu erbauen.

Da bekanntlich der männliche Hanf zarter und feinere Faſern als der weibliche liefert, ſo wäre es zu wünſchen, daß ein einfaches Mittel ausfindig gemacht werden möchte, wodurch vorzugsweiſe der erſtere auf den Feldern entſtehe. Ein ſolches Mittel hat man nun wirklich entdeckt; es beſteht darin, daß man den Hanfſamen mit der Wurfsſchaufel auf der Scheuntenne wirft, wobei die Körner, welche den Fimel liefern, nach hinten zu fallen, während die, woraus der weibliche Hanf, oder die Hanfin (Maſtel) entſteht, nach vorn zu liegen kommen, da die beiden Körner, obgleich von einer Größe, doch ein verſchiedenes Gewicht haben. (L. D. Z.)

Weinbau.

Ein vorſichtiger Landmann lernt die Natur der Rebſorten kennen. Jene, welche Nebel und Reif vertragen können, pflanzt er in die Ebene, andere, welche Wind und Trockenheit aushalten können, auf die Berge. Fettes und fruchtbares Land erfordert keine ſtarktreibenden Rebarten, mageres Land aber möglichſt wuchernde. Für dichtes, feſtes Land ſind ſtarktreibende, für lockern und guten Boden aber ſolche Sorten am zweckmäßigſten, welche wenig in das Holz gehen. An feuchten Orten kommen Rebſtöcke mit zarten und großen Trauben nicht ſo gut, als jene mit kleinen und dickhäutigen Trauben fort, für trockene Gegenden eignen ſich Sorten von entgegengeſetzter Beſchaffenheit.“ — Solche Lehren gab ſchon Culumella. (B. a. l. Z.)

Mondeinfluß auf Bäume.

Ein Herr, Edmonſtone, der Gelegenheit hatte 30 Jahre hin-

durch Beobachtungen bei den mannigfaltigſten Holzarten in Südamerika anzuſtellen, verſichert in einem ſchottiſchen Blatte, daß Bäume, im Vollmond gefällt, ſich ſofort ſpalten und demnächſt ſehr bald von Inſekten innerlich zerfreſſen werden; Holz, welches zu Bauten dienen ſoll, müſſe im erſten und letzten Mondsviertel geſchlagen werden, weil der Saft beim Vollmond aufſteige, bei Abnehmen des Monds falle. — Es wäre wünſchenswerth, wenn die Hrn. Förſter und Oberförſter auf dieſe Bemerkung Rückſicht nehmen und dieſelbe prüfen möchten. (L. O. Z.)

Flachs von auſſerordentlicher Länge.

Ein Landwirth von Blois bei Abbeville, Namens Dumont, hat, wie das **Echo du monde savant** in Nr. 487 berichtet, im vorigen Jahr aus ganz gewöhnlichem Samen einen Flachs gezogen, welcher zum größern Theile eine Höhe von 12 Fuß erreichte. Einen nicht minder rieſenhaften Flachs zog man auch in Druat. Dieſe außerordentliche Entwickelung der Flachspflanze wird von den Oekonomen keiner andern Urſache, als der Anwendung eines neuen Düngermittels auf den Flachsbau zugeſchrieben. Man düngte die Flachsfelder nämlich mit ſogenanntem Düngpulver vor Desnoyers (**poudrette Desnoyers**), welches ſich auch für den Hanfbau nicht minder günſtig bewährte.

Einſäuern der Kartoffeln.

Ein preußiſcher Landwirth, von Knobloch auf Bärwalde, hat, wie das landw. Blatt berichtet, ſchon ſeit 16 Jahren folgendes Verfahren, Kartoffeln zur Viehfütterung aufzubewahren, angewendet. Es werden Gruben, etwa 24 Fuß lang $16\frac{1}{2}$ Fuß breit und 9 Fuß tief, aus denen die auf dem Boden ſich ſammelnde Flüßigkeit ablaufen kann, angelegt, durch $1\frac{1}{2}$ Fuß ſtarke Mauern von gebrannten Steinen oder durch eingeſchobene Bretterwänder in Abtheilungen geſondert, und den Boden mit Holz oder mit Ziegelſteinen auf der hohen Kante ausgelegt; das Ganze wird mit einem Dache und Eingange im Giebel deſſelben verſehen. Die Kartoffeln werden gleich nach der Erndte gedämpft — und ſo heiß und ſo feſt als möglich in die Gruben eingeſtampft, mit ei-

nem Brettdeckel verſehen und gegen das Eindringen der Luft mit Stroh und Erde dicht bedeckt. In acht Wochen geht die Maſſe in eine ſaure Gährung über, hält ſich ſo mehrere Jahre und wird zur Fütterung der Pferde und zur Mäſtung des Rindviehes und der Schweine gebraucht, gewiß aber auch für Zug-Ochſen und Milchkühe, ſo wie für Schafe und beſonders Maſthammel zu benutzen ſeyn. (A. A.)

Sicherheit des Rapſes gegen die Erdflöhe.

Wenn der Raps (Reps, Rübſamen), mit der Säemaſchine in Reihen geſäet worden iſt, ſo wird einige Tage nachher eine breitwürfige Saat vorgenommen. Da nun der Erdfloh ſtets die jüngſten und zarteſten Pflanzen angreift, ſo ſichert die zweite Saat, die man den Erdflöhen überläßt, die frühere Saat. Wenn die Gefahr des Inſektenfraßes vorüber iſt, ſo werden die von Erdflöhen verſchonten Pflanzen zweiter Saat durch Felgen und Häufeln vernichtet. (Oek. Neuigk.)

Mittel gegen die Baumraupen.

Dieſes Mittel iſt ſo einfach als kräftig in der Wirkung, und beſteht darin, daß man graue Queckſilberſalbe, ſo wie man ſie in der Apotheke bekommt, nimmt und einen ſtarken Bindfaden reichlich damit einſchmiert, wobei man jedoch die Hände vor der Wirkung dieſer an ſich ſehr giftigen Salbe durch lederne Handſchuhe ſchützen muß. Dieſe Schnur wird nun an den Stamm und andere dergleichen nur die vornehmſten Aeſte gebunden, wodurch der Baum vollkommen vor dem Auf- und Niederlaufen der Raupen geſchützt wird, denn keine Raupe wird es wagen, dieſe Schnure welche für ſie ein Zauberring iſt, zu überreichen, und es iſt merkwürdig zu beobachten, wie eine Raupe, wenn ſie an die Schnure kommt, ſich windet, gerne hinüber möchte und doch nicht kann, bis ſie endlich nach langen vergeblichen Mühen den Weg zurück nimmt. (G. B.)

Obſt lange friſch zu erhalten.

Um Aepfel und Birnen lange friſch und ſchmackhaft zu erhalten, lege man ſie im Spätherbſt ſtatt auf Stroh auf dünnes Laub ihres eigenen Geſchlechts, alſo den Apfel auf Apfelblätter, Birnen auf dünnes Birnenlaub, und zwar ſo, daß ſich die Früchte ſo wenig als möglich berühren.

Der Kleeſamen darf auf dem Boden nur ſehr flach in den erſten zwei Monaten nur 4 Zoll hoch aufgeſchüttet und muß öfters gewendet werden. Die Aufbewahrung in Kaſten iſt ſehr nachtheilig.

Gewerbe und Handel.

Die Induſtrie;
ihre Wichtigkeit und unermeßlicher Einfluß.*)

Mehr und mehr werden auch in unſerm deutſchen Vaterlande die Anſtrengungen geſteigert, um zu einer vervollkommneten Nationalinduſtrie zu gelangen, wie ſie in andern Staaten ſchon vorhanden iſt oder doch erſtrebt wird; faſt aller Orten wird ein immer größerer Unternehmungsgeiſt wach, und die beſſeren deutſchen Regierungen fördern eifrig und wenn nicht mit allen, ſo doch mit vielen der ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel alle dahin abzweckenden Beſtrebungen. Einen neuen Impuls nur werden die angeregten freiwilligen Jahresverſammlungen der deutſchen Techniker, Fabrikanten, Manufacturiſten und Nationalökonomen geben — eine Idee, die nicht nur in der ſich immer weiter verzweigenden Vorliebe für das Aſſociationsweſen, ſondern auch und mehr noch in dem wirklichen Bedürfniß die Garantie ihrer baldigen Realiſirung trägt.

Allein nicht gering iſt noch die Zahl derer, welche es für dringend wünſchenswerth erachten, daß dieſe Richtung der Zeit durch Anwendung darauf berechneter Mittel oder durch entgegentretende Ereigniſſe ſcheitern und abgelenkt werde; weil ſie Tauſende von Gefahren im Geleite dieſes weiter verfolgten Zieles erblicken.

*) Aus dem Journal für Induſtrie, Handel und Schifffahrt.

Zum Theil ſind es große Namen, die an der Spitze der Verwerfer dieſer Tendenz ſtehen; und in England und Frankreich, wo die Induſtrie, namentlich im erſteren Staate, bereits auf hoher Stufe der Entwickelung ſteht, ſahen wir ſich eigene Secten bilden, welche von dem Glauben an die Unhaltbarkeit dieſes immer weiter um ſich greifenden Zuſtandes ſich in ihren reformatoriſchen Syſtemen bis zu dem Gefühle der Nothwendigkeit einer Aenderung aller Dinge, einer radicalen Umformung der ſocialen Ordnung hinreißen ließen. Noch zur Stunde ſind die offenen und vollends die ſtillen Anhänger dieſer Theorien zahlreich; und je mehr ſie die Fortſchritte der Induſtrie ſich zeigen und zunehmen, je mehr ſie die Summe der Kräfte wachſen ſehen, die ſich nach der Induſtrie als einem immer unwiderſtehlicheren Centrum hindrängen: deſto näher glauben ſie die Alles verheerende Kataſtrophe, die die knechtende Herrſchaft der größeren Induſtrie über den ganzen Staat und namentlich alle unteren Volksklaſſen heraufführen müſſe.

Gewiß iſt es ein des Nachdenkens würdiger Gegenſtand, den Werth oder Unwerth ſolcher Theorien an dem Weſen und Bedürfniß der Induſtrie und ihren Wirkungen zu prüfen; und mit Intereſſe werden uns die geneigten Leſer gewißlich folgen, wenn wir dem von dem geiſtreichen Michel Chevalier, deſſen wir ſchon neulich mit Auszeichnung zu gedenken Gelegenheit nahmen, im Collége de France zu Paris gehaltenen Vortrage, womit derſelbe ſeinen nationalökonomiſchen Vorleſungen eine in der That würdige Eröffnungsweihe gab, nachſtehend die Hauptſtellen entheben.

Die Wichtigkeit der Staatsökonomie nimmt mit den materiellen Intereſſen täglich zu; ihre Rolle in der Welt gehört jetzt zu den Hauptrollen. Den ſchönſten Schmuck der Staatsökonomie bildet die Induſtrie. Trotz ihrer Unvollkommenheiten und ungeachtet der Leiden, die ſie jetzt begleiten, iſt die Induſtrie eine ſtarke Macht geworden. Schon hält ſie den kriegeriſchen Intereſſen, die bis jetzt die Welt regierten, das Gleichgewicht. Induſtrie iſt die materielle Arbeit in jeder Geſtalt. Sie umfaßt Landwirthſchaft, Fabriken und Handel. Durch die Zahl der Menſchen, die der Ackerbau beſchäftigt, durch den Werth der Producte, die er liefert, durch den glücklichen Einfluß, den derſelbe auf die Geſundheit des Leibes und der Seele ausübt, nimmt die Landwirthſchaft den erſten Rang ein. Wollte die Staatsökonomie die Landwirthſchaft überſehen, ſo würde

ſie verfahren wie ein Aſtronom, der aus einer Schilderung des Himmels die Sonne wegließe. Die Macht der Induſtrie hat ſich beſonders in den letzten 50 Jahren gezeigt. Dieſe ſociale Umgeſtaltung war durch die langſame, aber unwiderſtehliche Entwickelung der Jahrhunderte vorbereitet. Ideen, Gewohnheiten, Sitten, Alles führte allmälig die Menſchheit dahin. Unzählige Thatſachen beweiſen, wie großen Antheil die Induſtrie bereits an der Leitung der irdiſchen Dinge hat. In allen europäiſchen Staaten, mit Ausnahme einiger, welche in Verweſung überzugehen ſcheinen, bilden die Angelegenheiten der Induſtrie offenbar immer mehr den wichtigſten Gegenſtand der Verwaltung. So hat der Umlauf der Capitalien die Bedeutung eines politiſchen Ereigniſſes von der größten Wichtigkeit. Obwohl das Geld bis jetzt den moraliſchen Sinn noch nicht in dem Grade beſitzt, wie es zu wünſchen wäre, ſo gibt doch die Haltung der Capitalien den Regierungen gegenüber bis zu einem gewiſſen Punkte in den meiſten Fällen einen Maßſtab für das Vertrauen, was dieſe einflößen, und für die Zukunft, auf die ſie rechnen dürfen. Die Regierungen aller Art, volksthümliche oder monarchiſche, nehmen Rückſicht auf die Beherrſcher des Handelscredits, von denen jetzt die Entſcheidung über den Staatscredit abhängt. In den diplomatiſchen Verhältniſſen, deren Monopol das feudaliſtiſche und militäriſche Intereſſe am eifrigſten feſthielt, hat die Herrſchaft der Induſtrie bereits einen Anfang gemacht. Einige betrübt und beunruhigt dieß; ſey es, daß ſie das Unterliegen der gefallenen Mächte bedauern, an deren Stelle die Induſtrie tritt, ſey es, daß ſie die Uebel, von denen die Induſtrie jetzt begleitet iſt, für unheilbar halten. Andere ſind darüber erfreut und begrüßen die Thronbeſteigung der Induſtrie mit einer wohlbedachten Begeiſterung. Meine Wahl iſt zwiſchen dieſen beiden entgegenſtehenden Anſichten unwiderruflich getroffen. Stets werde ich auf Seiten der Partei ſeyn, die der Welt zum Gedeihen der Induſtrie Glück wünſchen. Ich wiege mich nicht in Täuſchungen über das materielle, intellectuelle und ſittliche Elend der Gegenwart; aber die Ueberzeugung hege ich, daß die Induſtrie berufen iſt, der heiligen Sache der menſchlichen Würde und Moralität die hochwichtigſten Dienſte zu leiſten, und daß ſie nur immer fruchtbarer werden wird für den Wohlſtand und die Wohlfahrt aller Menſchen, ohne Unterſchied ob Hoch oder Nieder, im Einzelnen wie im Gan-

zen. Trotz dieſer Zukunft aber muß die Induſtrie zunächſt das Loos alles Neuen theilen: die Anhänger der Vergangenheit möchten ſie faſt nach der Zahl ihrer Ahnen fragen .... und halten die Verbindung mit ihr für etwas die Menſchheit Erniedrigendes. Sie verkünden das Umſichgreifen eines rohen Materialismus, ... das herannahende Ende der Tage. Möglich, daß unſere Zeit den Charakter des Materialismus trage; — wir wollen anerkennen, daß etwas Wahres in ihren Klagen über die ſittlichen Zuſtände liegt. Allein warum ſoll man die Induſtrie dafür verantwortlich machen? Es läßt ſich nicht einſehen, daß der Menſch ſchlechter werde, weil er ſeine Straßen pflaſtere und erleuchte, ſich beſſere Kleidung und Nahrung verſchaffe, den häuslichen Herd wohnlicher einrichte und ſchmücke ꝛc. Oder iſt die Behauptung, daß das menſchliche Geſchlecht nothwendig entarte, weil es ſich von Elend und Schmutz frei mache, nicht grundloſe Beſorgniß? — In dem Emporkommen der Induſtrie liegt kein Sieg der Materie über den Geiſt; im Gegentheil, die Induſtrie erhebt ſich immer, weil der Geiſt die Materie überwältigt. Induſtrie iſt nichts Anderes, als Begründung der Geiſtesherrſchaft über die materielle Welt; oder bildlich: der menſchliche Geiſt, der ſich aus unſerm Planeten einen prächtigen Thron erbaut.

Naturerſcheinungen, die man früher aus Furcht wie Götter verehrte, werden zu Vaſallen des menſchliches Geiſtes und arbeiten gelehrig für ihn. Das iſt eine Eroberung des menſchlichen Geiſtes, und dieſe Eroberung iſt dem menſchlichen Geiſte nicht fruchtlos. Denn die Einſicht der Mehrzahl, die jetzt durch die Sorge für die materiellen Bedürfniſſe gänzlich beſchäftigt, durch mühſame Arbeiten beſchränkt und vernichtet wird, emancipirt ſich dann und erlangt ihre natürliche Spannkraft wieder. So ſetzt die Induſtrie, vollſtändig entwickelt, keineswegs den Materialismus auf den Thron, ſondern bewirkt nichts Geringeres als intellectuelle Erlöſung. Auch die Freiheit wird ſie den Menſchen geben. Denn um frei zu ſeyn, muß er, wie Dunoyer ſagte, zunächſt ſeine Anlagen und ſeine Kräfte ausbilden und ſie dann auf eine für ſich und Andere nutzbringende Weiſe anzuwenden verſtehen und vermögen. So aufgefaßt, kann die Freiheit der Induſtrie nicht entbehren, kann ſie nur im Reiche der Induſtrie gedeihen, worunter ich den Zuſtand verſtehe, daß die Geſellſchaft ſich

der materiellen Arbeit in allen Zweigen und unter allen Formen widmet, und mit dieſer den Wiſſenſchaften und den Künſten, wodurch die Arbeit verklärt und moraliſirt wird. Außer der Induſtrie bleibt für die Kräfte des Menſchen kein anderer Lohn als Krieg, für die Thätigkeit des Menſchen kein anderes Ziel als Eroberung. Zwiſchen Induſtrie und Eroberung muß man wählen; ein Mittelding gibt es nicht. Der Menſch muß ſeine Arme und ſeinen Geiſt zum Schaffen oder Zerſtören gebrauchen, Leben oder Tod ſäen! Welche von beiden Beſtimmungen iſt des Menſchen würdiger? Welche iſt der Entwickelung ſeiner phyſiſchen und geiſtigen, ja ſeiner moraliſchen Kräfte, d. h. noch einmal der Freiheit, wohl förderlicher? Wo die Induſtrie fehlt, iſt keine Geſellſchaft möglich ohne eine elende Mehrheit, die der herrſchenden Minderheit als Fußſchemmel, als Bauſtoff, als Kanonenfutter dient. Wo die ſchaffende Arbeit kein Bürgerrecht hat, ſondern gefeſſelt und verachtet iſt, ſind regierende Stände nöthig, die auf Koſten der Menge leben. Dieſe höheren Stände pflanzen ſich durch erbliche Privilegien fort, da ſie nicht zugeben können, daß ihre Nachkommen ſich zu den verachteten Arbeiten erniedrigen. Wo dagegen die Induſtrie geehrt wird, wo deren Vervollkommnung Hauptzweck der Verwaltung iſt, wo ihre Angelegenheiten Staatsangelegenheiten ſind: dort verſchwindet jede unbedingte Abſonderung. Da die allgemeine Thätigkeit ſich auf die Dinge richtet, wird der Menſch nicht mehr unterdrückt, ſondern ſtatt der Menſchheit die Natur beherrſcht und benutzt. Die Geſellſchaft ſtrebt nach Vereinigung und gelangt dahin trotz aller trennenden Privilegien. Der Grundſatz der Gleichheit nach Maßgabe der Moralität und der Talente, des Verdienſtes und der Leiſtungen wird Grundgeſetz. Man hat geſagt, die Bildungsſtufe eines Volkes laſſe ſich an der Menge von Eiſen erkennen, die es verbraucht. Richtiger iſt es zu ſagen, daß der Grad der Freiheit, deren ein Volk genießt, ſich nach der Ehre ermeſſen laſſe, die ſein Geſetz und ſeine Sitten der Arbeit erweiſen. Die Induſtrie iſt alſo eine koloſſale Macht von bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit. Im Zipfel ihres Mantels hält ſie das Wohlſein der Menſchheit, und mit deren Wohlſein die Freiheit. Sie dient den edelſten und den ſanfteſten Regungen unſerer Natur. — — Die Maſchinen ſind bewunderungswürdig, und wer ſeine Mitmenſchen liebt, wünſcht die Aus-

breitung wie die Fortſchritte der Mechanik, weil die Maſchinen berufen ſind, den Menſchen zu erſetzen und an deſſen Stelle zu arbeiten, ſo daß dieſer mit minderer Anſtrengung mehr Reſultate, mit minderer Bemühung mehr Genüſſe erlange, und damit Keiner durch die Materie erdrückt werde, ſondern Jeder an den intellectuellen Freuden Theil nehme und ſich mit ſeiner Bildung beſchäftigen könne, während die Elemente für ihn arbeiten. Allein bei der gegenwärtigen Geſtaltung der Induſtrie tritt das Gegentheil ein. Die Arbeiter in Brighton ſagten mit Recht: „Die Maſchinen ſollten unſere Sclaven ſein, ſind aber unſere furchtbarſten Concurrenten geworden!“ Sie hatten Recht, dieſelben mit dem Ungeheuer der deutſchen Legende zu vergleichen, das, nachdem es Leben empfangen hatte, dies nur dazu anwendete, um Den zu verfolgen, der es ihm gegeben. Bei der jetzigen Lage der Dinge dient die Mechanik zuweilen, ja ſogar oft, zur Erleichterung der Arbeit des Menſchen, öfter aber raubt ſie der jetzigen Generation ihr Auskommen. Statt die Würde des Menſchen zu erhöhen, erniedrigt ſie denſelben und der Verſtand erſcheint bei ihm als ein überflüſſiger Auswuchs. Der Menſch iſt ſo unbedeutend neben den wunderbaren Maſchinen, die er leitet, ich ſollte ſagen, von denen er geleitet wird, daß man es nicht für nöthig hält, ihm einen Antheil an dem Verdienſt und dem Ruhme des induſtriellen Werkes zuzuſchreiben. Auch iſt das keineswegs Verachtung gegen die arbeitende Klaſſe, ſondern nur der einfache Ausdruck der Thatſache, daß in großen Fabriken in Ermangelung einer Organiſation auf moraliſcher Grundlage der Arbeiter bloß eine Geräthſchaft bildet, ein kleines Werkzeug, das neben den gigantiſchen Maſchinen wenig bedeutet. Man braucht dieſes lebendige Werkzeug nur einſtweilen noch, bis eine ganz todte Maſchine erfunden iſt, die weniger koſtet..... Wie aber bei der jetzigen Desorganiſation der Induſtrie, beſonders des Manufacturweſens, das Loos des Arbeiters traurig, ſo iſt der Meiſter nicht beſſer daran. Steht auch der Hunger nicht drohend an ſeiner Thür, ſo droht dort der ſcheußliche Vampyr Bankrott. Wer ſich davon überzeugen will, braucht nur um ſich zu blicken und zu zählen, wie viel große Handelshäuſer oder Fabrikunternehmungen ſchon 30 Jahre beſtehen. Bei der jetzigen Stellung der Induſtrie gibt es keine Sicherheit für die Zukunft. Dieſes Loos theilt der Arbeiter, wie der Herr, mit

dem einzigen Unterſchiede, daß die Zukunft für den Herrn vielleicht ein Jahr, während ſie für den Arbeiter kaum eine Woche entfernt iſt. Aber Sicherheit für die Zukunft iſt der koſtbarſte Schatz. Wer der Zukunft nicht ſicher ſteht in der Geſellſchaft im Lager, iſt nicht anſäſſig. Ohne Zukunft gibt es weder häuslichen Herd, noch Familienleben, noch Sittlichkeit. Für den Menſchen ohne Zukunft iſt der Verſtand eine unſelige Gabe und die Erkenntniß der Zukunft eine Qual. Eine ſolche Lage iſt unerträglich; ſie wirkt der Induſtrie ſelbſt entgegen. Aus ihr entſpringt auch die politiſche Unſicherheit, die zur Unterhaltung der ſtehenden Heere zwingt — welche Erfolge wären nicht zu erreichen, wenn man auch nur die Hälfte der dabei verlorenen Geld- und Arbeitskräfte auf fruchtbringende Arbeiten verwenden könnte! Alles dies ſind Aufgaben, welche die Staatsökonomie zu löſen hat, und ſie muß ſich beeilen, denn die Zeit drängt.

Ueber die Feuchtigkeit der Wohnungen.

(Aus dem Gewerbeblatt für Sachſen.)

(Vortrag gehalten in der Sitzung der techniſchen Deputation des Handwerkervereins zu Chemnitz am 26. Februar von Hrn. Architekt Heinig nach einer Abhandlung des Bauinſpektors Bleichroth.)

Die Feuchtigkeit in den Gebäuden iſt ein ſehr läſtiges, der Geſundheit ſowohl als den Gebäuden gleich nachtheiliges, nicht leicht zu entfernendes Uebel. Die Urſache liegt theils in den naſſen, dem Zugange der freien Luft beraubten Umgebungen, theils iſt ſie im Körper des Gebäudes ſelbſt, in ſeiner Konſtruktion, in dem Material, im übereilten Bau zu ſuchen. Die Nähe des fließenden Waſſers iſt den Gebäuden zwar nicht zuträglich, aber bei weitem nicht ſo nachtheilig, als ſtehende Lachen, Sümpfe und Moräſte.

Die Athmosphäre in der Nähe des fließenden Waſſers iſt zwar feucht, aber noch ein Anderes iſt es bei ſtehendem Gewäſſer: Legionen von Thieren, von Pflanzentheilen, welche die Sümpfe anfüllen, ſind in einer immerwährenden faulen Gährung begriffen und verpeſten die Luft, die auf die naheſtehenden Gebäude äußerſt nachtheilig einwirkt.

Das Erdreich iſt inficirt und die Steinmaſſe eines dergleichen Ausdünſtungen ausgeſetzten Gebäudes ſaugt gleich einem Schwam-

me dieſe unreinen Dünſte ein, theilt ſie dem naheliegenden Holzwerke mit, und der Saame zu dem verderblichen Mauer- oder Salpeterfraß und zur Entſtehung des verwüſtenden Schwammes iſt ausgeſtreut. Die Feuchtigkeit theilt ſich dann auch dem Mobilar mit und verbreitet durch das ganze Gebäude einen faulen, modrigen Geruch. Wie nachtheilig aber dieſe faulen Miasmen auf die Geſundheit der Inwohner eines ſolchen Hauſes wirken, bedarf gewiß einer Beweisführung nicht. Eine Menge Krankheiten befallen die ſonſt geſunden Bewohner, die gewöhnlich nicht anders geheilt werden können, als durch Veränderung der Wohnung.

Darum rufe ich Allen die bauen wollen zu: bauet nach der Sonne! Damit ſie eure Häuſer austrockne. Gönnet euch doch Sonne und reine Luft in euren Wohnungen!

Man muß ſich freilich die Sache nicht erſchweren, ſondern zu erleichtern ſuchen; doch iſt ſchon viel gewonnen, wenn man beim Bauen von dem Prinzip ausgeht: die Wohnungen trocken anzulegen, und ſo viel wie möglich der Sonne und freien Luft zu exponiren. Und dieſes Ziel iſt überall zu erreichen. Beſcheint die Sonne das Gebäude nicht von vorn, ſo beſcheint ſie daſſelbe von hinten oder von der Seite, und dieſe Stelle faſſe man ins Auge. Man verlege dorthin ſeine Wohnung und wenn dies nicht angehen ſollte: eröffne man doch von dorther einen Luftwechſel mittelſt eines Ganges der das ganze Gebäude durchſchneidet. Man wähle bei Gebäuden, die zwiſchen andern gleichſam hineingeſchoben ſind, niemals die ebene Erde zu ſeiner Wohnung, weil dieſe immer feucht ſeyn wird, ſondern das zweite oder dritte Geſchoß.

Man hüte ſich auch, zu dem Material des Gebäudes ſolche Subſtanzen zu wählen, welche leicht Feuchtigkeit anziehen, wie Kalkſtein und Gypsſtein. Ein tüchtiger Fachwerksbau mit gut ausgetrockneten Lehmſteinen iſt an ſolchen Orten ganz an ſeiner Stelle.

Aber auch in der Konſtruktion der Gebäude liegt zuweilen der Grund des Feuchtſeyn unſerer Wohnungen. Keller, Gewölbe und überhaupt Behältniſſe, die des Zugangs der freien Luft beraubt ſind, und nicht mit trocknem Sand überſchüttet worden, oder die Ausfüllung des Grundes durch feine Moor-, Damm- oder Gartenerde, welche die Erzeugung des Schwammes vorzüglich begünſtigt — Alles dies gibt Elemente für die Feuchtigkeit.

Es iſt bemerkenswerth, welchen nachtheiligen Einfluß feuchte Füllerde auf dem Körper eines Gebäudes äußert. Die naſſe Erde trocknet nie aus, die Feuchtigkeit theilt ſich den Grundmauern mit, und der Proceß zu Erzeugung des Mauerfraßes iſt eingeleitet.

Auch der Mörtel, womit Grund- und Kellermauern gebildet wurden, wird nie feſt, wenn man zumal Gyps in Anwendung brachte.

Man ſollte daher nur die trockenſte Jahreszeit zu ſolchen Arbeiten benutzen, trocknen Sand oder Kies als Füllerde anwenden und den Raum recht austrocknen laſſen. Neues Gemäuer ſollte überhaupt nicht ſogleich verſchüttet und verfüllt werden.

Auch das Material iſt öfters Urſache, daß manche Gebäude niemals austrocknen. Es gibt Steinarten, deren große Verwandtſchaft zum Waſſer faſt ein unaufhörliches Feuchtſein bewirkt, gegen welches alle Mittel fruchtlos ſind. Dahin gehören eine Art des grauen Thonſchiefers, der Gyps, manche Kalkſteinarten, vorzüglich der bituminöſe Kalk- oder Stinkſtein, welcher in Platten bricht und zur Pflaſterung der Fluren in den Häuſern zuweilen gebraucht wird. Mauerwerk aus ſolchem Material gebildet gibt jede bevorſtehende Veränderung der Witterung zu erkennen, und ehe das Barometer die eingetretene Veränderung anzeigt, hat ſie ſich ſchon an dieſem Mauerwerk offenbart. Gebäude, welche aus ſolchem Mauerwerk zuſammengeſetzt wurden, ſind nicht zu verbeſſern, denn es kann hier, aus leicht begreiflichen Gründen, auch der heftigſte Luftzug keine radikale Austrocknung bewirken.

Nächſt den Steinen wird auch das Bauholz durch zweckwidrige Behandlung ein Mittel zur Erzeugung der Feuchtigkeit in den Gebäuden; daſſelbe wird zum frühen Verderben vorbereitet und der Keim zu ſeiner Auflöſung und Fäulniß gelegt, wenn es im vollen Safte geſchlagen und ſogleich verbaut wird; an feuchten und eingeſchloſſenen Orten geht es in Fäulniß über oder wird eine Beute der Würmer. Daß aber Subſtanzen, die in der Fäulniß begriffen ſind, auch auf andere nahe liegende Gegenſtände einen verderblichen Einfluß äußern, lehrt die tägliche Erfahrung.

Mit dieſen allgemeinen Urſachen zur Feuchtigkeit in den Gebäuden, verbindet ſich noch eine ſehr gewöhnliche, das übereilte Bauen. Nichts kann auf ein Gebäude verderblicher einwirken, als die Vernachläſſigung der nie genug zu empfehlenden Vor-

ſichtsmaßregeln, langſam zu bauen, um ein Gebäude lange Zeit der durchſtreichenden Luft auszuſetzen und ſeine größtmöglichſte Austrocknung bewirken zu können. Nicht zu gedenken des nachtheiligen Einfluſſes eines nicht gehörig ausgetrockneten neuen Gebäudes auf die Geſundheit der Bewohner: iſt es auch nicht möglich, daß das vom Mörtel noch feuchte Mauerwerk in wenigen Monaten völlig austrocknen werde, wenn man zumal, wie dies ſehr häufig geſchieht, recht eifrig bemüht iſt, daſſelbe ſorgfältig zu verbauen, zu verſchütten, um das Gebäude recht ſchnell in möglichſter Vollkommenheit herzuſtellen. Welche Folgen müſſen aus einem ſolchen Verfahren entſpringen? Die Säfte des noch nicht völlig ausgetrockneten Bauholzes gerathen in Stockung und Fäulniß. Wenn nun noch überdies die Grundſchwellen auf ein naſſes Fundament gelegt, von innen vielleicht mit fetter Dammerde verſchüttet und von außen mit Kalk beworfen werden: ſo iſt es gewiß nicht zu verwundern, wenn ein ſolches Gebäude Feuchtigkeit erzeugt und binnen wenig Jahren ſich Spuren der anfangenden Fäulniß zeigen.

Langſambauen, um das verwendete Material erſt dann einzuhüllen, wenn es möglichſt trocken iſt, iſt daher unumgänglich nöthig zum Gutbauen.

In der That würde es von großem Nutzen ſeyn, wenn das Langſambauen und das zeitgerechte Bauen der Aufſicht der Baupolizei empfohlen würde. Dieſelbe verhindert doch, daß keine mißgeſtalteten Formen bei neuen Gebäuden vorkommen und keine feuergefährlichen Anlagen vorgerichtet werden; warum kann ſie nicht auch ihr Augenmerk auf jenen wichtigen Theil des allgemeinen Bauweſens richten? —

Regeln für den Backofenbau.

(Aus dem Gewerbeblatt für Sachſen.)

(Vortrag gehalten in der Sitzung der techniſchen Deputation des Handwerkvereins zu Chemnitz am 5. März nach einem Artikel des baier. Kunſt- und Gewerbeblattes Hft. — 9. Jahrg. 1840, von Florian Klöter in München.)

Der Verfaſſer verbreitet ſich zuerſt über die Wichtigkeit guter Backöfen; er weist darauf hin, wie unvollkommen der Backofenbau

bis jeƶt betrieben worden ſey, und welche Nachtheile aus dieſem Mangel an feſten Regeln bei Konſtruirung ſowohl für den Bedarf an Brennmaterial, als für die Erzeugung eines guten Brodes hervorgehen. Er habe dadurch Veranlaſſung genommen, ſich der aufmerkſamſten Beobachtung derſelben hinzugeben, um die Regeln zu ſuchen, nach welchen ein guter Backofen erbaut und behandelt werden müſſe, und da er die gefundenen Regeln genau geprüft hat und außer Zweifel geſeƶt ſieht, drückt derſelbe den Wunſch aus, daß alle Polizeibehörden dieſem wichtigen Gegenſtande überall die nöthige Aufmerkſamkeit ſchenken und alle Backöfen nach dieſen nun der Oeffentlichkeit übergebenen Regeln erbauen und verbeſſern laſſen.

Nachdem der Verfaſſer im weitern Verfolg ſeiner Abhandlung den Prozeß im Allgemeinen berührt hatte, der beim Brodbacken vor ſich geht, bezeichnet derſelbe beſonders die Fehler näher, die gewöhnlich bei den Backöfen wahrzunehmen ſeyen:

zwei Fehler ſind es namentlich

1) unrichtiges Verhältniß der Mundlöcher (Ofenlöcher) und
2) unrichtige Beſchaffenheit des Rauchabzuges.

Faſt in allen Backöfen, die Bäckeröfen zum Theil ausgenommen, ſind die Ofenlöcher zu hoch. Nicht ganz ſelten ragen ſie ſogar bis zur Höhe des Gewölbes empor. Ein ſo hohes Mundloch iſt aber für den Ofen auf mehrfache Weiſe Nachtheilig. Es erkaltet nämlich

1) der Ofen ſowohl während des Feuerns, als während des Backens, und läßt
2) die Waſſerdämpfe zu bald hinaus.

Das zweite Hauptübel iſt die fehlerhafte Anlegung der Rauchabzüge.

Am Allerſchlimmſten iſt es, wenn einer oder zwei dieſer Abzüge an der höchſten Stelle des Ofengewölbes angebracht ſind. Ein ſolcher Ofen heizt ſich ſehr ſchwer, weil das Feuer weder an den beiden Nebenſeiten noch an dem hintern Theile des Ofens gut brennen will. Der Zug der Hiƶe geht aber vom Mundloche aus ſogleich in dieſe Zuglöcher, und wenn das Feuer ausgebrannt iſt: ſo entweicht durch dieſe Oeffnung die heiße Luft des Ofens, welche ſich innerhalb des Ofengewölbes halten ſollte.

Durch das Entweichen der heißen Luft aus dem Backofen, entſtehen für das Brodbacken mancherlei Nachtheile: man muß daher in ſolchen Oefen auf andere Weiſe nachhelfen. Manche ſuchen dieſer üblen Wirkung dadurch zu begegnen, daß ſie während des Backens unter dem Ofenloche einen Haufen glühende Kohlen erhalten. Das Brod bekömmt aber dann eine unſchöne und nicht wohlſchmeckende Rinde, und die Rinde wird nicht glänzend, weil die Waſſerdämpfe zu ſchnell entweichen können. Auch das Feuer brennt in ſolchen Oefen ſchlecht, und gibt viel Rauch. Viel länger dauert daher die Zeit des Feuerns.

Die Backöfen ſtehen auch oft dem Anwehen erkaltender Luft ausgeſetzt. Man achtet nicht ſelten ſo wenig auf dieſen Uebelſtand, daß man ſogar die Ofenlöcher gegen die freie Luft offen ſtehen läßt, wenn nicht gebacken wird.

Hiernächſt geht nun der Verfaſſer zur Beantwortung der Frage über, wie ſoll man einen neuen Backofen bauen?

Vor allen Dingen kommt es darauf an, zu beſtimmen, wie der Heerd des Ofens geſtattet werden ſoll. Die beſte Geſtalt des Ofens iſt die länglich-runde, welche hinter der Mitte weiter iſt, als vor derſelben. Schon die Heizung wird dadurch erleichtert, daß der Ofen vorn enger und niedriger wird, denn ſobald der Feuerzug von vorn nach hinten zugeht, müſſen offenbar die Räume im mittlern Theile des Ofens von mehr Wärme berührt werden, als es gegen vorn hin der Fall ſeyn kann. Auch die Räume im hintern Theile erhalten verhältnißmäßig mehr Wärme als die vordern, wenn gleich weniger als die mittleren.

Wie ſich die Länge und Breite des Heerdes zu einander verhalten, hängt oft von dem Platze ab, wohin man den Backofen ſtellen will. Iſt kein ſonſtiges Hinderniß vorhanden, ſo ſcheint das geſchickteſte Verhältniß zu ſeyn, daß man 9 Maaßtheile auf die ganze Länge des Heerdes und 6 Theile auf die Breite rechnet. Es ſoll z. B. der Heerd 9 Fuß lang werden, ſo iſt der Maaßtheil ein Fuß und der Heerd würde 6 Fuß breit. Der Heerd wird dann ſo auf das Papier gezeichnet, daß man auf den Raum eine Linie nach der Länge zieht und ſolche in neun gleiche Theile theilt. Vom Mundloche aus durch den ſechsten Theil zieht man eine rechtwinkelige Linie übers Kreuz, auf welche man rechts und links

drei Maaßtheile abſticht und von dieſen Endpuncten einen Halbkreis zieht.

Andere, obgleich weniger vortheilhafte Verhältniſſe, ſind folgende:

1) Zu 9 Theilen Länge eine Breite von 7 Theilen. In dieſem Falle ziehe man die Querlinie zwiſchen dem 5. und 6. Theilpunkte der Länge und beſchreibe gleichfalls den Halbkreis von den Endpunkten der Querlinie.
2) Zu 9 Theilen Länge, 8 Theile Breite, wird die Kreuzlinie durch den 5. Theilpunkt gelegt.
3) Zu 9 Theilen Länge bei 5 Theilen Breite wird die Linie mittendurch zwiſchen den 6. und 7. Theilpunkt gezogen.

Ueber dieſe beiden letztern Verhältniſſe die Länge oder Breite auszudehnen, iſt nicht rathſam.

Iſt nämlich der Ofen ſehr breit aber kurz, ſo iſt zwar das Ein- oder Ausnehmen des Brodes bequem, aber der Ofen heizt ſich ſchwer, weil der Hitzezug nicht lange im Ofen verweilt und ſo umgekehrt.

Iſt die Größe und Form des Heerdes ermittelt, ſo kann man zur Ausführung des Baues ſchreiten. Man hüte ſich ja, einen Ofenheerd auf den bloßen Erdboden zu legen. Die Grundmauern dürfen nicht ans Land gemauert werden, ſondern es wird ein Zwiſchenraum gelaſſen, welcher mit kleinen Steinen oder Schmiedeſchlacken auszufüllen iſt, damit die Näſſe nicht ins Gemäuer und den Heerd dringe. Ein Gewölbe unter den Heerd zu ſetzen oder andere geſchloſſene Höhlungen darunter anzubringen, iſt nicht rathſam. Im erſtern Falle erkaltet der Ofen leicht, wenn der Vorplatz nicht ein ſtets warmer Raum iſt, und im zweiten wird dem Ungeziefer ein bequemer Aufenthalt bereitet.

Die Steine oder Schlacken dürfen nur bis auf etwa 9 Zoll unter der Heerdſohle emporreichen. Auf dieſe legt man Kohlenklein etwa 4 Zoll hoch, und zuletzt feinen Sand.

Zur Richtung des Herdes wähle man die gegen hinten anſteigende. Der Ofen heizt ſich dann beſſer und iſt für den Backenden bequemer. Doch darf die Steigung nicht zu groß ſeyn, etwa für den Fuß Länge ein Zoll Steigung. Es iſt aber gut, wenn dieſe Steigung vom Mundloche aus 1½ Fuß mehr beträgt, nämlich 4 Zoll auf dieſe Länge. Dadurch kommt der obere Theil

des Mundloches tiefer zu ſtehen, was dem Ofen ſehr zuträglich iſt.

Zur Bildung des Heerdes nimmt man gewöhnlich breite Ziegelſteine. Doch dürfen dieſe Heerdſteine nicht mit den Seitenmauern verbunden werden, um ſie bei nöthiger Erneuerung leicht heraus nehmen zu können. Man kann auch den Heerd aus Lehm ſchlagen; ein ſolcher Heerd muß aber ſehr ſorgfältig gemacht werden.

Das Mundloch ſoll mit großer Sorgfalt behandelt werden. Es darf nicht höher ſeyn als unumgänglich nöthig iſt. Die obere Linie wird am Beſten nicht im Bogen, ſondern gerade gemacht. Die Leuchte erhält eine beſondere Oeffnung an der Seite des Mundloches, ſie kommt mit der Höhe des Mundlochs gleich; verengert ſich gegen den Ofen hinein bis auf 4 Zoll, während ſie außen 6 Zoll breit und 8 Zoll hoch iſt.

Es iſt nicht nöthig, daß man der Leuchtöffnung wegen das Mundloch aus der Mitte vorrücke, da man ſolche eben ſo gut an die Seite des Ofens ſetzen kann.

Zugleich mit dem Mundloche ſind die Seitenwände des Ofens aufzuſetzen. Nur 6 oder 7 Zoll hoch vom Heerde fängt das Gewölbe an.

Die Form des Gewölbes iſt gewöhnlich eine gedrückte. Bisher iſt bei den Bäckern angenommen, daß ſich ein Ofen um ſo beſſer heize, und daß er um ſo beſſer backe, je niedriger das Gewölbe iſt. Von dieſem Umſtande hängt aber nicht ſo viel ab, ſondern vielmehr davon, daß die Rauchabzüge nähe genug am Heerd angebracht ſind. Das Gewölb des höhern Ofens iſt freilich entfernter von der Kohlengluth, und kann alſo verhältnißmäßig weniger leicht erwärmen, aber in einem höhern Ofen geſchieht die Verbrennung beſſer und das Gewölbe gibt zur Erhizung mehr Fläche, ſtrahlt alſo auch nach der Erhizung mehr Wärme aus. Allerdings gingen dieſe Vortheile verloren, wenn das Gewölbe außer Verhältniß hoch wäre.

Es iſt alſo, wie ſchon bemerkt, nicht ſo ſehr ängſtlich mit der geringen Höhe des Gewölbes zu nehmen, was für Backofen, die nicht zu theuer zu ſtehen kommen ſollen, von einiger Wichtigkeit iſt; denn ein ſehr gedrücktes Gewölbe muß wenigſtens einen Fuß ſtark ſeyn, um von Dauer zu ſeyn, und kommt alſo theurer zu

ſtehen, als ein höheres, das man nur mit halben Steinen zu wölben braucht.

Nach Verfertigung des Gewölbes werden die liegenden Rauchkanäle 6 Zoll weit und 8 Zoll hoch angelegt. Man kann ſie bei gewöhnlichen Backöfen vorn oberhalb des Mundloches zuſammen führen, wo ein Backſtein die Oeffnung verſchließt. In einen Kanal vereinigt, geht der Rauch von da aus in der Stirnmauer oberhalb des Mundlochs wenigſtens 3 Fuß in die Höhe; der Kanal hat hier eine Weite von 8 × 10 Zoll.

Wegen des Bauplatzes für einen guten Backofen iſt im Allgemeinen zu bemerken, daß er, wenn es ſeyn kann, auf keinem feuchten Boden, nicht an naſſe Wände, nicht ins Freie geſtellt werde.

Allezeit ſollte es Regel ſeyn, den Backofen oben dick mit trockenem Sand zu überſchütten. Dieß ſchützt ihn vor Erkältung und macht, daß etwa entſtehende Riſſe im Gewölbe das Feuer nicht durchlaſſen, und daß auch vom Backofen aus nicht brennbare Gegenſtände in der Nähe entzündet werden.

Einen alten Backofen zu verbeſſern, wende man ſein Augenmerk auf die ſchon bemerkten Regeln und mache vor Allem das Ofenloch niedriger; es iſt hoch genug, wenn ein Laib Brod hineingeſchoben werden kann. Iſt ein größeres Mundloch durchaus nothwendig: ſo vergrößere man dasſelbe nach unten, ſo daß vom Mundloch aus der Heerd je aufwärts ſteigt.

Man ſorge dafür, daß das Mundloch mit einem eiſernen Thürchen gut verſchloſſen werden kann.

Man bringe ſtatt 1 oder 2 Rauchabzüge 3 ſolche an und zwar einen nach hinten am Ofen und je einen nach jeder Seite, da wo der Heerd angefangen hat, ſich nach hinten zu verengen. Dieſe Zuglöcher legt man nicht hoch hinauf ins Gewölbe, ſondern recht weit hinunter gegen den Heerd, doch dürfen ſie auch nicht tiefer ſtehen, als der obere Theil des Mundloches, weil ſonſt der Rauch zu letzterm hinausziehen würde.

Nachdem die Zuglöcher angebracht ſind, werden die 3 Kanäle auf dem Gewölbe des Ofens ſo geführt, wie es oben beſchrieben iſt.

Heizt ſich der Heerd in einem alten Ofen nicht gut, ſo nehme man ihn heraus, und verfahre bei dem neuen nach der angegebenen Weiſe.

Mittel die Feſtigkeit und Dauer des Holzes zu vermehren *).

Bei den mancherlei Mitteln, welche neuerlich zur Vermehrung der Dauer und Feſtigkeit des Holzes in Vorſchlag gekommen ſind, verdient wohl auch dasjenige, was ſchon der berühmte Naturforſcher Buffon in ſeinen Schriften und namentlich im feuille du Cultivateur zur Erreichung dieſes Zweckes vorgeſchlagen hat, neue Beachtung. „Man darf nur," ſagt derſelbe, „den Baum dann, wenn der Saft eingetreten iſt, von oben bis unten ſchälen, und ihn dann, ehe er gefällt wird, trocken werden laſſen. Die Sache iſt ſo einfach und doch ſo nützlich, daß ich mich wundern muß, daß dieſes Mittel nicht allgemeiner angewendet wird, beſonders da es ſchon zwei berühmte Baumeiſter der Vorzeit, Vitruv und Evelin, dringend empfohlen haben." Nun führt Buffon die hierher gehörigen Stellen aus beiden Schriftſtellern an, deren einer, der berühmte Römer Vitruv, zu der Zeit des Kaiſers Auguſtus ſtarb, der andere aber 1676 ſein berühmtes Buch, Silva betitelt, herausgab. — Es iſt alſo nichts Neues, was hier angegeben wird, aber Niemand hatte vor Buffon dieſes Mittels Werth durch ſorgfältig angeſtellte Verſuche erprobt.

„Ich ließ," erzählt derſelbe, „im Jahre 1733, am 3. Mai, ſechs Eichen von 30 bis 40 Fuß Höhe und 5 bis 6 Fuß Stärke (im Umfange) auf dem Stamme ſchälen. Dieſe Bäume waren alle ſechs ſehr geſund, vollſäftig und ungefähr ſiebenzig Jahre alt. Sechs andere Eichen in demſelben Holze und den erſteren ſo ähnlich, als ich ſie nur finden konnte, ließ ich ſchlagen. Dieſe wurden in einen Schuppen gebracht, damit ſie in der Rinde austrockneten. Den 10. Julius fing eine von den noch ſtehenden Eichen, die ich hatte ſchälen laſſen und die wahrſcheinlich am wenigſten bei Saft geweſen war, an, gelb zu werden, und den 26. Auguſt hatte ſie kein Blatt mehr. Am 30. des gedachten Monats wurde dieſer Baum gefällt und im Innern unterſucht, wo ſich dann als Reſultat ergab, daß der Splint härter zu ſeyn ſchien, als der Kern, welcher noch naß und voller Saft war. Ein anderer dieſer geſchälten Bäume verlor ſeine Blätter gegen den 10. September. Da die Feuchtigkeit, welche ich im Innern des erſten Baumes be-

*) A. d. Allgem. Anzeiger.

merkt hatte, noch einigen Ueberreſt des Lebens anzeigte, ſo beſorgte ich, er möchte zu bald gefällt worden ſeyn, und ließ daher die übrigen ſtehen, um zu ſehen, ob ſie im folgenden Frühjahre noch Blätter treiben würden, und wirklich wurden ſie 8 bis 10 Tage vor der Zeit über und über grün. Zwei derſelben wurden gerade ein Jahr nach dem erſtern geſchlagen; der letzte aber, der geſchlagen wurde, gab im Frühlinge des Jahres 1735 noch einige Zeichen des Lebens.“

„Dieſe nach und nach gefällten Bäume wurden nun in den Schuppen gebracht, um mit denen, die in der Rinde getrocknet worden waren, verglichen zu werden. Ich ließ dieſe Bäume in Stücken von 14 Fuß Länge zerſägen und ſie ſo behauen, daß ich lauter Balken von 14 Fuß Länge und genau 6 Zoll Stärke bekam. Von jeder Art ließ ich vier deren zerbrechen, und erhielt folgende Reſultate: Der Balken von der Eiche, der nach dem Schälen zuerſt abgeſtorben war, wog 242 Pfund. Er war unter allen am ſchwächſten und zerbrach unter einer Laſt von 7940 Pfund; der Balken von dem ungeſchälten Baume aber, den ich mit jenem verglich, wog aber 234 Pfund und zerbrach unter 7320 Pfund.“ Der Balken von einem zweiten geſchälten Baume wog 249 Pfund. Er beugte ſich mehr als der erſtere, und brach unter einer Laſt von 8362 Pfund. Der von dem ungeſchälten Baume, den ich mit ihm verglich, wog 236 Pfund, und zerbrach unter 7385 Pfund. u. ſ. w.“

Aus dieſen Vergleichungen ergibt ſich nun augenſcheinlich, daß die auf dem Stamme abgeſchälten und getrockneten Bäume dauerhafter, ſchwerer und dichter ſind, als die mit der Rinde getrockneten, und folglich gewähren dieſe Beobachtungen Buffon's ein in mehrfacher Hinſicht wichtiges Reſultat; denn man würde hierdurch in kürzerer Zeit ein weit beſſeres Brenn-, Bau- und Nutzholz gewinnen, als es auf die gewöhnliche Weiſe geſchieht.

Buffon machte auch Verſuche mit dem Abgange von ſeinen behauenen Stämmen, und fand, daß der Splint mehr Feſtigkeit erhalten hatte, als ſelbſt der Kern des Holzes; deßgleichen fand er, daß die Stücke vom obern Theile des Baumes diejenigen, welche dem Fuße desſelben näher waren, an Gewicht und Feſtigkeit übertrafen.

Bekanntlich wird in England auch der Dampf angewendet, um die Dauer und Feſtigkeit des Holzes beſonders zum Behuf des

Schiffbaues zu vermehren. Man legt das zu verarbeitende Holz in einen, nach Maaßgabe der zu gebrauchenden Holzſtücke und ihrer Größe vorgerichteten Kaſten. Dieſer Kaſten hat, nach Verhältniß ſeines Umfanges, unten mehrere Löcher, in welche die Oeffnung kupferner Waſſerkeſſel, oder beſſer, dichter Schläuche paſſen. Nun macht man, vermittelſt des Dampfes von kochendem Waſſer, welchen man in den wohlverwahrten Kaſten eindringen läßt, das Holz von dem darin befindlichen Safte frei, und es erhält nun eine ſolche Dichtigkeit, daß es ſich weder wirft, noch Riſſe bekömmt. Friſch geſchnittenes Holz wird durch dieſe Behandlung weit tüchtiger zum Gebrauche gemacht, als dasjenige iſt, welches man viele Jahre zum Austrocknen aufbewahrt hat. Auch verſtattet ſo zubereitetes Holz den Holzwürmern keinen Zugang.

Schon vor vielen Jahren ließ das Hofbauamt in Hannover einen daſelbſt wohnenden Tiſchler Namens Ahrens nach England reiſen, um die hierzu erforderlichen Handgriffe zu erlernen und einen ſolchen Holzſchwizkaſten gehörig einzurichten. Da nun aber dieſer Gegenſtand für Tiſchler und andere Holzarbeiter von der größten Wichtigkeit iſt, ſo wäre es ſehr wünſchenswerth, daß die hierüber gemachten Erfahrungen in den Blättern mitgetheilt würden.

Der deutſche Zucker *).

Deutſchland hat Flachs aber keine Baumwolle; es hat Gerbereien, aber die Häute zum Sohlleder kommen von Südamerika und Java; es hat Weinberge und arme Winzer, aber die Weine Ungarns, Frankreichs, Spaniens und Portugals werden nicht durch ſeine Weine erſetzt; es brennt Branntweine aus Kartoffeln und Korn, der aber weder Rum noch Arrak iſt; es baut Taback, der die Güte des ungariſchen nicht erreicht und mit den beſſeren Sorten Nord- und Südamerika's auch nicht entfernt verglichen werden kann; es baut Waid aber keinen Indigo; Krapp, aber keine Cochenille; es hat Hölzer, aber keine Farbehölzer; der deutſche Kaffee iſt gebranntes Korn, Cichorienwurzel u. dgl.; die Schlüſ-

*) Im Ausz. a. d. A. A.

ſelblume, Lindenblüthen ꝛc. ſind unſere Theeſurrogate; das Surrogat des Cacao muß noch erfunden werden, wenn es nicht beim gebrannten Mehl bleiben ſoll; unſere Gewürze ſind: Kümmel, Anis, Zwiebeln, Knoblauch u. dgl., ſie erſetzen uns Indiens Gewürze nicht; Südfrüchte erzielen nur unſere Treibhäuſer und ſtatt des Reis können wir Grütze und Graupen kochen u. ſ. w. Der deutſche Zucker, welchen früher nur die Bienen, als Honig, bereiteten, iſt allein kein Surrogat; der Zucker iſt das einzige Lebens- und Genußmittel von allen, die Deutſchland dem Auslande zinsbar machten und für alle Zeiten machen werden, welches in höchſter Vollkommenheit von den Deutſchen ſelbſt gewonnen wird, zu Deutſchlands Ehre eine deutſche Erfindung iſt und, was nicht überſehen werden darf, immer und unter allen Umſtänden durchſchnittlich zu einem ſehr mäßigen Preiſe geliefert werden kann.

„Jeder Staat ſoll die Keime der ihm innewohnenden Kräfte nach allen Seiten hin zu entwickeln ſuchen. Je mehr dieſe Keime auf Grund und Boden liegen, je mehr dieſer zur nachhaltigen Ausgiebigkeit gebracht wird, um ſo mehr iſt es Pflicht des Staates, ihrer Entwicklung förderlich zu ſeyn, denn auch die Bevölkerung und vor Allem die Zahl der hervorbringenden Arbeiter wird mit dem Rohertrage der Landwirthſchaften eines Landes in einem nahen Verhältniſſe ſtehen. Bemächtigt ſich aber die höhere Gewerblichkeit des erzeugten Rohſtoffes, um daraus einen Verbrauchsgegenſtand zu liefern, für welchen man vorher entfernten Weltgegenden tributbar geweſen iſt: ſo wird der Staat an Vermögen um ſo viel reicher, als der fünfundzwanzigfache Betrag derjenigen Summe groß iſt, welche alljährlich für den Gebrauchsgegenſtand, ſey es im Gelde, ſey es in andern Tauſchmitteln, verausgabt worden iſt. Wenn nun ein gegebener Zweig der Bodencultnr, vereint mit höherer Induſtrie, die Volksmenge in den kräftigeren Kreiſen der Einwohnerſchaft vermehrt und, Reichthum im Staate erhaltend, denſelben verbreitet: ſo iſt in einer ſolchen Vereinigung ein weſentlicher Beitrag zu der erſten Glücksprämiſſe eines Staates, der Unabhängigkeit, gefunden, indem nur durch vereinte

Menſchen- und Geldkraft jedem Angriffe von Außen nachhaltig widerſtanden werden kann. Eine ſolche Vereinigung liegt in der Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben zu Tage."

Die Zuckerfabriken im Magdeburgiſchen, Halberſtädtiſchen und dem Bezirke von Merſeburg verarbeiten eine Rübenmenge von nahe an 3 Millionen Centner und es werden nach einer darüber aufgeſtellten Berechnung in dieſer Provinz über 1 Million Thaler in Umlauf geſetzt, um dieſe Rübenmenge auf Zucker zu verarbeiten. Von jener Summe erhält die arbeitende Klaſſe mindeſtens 300,000 Thlr. Wird angenommen, daß der Geſammtzuckerbedarf der Zollvereinsſtaaten innerhalb ſeiner Grenzen aus Rüben erzeugt würde, ſo wäre der Landmann dabei mit 5½, der Arbeiter und Taglöhner mit 5¼, der Handwerker mit 1¼, der Grubenbeſitzer, Schiffer und Fuhrmann mit 2¾ Millionen Thaler jährlich betheiligt.

Welchen Einfluß die Rübenzuckerfabrication auf die Viehzucht hat, ergibt ſich aus folgender Berechnung. Nach "Koppe's Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht" bedarf ein Schaf zu ſeiner Ernährung für das Jahr 730 Pfd. Heu, welchem eine Rübenmenge von 2555 Pf. entſpricht. Nun liefert aber ein Centner Rüben bei der Verarbeitung auf Zucker 43 Pf. Abfälle (Preßrückſtände und abgeſchnittene Köpfe ꝛc.), welche nach den überall damit gemachten Erfahrungen mit den Rüben einen faſt gleichen Futterwerth haben. Mithin würden von der oben erwähnten Rübenmenge von 3 Millionen Centner an Futtermitteln 1,172,727 Pf. abfallen, welche, mit 2555 dividirt, die Zahl der davon durch das ganze Jahr zu ernährenden Schafe mit 50,500 Stück ergeben.

Nach der Berechnung eines erfahrenen Gutsbeſitzers in der Gegend von Magdeburg erhöht ſich die Rente eines Landgutes von 600 Morgen Land (Geeſtenboden I. Klaſſe) und 100 Morgen zweiſchüriger Wieſen durch den Rübenbau um jährlich 500 Thlr. Nach der Dreifelderwirthſchaft mit 120 Morgen Rüben auf 6416 Thlr., wobei der Mehraufwand, welchen der Rübenbau veranlaßt, in Anſchlag gebracht und der Rübenpreis nur zu 6 Slg. angenommen worden iſt. Die Magdeburger Fabriken haben aber in den letzten Jahren den Centner Rüben mit 8 bis 8½ Slg. bezahlt.

In Folge der Vermehrung der Bodenrente iſt der Werth des Ackers im Magdeburgiſchen bereits um 15 Procent geſtiegen.

Die badiſche Geſellſchaft für Zuckerfabrication ſagt in ihrer Eingabe an das großherzogliche Miniſterium: „Es hat ſich gezeigt, daß die verſchiedenen Rückſtände der Rübenzuckerfabriken im Stande ſind, wenigſtens dreimal ſo viel Land auf die kräftigſte Weiſe für alle Feldfrüchte zu düngen, als man Areal für den Rübenbau braucht. Ferner heißt es darin: „Vor mehreren Jahren hat die Gemeinde Friedrichsthal, welche jetzt ſo bedeutende Vortheile vom Rübenbau bezieht, der Regierung ihr ſämmtliches Grundeigenthum für den Steueranſchlag zum Kauf angeboten, weil ſie wegen der Entwerthung des Tabacks in Maſſe auswandern wollte. Solche Beiſpiele werden mehrere folgen, wenn man den Bau einflußreicher Handelspflanzen vernichtet, wozu der holländiſche Handelsvertrag einen verderblichen Anfang gemacht hat.“

Allgmein deutſches Creditſyſtem.

Den deutſchen Staaten fehlt noch durchgängig ein gutes Creditſyſtem. In vielen iſt ſelbſt das Gegentheil von allem Privat-Credit vorhanden. Wir meinen hier die, wo der Gläubiger kaum eine Forderung einzuklagen wagt, weil er weiß, daß die Advokaten und die Gerichte ihm dieſe nicht verſchaffen, wohl aber ihm und dem Schuldner das Mehrfache der Schuld an Sporteln abnehmen. Aber auch da, wo die Juſtiz beſſer iſt, wie z. B. in Preußen, iſt das Creditſyſtem ſehr wenig entwickelt, und dadurch der Volkswohlſtand in ſeiner Entwickelung gehemmt. Das Creditſyſtem beſteht aber darin, daß der unternehmende, thätige Mann, der Geld braucht, es erhalten kann. — Bei einer guten Rechtspflege geben es ihm die Privaten; bei einem guten Creditſyſtem die Banken. Hiedurch wird der Volkswohlſtand am ſchnellſten gehoben — denn nicht der, welcher Geld hat, iſt in der Regel der Thätige, Unternehmende, ja häufig auch nicht der Verſtändige. Englands Banken unterſtützten 1840 die Geſchäftsleute mit 1300,000,000 Gulden, und gewannen dabei über 60 Millionen Gulden Zinſen. Um dieſe 60 Mill. wurde alſo das Nationalvermögen blos durch einen künſtlich geſchaffenen Credit vermehrt —

und noch ungleich mehr, da die, welche die Bankgelder benuzten, wohl noch mehr Nutzen von ihnen zogen, als die 5, welche ſie für die Benuzung gaben. Hier liegt eine große Lehre.

Vermiſchtes, die Gewerbe und den Handel betr.

Ueber die Fabrikation des ſogenannten Filztuches.

Die Schafwolle wird nach vorläufiger Reinigung machinirt, worauf man ſie entweder auf einer Kratzmaſchine oder mittelfeiner ſogenannten Windmaſchine in eine Watte von gehöriger Dicke verwandelt. Dieſe Watte kommt dann auf die Filzungsmaſchine, worin eine Anzahl von Walzen in zwei Reihen angebracht iſt, der Filz läuft auf einem Fahrtuch allmählig zwiſchen den Walzen durch, und die durch die wechſelweiſe Bewegung der obern Walze erzeugte Reibung verſezt ihn mit Beihülfe von Waſſerdampf, alſo von Feuchtigkeit und Wärme in einen feſten und dichten Zuſtand. Der aus der Filzungsmaſchine hervorgegangene Filz kommt zur weitern Bearbeitung auf die Wollmaſchine, welche die Verfilzung der Wolle vervollſtändigt und ſie in Tuch verwandelt. Dieſe Maſchine beſteht aus einem Trog, worin ſich etwa ſechszig Paare gußeiſerner Walzen in ſiedender Seifenauflöſung drehen. Der Bewegungsmechanismus iſt ſo eingerichtet, daß die beiden Walzenreihen eine abwechſelnde Bewegung vorwärts und rückwärts erhalten und das Filztuch dennoch allmählig durch die Maſchine hindurch paſſiren kann. Zur Erzeugung des feſteſten Filzes oder Tuches muß man den Stoff in allen Richtungen walken oder walzen; durch die genannte Maſchine entſtehet aber blos ein Walzen nach der Länge, und um ihn auch nach der Quere zu bearbeiten, bringt man ihn in eine zweite Walkmaſchine. Letztere Maſchine iſt auf eine ähnliche Weiſe eingerichtet, wie die vorhergehende, aber noch mit andern von unten wirkenden Walzen verſehen, welche mit den obern einen Winkel von beiläufig 45° bilden und ſich auch mit einer 4—5mal größern Geſchwindigkeit als das Fahrtuch des Filzes bewegen. Das Tuch muß zu ſeiner Vollen-

dung dieſe Maſchine mehrmals paſſiren. Eine Beſchreibung und Abbildung aller dieſer Maſchinen enthält das 1ſte Aprilheft von Dinglers polytechniſchen Journal. G. B.

Neues Gerbeverfahren.

Hr. Dumas theilte in der Société d'encouragement die Gerbmethode des Hrn. Ogereau mit, dem es auf dieſe Weiſe gelingt in drei Monaten die dickſten Häute zu gerben, wozu man ſonſt gewöhnlich achtzehn Monate bis zwei Jahre bedurfte. Die Häute werden wie gewöhnlich in eine Grube gelegt, und durch Lagen gepulverten Gerbematerials getrennt; durch Aufgüſſe von Waſſer wird der Gerbeſtoff aufgelöst und vereinigt ſich mit den Häuten. Die neue Methode unterſcheidet ſich aber weſentlich darin, daß aus dem Boden der Grube die auf dieſe Weiſe filtrirte Gerbeflüßigkeit mittelſt einer Pumpe gehoben und wieder auf die oberſte Haut ausgegoſſen wird. Wiederholt man das Pumpen oft, ſo wird aller Gerbeſtoff dem Material entzogen, und man befördert auf dieſe Weiſe die Vereinigung mit den Fellen, die ſich dann in kurzer Zeit gegerbt finden. G. B.

Hamburg.

Zucker. Die Geſammt-Ueberſicht der 6 Haupt-Depots von Europa wies ein Quantum von 1,792,000 Centner Zucker bis zum 1. April auf, gegen 1,245,900 Centner gleichzeitig 1840, 1,597,000 Cntr. im Jahr 1839 1,140,009 Ctnr. im Jahr 1838 und 1,428,500 Cntr. im Jahr 1837. In Hamburg allein lagerten 190,000 Cntr.; gegen 105,000 in 1840, 140,000 in 1839, 80,000 in 1838 und 145,000 Cntr. in 1837.

Kaffee. Die Kaffeevorräthe in den 6 Hauptniederlagen betrugen zu Anfang Aprils, der Schätzung nach 1,021,000 Cntr., gegen 494,300 Cntr. gleichzeitig 1840, 542,500, im Jahr 1839, 658,000 Cntr. 1838, und 567,000 Cntr. 1837. R. J.

Verbreitung des Leinölfirniß.

Nach Angabe des Apothekers Jonas wird jezt die größte Menge des im Handel vorkommenden Leinölfirniß auf dieſe Weiſe dargeſtellt, daß man z. B. 1 Ctnr. Leinöl in einem kupfernen Keſſel erhizt, vom Feuer entfernt und mit großer Vorſicht mit 2—4 Quentchen ſtarker Salpeterſäure nach und nach vermiſcht, wobei natürlich die Zerſetzung beider Körper unter Schäumen und mit kniſterndem Geräuſch erfolgt. Nach Erklärung des ſo behandelten Leinöls iſt der Firniß fertig; er muß einige Tage in offenen Gefäſſen der Luft ausgeſetzt bleiben, worauf ein ſchleimiges Sediment, wie das durch Bleioxyd ſich abſcheidet. Das Präparat iſt von weingelber Farbe und läßt hinſichtlich des ſchnellen Trocknens nichts zu wünſchen übrig. Ann. d. Pharm.

Dresden im April

Unſere Regierung hat bekanntlich im vorigen Jahre einen praktiſchen Oekonomen, Hrn. Jenichen nach Hohenheim im Würtembergiſchen geſendet, um an dem dortigen landwirthſchaftlichen Inſtitute die daſelbſt mit Glück angeſtellten Verſuche zur Bearbeitung des Flachſes nach belgiſcher Methode und mit Anwendung der Waſſerröſte in Augenſchein zu nehmen und das Verfahren praktiſch kennen zu lernen. Sie macht jezt bekannt, daß der genannte Oekonom auf dem Rittergut Lauske in der Oberlauſitz im gegenwärtigen Jahre dieſe Flachsbereitungsmethode praktiſch einführen werde, und daß der Beſitzer dieſes Ritterguts, Graf Reichenbach, geſtattet habe, daß Jedermann nicht nur Kenntniß von dem dabei beobachteten Verfahren nehmen könne, ſondern auch, daß Hr. Jenichen den ſich darum Meldenden vom 1. Juni an einem zweimonatlichen Unterricht in der fraglichen Methode ertheile. Auch ſind vom 1. Juni an die von Hrn. Jenichen mitgebrachten, nach der belgiſchen Methode zubereiteten Flachsproben zu Jedermanns Anſicht ausgeſtellt und zu beſſern Vergleich Proben des mittels der Thauröſte bearbeiteten Flachſes daneben geſtellt. Da die Leinenfabrikation durch die Flachsſpinnmaſchine in der neuern Zeit eine ſo hohe Bedeutung gewonnen, und da ſie bei Selbſter-

zeugung des Rohprodukts auf einer viel geſundern Grundlage beruht, als die ſeit geraumer Zeit hinkränkelnde Baumwollenmanufaktur, ſo muß man mit freudigem Dank alles begrüßen, was, wie die erwähnte Maßregel, dazu dient, der inländiſchen Flachsbereitung Vorſchub zu leiſten. G. B.

Champagner-Wein.

Der geſammte Ertrag belief ſich im vorigen Jahre auf 21 Millionen 160,000 Litres, obwohl aber zehn Mal ſo viel angeblicher Champagner in Frankreich verkauft und in das Ausland geſendet wurde. Die Champagner-Fabrikation hat ſich ungeheuer ausgebreitet. In England, wo man es in der Herſtellung der künſtlichen Vaterländer am weiteſten gebracht hat, wurden auch zuerſt die Champagnerweine am beſten fabricirt. In Deutſchland gibt es mindeſtens 5 Fabriken, welche ein ſo ausgezeichnetes Produkt liefern, daß der Laie das Echte nicht herauszufinden vermag. Polyt. A.

Natur-Kunde.

Das Barometer als Wetterglas.

Hierüber hat Hr. Mauritii, Lehrer der Phyſik und Chemie in Wunſiedel im Jahresbericht der dortigen Schule für 1840 eine Abhandlung bekannt gemacht, in der er das Irrige der gewöhnlichen Anſicht, nach welcher das Barometer das Wetter anzeigen ſoll, auseinandergeſezt. Das Barometer zeigt nichts anderes an, als den Druk der Luft. Dieſer ſteigt ſo wie die Maſſe der Luft zunimmt, und fällt ſo wie ſie abnimmt. Findet die Temperaturverſchiedenheit in der Atmosphäre benachbarter Länder oder Welttheile ſtatt; ſo fließt in den höhern Regionen die Luft von der wärmern gegen die kältere Gegend ab, vermehrt dadurch in der leztern die Luftmaſſe und das Barometer ſteigt. Der Erfolg iſt derſelbe, wenn von in gleicher Wärme befindlichen Gegenden die eine kälter wird. In dieſer kältern ſteigt das Barometer, weil es

Luft von der wärmern gebliebenen empfängt, und in lezterer muß es daher fallen. Ob nun im einen oder andern Fall trocknes Wetter oder Regen erfolgt, hängt nicht von dem Druck der Luft, alſo nicht von dem Stand des Thermometers ab, ſondern davon, woher die Luftſtrömungen kommen. Kommen ſie von Richtungen, in denen ſie Feuchtigkeit aufgenommen haben, ſo regnet es, während im entgegengeſezten Fall trockene Witterung ſtatt findet. Bei uns bringen die ſüdweſtlichen Winde in der Regel Regen, die nordöſtlichen Trockenheit, und an beide ſchließen ſich die nächſtgelegenen an.

Für Deutſchland und wohl für ganz Europa gilt die Regel, daß anhaltender Regen ſtets mit ſüdweſtlicher Windrichtung verbunden iſt, und umgekehrt, daß mit anhaltenden Nordoſt- oder Oſtwinden heiterer Himmel eintritt. Durch einen anhaltenden Südweſtwind wird uns aber nicht allein in Folge der geographiſchen Lage Deutſchlands zu dem atlantiſchen Meere eine mit Waſſerdämpfen imprägnirte Luft zugeführt, ſondern wir erhalten von daher zugleich auch eine wärmere Luft. Dieſe warme Luft, nicht die feuchte, iſt nun die Urſache, daß das Barometer, den oben entwickelten Gründen gemäß, bei uns fällt, indem die in unſerer Gegend befindliche Luft dadurch ausgedehnt wird, und ein Theil der über uns befindlichen Luft nach benachbarten, kälteren Gegenden abfließt, in Folge deſſen das Barometer fällt. Hält dieſe ſüdweſtliche Windrichtung an, ſo trübt ſich allmälig der heitere Himmel, es bilden ſich Wolken und endlich erfolgen Niederſchläge als Regen oder Schnee. Der niedere Stand des Barometers hält dabei an, geht bald etwas vor bald rückwärts, je nachdem die Umſtände, die dieſe Witterungsverhältniſſe erzeugen, weitern Veränderungen unterworfen ſind. Es iſt aber nicht jedesmal nöthig, daß ein etwa aus Südweſten kommender, wärmerer Wind unſere Gegend unmittelbar erwärmt und dadurch eine Ausdehnung der über uns befindlichen Luft erzeugt, ſondern dieſelben Erſcheinungen werden auch eintreten, wenn in einer benachbarten, nordöſtlich oder öſtlich gelegenen Gegend ungewöhnlich ſtarke Kälte eintritt. In dieſem Falle nämlich fließt die über uns befindliche Luftmaſſe zum Theil nach der kältern Gegend ab, das Barometer fällt abermals, es treten für uns ſüdweſtliche oder weſtliche Winde ein, die uns feuchte Luft und dadurch gewöhnlich trüben Himmel und Regen bringen. Auf dieſem Wege kann ſelbſt der heftige Sturm bei uns

entſtehen, und es iſt bekannt, daß meiſtens heftigen Stürmen ein ſehr raſches Sinken des Barometers vorangeht. Wenn wir oft augenblicklich nicht immer über jeden beſondern Fall die nöthige Rechenſchaft geben können, ſo hat dies darin ſeinen Grund, daß wir die Temperatur der in größerer oder geringerer Entfernung liegenden, mit dieſen Witterungsereigniſſen in Zuſammenhange ſtehenden Länder nicht kennen. Schon jezt ſehen wir, daß es rein zufällig und demnach von der Lage unſeres Welttheils abhängig iſt, daß es bei uns bei Südweſt- und Weſtwinden regnet. Ein Blick auf die Karte und man wird ſogleich ſehen, daß in jenen Gegenden, aus welchen uns warme Winde zuſtrömen, auch das große atlantiſche Meer liegt, welches die Quelle der Feuchtigkeit für dieſe Winde iſt. Man ſchaffe dieſes Meer hinweg und ſeze an ſeine Stelle ein weit verbreitetes, trocknes Land, etwa ganz Afrika und ſchnell werden ſich die Verhältniſſe umkehren. Wir werden zwar von dort her immer noch bei ſüdweſtlicher Windrichtung eine warme Luft erhalten, das Barometer wird auch jedesmal noch fallen, wenn Winde von dort zu uns kommen, allein wir werden bei niedern Barometerſtande dann ſtets heiteres Wetter haben, wie es jezt bei nordöſtlichen und öſtlichen Winden der Fall iſt.

Wenden wir jezt unſern Blik nach Nordoſten oder Oſten, ſo ſehen wir weit ausgedehnte Länder vor uns liegen. Wir wiſſen aber auch längſt aus Erfahrung, daß uns jene Gegenden kalte Winde zuführen, und daß mit dem Eintritte derſelben in der Regel ein Steigen des Barometers und heiterer Himmel verknüpft iſt; allein wir wiſſen auch, daß es nur darum nicht regnet, wenn jene Winde herrſchen, weil ſie trockne Luft uns bringen, denn ſie kommen nicht aus Gegenden, wo große Waſſermaſſen, ſondern weit verbreitete Länder ſich befinden. Die von dort zu uns gelangende Luft iſt nicht nur trocken, ſondern auch kalt, die über uns ſtehende wird daher abgekühlt, in Folge deſſen ſie ſich zuſammenziehen muß und dadurch ein Ueberfließen benachbarter Luftmaſſen zur Herſtellung des Gleichgewichtes veranlaßt. Die Luftmenge in unſerer Gegend iſt dadurch vermehrt, der Druck derſelben folglich ſtärker und das Barometer ſteigt, und erhält ſich ſo lange auf mehr oder weniger hohem Stande, bis wieder andere Windrichtungen die herrſchenden werden. Man verlege dem vorhin gegebenen Beiſpiele entgegengeſezt einmal dahin, wo jezt Rußland liegt, ein großes Meer

und gleich wird ſich ſicherlich das ganze Spiel ändern; denn wir werden nun bei hohem Barometerſtande Regen haben, weil uns einerſeits eine kalte, und anderſeits eine feuchte Luft zuſtrömt. Die Einwendung, daß es auch mitunter bei öſtlichen Winden regnet, will ich durchaus nicht widerſprechen, wohl aber ſogleich zu erklären verſuchen. Die Luft unſerer Gegenden empfängt keineswegs ihre Feuchtigkeit aus jenen Gegenden allein, die uns mit Waſſerdämpfen imprägnirte Luft zuführen, ſondern täglich, ſtündlich, ja in jedem Augenblicke verdampft eine Menge Waſſer von der Oberfläche der Erde, welches in der Luft als Waſſerdampf aufgelöſt iſt und die Durchſichtigkeit derſelben nicht im mindeſten beeinträchtigt. Es gibt bei uns keine Jahreszeit, wo die Atmoſphäre frei von Waſſerdampf iſt, und es ſteigt die Menge des aufgelöſten Waſſerdampfes mit der Temperatur der Luft; jede Temperatur beſtimmt übrigens ihr Maximum an aufgelöſtem Waſſerdampf. Eine Luft, die dieſes Maximum erreicht hat, kann nur dann noch mehr aufnehmen, wenn ſie eine höhere Temperatur annimmt; wird ihre Temperatur dagegen erniedrigt, ſo muß ſich eine ihr entſprechende Menge condenſiren, es entſtehen dadurch Wolken und bei fortgeſezter Wärmeverminderung werden Regen oder Schnee niedergeſchlagen. Nehmen wir nun den Fall an, die uns umgebende Luft befände ſich im Maximum der Feuchtigkeit, ſei alſo ihrer Temperatur gemäß ganz mit Waſſerdampf geſättigt, wobei wir den heiterſten Himmel haben können, und es träte darauf plözlich kalter Nordoſtwind ein, ſo wird ſie nothwendigerweiſe abgekühlt und eine entſprechende Menge Waſſerdampf verdichtet, der dann als Regen oder Schnee niedergeſchlagen wird. Es wird jezt kurze Zeit regnen, ich ſage abſichtlich kurze Zeit, denn ein ſolcher Regen hält nie lange an, da die Quelle der Feuchtigkeit unſere Luft zunächſt ſelbſt iſt, und der uns zuſtrömende Wind durch ſeine Temperaturerniedrigung den vorhandenen Waſſerdampf nur theilweiſe zuſammendrängt und als Regen niederſchlägt. Schnell wird nun aber, wenn ein ſolcher Wind anhält, der heitere Himmel zurückkehren, die Luft wird trockner werden und das Barometer ſteigt, wenn es nicht ſchon während des Regens ſeinen höchſten Stand erreicht hat. Je mehr der Nordoſtwind an und für ſich etwa ſchon Waſſerdampf mitbringt, denn ganz frei von Waſſerdampf dürfen wir uns ihn nicht denken, deſto leichter wird dieſer Regen eintreten; denn welche

Umſtände auch der Wolkenbildung vorangehen mögen, ſo liegt ihnen allen ein Geſez zum Grunde, welches zuerſt Hutton ausgeſprochen hat: ſtets nämlich, wenn zwei nahe geſättigte Luftmaſſen von ungleicher Temperatur gemiſcht werden, findet entweder ein Niederſchlag ſtatt, oder die gemengte Luftmaſſe iſt wenigſtens relativ feuchter, als jede der einzelnen Maſſen.

Ueber Hagelableiter.

Es werden gewiſſe Gegenden vom Hagel öfterer betroffen, allein die Erfahrung lehrt, daß auch Orte von ihm heimgeſucht werden, welche, ſo weit ſich Menſchen erinnern können, von ihm verſchont geblieben waren; ja man hat ſogar bemerkt, daß ganze Strecken von demſelben nicht getroffen wurden, wohl aber angrenzende, obgleich jene von demſelben früher gelitten hatten. Daraus geht nun hervor, daß mit keiner beſondern Zuverläſſigkeit die Haupturſache in der Erde, ſondern weit eher außerhalb derſelben geſucht werden müſſe. Geſetzt nun aber auch, daß eine entgegengeſetzte Electricität ſich im Innern der Erde gerade in beſondern Gegenden entwickele oder bereits entwickelt habe, ſo iſt nicht einzuſehen, auf welchem Wege und durch welche Mittel ſie der Luftelectricität ſo zugeführt werden könne, daß ſie ſich gegenſeitig ausgleichen oder vielmehr aufheben könnten? Die Blitze zeigen ſich doch meiſtentheils hoch in der Luft und nur einige treten in unmittelbare und zugleich ſichtbare Verbindung mit der Erde. Beobachtet man den Verlauf der Zeit zwiſchen Blitz und Donner, wenn beide im Zenith vernommen werden, ſo wird man finden, daß die ſenkrechte Entfernung 6000 bis 10,000 Fuß und oft noch mehr beträgt. Man bemerkt aber zugleich bei ſolchem Hagelwetter, daß jedesmal nach jedem Blitze, und zwar in der mit der Höhe des Blitzes übereinſtimmenden Fallzeit der Hagel dichter herabfällt, oder auch erſt zu fallen beginnt, ſo daß man ganz deutlich ſieht, daß durch die in der Luft durch den Blitz ſich ausgleichende Electricität der Hagel erſt entſtanden ſey; keineswegs dadurch, daß der Blitz ſich unmittelbar mit der Oberfläche der Erde in Verbindung geſetzt hätte. Daher kommt es nun auch, daß der Hagelſchlag oft höchſt ſonderbare Gänge und Richtungen bei ſeinem Verwüſten einſchlägt, indem er ſtrichweiſe einzelne

Stücke ganz niederſchlägt und nahe liegende ganz verſchont, wie Jeder, welcher dergleichen Schäden hat abſchätzen müſſen, beſtätigen wird. Natürlich iſt die Verwüſtung dem Gange des Blitzes und ſeines Wirkungskreiſes angemeſſen, wobei höchſtens der dabei gewöhnlich herrſchende Sturm eine Art Zerſtreuung hervorbringt.

Es wird demnach vielleicht einleuchten, daß, wenn man beabſichtigte, die Electricität der Luft aufzuheben und eine gewiſſe Ableitung hervorzubringen, dieſe nicht allein in ſehr vielen Puncten einer Gegend nothwendig ſeyn würde, ſondern es müßte auch ihre Höhe der des Blitzes entſprechen, folglich würden, der vorher angeführten Beobachtung zufolge, Leitung von 6000 bis 10,000 Fuß zu errichten ſeyn. Denn wenn die zahlreichen Blitzableiter auf Thürmen und hohen Gebäuden einer Stadt, wie Leipzig, nicht ſchützen konnten, daß der Blitz in der Nähe und tiefer liegende Gebäude traf, wenn ſogar zu Upſala der Blitz in das Kirchdach der Kathedrale ſchlug, obgleich die beiden Thürme der Kirche mit Blitzableitern verſehen waren, und daß die Hagelableitungen weit mehr leiſten ſollen, weil ſie das Entſtehen des Blitzes verhindern müſſen: ſo iſt doch vorauszuſetzen, daß dieſelben ſehr hoch und zahlreich mit ungeheuern Koſten anzulegen und zu unterhalten ſind, wenn ſie die Ausbrüche von Blitzen, mithin auch die Erzeugung des Hagels verhindern ſollen.

Man wird daher auch von großen und vielen Feuern, die doch am Ende ſchon im voraus angezündet werden müßten, wenn man ein Gewitter mit Hagel vermuthen ſollte, ſich wenig oder gar nichts verſprechen dürfen, da es bekannt iſt, daß der Blitz bisweilen ſogar in das von ihm angezündete Feuer oder nicht weit davon einſchlägt. Das kann auch gar nicht anders kommen, da die Wirkung des Feuers, geſetzt auch, daß mehrere Gehöfte in vollen Flammen ſtehen, keineswegs bis zu der Höhe, wo der Blitz entſteht, ſich erſtrecken kann. Ueberhaupt hat man einen viel zu beſchränkten Begriff von dem Umfange der Entwickelung und der Stärke der Luftelectricität, welchen man doch haben könnte, wenn man überlegen wollte, daß die ungeheuern Maſſen von Waſſer, welche aus den Wolken herabfallen, nicht im Stande ſind, die Electricität auszugleichen oder abzuleiten, folglich auch weit weniger das Feuer, welches eine weit ſchlechtere Leitung abgibt.

Nun würde man hierauf vielleicht einwenden wollen, das herabfallende Waſſer ſei eben wegen ſeiner Leitung eine ähnliche Urſache

zur Erzeugung und Verſtärkung der Luftelectricität, wie etwa das Reibzeug mit ſeiner leitenden Eigenſchaft bei einer Electriſirmaſchine oder wie die Feuchtigkeit bei'm Galvanismus; allein dann würde nicht nach jedem Blitze der Regen oder Hagel ſich verſtärken oder wie oft der Fall iſt, nach dem erſten Blitze der Regen entſtehen; ſondern es müßten umgekehrt auf den ſtarken Regen erſt die Blitze folgen. Daß übrigens der Hagel offenbar ein Product der Luft-electricität ſey, erkennt man daraus ganz deutlich, daß dieſelbe bei allen Graupelwettern bedeutend ſtark iſt, ſo daß auch gewöhnlich häufige und ſehr ſtarke Einſchläge erfolgen. Es iſt der Hagel bei ſeinem erſten Entſtehen durch den Blitz nichts Anderes, als eine ſo-genannte Graupel, welche durch ihren hohen Fall durch die Dünſte und die Regenwolken, indem der Dunſt und das Waſſer, den Wärmeſtoff abgebend, ſich an derſelben allſeitig niederſchlägt und zu Eis wird, Form und Größe erhält. Daß nun dieſer Kern oder die eigentliche Graupel, die Jedermann ſchon nach dem äußern Anſehen oder noch beſſer durch's Zerſchlagen wahrnehmen kann, einen bedeutenden und zu der angegebenen Bildung erforderlichen Grad von Kälte beſitzt, nimmt man daraus deutlich wahr, daß ſie auf dem gewöhnlich vorher ſehr warmen Erdboden lange liegen, ehe ſie ſchmelzen, ja ſogar in ganze Klumpen zuſammenfrieren, wenn ſie vom Sturme oder durch's Waſſer in eine Vertiefung getrieben worden ſind. Daher kommt es auch, daß man hin und wieder behauptet hat, als ob ganze Stücke Eis, Pfunde ſchwer, herabgefallen wären, da man doch nur das bereits Herabgefallene, nicht aber das Her-abfallende geſehen hat. Um ſich jedoch ganz deutlich durch einen Verſuch von dem hohen Grade von Kälte zu überzeugen, braucht man nur in ein Gefäß den eben herabgefallenen Hagel zu ſammeln und Brunnen- oder anderes Waſſer, welches 8—10° Reaumur Wärme hat, aufzugießen und man wird finden, daß eine zuſam-menhängende Maſſe Eis daraus wird.

Da nun auch hierdurch klar iſt, daß der Hagel von einer be-deutenden Höhe herabfalle, weil er nur in einer ſolchen entſtanden ſeyn kann, wo ein ſo hoher Kältegrad Statt findet, ſo folgt auch, daß er keine beſondere Beziehung auf einzelne beſondere Puncte oder Striche auf dem Erdboden haben und daß man auch dieſe gegen ein ſo fern herkommendes Uebel unmöglich verwahren könne.

(Allg. Anz.)

Geſchichte und Lebensbeſchreibungen.

Die Entwicklungsſtufen des deutſchen Volkes.

I.

„Die Kunde von dem Urſprung, dem Charakter, Zuſtand, den Schickſalen und Thaten des Volkes, dem wir als Glieder angehören, hat für Jeden, den Natur und Erziehung nicht völlig verwahrloſten, ein hohes Intereſſe.“

(v. Rotteck.)

Groß iſt der Unterſchied zwiſchen dem alten und jetzigen Deutſchland und deſſen Bewohnern, aber auch eben ſo merkwürdig und lehrreich iſt er.

Kaum kann man ſich ihn beſſer verſinnlichen, als wenn man ſich eine armſelige Hütte denkt — um weniges künſtlicher, als eine Höhle von Erdwänden und Pfählen roh geformt, wo dieſelbe Oeffnung das Licht herein und den Rauch heraus läßt, und daneben einen jener Prachtpalläſte deutſcher Reſidenzen, mit ihren Säulen, Vorhöfen, Portalen, Spiegelfenſtern und innern Herrlichkeit; oder wenn man ſich einen jungen Teutobach*) denkt von mehr als 7 Fuß Höhe, halbnakt, mit langwallendem blonden Haare, oder mit Thierfellen, deren Kopf-Ende mit Rachen oder Hörnern das Haupt des Trägers ſchmückt, in der Hand die Rieſenkeule oder den gewichtigen Speer, der den Auerochſen durchbohrt und den Bären niederſtreckt, und daneben einen weichlich geputzten, wohlduftenden, mit Regenſchirm und Brillen gerüſteten Jüngling jetziger Zeit! Aber man ſtelle auch die Bärenhäuter der deutſchen Urwälder, der weder ſchrieb noch las, nur jagte, kämpfte, ſchmauste und ſchlief, neben den thätigen Landmann, geſchickten und fleißigen Handwerker und Künſtler, neben den denkenden, vieles Wiſſen umfaſſenden und ordnenden Gelehrten, neben den großen Staatsmann oder Feldherrn des heutigen Deutſchlands; endlich den

*) Anführer der Teutonen, eines deutſchen Völkerſtammes, wurde von den Römern gefangen und zu Rom im Triumphe herumgeführt Er reichte über die von den Römern emporgehobenen Siegeszeichen und ſchreckte ſelbſt diejenigen, die ihn führten. (Ungefähr 100 J. v. Chr.)

nur dem Geſetze der Gewalt und Rache folgenden Heiden, neben den frommen ſeinem Feinde verzeihenden, für zwei Welten lebenden Chriſten hin — und das Bild gewinnt auch ſeine andere, nicht minder wichtige Seite. —

Als vor 2000 Jahren die deutſchen Völker aus dem Dunkel ihrer Heimath auf den Schauplatz der Geſchichte traten, zeigten ihre geſellſchaftlichen Einrichtungen, wie wir ſie aus den Berichten der herrſchenden Stämme kennen, eine völlige Freiheit und Unabhängigkeit jedes Stammes; ihre Verfaſſung hat ſich größtentheils aus dem Volke ſelbſt entwickelt und war nicht durch die Macht eines Einzigen entſtanden, ſondern die Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Theile hat den Grund zur Unabhängigkeit des Ganzen gelegt. Von den älteſten Zeiten durch jene Uebereinſtimmung der Sprache und der Sitte verbunden, die auf gleichen Urſprung deutet, wurden ſie erſt ſpäter durch politiſche Einheit verknüpft; aus einzelnen Stämmen entſtanden Völkerbunde, welche der gemeinſame Zweck, neue Wohnſitze zu erobern und ſie gegen die Römer zu ſchützen, geſtiftet hatte, die aber endlich durch die Schuld innerer Zwietracht zum Theil dem weltherrſchenden Volke unterworfen wurden, bis ſpäter die überwiegende Macht eines germaniſchen Volkes ein Reich gründete, welches das erſte umfaſſende politiſche Band um die deutſchen Stämme ſchlang. Als es ſich bald wieder aufgelöſt hatte, entſtand durch Theilungen nach den natürlichen Völkergrenzen ein deutſches Reich, dem der Kampf des Großen gegen die Einzelherrſchaft die Form eines Wahlreichs gab, in welchem im Laufe der Jahrhunderte, ſowohl durch eigenthümliche Entwickelung der deutſchen Völkerſtämme als durch die Verhältniſſe des europäiſchen Staatenvereins begünſtigt, die ſelbſtſtändige Macht der einzelnen Völker und ihrer Fürſten ſich befeſtigte, bis das lockere Band der politiſchen Einheit zerriß und Deutſchland als freier Staatenbund ſich ausbildete.

So lange wir die deutſchen Völker in der ältern Geſchichte kennen, waren ſie faſt immer wandernd, bis ſie im 6. Jahrhundert feſte Sitze gewonnen hatten. Ihr Stammland war wahrſcheinlich die Küſte des ſchwarzen Meeres, die ſie in einzelnen Stämmen verließen, um weſtlich zu ziehen.

Dieſe Wanderungen wurden ſeit den älteſten Zeiten durch die Bewegungen nomadiſcher Horden in den aſiatiſchen Steppenländern

veranlaßt. Die öſtlich wohnenden Stämme warfen ſich auf die an den Grenzflüſſen angeſiedelten Völker und drängten ſich nach Europa. So erhielt das mittlere und nördliche Europa ſchon frühe ſeine Bewohner, welche von den beſtändig nachrückenden aſiatiſchen Horden an die Grenze des römiſchen Reichs getrieben wurden. Auch die deutſchen Völkerſtämme, die durch ihre natürliche Beſchaffenheit, ihre Sitten und ſelbſt ihre Sprache die Verwandtſchaft mit den Stämmen, die man noch in Hochaſien findet deutlich verrathen, kamen auf dieſem Wege nach Europa. Die Zeit der Einwanderung liegt über die geſchichtliche Kunde hinaus, und zu der Zeit, wo ſie, mit den Römern ſich berührend, in der Geſchichte auftreten, finden wir ſie in ihren europäiſchen Sitzen ſchon einheimiſch als Urbewohner, theils noch als rohe Jäger- und Hirten-Völker, theils ſchon mit geſellſchaftlichen Einrichtungen seßhafter Völker bekannt. Von den frühern Wanderungen der deutſchen Völker haben wir nur unſichere Nachrichten. Ein Zug deutſcher Stämme, Kimbern und Teutonen genannt, richtete ſich 114 Jahre vor Chriſtus zwiſchen dem Rhein und der Donau gegen Italien und Gallien (Frankreich) und verlangte Wohnſitze im römiſchen Reiche, ſcheiterte aber an der Kriegserfahrenheit des römiſchen Feldherrn Cajus Marius. Wie dieſe Wanderung, hatten auch ſpätere Völkerzüge ihren Grund in dem Drange, ſich jenſeits des Rheins und der Donau anzuſiedeln. Oft waren es nur Abtheilungen wehrhafter Männer, wiewohl auch mit ihnen Weiber und anderes Gefolge vereinigt geweſen ſein mögen; oft aber brachen ganze Völker mit ihrer beweglichen Habe auf, aber auch in dieſen Fällen blieben kleine Ueberreſte zurück, die ſich ſpäter unter den neuen Einwanderern verloren.

Seit dem Kriege gegen die Kimbern und Teutonen wurden die deutſchen Völker den Römern wichtig und die römiſchen Geſchichtsſchreiber geben uns die Namen vieler Stämme, von welchen einige noch jetzt in ihren alten Sitzen vorkommen, wie die Frieſen, deren Wohnſitz immer unverändert geblieben iſt. Schon in den älteſten Zeiten aber traten einzelne Stämme in Bundesgenoſſenſchaften, um ſich gegen die Völker, an deren Grenzen ſie rückten, wie gegen die nachziehenden Stammverwandten zu ſchützen, wobei jedoch die innern Verhältniſſe der einzelnen Volksgemeinden unter der Leitung ihrer Aelteſten unverändert blieben.

Die Römer, ſchon frühe mit den Wohnſitzen der deutſchen Hauptſtämme am Rhein und der Donau bis hinauf zu den Küſten der Nordſee bekannt, gaben ihnen den Namen „Germanen", den wahrſcheinlich ſich dieſe Völker ſelbſt beilegten, und der in ihrer Sprache Wehrmänner, Kriegsleute, Waffengenoſſen bedeutete, doch mag der urſprüngliche Eigenname „Deutſche" geweſen ſein, von Theud oder Thiod, das in allen germaniſchen Sprachen „Volk" heißt.

Die angeſiedelten Völkerſtämme im Innern Deutſchlands kommen ſeit dem Kriegszuge der Kimbern und Teutonen in nähere Verbindung. Die Bewegungen gegen das weſtliche Europa dauerten fort, und ſchon 25 Jahre nachher begann eine Wanderung aus dem obern Deutſchland nach Gallien (Frankreich), deſſen ſüdlicher Theil bereits den Römern unterworfen war. Der Führer des Zuges war Arioviſt, der Häuptling eines Stammes der Markomannen, eines ſüdweſtlichen Grenzvolkes vom ſueviſchen Stamme, und es hatten ſich tapfere Kriegsgefährten ihm angeſchloſſen, die eine Anſiedelung in Gallien gründen wollten. Er nahm in dem Gebiete, das er beſetzte, ein Dritttheil der beſten Ländereien, um ſeine Waffengenoſſen damit zu belohnen. Julius Cäſar, der Befehlshaber im römiſchen Gallien, kam durch dieſe Bewegung in Berührung mit den deutſchen Völkern und als er (25 Jahre v. Chr.) Arioviſt beſiegt und bald nachher ganz Gallien unterworfen hatte, bedrohete er ſie und die verbündeten belgiſchen Germanen jenſeits und diesſeit des Rheins, ohne jedoch dauernde Eroberungen auf dem rechten Rheinufer zu machen. Die deutſche Welt wurde den Römern aufgeſchloſſen, und ſchon jetzt traten deutſche Kriegsvölker, beſonders als Reiter, als Söldner unter Roms Legionen, mit welchen ſie die Unterjochung Galliens vollendeten und auf den Ebenen von Pharſalus (in Theſſalien, jetzt eine türk. Provinz) für Cäſar kämpften. Auch hatten ſchon Deutſche vom rechten und linken Rheinufer als Soldkrieger gegen einander gefochten und Octavian's erſte Leibwache beſtand aus deutſchen Kriegern.

Unter den deutſchen Völkern traten nun drei Hauptſtämme hervor, die Marſen, welchen alle Stämme auf dem linken Ufer des Rheines angehörten, die Ingävonen, urſprünglich alle Völker vom Rhein aufwärts längs der Nordſeeküſte, und die ſpäter eingewanderten Sueven, durch deren Vorrücken nach dem Rhein Deutſchland die Geſtalt erhielt, die es zu Cäſar's Zeit hatte.

Wie das Landeigenthum immer die Grundlage der deutſchen Verfaſſung war und alle Stämme ſchon in jener Zeit Ackerbau trieben, ſo hatten auch die erobernden ſueviſchen Völkerſtämme ſchon Landbau, doch keinen erblichen Landbeſitz; ſie arbeiteten abwechſelnd Alle für die gemeinſame Erhaltung und Alle widmeten ſich auf gleiche Weiſe den Waffenübungen wie dem Feldbau. Sie unterſchieden ſich hauptſächlich dadurch von den Deutſchen am Niederrhein, die früher feſte Sitze gewonnen und erblichen Landbeſitz erlangt hatten, wodurch die Kriegsverfaſſung bei ihnen eine andere Geſtalt erhielt. Der feſte Landbeſitz machte es dem freien Manne zur Pflicht, mit der Landwehr auszuziehen, wogegen in dem geſellſchaftlichen Zuſtande, in welchem die ſueviſchen Völker lebten, der freie Mann mit ſeiner Waffe das Recht hatte, ſeinen Antheil von dem Lande zu nehmen. Wahrſcheinlich waren alle deutſchen Völker auf ihren Wanderungen vom ſchwarzen Meere bis an den Rhein urſprünglich in derſelben Verfaſſung, ehe die voranziehenden Haufen allmälig in feſten Sitzen ſich angeſiedelt hatten. Cäſar beſiegte, (50 J. v. Chr.) die belgiſchen Germanen und als Octavian die Alpenvölker unterworfen hatte und die Römer an die beiden Hauptſtröme, den Rhein und die Donau, vordrangen, wurde die Freiheit der Völker immer mehr bedroht. Zu Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung rückte Druſus bis an die untere Elbe, ohne ſie jedoch zu überſchreiten, weil auf dem rechten Ufer Schaaren der ſueviſchen Völker in drohender Stellung ſtanden. Das Land zwiſchen dem Rhein und der Elbe wurde ſchon als römiſches Gebiet betrachtet und die Römer hofften durch Entzweiung und Trennung der Völker die Unterjochung Deutſchlands zu vollenden. Da erhob ſich der Markomannenfürſt Marbod, der ſeinen Sitz von den ſüdlichen Grenzen in das Innere Deutſchlands, das heutige Böhmen, verlegte, und an der Spitze eines zahlreichen ſtreitbaren Gefolges wollte er die ſueviſchen Völker von der Donau bis in das mittlere Deutſchland vereinigen, aber dieſer Verſuch, Deutſchland zu politiſcher Einheit zu bringen, war nicht auf die Stiftung eines neuen Völkerbundes, ſondern auf die Grüdung eines Reiches gerichtet, und als die Römer dem mächtigen Fürſten einen günſtigen Frieden anboten, blieb er unthätig, während ſeine Stammgenoſſen im nördlichen Deutſchland immer tiefer in Abhängigkeit ſanken. Die Freiheit des gemeinſamen Vaterlandes aber erſtrebte Hermann, der Sohn des Fürſten der

Cherusker, als die Römer das Volk immer mehr drückten und ſelbſt ſeine alten Geſetze und Gewohnheiten durch römiſche Verwaltungsformen verdrängen wollten. An der Spitze der Cherusker, eines ſchon lange zwiſchen der Elbe und Weſer ſeßhaften Stammes, unter welchen beſonders die Katten (Heſſen) mächtig waren, wagte er den Kampf und der Sieg im Teutoburger Walde (10 J. n. Chr.) rettete Deutſchlands Freiheit. Er wollte einen Völkerverein, aber die Häupter der Stämme waren uneinig und der mächtige Cheruskerbund wurde mehr durch die Zwietracht der Völker als durch Roms Waffen gebrochen. Der Aufſtand des Bataver<s> Claudius Civilis (69 J. n. Chr.), dem mehr norddeutſche Völker, durch die verehrte Wahrſagerin Valleda ermuntert, ſich anſchloſſen, hatte keinen glücklichen Erfolg für Deutſchlands Unabhängigkeit. Die Römer begnügten ſich, die Rheingrenze zu ſichern und untergruben von innen die Kraft des Volkes. Erwachte auch unter einigen Völkern die alte Liebe zur Freiheit, ſo wußten doch die Römer die Bildung größerer Bündniſſe zwiſchen den Völkern am Rhein und an der Donau zu verhindern, und die deutſchen Stämme durch ſich ſelbſt zu ſchwächen, um die Gefahr von den Grenzen abzuhalten.

Werfen wir einen Blick auf die geſellſchaftlichen Einrichtungen der deutſchen Völker, wie ſie bis zu Ende des erſten Jahrhunderts ſich ausgebildet hatten. Wir finden hier die Keime der ſpätern Volksverfaſſung. Die Linie vom ſchwarzen bis zum deutſchen Meere, längs der Donau und des Rheins, war die feſte Scheidewand des Römerreiches und der Barbarenwelt in Europa. Am Rhein aber hatten die Römer Vorplätze zur Befeſtigungslinie gezogen, um den Uebergang auf das deutſche Gebiet zu erleichtern. In dieſen Grenzmarken ließen verſchiedene Auswanderer ſich nieder. Später wurde dieſe Befeſtigungslinie verſtärkt, von welcher man noch Spuren vom Main bis an die Donau ſieht.

Dieſe fruchtbaren Grenzmarken gaben den Römern manche auch in Italien willkommene Erzeugniſſe, und die Haupthandelsſtraße, die nach der römiſchen Colonie Auguſta Vindelicorum (Augsburg) ging, wurde von den deutſchen Binnenvölkern (Bewohner des feſten Landes) beſucht, die Pelzwerk, Gänſe, blonde Menſchenhaare zu Perrücken für die römiſchen Stutzer, und Wolle ausführten. Getreide trug von jeher Deutſchlands Boden. Das Wild der

Wälder war von ungeheurer Größe, aber das Zugvieh weniger anſehnlich. Vieh war das Tauſchmittel und Metallgeld lernten die vordern Stämme erſt durch die Gallier und Römer kennen.

Bei den Deutſchen war noch kein vorherrſchender Stamm; aber in den bereits genannten Hauptmaſſen, den Sueven und den niederrheiniſchen Germanen, war ſchon der Anfang gemacht, größere Genoſſenſchaften mit gleichen Rechten zu gründen.

Bei aller Verſchiedenheit hinſichtlich des Landbeſitzes hatten beide dieſelbe innere Verfaſſung, nur war bei den Sueven das Erobern vorherrſchend, bei den Niedergermanen die Wehrverfaſſung, der Anfang feſter Staaten. Die kriegeriſche Neigung des Volkes war der Ausbildung von Kunſtfertigkeiten zwar ungünſtig und das rauhe Klima ihr hinderlich; aber ſeine geſellſchaftlichen Einrichtungen zeigten ſo wenig als ſeine Sitten Spuren von Rohheit und Wildheit.

Die Verfaſſung war überall bei Sueven und Niedergermanen auf die Freiheit einer herrſchenden Volksgemeinde gegründet. Schon die älteſten Einwanderer mögen aus Volksgemeinden beſtanden haben, bei welchen Unfreiheit unbekannt oder doch ſelten war.

Der Anbau des Landes wurde urſprünglich durch einzelne Bewohner betrieben, welche durch die gemeinſchaftliche Benutzung des Bodens in Markgenoſſenſchaft vereinigt waren und nach Stammverwandtſchaft größere Gemeinden bildeten, deren Wohnbezirke Gaue hießen. Die Verſammlung einer ſolchen Gemeinde war der Mittelpunkt der Volksangelegenheiten, und Geſetzgebung, Rechtspflege, Krieg und Frieden lagen in ihrer Hand. Nur die Theilnahme an dieſer Volksgemeinde gab Freiheit und die Fähigkeit, Rechte auszuüben.

Für Friedenszeiten beſtand eine eigene Obrigkeit, die bei den meiſten Völkern Graf, Grave oder Aelteſter genannt wurde und während der Zeit, wo die Gemeinde nicht verſammelt war, mit einem Ausſchuße von freien Männern das Richteramt verwaltete. Ausgezeichnete Würden oder die Verdienſte der Väter erwarben auch den Söhnen Ehrenvorzüge, aber obgleich man ſolche berühmte Geſchlechter bei der Verleihung von obrigkeitlichen Würden nicht leicht überging, ſo gab es doch keinen Erbadel in der ſpätern Be-

deutung, keinen bevorrechteten Stand, da die obrigkeitlichen Würden nur durch Wahl verliehen wurden.

Bei den meiſten Völkern gehörten zu der Volksgemeinde nur die Freien, neben welchen, als ihre Schützlinge, Unfreie wohnten. Unfreiheit war bei den Deutſchen ſtets die Folge der Eroberung, durch welche ein Volk ſeine Wohnſitze gewonnen hatte. Zuweilen wurde das ganze Land ein Eigenthum der Sieger und diejenigen, die nicht auswanderten, wurden Hörige der Herren, welchen ihr Land zufiel, und in der freien Volksgemeinde von ihren Gebietern vertreten, deren Ländereien ſie anbauen mußten; oft aber wurden die Beſiegten nur gezwungen, einen Theil ihres Landes abzutreten, deſſen Beſitzer dann gleichfalls Eigene werden mußten, wenn ſie den Beſitz behalten wollten, während die Uebrigen dem Fürſten oder dem Edlen des eroberten Volkes eine Abgabe von dem Lande bezahlten, das ihr Eigenthum blieb. Die meiſten Eroberungen wurden durch einzelne Edle mit ihrem Dienſtgefolge gemacht, in welches freie Leute ohne Verluſt ihrer Freiheit eintraten, indem ſie ſich verpflichteten, im Frieden ihrem Herrn Ehrendienſte zu leiſten und im Kriege als ſeine vertrauten Waffengefährten ihn zu begleiten.

Dieſes Gefolgeweſen hatte auf die Entwicklung des deutſchen Volkes einen wichtigen Einfluß und mehre deutſche Völker entſtanden aus ſolchen Dienſtgefolgen, die einen Edlen auf Kriegszügen begleitet hatten und, durch Abenteurer aus verwandten oder entfernten Stämmen verſtärkt, zu Volksgemeinden angewachſen waren. Bei Völkern, die ſich auf dieſe Weiſe gebildet hatten, gab es außer der Volksgemeinde die höhere Gewalt eines Fürſten, die zwar die Rechte eines Dienſtherrn über ſein Gefolge ausübte, und daher die Entſcheidung über Krieg und Frieden hatte, keineswegs aber die öffentliche Gewalt allein und noch weniger das Geſetzgebungsrecht oder gar willkürliche Gewalt beſaß.

Die Grafen waren unter ſolchen Völkern nur die Beamten des Fürſten, in deſſen Namen ſie der Volksgemeinde vorſtanden. Der Fürſt erhielt mit ſeinen Dienſtleuten den Hauptantheil der Eroberung und auf den ihm zugefallenen großen Landſtrichen ſchützte er die Unfreien, während die einzelnen Freien das ihnen zugetheilte Land mit eigener Hand anbauten.

Die Fürſtenwürde war bei den fürſtlichen Geſchlechtern meiſt

erblich; Völker aber, die nicht durch Eroberung entſtanden waren, hatten im Frieden keine ſolche oberſte Gewalt, wohl aber gemeinſame Volksgemeinden, in welchen die Edlen und die Obrigkeiten der einzelnen Gaue bei gemeinſamen Angelegenheiten ſich verſammelten. Wenn das ganze Volk einen Krieg führte, wurde unter den Edlen, nach perſönlichem Verdienſt, ein Heerführer (Herzog) erwählt, der für die Zeit des Krieges Feldherrngewalt hatte, doch keineswegs eine ſo ausgedehnte Gewalt ausübte, als der Dienſtherr über ſein Gefolge. Mehr durch das Beiſpiel ſeiner Tapferkeit als durch Befehl wirkte er an der Spitze des Heeres, und Tödtung oder Züchtigung war nur den Prieſtern geſtattet, doch nicht auf des Herzogs Geheiß, ſondern gleichſam im Auftrag des Gottes, den man für den Beſchützer des Kriegs hielt.

Im Allgemeinen gilt hinſichtlich der Verfaſſung der verſchiedenen Völker die Bemerkung, daß die Deutſchen, je weiter ſie nach Weſten vordrangen, die Wahlfreiheit bei der Einſetzung ihrer Fürſten behauptet zu haben ſcheinen, wogegen bei den im Oſten zurückgebliebenen Stämmen die fürſtliche Gewalt ſich deſto mehr der ausgedehnten königlichen Macht näherte.

Die Volksgemeinde hatte nur in einzelnen Fällen Gewalt über das Leben eines Freien, wie gegen Verräther und Ueberläufer; aber ſie ſicherte den Landfrieden und die Perſon und das Eigenthum jedes Gemeindegenoſſen, indem ſie jedem, der den Frieden verletzt hatte, auf Anrufen des Beleidigten oder ſeiner Verwandten eine Buß auflegte. Dieſe Buß, die in den älteſten Zeiten in einer beſtimmten Anzahl von Vieh beſtand, von welchem ein Theil dem Richter, der andere dem Kläger oder ſeiner Verwandtſchaft zufiel, war urſprünglich nichts als ein Zeichen freiwilliger Sühne, und der Verletzte konnte ſie ſowohl durch Klage vor dem Volksgerichte fordern, als durch Selbſthülfe von ſeinem Gegner erzwingen.

Fehden waren Angelegenheiten der ganzen Familie, beſonders die Blutrache, die aber nicht unverſöhnlich war, da ſelbſt Todtſchlag durch Vieh gebüßt wurde, das die Angehörigen als Genugthuung erhielten.

Außer dem Kriege war die Jagd die einzige Beluſtigung des Tapfern, und die häuslichen Arbeiten und der Feldbau blieben den Weibern, den Greiſen und den Unwehrhaften überlaſſen.

Der Markomanenfürſt Marbod gründete zwar in ſeinem Ge-

biete eine Stadt oder eine feſte Burg, Marbodunum (Budweis), wo er ſeine Leute verwahrte und ſelbſt römiſche Kaufleute ſich anſiedelten, und auch einige niedergermaniſche Fürſten legten feſte Sitze an; aber im innern Deutſchland gab es kaum zuſammenhängende Dörfer, ſondern jeder baute auf ſeinem Felde eine Wohnung von Holz, Flechtwerke oder Brettern, und Viele ſuchten im Winter Zuflucht in Erdhöhlen.

In der Ehe hielten die Deutſchen auf ſtrenge Zucht und Sitte und waren faſt die einzigen unter den nahen Völkern, die ſich mit einer Gattin begnügten. Die Frau brachte kein Heirathsgut, da das Vermögen, das freie Landeigenthum, immer vom Vater auf die Söhne überging; aber während der Mann als neuer Hausvater ſein Heergeräthe, ein gezäumtes Roß, ein Schild mit Speer und Schwert, vorzeigen mußte, gab auch die Braut einen Beitrag zur Waffenrüſtung.

Die Deutſchen hatten außer Kriegsgefangenen keine Sklaven wie die ſüdlichen Völker. Die Unfreien waren hörige Landbauer, deren ein jeder ein gewiſſes Gut beſaß, von welchem er dem Grundeigenthümer eine beſtimmte Abgabe an Früchten und Vieh gab, ohne zu andern Leiſtungen verpflichtet zu ſein.

Die Religion der alten Deutſchen iſt in Dunkel gehüllt, da die römiſchen Geſchichtsſchreiber griechiſche und römiſche Namen auf deutſche Gottheiten übertrugen, die mit ihren Volksgöttern Aehnlichkeit hatten. Urſprünglich war ihre Religion Geſtirn- und Naturdienſt, nur im innern Deutſchland ſpäter durch Götzendienſt entſtellt, aber die Deutſchen am Rhein mögen auch Religions-Anſichten von den Galliern (Franzoſen) angenommen haben. Die Prieſter der Deutſchen ſtanden im hohen Anſehen, ſicherten Ruhe und Ordnung in den Volksgemeinden und zogen mit den Fürſten und Edlen in den Krieg; aber obgleich ſie wahrſcheinlich aus edlen Geſchlechtern waren, ſo bildeten ſie doch keineswegs eine mit dem Adel verbundene Kaſte.

Wiſſenſchaften und Künſte wurden von den alten Deutſchen nicht gekannt oder betrieben, viel weniger geſchätzt, ja ſie hielten es nach ihren Begriffen beinahe für eine Schande etwas zu lernen, weil die Römer, die Künſte und Wiſſenſchaften pflegten, weichlich, wollüſtig und verdorben waren, ſo glaubten ſie nichts anders,

als man müſſe ebenfalls ſchwach und verdorben werden, wenn man ſich mit Wiſſenſchaft und Kunſt abgeben wollte.

Benjamin Franklin.

(Schluß.)

Franklin gab dem Vater ein Verzeichniß von dem, was ſie nothwendig von London kommen laſſen mußten. Er trug es zu einem Kaufmann, und machte bei ihm die Beſtellung. Es wurde ausgemacht, die Angelegenheit bis zur Ankunft dieſer Bedürfniſſe geheim zu halten, und Franklin ſolle, wo möglich, einſtweilen in der andern Druckerei Arbeit nehmen. Hier war aber keine Stelle ledig und Franklin blieb müßig. Nach einigen Tagen, wo Keimer die Ausſicht bekommen hatte, den Druck eines neuen Papiergeldes für Neu-Jerſey zu erhalten, wozu verſchiedene Lettern und Zierrathen nöthig waren, die Franklin allein nur liefern konnte, und da er fürchtete, daß Bradford, der andere Buchdrucker, Franklin annehmen und ihm dieſen Verdienſt rauben möchte, ſo ſchickte er eine ſehr höfliche Botſchaft an Franklin ab, und ließ ihm ſagen: es ſey nicht recht, wenn alte Freunde um ein paar Worte willen, lange zürnen wollten, und er laſſe Franklin bitten, wieder zu ihm zu kommen. Meredith beredete Franklin, dieſe Einladung anzunehmen beſonders deswegen, um Gelegenheit zu haben, durch ſeinen täglichen Unterricht ſich mehr zu vervollkommnen. Franklin trat wirklich in ſein altes Verhältniß wieder ein, und lebte fortan in beſſerm Vernehmen, als vor der Trennung mit Keimer, welcher die Arbeit für Neujerſey erhielt. Franklin legte zu dieſem Behuf eine Kupferdruckerei an (die erſte in Amerika) und ſchnitt verſchiedene Verzierungen und Vignetten für die Zeddel. Keimer und Franklin gingen zuſammen nach Burlington, wo der leztere alles zur allgemeinen Zufriedenheit ausführte, und Keimer bekam für dieſe Arbeit eine Summe, die ihn in den Stand ſezte, noch eine geraume Zeit ſich zu halten.

In Burlington machte Franklin die Bekanntſchaft der vornehmſten Perſonen der Provinz, von denen einige den Auftrag erhalten hatten, bei dem Druck der Zeddel gegenwärtig zu ſein, damit von denſelben nicht mehr, als die vom Geſetz beſtimmte Zahl abgezogen

würde. Sie waren demnach alle, der Reihe nach, bei dem Druck zugegen, und jeder brachte gewöhnlich zur Geſellſchaft einen oder ein paar von ſeinen Freunden mit. Franklin hatte ſich mehr durch Leſen gebildet als Keimer, und dieß war die Urſache, weshalb ſie ſich lieber mit Franklin unterhielten. Sie nahmen ihn mit ſich in ihre Häuſer, führten ihn bei ihren Freunden ein, und behandelten ihn mit der größten Höflichkeit, indeß Keimer, ob er gleich der Herr war, ziemlich vernachläſſigt wurde. In der That war er auch ein ſonderbarer Mann, unwiſſend in den gemeinſten Regeln des Umgangs, immer bereit, jeder angenommenen Meinung gerade zu ins Geſicht zu ſchlagen, ein Schwärmer in verſchiedenen Religionspunkten, dabei von einer eckelhaften Unſauberkeit, und überdieß noch ein wenig Spitzbube. Franklin blieb faſt drei Monate dort, und am Ende dieſer Zeit waren viele der angeſehenſten Männer ſeine Freunde geworden. Dieſe waren ihm in der Folge von großem Nutzen, und ſie ſchenkten ihm von der Zeit an ihre beſtändige Achtung.

Franklin war noch nicht lange wieder nach Philadelphia zurückgekehrt, als die von London verſchriebenen Geräthſchaften eintrafen. Franklin hielt Abrechnung mit Keimer und ſchied in Frieden von ihm, noch ehe dieſer von dem Verfahren Nachricht erhalten hatte. Franklin und Meredith mietheten ein Haus am Markte und um den hohen Miethzins weniger drückend zu machen, nahmen ſie einen Glaſer, Tomas Godfrei, hinein, der einen anſehnlichen Theil davon trug, und beiden für ein billiges Geld den Tiſch gab.

Kaum waren die Schriften ausgepackt und die Preſſe aufgeſtellt, als einer von Franklin's Bekannten einen Landmann zu ihnen brachte, den er auf der Straße angetroffen hatte, wo er nach einem Buchdrucker fragte. Die beiden Anfänger hatten ſo mancherlei Dinge anſchaffen müſſen, ſo daß ihre Kaſſe faſt ganz erſchöpft war. Die fünf Schilling dieſes ehrlichen Landmanns, dieſe Erſtlinge ihres Erwebs, die ſo eben zur rechten Zeit kamen, machten Franklin mehr Vergnügen, als irgend eine Summe, die er je in der Folge gewann; und das lebhafte Dankgefühl, das er wegen dieſes kleinen Dienſtes für ſeinen Freund empfand, der ihnen dieſen Auftrag zuwies, hat Franklin, wie er ſelbſt bekennt, oft geneigter gemacht, junge Anfänger zu unterſtützen, als er vielleicht außerdem geweſen wäre.

Früher ſchon hatte Franklin den größten Theil ſeiner gelehrten Bekannten zu einem Verein geſammelt, um ſich gegenſeitig zu bilden. Dieſer Verein nannte ſich Junta und verſammelte ſich Freitag Abends. Die Geſetze, die Franklin entwarf, verpflichteten jedes Mitglied, ſo oft die Reihe es traf, einen oder mehrere ſtreitige Punkte der Sittenlehre, Staatswiſſenſchaft oder Naturlehre in Vorſchlag zu bringen, die ſodann von der Geſellſchaft erörtert werden ſollten, auch alle drei Monate einen ſelbſt verfertigten Aufſatz über irgend einen Gegenſtand vorzuleſen. Ihre Debatten waren der Leitung eines Vorſitzers unterworfen, und ſollten aus bloßem Trieb, die Wahrheit zu erforſchen, betrieben werden, ohne der Streitſucht oder dem eitlen Stolz, als Sieger zu erſcheinen, den geringſten Einfluß auf die Unterſuchung zu verſtatten. Um aber alle Erhitzungen der Gemüther zu vermeiden, war jeder Ausdruck, der hartnäckiges Beharren auf irgend einer Meinung verrieth, ſo wie jeder gerade Widerſpruch bei kleinen Geldſtrafen verboten.

Unter den zehn Mitgliedern, aus denen dieſer Verein zuerſt beſtand, befanden ſich auch ein Schuhmacher und ein Tiſchler, die ſich beſonders durch ihre mathematiſchen Kenntniſſe auszeichneten, und ein Handlungsdiener, der mit Franklin in gleichem Alter war und von dem er ſagt: „er hatte den kühlſten, hellſten Kopf, das beſte Herz und die ſtrengſte Sittlichkeit, die ich je geſehen.“ — Da gleich und gleich ſich gern geſellt, ſo wurden ſie beide innige Freunde und blieben es 40 Jahre lang bis zu dem Tode ſeines Freundes, der als ein angeſehner Kaufmann und als Provinzialrichter ſtarb, und eben ſo lange dauerte auch dieſer von Franklin geſtiftete Club.

Dieſer war unſtreitig die beſte damals vorhandene Schule der Philoſophie und Politik in der ganzen Provinz, denn die Streitfragen, die immer acht Tage vorher abgeleſen wurden, ehe ſie zum Vortrag kamen, nöthigten einen Jeden zum aufmerkſamen Nachleſen über die verſchiedenen vorgelegten Gegenſtände, um mit mehr Sachkenntniß darüber ſprechen zu können. Zugleich erwarben ſie ſich auch das Talent eines angenehmen Vortrags, indem jede Materie, nach den entworfenen Geſetzen, auf eine Art behandelt wurde, die allen Verdruß verhütete. Und eben dieſem Umſtand verdankte unſtreitig der Club ſeine lange Dauer.

Alle Mitglieder dieſer Junta bemühten ſich, Franklin und ſeinem

Geſellſchafter Arbeit zu verſchaffen. So erhielten ſie auf dieſem Wege von den Quäkern den Druck von vierzig Bogen ihrer Geſchichte. Franklin ſetzte täglich einen Bogen, den Meredith unter die Preſſe nahm. Es war oft elf Uhr in der Nacht, und noch ſpäter, ehe Franklin mit der Anordnung des Penſums für den folgenden Tag fertig ward, denn die kleinen Arbeiten, die ihnen von Zeit zu Zeit übertragen wurden, hielten ſie auf. Franklin war aber ſo feſt entſchloſſen, täglich einen Foliobogen zu liefern, daß, als eines Abends, nachdem er ſeiner heutigen Arbeit fertig zu ſein glaubte, die Form durch einen Zufall ſprang und zwei von ſeinen großen Columnen völlig in Unordnung geriethen, er ſich von neuem an die Arbeit machte und alles wieder in Stand ſetzte, ehe er zu Bette ging.

Dieſer unermüdete Fleiß, den die Nachbarn bemerkten, verſchaffte ihnen nach und nach Credit und Achtung. Franklin vernahm unter andern, daß in dem Club der Kaufleute, der ſich alle Abende verſammelte, die Rede auf die neue Druckerei gefallen wäre, und man einſtimmig der Meinung geweſen, ſie könne ſich nicht erhalten, da ſchon zwei andere Druckereien in der Stadt im Gange wären. Nur ein Mann war der entgegengeſetzten Meinung. „Der Fleiß dieſes jungen Franklin, ſagte er zu der Geſellſchaft, übertrifft alles, was mir in dieſer Art noch vorgekommen iſt. Ich ſehe ihn noch ſpät in der Nacht, wenn ich aus dem Club nach Hauſe gehe, bei der Arbeit, und des Morgens iſt er lange wieder dabei, ehe ſeine Nachbarn das Bett verlaſſen.“ Dieſe Erzählung machte Eindruck auf die Geſellſchaft, und kurz darauf kam einer davon zu ihnen, und erbot ſich, ihnen Papier in Menge zu liefern: allein Franklin und Meredith wollten ſich noch nicht in die Weitläufigkeiten eines offnen Ladens einlaſſen.

Eines Tages kam einer von Keimer's Arbeitern zu Franklin und bot ſich bei ihm zur Arbeit an. Augenblicklich fehlte es an Arbeit für ihn, allein Franklin ſagte ihm unbedachtſamer Weiſe im Vertrauen, daß er den Plan habe, in kurzem ein neues periodiſches Blatt herauszugeben, wo ſich denn Arbeit genug für ihn finden würde. Franklin's Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg, die er gegen ihn äußerte, gründete ſich darauf, daß die einzige Zeitung, die man damals hatte, und die Bradfort druckte, eine ſchlechte Einrichtung hatte, auf das Nachläſſigſte beſorgt und nichts weniger als unterhaltend war, und ihm gleichwohl etwas ein-

brachte. Franklin glaubte daher, einer neuen und guten Zeitung könne es nicht an Beifall fehlen. Webb, ſo hieß der, dem Franklin ſein Vorhaben mitgetheilt hatte, verrieth dieſes Geheimniß und theilte es Keimern mit, der ſogleich, um Franklin zuvorzukommen, die Ankündigung einer Zeitung ausgab, die er ſelbſt drucken, und wobei er Webb anſtellen wollte.

Dieſe Treuloſigkeit empörte Franklin, und um ihnen wenigſtens entgegen zu arbeiten, da er ſelbſt ſein neues Blatt noch nicht anfangen konnte, ſo ſchrieb er für Bradfords alte Zeitung verſchiedene luſtige Stücke. Durch dieſes Mittel zog er die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſes Blatt, und Keimers Ankündigung, die in der alten Zeitung lächerlich gemacht wurde, fand keinen Eingang. Demungeachtet fing Keimer ſein Blatt an und ſetzte es neun Monate lang fort; als er aber in dieſer ganzen Zeit nicht über neunzig Abnehmer fand, ſo bot er es Franklin ſelbſt für eine Kleinigkeit an. Franklin war eben mit ſeinen vorläufigen Anſtalten fertig, übernahm es daher ſogleich auf ſeine Rechnung, und in wenigen Jahren hatte er anſehnlichen Gewinn davon.

Auf Franklin lag die ganze Laſt der Unternehmung. Meredith war kein Setzer, bloß ein unbedeutender Drucker, und ſelten ganz nüchtern. Die erſten Nummern von Franklin's Zeitung zeichneten ſich weder durch Schrift noch Druck vor irgend einem andern Blatt aus: allein einige treffende Bemerkungen Franklin's über einen Streit, der ſchon lange fortdauerte, und an dem man vielen Antheil nahm, machten Perſonen von höhern Einſichten aufmerkſam. Dieß gab Veranlaſſung, daß viel von der neuen Zeitung und ihren Herausgebern geſprochen ward, und in wenig Wochen hatten ſich viele Subſcribenten gefunden. „Dieß war eine von den erſten guten Folgen der Mühe, die ich mir gegeben hatte, meine Gedanken ſchriftlich aufſetzen zu lernen, ſagt Franklin. Auch dieſen zweiten Vortheil hatte ich davon, daß die Häupter der Stadt mich als einen Mann kennen lernten, der geſchickt mit der Feder umzugehen wiſſe, und daß ſie ſich vornahmen, mich auf alle Weiſe zu unterſtützen und aufzumuntern.“

Unter der Menge ſchätzbarer Freunde, die Franklin ſeinem Blatt verdankte, befand ſich auch der nachmals ſo berühmte G. Witefield, der ſchon als ein junger Mann die zauberiſche Beredſamkeit und die Kunſt beſaß, die Leidenſchaften nach Gefallen zu erregen,

und die Herzen der Menge zu feſſeln. Er predigte damals in ganz Nordamerika mit dem größten Beifall, und hatte eben einen Band ſeiner Reden zum Beſten ſeiner ſehr zahlreichen Anhänger ausgearbeitet. Franklin druckte ſie, und der ſtarke Abſatz derſelben war eine der Hauptquellen ſeines zunehmenden Wohlſtandes, wenigſtens ſetzte er ihn in den Stand, ſeine Geſchäfte beträchtlich zu erweitern.

Bradford druckte noch die Debatten, Geſetze, Verordnungen und andre öffentlichen Papiere. Unter andern hatte er eine Addreſſe der Verſammlung an den Statthalter äußerſt ſchmutzig und unrichtig gedruckt. Franklin druckte ſie von neuem elegant und correkt und ſchickte jedem Mitgliede ein Exemplar zu. Sie ſahen den Unterſchied, und dieß verſtärkte den Einfluß ſeiner Freunde in der Verſammlung, die ihn für das nächſte Jahr zu ihrem Drucker ernannte.

Um dieſe Zeit erinnerte ihn auch Vernon an ſeine Schuld, doch ohne ihn zu drängen. Franklin ſchrieb ihm einen ſchönen Dankbrief und bat ihn noch ein wenig zu warten, wozu er ſich willig finden ließ. So bald als es Franklin möglich war, bezahlte er Kapital und Zinſen mit den wärmſten Aeußerungen von Erkenntlichkeit. „So war der Fehler meines Lebens wieder gut gemacht,“ ſagt Franklin.

Dafür gerieth er aber in eine andre Verlegenheit, deren er ſich nicht verſehen hatte. Meredith's Vater, der dem Vertrage gemäß die ganze Auslage für die Druckerei machen ſollte, hatte nur hundert Pfund Sterling baar bezahlt. Eben ſo viel war er dem Kaufmann ſchuldig geblieben, der nicht länger warten wollte und jetzt alle beſtürmte. Sie ſtellten Bürgſchaft, jedoch mit der traurigen Ausſicht, daß wenn das Geld nicht zur beſtimmten Friſt in Bereitſchaft wäre, der Prozeß unaufhaltſam fortgehen, der Ausſpruch des Richters vollzogen, alle ſchönen Hoffnungen vernichtet, und ſie gänzlich ruinirt werden würden, indem man unſtreitig die Preſſe und die Schriften, vielleicht um das halbe Geld, verkauft und die Gläubiger davon befriedigt hätte.

„In dieſer ſchrecklichen Lage — erzählt Franklin — erſchienen zwei wahre Freunde, deren edles und großmüthiges Verfahren ich nie vergeſſen habe, und nie vergeſſen werde, ſo lange ich nur im Stande bin, mich an etwas zu erinnern. Jeder kam allein, ohne etwas von dem andern zu wiſſen, und ohne daß ich einen

mit einem Worte angegangen war. Jeder erbot ſich, mir ſo viel vorzuſchießen, als ich brauchte, um wo möglich das Geſchäft allein zu übernehmen, weil ſie nicht wünſchten, daß ich ferner in Gemeinſchaft mit Meredith bliebe, den man, wie ſie ſagten, oft betrunken auf den Straßen fände, der in den Gaſthöfen mit ſchlechten Spielern zu thun hätte, und unſerm Credit großen Schaden thäte. Ich gab dieſen beiden Freunden zur Antwort, ſo lange nur einige Wahrſcheinlichkeit bliebe, daß die Meredith den Contrakt, ſo weit ihnen obläge, erfüllen würden, ſo könnte ich um deſtoweniger auf eine Trennung antragen, je mehr Dank ich ihnen für das ſchuldig zu ſein glaubte, was ſie wirklich gethan hätten, und noch thun würden, wenn es in ihren Kräften ſtände. Sollten ſie aber am Ende ihr Verſprechen nicht erfüllen, ſo würde damit unſer Contrakt von ſelbſt aufhören und ich mich dann für befugt halten, die Unterſtützung meiner Freunde anzunehmen.“

Die Sache blieb einige Zeit in dieſer Lage. Eines Tages ſagte ich zu meinem Compagnon: „Vielleicht iſt Ihr Vater unzufrieden, daß Sie ſich mit mir eingelaſſen, und hat keine Luſt, das für uns beide zu thun, was er für Sie allein thun würde. Habe ich Recht, ſo ſagen Sie mirs aufrichtig; ich überlaſſe Ihnen alles, und ſehe, was ich auf meine Hand machen kann.“ — „Nein, ſagte er, mein Vater hat ſich wirklich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Er iſt außer Stande zu bezahlen, und ich mag ihm nicht noch mehr Sorge machen. Ich ſehe, daß ich ſchlechterdings nicht zum Drucker tauge, ich bin zum Pachter erzogen; es war eine große Thorheit von mir, in die Stadt zu laufen, und im dreißigſten Jahre erſt eine neue Profeſſion zu ergreifen. Verſchiedene von meinen Landsleuten ſind jetzt im Begriff, ſich in Südcarolina anzuſiedeln, wo das Land wohlfeil iſt. Ich habe große Luſt, mit ihnen zu gehen, und zu meiner alten Handthierung zurückzukehren. Sie finden gewiß Freunde, die Ihnen unter die Arme greifen. Wollen Sie unſre gemeinſchaftlichen Schulden übernehmen, meinem Vater die ausgelegten hundert Pfund erſetzen, bezahlen, was ich beſonders ſchuldig bin, und mir außerdem dreißig Pfund Sterlinge und einen neuen Sattel geben, ſo thue ich auf die Gemeinſchaft Verzicht und laſſe alles in ihren Händen.“

Franklin nahm dieſen Vorſchlag ohne Bedenken an. Die Punkte

wurden ſogleich ſchriftlich aufgeſetzt, unterſchrieben und beſiegelt. Franklin gab ihm, was er forderte, und er ging bald darauf nach Carolina ab, von wo er an Franklin im nächſten Jahr zwei lange Briefe ſchrieb, die die beſten Nachrichten enthielten, die noch von dieſer Gegend in Bezug auf Klima, Erdreich, Landbau u. ſ. w. bekannt geworden waren. Franklin ließ ſie in ſeine Zeitung einrücken, und ſie wurden mit vielem Beifall aufgenommen.

So bald Meredith abgereist war, wendete ſich Franklin an ſeine beiden Freunde, und nahm von jedem die Hälfte von dem, was er brauchte, bezahlte die gemeinſchaftlichen Schulden, und ſetzte die Geſchäfte unter ſeinem alleinigen Namen fort, nachdem er dem Publikum angezeigt hatte, daß die Geſellſchaft aufgehoben wäre. Dieß geſchah um das Jahr 1729.

Um dieſe Zeit verlangte das Volk mehr Papiergeld, weil das bisherige faſt ganz verſchwunden war. Dieſer Gegenſtand ward in der Junta berathen und Franklin der Sache ſo mächtig, daß er ohne Namen eine Flugſchrift über die Nothwendigkeit des Papiergeldes ſchrieb und durch den Druck verbreitete. Dadurch bewirkte er, daß man ſich entſchloß neues Papiergeld zu ſchaffen.

Um ihn für dieſen Dienſt zu belohnen, den er dadurch dem allgemeinen Wohl geleiſtet hatte, ward ihm der Druck des Papiergeldes übertragen. Dieß — bemerkt Franklin — war ein ſehr erkleckliches Geſchäft, was mir viel half, und ein Vortheil, den ich von meiner erlangten Fertigkeit zog, meine Gedanken aufs Papier zu bringen." — Durch Hamilton, einem berühmten Sachwalter, den Franklin früher einen weſentlichen Dienſt erwieſen hatte, erhielt er den Druck des Newcaſtler Papiergeldes, wiederum ein einträgliches Geſchäft, das ihn ſehr aufmunterte. Auf dieſe Weiſe erhielt er noch manche andere Arbeit.

Damals eröffnete Franklin auch einen kleinen Papierladen. Er verkaufte Verſchreibungen, Contrakte u. dergl. richtiger und beſſer, als man ſie bis dahin in der Provinz geſehen hatte. Auch handelte er mit Papier, Pergament, Pappe, gebundenen Büchern ꝛc. ꝛc. Franklin nahm nun auch noch einen Setzer und einen Lehrburſchen an und konnte allmählich an die Bezahlung der Schuld denken, die er bei der Uebernahme der Druckerei hatte machen müſſen. Um aber ſeinen Credit und Charakter als Handelsmann zu ſichern, ſo bemühte er ſich nicht bloß, in der That

fleißig und ſparſam zu ſein, ſondern auch allen Schein vom Gegentheil zu vermeiden. Er trug ſich höchſt einfach, und erſchien an keinem öffentlichen Luſtorte. Er ging niemals auf die Jagd oder auf den Fiſchfang. Bisweilen lockte ihn wohl ein Buch von ſeiner Arbeit, doch geſchah das nur ſelten, ganz im Stillen, und ohne Aufſehen; und um zu zeigen, daß er ſich nicht beſſer dünke, als ſein Gewerbe, ſo fuhr er oft ſelbſt auf einem Schiebkarren das Papier, das er in den Magazinen gekauft hatte, über die Straßen nach ſeinem Hauſe.

So machte er ſich endlich allgemein als einen jungen fleißigen Mann bekannt, der ſehr pünktlich im Bezahlen ſei. Die Kaufleute, die Papier und Druckmaterialien einführten, bemühten ſich um ſeine Kundſchaft, andere kamen und erboten ſich ihm Bücher zu liefern: ſo daß ſein kleiner Handel immer mehr aufblühte. Mittlerweile ſank Keimers Credit und Handel täglich und er ſah ſich endlich genöthigt, ſeine Druckerei zu verkaufen, um ſeine Gläubiger zu befriedigen, und nach Barbados zu gehen, wo er eine Zeitlang in größter Dürftigkeit lebte. Einer von ſeinen Lehrlingen, dem Franklin Unterricht gegeben hatte, als er bei Keimer arbeitete, kaufte dieſe Materialien und ſetzte ſich an ſeiner Stelle. Franklin fürchtete anfangs an ihm einen furchtbaren Nebenbuhler zu finden, weil er eine angeſehene und mächtige Familie zur Stütze hatte, und bot ihm deshalb eine Verbindung an, die er zum Glück für Franklin mit der größten Verachtung ausſchlug. Er war ſehr ſtolz, richtete ſich wie ein großer Herr ein, machte ungeheuern Aufwand, und ging immer außer dem Hauſe ſeinem Vergnügen nach. Er ſtürzte ſich in Schulden, vernachläſſigte die Arbeit, und die Arbeit verließ ihn. Da er in kurzer Zeit im Lande nichts mehr zu thun fand, ſo folgte er Keimern nach Barbados, und nahm die Druckerei mit ſich dahin. Dort brauchte der Lehrling ſeinen ehemaligen Herrn als Taglöhner. Sie hatten oft Streit; Harry, der neue Beſitzer, gerieth von neuem in Schulden, und ward endlich gezwungen, ſeine Schriften zu verkaufen und nach Penſylvanien zu ſeinem Pflug zurückzukehren. Die Perſon, die ſie kaufte, brauchte Keimern zur Fortſetzung der Arbeit, allein er ſtarb einige Jahre darauf.

Nun blieb Franklin kein anderer Nebenbuhler in Philadelphia als Bradford, der bei ſeinem anſehnlichen Vermögen nur dann

und wann ein paar Arbeiter angeſtellt hatte, und dem es ſo viel um Arbeit nicht zu thun war. Da er indeß zugleich Poſtmeiſter war, ſo konnte er ſich für ſeine Zeitung eher Neuigkeiten verſchaffen, als Franklin. Dieß war eben ſo vortheilhaft für ihn, als nachtheilig für Franklin. Franklin mochte noch ſo viel fremde Zeitungen kommen laſſen, nichts half. Dieſes Verfahren erbitterte Franklin ſo ſehr gegen ihn, daß es ihm Mühe koſtete, es ihm nicht entgelten zu laſſen, als er in der Folge deſſen Stelle erhielt.

Im Jahre 1730 verheirathete ſich Franklin. Seine Frau ward ihm — wie er ſelbſt verſichert — eine gute und getreue Gefährtin, die viel dazu beitrug, ſeinen Laden in Aufnahme zu bringen. „Wir befanden uns wohl beiſammen, und beſtrebten uns gegenſeitig, einander glücklich zu machen.“

Nun entwarf Franklin auch ſein erſtes Unternehmen öffentlicher Art, eine Leihbibliothek auf Unterſchrift. So entſtand die erſte nordamerikaniſche Leihbibliothek, die von großen wohlthätigen Folgen war, und deren jetzt ſehr viele dort ſind. — Der Anfang war ſchwer, nur fünfzig Unterzeichner, meiſtens junge Gewerbsleute, konnte er dazu aufbringen, die zum Anfang 40 Schillinge und dann jährlich 10 Schillinge bezahlten. Indeß wuchs ihre Zahl immer mehr und man konnte ſpäter daran denken, ein eignes Haus für die Bibliothek zu erbauen. Der geringen Koſten wegen konnte Jedermann daran Theil nehmen. Seine Vortheile waren nicht auf den Reichen und Wohlhabenden eingeſchränkt. Die Bürger aus den mittlern und untern Klaſſen und Handthierungen machten ſich dieſelben bald zu Nutze, und ſo verbreitete ſich allmählig durch die ganze Maſſe des Volkes ein Grad von Aufklärung und Wiſſenſchaft, den man anderwärts ſelten antreffen wird. Das gegebene Beiſpiel wurde nachgeahmt. In verſchiedenen Städten wurden Bibliotheken errichtet, ſo daß ſie gegenwärtig in den vereinigten Staaten, beſonders in Penſylvanien ſehr zahlreich ſind. Auch hat man gegründete Hoffnung, daß ſie ſich noch mehr verbreiten, und Aufklärung und Kenntniſſe allenthalben wachſen werden. Kenntniſſe machen, wie wir an Franklin ſehen, den Einzelnen angeſehen und glücklich, und heben den Wohlſtand ganzer Nationen, denn Kenntniß iſt Macht. Wer daher die Verbreitung eines guten Buches in ſeiner Bekanntſchaft befördert, erwirbt ſich ein ſchönes Verdienſt um den Einzelnen, wie um das

Geſammtwohl. Denn einer theilt es dem andern mit und ſo ziehen immer mehr und mehr Nutzen von demſelben.

Im Jahr 1732 gab Franklin das erſtemal einen Kalender heraus, welcher mehrere Jahre nach einander fortgeſetzt ward. Die Nachfrage nach dieſem Almanach war ſo ſtark, daß in einem einzigen Jahre zehntauſend Exemplare abgeſetzt wurden. Eine ſehr große Anzahl, wenn man bedenkt, wie gering damals noch die Bevölkerung der Gegend war. Es iſt gewiß, daß die in dieſen Kalendern enthaltenen heilſamen Lebensregeln, die man nach und nach in faſt alle Sprachen überſetzt hat, einen vortheilhaften Eindruck auf viele Leſer gemacht haben.

Auch ſeine Zeitung benutzte Franklin als Belehrungsmittel, und verweigerte darin die Aufnahme jeder ſchnöden und perſönlichen Verunglimpfung, die ihm zukam.

Im Jahr 1733 ſendete er einen ſeiner Arbeiter nach Charleſton in Süd-Karolina, wo ein Drucker fehlte. Er gab ihm eine Preſſe und Schriften mit der Bedingung, gegen ein Drittel Beitrag zum Geſchäft ein Drittel Ertrag zu bekommen. Es war ein geſchickter Mann, aber im Rechnungsweſen unwiſſend. Erſt nach ſeinem Tode brachte die ordnungsliebende und im Rechnen erfahrene Wittwe Alles pünktlich in Ordnung, führte das Geſchäft mit Eifer fort, erzog ihre Kinder anſtändig und nach abgelaufener Zeit erkaufte ſie die Druckerei und ſetzte ihren Sohn hinein.

„Dieß erwähne ich hauptſächlich,“ ſchreibt Franklin, „um dieſen Zweig der Erziehung unſeren Mädchen zu empfehlen, der ihnen und ihren Kindern, im Fall ſie Wittwen werden ſollten, ohnſtreitig mehr nützen wird, als Muſik und Tanz.“

In dieſem 1733. Jahre, wo er bereits 27 Jahr alt war, fing Franklin auch an, Sprachen zu lernen. Des Franzöſiſchen ward er bald ſo mächtig, daß er Bücher darin leicht leſen konnte. Nun nahm er das Italieniſche vor. Nachher ward es ihm leicht, ſo viel Spaniſch zu lernen, um auch in dieſer Sprache Bücher leſen zu können. Dieſe drei Sprachen bahnten ihm den Weg zum Lateiniſchen, worin er in früheſter Jugend nur ein Jahr lang Unterricht genoſſen hatte. Die Fortſchritte, die er hierin machte, beweiſen, daß es nie zu ſpät iſt, das in der Jugend Verſäumte nachzuholen.

Nach zehnjähriger Abweſenheit, als er etwas wohlhabender

war, beſuchte er, was er früher nicht konnte, ſeine erfreuten Anverwandten in Boſton.

Der Bruderzwiſt war vergeſſen, die Zuſammenkunft herzlich und liebevoll. Er nahm des kränklichen Bruders 10jährigen Sohn mit ſich, ſendete ihn noch einige Jahre in die Schule und nahm ihn dann in die Lehre. Deſſen Mutter führte nach ihres Mannes Tode das Geſchäft fort, bis der Sohn es übernehmen konnte, und Franklin verſah ihn noch mit einem Satz neuer Schriften. So vergütete er ſeinem Bruder reichlich die ihm früher durch ſein Davonlaufen entzogenen Dienſte. Im Jahre 1736 verlor er einen ſeiner Söhne, einen hübſchen 4jährigen Knaben, an den gewöhnlichen Blattern. Er beklagte ihn lange bitterlich und bedauerte noch im hohen Alter, daß er ihn nicht hatte impfen laſſen.

In demſelben Jahre erhielt er ſeine erſte Beförderung, indem er zum Schreiber der allgemeinen Verſammlung gewählt ward. Seine Wahl war ohne Widerſpruch durchgegangen. Im folgenden Jahre dazu vorgeſchlagen, ward von einem neuen Mitgliede eine Rede gegen ihn gehalten; dennoch wurde er gewählt.

Dieß war ihm lieb, weil es für ſein Geſchäft von großem Nutzen war. Sein Gegner beſaß Vermögen und Erziehung und Franklin ſuchte ſeine Gunſt, jedoch nicht durch knechtiſche Höflichkeit, zu gewinnen; er lieh nämlich ein ſeltenes Buch von ihm, und ſendete es ihm dann mit verbindlichem Danke zurück, und fand den Grundſatz bewährt: wer dir einmal Etwas zu Liebe gethan, thut dir eher wieder Etwas, als der, dem du ſelbſt dich verbindlich gemacht, — „und," ſagt er, „es zeigt zugleich, wie viel vortheilhafter es iſt, klug zurück zu treten, als Feindſeligkeiten zu ahnden, zu vergelten und fortzuſetzen."

Im Jahr 1737 wurde ihm das nicht eben einträgliche Amt eines Poſt-Direktors übertragen, was jedoch ſeinem Geſchäft ſehr nützlich wurde. Sein Vorfahrer, der Drucker Bradford, verlor es wegen unordentlicher Rechnungsführung, und Franklin erwähnt dieſes zur Lehre für junge Männer, die in Aufträgen Anderer arbeiten, damit ſie ſtets Rechnung ablegen und ihre Sendungen mit der größten Klarheit und Pünktlichkeit machen. „Dies iſt," ſagt er, „die eindringlichſte Empfehlung für neue Aufträge und Geſchäftsförderniß." Bradford hatte ſich, während das Poſtweſen unter ſeiner Leitung ſtand, gegen Franklin ſehr ungroßmüthig

betragen und die Verbreitung ſeiner Zeitung, ſo viel er nur immer konnte, gehindert. Jetzt hätte Franklin ein Gleiches gegen Bradford thun können, doch ließ er ihm dieß keineswegs empfinden.

Nun richtete Franklin ſeine Gedanken auch auf öffentliche Angelegenheiten, bei deren Ausführung ihm ſeine Geſellſchaft, die Junta, deren Mitglieder immer mehr Einfluß gewannen, mit ihren Nebenzweigen ſehr förderlich wurde.

Die Stadtſcharwacht war das Erſte, was er einer beſſern Ordnung entgegenführte. Immer auf das Nützliche bedacht, begründete er hierauf eine Feuerlöſchgeſellſchaft, nach welcher ſich bald mehrere derartige Vereine bildeten, die von den wohlthätigſten Folgen noch heute ſind.

Täglich bekam er mehr Arbeit, und ward täglich wohlhabender, da beſonders ſeine Zeitung guten Abſatz fand. Da machte er die Erfahrung, daß es wirklich leicht ſei, wenn man nur die erſten 100 Pfund gewonnen habe, die zweiten zu erlangen; denn Geld ſei erſtaunlich fruchtbar. Da es mit der Druckereigenoſſenſchaft in Carolina ſo gut ging, ſo bekam er Muth, dergleichen noch in mehreren Pflanzſtädten anzulegen, und damit zugleich ſeine beſten Arbeiter zu befördern.

Nach 6 Jahren konnten dieſe ihm die Schriften abkaufen, und das Geſchäft ſofort als ihr Eigenthum betreiben, wodurch ſich denn mehrere Familien hoben.

„Dergleichen Genoſſenſchaften endigen“ bemerkt Franklin, „gar oft mit Zank; ich war ſo glücklich, alle ganz friedlich einzugehen und aufzuheben, vermuthlich weil in unſerm Vertrag Alles, was beide Theile zu leiſten und zu erwarten hatten, vorſichtig und genau feſtgeſetzt war, ſo daß kein Streit ſtattfinden konnte,“ und dieſe Vorſicht empfiehlt er ſehr.

Im Jahr 1742 machte er die ſehr nützliche Erfindung eines Sparofens, in welchem die friſche Luft beim Eintritt erwärmt wird. Dem Statthalter Thomas, welcher ihm rieth, ein Patent darauf zu nehmen, entgegnete er: „da wir von Erfindungen Anderer ſo viel Vortheil ziehen, ſo ſoll uns jede Gelegenheit, Andern mit unſerer Erfindung wieder zu dienen, willkommen ſein, und wir ſollen das frei und edelmüthig thun.“ Deßhalb nahm er kein Patent, ſondern gab das Modell ſeinem Freunde Robert Grace,

demſelben, der ihm früher zu ſeinem Anfang Geld geliehen hatte, und einen Eiſenofen beſaß, hierdurch wurde er auch ihm wieder nützlich. Jetzt vermißte er Landwehr und Erziehungsanſtalten, und es gelang ihm, erſtere ſofort zu Stande zu bringen. 1744 ſchlug er eine philoſophiſche Geſellſchaft vor, und gründete ſie auch.

Im Jahre 1748 zog er ſich von ſeinen Geſchäften zurück. Ein vertrauter Mann, der 4 Jahre bei ihm gearbeitet hatte, übernahm die Beſorgung der Druckerei und zahlte an Franklin den ihm zuſtändigen Gewinn, welche Verbindung zu beiderſeitigem Vortheil noch 18 Jahre dauerte. 1749 ward Franklin die Freude zu Theil, die Schule der Akademie eröffnet zu ſehen, wozu er die erſte Veranlaſſung gegeben hatte, deren Verfaſſung er mit dem damaligen Kronanwalt Herrn Francis entwarf, und deren Mitverweſer er noch 40 Jahre lang war. Jetzt glaubte er auch Muße für ernſtere Studien zu finden und recht ungehindert ſeine elektriſchen Verſuche fortſetzen zu können. Damals hatte ſchon ſeine Erfindung des Blitzableiters ſeinen Ruhm in ganz Europa verbreitet. Er war dazu auf folgende Weiſe gelangt. Die Leſegeſellſchaft zu Philadelphia hatte genauere Berichte empfangen über die neuen Entdeckungen in der Phyſik, wodurch alle Naturforſcher in Europa mit Staunen erfüllt waren. Man hatte eine Elektriſirmaſchine und andere phyſikaliſche Inſtrumente geſchickt, nebſt einer Anweiſung über deren Gebrauch. Die Geſellſchaft trug Franklin auf dieſe Beobachtungen zu wiederholen; und er machte die beſchriebenen Experimente nicht nur nach, ſondern machte ſelbſt eine große Anzahl neuer Entdeckungen, wodurch ſein Name weltbekannt wurde. Die wichtigſte darunter war die, daß man durch aufgerichtete ſpitze Metallſtangen beim Gewitter die Elektricität aus den Wolken auf die Erde leiten, und dadurch das Einſchlagen des Blitzes verhindern könnte. Er fand dieſes durch Verſuche mit einem Drachen, den er zur Zeit eines Gewitters aufſteigen ließ, und an dem er unten einen Schlüſſel befeſtigte. Er ſagte von dieſem Verſuche Niemanden etwas und ging nur in Begleitung ſeines Sohnes in das freie Feld, wenn ein Gewitter ſich zeigte, weil er aus Erfahrung wußte, daß verunglückte Verſuche zum Nachtheil der Wiſſenſchaft den Unerfahrnen gewöhnlich zum Geſpött dienen. Er ſelbſt nahm, dem Regen zu entgehen, unter einem Schuppen Platz. Der Drache, zu dem er ein ſeidenes Tuch genommen hatte, weil

das Papier vom Regen gelitten haben würde, ſtieg. Eine Gewitterwolke zog über ihm hin; aber keine Spur von Electricität war zu entdecken. Faſt verzweifelte er ſchon an einem glücklichen Erfolge, als er bemerkte, daß die loſen feinen Fibern der Schnur plötzlich anfingen, ſich aufzurichten. Nun hielt er den Knöchel ſeines Fingers an den Schlüſſel und erhielt einen ſtarken Funken. Welche Freude mag er in dieſem Augenblicke genoſſen haben! Er lockte nun wiederholte Funken heraus und machte alle Verſuche, die man gewöhnlich mit der Elektricität macht. — Die Berichte über ſeine Verſuche wurden in Europa mit Begierde geleſen und in verſchiedene Sprachen überſetzt. Selbſt König Ludwig hatte davon gehört und ließ ſie in ſeiner Gegenwart wiederholen. Man ſtellte auf den höchſten Thürmen Apparate auf und leitete die Elektricität glücklich herunter aus den Wolken. Sogar in die kalten Gefilde Rußlands drang die Begierde nach Entdeckungen. Ein Profeſſor daſelbſt wurde, da er nicht vorſichtig genug bei dieſen Verſuchen war, von einem heruntergeleiteten Strahl erſchlagen. Die zahlreichen Beobachtungen, die Franklin außerdem noch anſtellte, eröffnete ein weites Feld zu weitern Forſchungen, das auch ſogleich von den Naturforſchern mit glücklichen Erfolgen betrieben wurde. Auch die Glasharmonika ward von ihm verbeſſert.

Aber der Staat, der ihn als einen Mann anſah, der Erfahrung und Sinn für das öffentliche Wohl beſaß, nahm ihn nun, da er von andern Geſchäften frei war, für ſeine Zwecke in Beſchlag, ohne daß er ſich nur um eine Stelle bewarb.

„Jeder Zweig unſerer bürgerlichen Regierung,“ ſagt er „legte mir, und zwar faſt gleichzeitig, irgend eine Pflicht auf. Der Statthalter nahm mich in die Friedensausführ, die Stadtgemeinde zog mich zu ihrer Gemeindeberathung, und machte mich bald hernach zum Aldermann; die Bürger machten mich vollends gar als Wahlbürger zu ihrem Vertreter in der Verſammlung.“ Zehn Jahre lang ward Franklin immer wieder dazu erwählt, und als er Sitz im Hauſe nahm, ward ſein Sohn Schreiber deſſelben. Bald darauf wurde er, um mit den Indianern zu unterhandeln, als Botſchafter nach Carliſle geſendet.

Welch ein Vergleich mit ſeinem geringfügigen Anfange!

Im Jahr **1751** kam ſein guter Freund, **Dr. Bond** auf den

Gedanken, ein Siechenhaus in Philadelphia zu errichten. Franklin brachte es zu Stande, und hat es auch nachher in ſeinem Teſtamente bedacht. Das Meiſte trug er auch dazu bei, daß die Straßen gepflaſtert, beleuchtet und gereiniget wurden. In letzter Beziehung beſchreibt er ausführlich eine Verbeſſerung, welche er in London vorſchlug, und befürchtend, man werde dies als eine Kleinigkeit anſehen, fügte er bei: „Menſchenglück geht nicht ſowohl aus großen auffallenden Glücksſtreichen hervor, die ſelten vorkommen, als aus alltäglichen kleinen Vortheilen — wie z. B. das eigene Bartabnehmen.“

Das ihm übertragene Amt eines Poſtdirectors von Penſylvanien führte er ſo gut, daß er 1753 zum General-Poſtmeiſter von ganz Nordamerika ernannt wurde und er traf in dieſem Amt ſo wichtige Verbeſſerungen, daß die Regierung ihm eine bedeutende Mehreinnahme verdankte.

Die Cambridger und die Connecticuter Hochſchule ernannten ihn zum Meiſter der freien Künſte, und ſo theilte er die Ehren dieſer Schulen, ohne auf einer derſelben ſtudirt zu haben. Von der engliſchen Geſellſchaft, die ihn zu ihrem Mitgliede ernannte, erhielt er die goldene Medaille, ohne daß er ſich um dieſe Ehren beworben hatte. Im Kriege gegen Frankreich leiſtete er große und weſentliche Dienſte. Er ward Oberſt bei der Landwehr, die zum Schutz des Landes gegen die Indianer auszog, erhielt ſeinen Sohn zum Adjutanten und befeſtigte nebſt 2 andern Plätzen, Gnadenhut.

„Hier, erzählt er, „hatte ich zu bemerken Anlaß, daß die Menſchen am zufriedenſten ſind, wenn ſie zu thun haben, und er gedenkt eines Seemanns, der ſich zum Geſetz machte, ſeine Leute immer zu beſchäftigen und als ihm einſt ſein Gehülfe ſagte, ſie hätten Alles gethan und es wäre nun nichts mehr zu arbeiten vorhanden, erwiderte: ei ſo mögen ſie den Anker ſcheuern.“

1757 beſtimmte ihn das Haus, um eine Beſchwerde und Bittſchrift der Amerikaner wegen Streitigkeiten mit der Handelsgenoſſenſchaft und dem Statthalter zu überreichen, nach London, von wo er 1762 wieder nach Philadelphia zurückkehrte und die Dankſagung der Penſylvaniſchen Tagſatzung erhielt, ſowohl für ſeine dieſer Landſchaft insbeſondere bewährte Pflichttreue, als für die vielen und wichtigen, Amerika überhaupt während ſeines Aufenthalts in Großbritannien geleiſteten Dienſte. Vor ſeiner Heimkehr hatte er noch

eine Reiſe nach Schottland gemacht, wohin ihm der Ruf als Philoſoph vorausging. Die Univerſität des heiligen Andreas ertheilte ihm ſogar die Doctorwürde in der Rechtsgelehrtheit. Ihr folgten die Hochſchulen Edinburgh und Oxford. Die meiſten gelehrten Vereine von Europa beſtrebten ſich, ihn den Ihrigen zu nennen. Außerdem hatte er mit den berühmteſten Staatsmännern in England Umgang und ſeine Anſichten blieben nicht ohne Einfluß in dem Kriege, der eben zwiſchen England und Frankreich geführt wurde.

Im Jahre 1764 vereinigten ſich die Freunde der Handelsgenoſſenſchaft gegen ihn, und er verlor ſeinen Sitz im Hauſe, den er 14 Jahre behauptet hatte, ward aber zu ihrem großen Verdruß wieder als Geſchäfsträger am brittiſchen Hofe angeſtellt. 1766 wurde er daſelbſt auch noch Geſandter der Niederlaſſung von Neu-Jerſey, Georgien und Maſſachuſetts, für welche er gleich ehrenvoll wirkte. Im Verlauf dieſes Jahres beſuchte er Holland und Deutſchland, und 1767 wie auch 1769 Paris, wo ihn der König Ludwig **XV.** und der ganze franzöſiſche Hof mit der zuvorkommendſten Artigkeit aufnahm. Nachdem er in London, erhaben über alle Beſtechungen, raſtlos für die Rechte ſeiner Landsleute gekämpft, und dabei unermüdlich alle Quellen zur Wiederherſtellung der Eintracht geöffnet hatte; und trotz dem bei Hofe in Ungnade gefallen, ſeines Poſtens als General-Poſtmeiſter entſetzt, und in Gefahr war, verhaftet zu werden, und keine Hoffnung mehr für ſeine Wirkſamkeit am brittiſchen Hofe ſah, kehrte er endlich 1775 nach Philadelphia zurück, wo ihm ſeine Mitbürger alle Beweiſe von Liebe und Verehrung gaben.

Franklins Benehmen war in England während dieſer ganzen Zeit wahrhaft muſterhaft geweſen, indem er ſich zugleich als eifriger Freund des Vaterlandes und des Friedens zeigte. Er ſuchte durch richtige Rathſchläge und Aufklärung über Amerika der engliſchen Regierung zu nützen und dadurch zugleich für das Beſte ſeiner Landsleute zu wirken. Obwohl er den bevorſtehenden Bruch zwiſchen England und Amerika vorausſah, ſo ſuchte er ihn doch ſo viel als möglich zu verhindern oder wenigſtens zu verzögern. Es gelang ihm durch eine klare Schilderung des Zuſtandes von Amerika, die Regierung zu bewegen, daß eine bereits gegebene Stempeltaxe wieder zurückgenommen wurde, welche in Amerika beſonders verhaßt war. Aber dies war nicht hinreichend, die aufgeregten

Gemüther der Amerikaner zu beſchwichtigen. Es kam in Amerika, beſonders in Boſton, zu ſo förmlichen Auftritten, daß die Regierung zu Maßregeln der Strenge und Gewalt ſchritt, welche am Ende zum völligen Ausbruch der Revolution führten.

Schon am andern Tage nach ſeiner Zurückkunft erwählte ihn die geſetzgebende Behörde zu Penſylvanien zum Abgeordneten auf dem Kongreß, und er hatte großen Antheil an den feſten und muthigen Schritten dieſer Verſammlung. Noch in demſelben Jahre ward er ins Lager zu Washington geſendet.

Dieſem, ſeinem und der Menſchheit Freunde, vermachte er in ſeinem letzten Willen ſeinen ſchönen Spatzierſtock; „wäre es ein Scepter,“ ſetzt er bei, „er hätte es verdient und bekäme es.“ Auch nach Canada wurde er geſendet, um dieſe Provinz in die allgemeine Verbindung zu ziehen. Schon wüthete der Krieg in Amerika mit allen ſeinen Gräueln. Dennoch war damals die Trennung von England noch nicht unvermeidlich und die Amerikaner verlangten nur ihre verfaſſungsmäßigen Rechte. Als nun aber die engliſche Regierung dieſe Forderung nicht nur verweigerte, ſondern auch die wilden und grauſamen Indianer zur Verwüſtung der Colonien aufreizte und fremde Miethstruppen ſchickte, um die Amerikaner zu unterdrücken, da glaubten dieſe nur in gänzlicher Losſagung von dem Mutterlande ihr Heil zu finden.

1776 erklärten die 13 engliſchen Niederlaſſungen in Amerika ihre Unabhängigkeit von England, und Franklin legte in der neuen Verfaſſung von Penſylvanien den Inbegriff ſeiner Regierungsgrundſätze nieder, und unterzog ſich, damals ſchon ein 71 jähriger Greis, dem Auftrage als Geſandter nach Frankreich zu gehn, wo er acht und ein halbes Jahr für das Wohl ſeines Vaterlandes raſtlos arbeitete. Niemand war zu einem ſolchen Poſten geeigneter, als Franklin. Sein berühmter Name war der einzige Titel, den ihm ſeine Landsleute mitgeben konnten, um ihn den durch hohen Rang ausgezeichneten übrigen Geſandten gleichzuſtellen. Allein dieſer genügte auch. Als Mitglied der franzöſiſchen Akademie ſtand er mit den berühmteſten Leuten ſchon vorher in Verbindung, was ihm jetzt ſehr nützlich wurde. Er zeigte ſich in jener Zeit, wo in Frankreich der Freiheitsſchwindel die Gemüther zu ergreifen begann, durchaus nicht als einen glühenden Eiferer für Neuerung, ſondern als einen beſonnenen Weiſen. Wer ihn zuerſt ſo ſah, umgeben von ausge-

zeichneten Männern, die ihm die größte Achtung bewieſen, fand ſich veranlaßt zu der Frage: Wer iſt der alte Bauersmann, der einen ſo edeln Anſtand hat? und erhielt dann die Antwort: das iſt der berühmte Franklin! — Wer ihn dann näher kennen lernte, mußte ihn lieb gewinnen. Sein ſchlichter Anzug, ſeine edle Geſtalt, die ein ſchönes Silberhaar noch ehrwürdiger machte, ſeine Beſcheidenheit, die ruhige und feſte Haltung in ſeinem Benehmen, ſo wie die feinen und geiſtreichen Wendungen in dem Wenigen, was er ſprach: Alles dieß verſchaffte ihm ſo viel perſönliche Achtung, daß man durch ihn ſchon für die Sache ſeines Vaterlandes gewonnen wurde. — Anfangs unterhandelte er geheim, 1778 unterzeichnete er aber den Freundſchaft- und Wehrvertrag mit Frankreich und wurde dem König vorgeſtellt.

Dieſes geſchah in der Gallerie zu Verſailles. Viele Amerikaner und andere Fremde waren ihm dahin gefolgt und Händeklatſchen und mehrfache Freudenbezeigungen zeugten von der warmen Theilnahme, die man für ihn hegte. — Der König wandte ſich alſo zu ihm: „Verſichern Sie die vereinigten Staaten von Nordamerika meiner Freundſchaft; auch erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich insbeſondere mit Ihrem Benehmen, ſo lange Sie Sich in meinem Königreiche aufhielten, ausnehmend zufrieden bin.“ Als Franklin nach dieſer Audienz zu Hofe ging, warteten unterwegs ein Menge Menſchen auf ihn und bewillkommten ihn mit lautem Zuruf. Er beſuchte alle Oerter, wo die Menſchen ſich zu beſſern Zwecken verſammelten, und überall empfing man ihn mit dem lauteſten Beifall. Man nannte ſeinen Namen nicht, ohne hinzuſetzen: welch ein ehrwürdiger Mann! Sein Portrait fand man in allen Häuſern von Paris. Die Begeiſterung für die Amerikaner hatte in Frankreich bald einen hohen Grad erreicht, und viele der angeſehenſten Franzoſen ſchifften ſich ein, um für die Amerikaner zu kämpfen.

Auch im Kriege von Menſchenliebe beſeelt, gab er dem Schiffe der Märiſchen Brüder, welches jährlich zur Unterſtützung ihrer Miſſion nach Amerika ging, einen Freibrief, und ſchützte auch, als ein Freund der Wiſſenſchaft, durch einen ſolchen den berühmten Weltumſegler Cook gegen alle Amerikaniſchen Kreuzer. Mit demſelben Wohlwollen beförderte er ein Schiff, mit Liebesgeſchenken für Leidende in Weſtindien beſtimmt. So ließ er keine Gelegenheit

vorübergehen, wo er als Menſch, wie als Staatsmann ſeinen Mitmenſchen, gleichviel, ob Freund oder Feind, nützlich werden konnte.

Im Jahr 1783 unterzeichnete er einen Vertrag mit Schweden und den Frieden mit England, der ſeinem Vaterlande die Unabhängigkeit zuſicherte. Sein letztes Geſchäft als Bevollmächtigter des Congreſſes war 1785 der Abſchluß eines Handelsvertrags mit Preußen, worin er wieder ſeine Menſchenliebe beurkundet, indem darin zum erſtenmal, leider vielleicht auch zum letzenmal, der wohlthätige Artikel aufgenommen ward gegen die Beläſtigungen der Perſonen und des Eigenthums wehrloſer Bürger in Kriegszeiten.

So ſehr ſich der nun ſchon 79jährige Greis, der ohnehin jetzt an Krankheiten litt, welche das Alter heimzuſuchen pflegen, auch nach ſeinem Vaterlande zurückſehnte, ſo ſchlug ihm doch der Congreß die ausgeſprochene Bitte ab, ihn durch einen andern Geſandten in Paris ablöſen zu laſſen, weil man Niemand für geeignet fand, Franklin dort zu erſetzen. Denn er war der Liebling der Franzoſen. Als er einſt in die Akademie trat, empfing ihn einer der größten damaligen Gelehrten mit dem lateiniſchen Verſe, der etwa das ausſpricht: „Er entriß dem Himmel den Blitz, dem Tyrannen das Scepter.“ Als Voltair nach Paris kam, ſuchte Franklin ihn auf und Voltaire, der längſt die Fertigkeit engliſch zu ſprechen verloren hatte, verſuchte gleichwohl, die Unterhaltung in dieſer Sprache zu führen. Es ward ihm zu beſchwerlich und er ging mit folgenden Worten zu ſeiner Mutterſprache über: „Ich konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, einem Augenblick F r a n k l i n s Sprache zu ſprechen.“ Der amerikaniſche Weltweiſe ſtellte ihm ſeinen Enkel vor, und bat um ſeinen Segen für ihn. „Mein Sohn, ſagte Franklin, laſſe dich vor dieſem großen Mann auf die Knie nieder!“ und Voltair legte ſeine Hand auf den Knaben und ſprach: „Gott und Freiheit! dies iſt der einzige Segen, der ſich für den Enkel eines Franklin ſchickt.“ — Zum zweitenmal ſahen ſie ſich bei einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften. Mit Rührung betrachteten die Zuſchauer dieſe beiden großen Männer, die in zwei Welttheilen geboren waren und hier nebeneinander ſaßen, ehrwürdig durch ihr Alter, ihren Ruhm, die Anwendung ihres Lebens, und beide im Genuß des großen Einflußes, den ſie ſich auf ihr Jahrhundert erworben hatten. Sie umarmten ſich unter lauten Jubel der Zuſchauer; man rief: „S o l o n umarmt den S o p h o k l e s!“

Franklin wohnte in einem freundlichen Dorfe bei Paris und beſchäftigte ſich auch hier mit der Naturwiſſenſchaft.

Im Jahr 1785 endlich erfüllte man ſeinen Wunſch und berief ihn wegen zunehmender Kränklichkeit zurück und er ſchiffte ſich, von den Franzoſen mit den beſten Wünſchen begleitet, 1785 nach Amerika ein.

Als er nach einer glücklichen Fahrt im Hafen von Philadelphia ankam, hatten ſich daſelbſt eine große Menge Bürger eingefunden, die ihn mit lautem Jubel empfingen und zu ſeiner Wohnung begleiteten. Bei ſeinem Einzuge in die Stadt wurden Kanonen gelöſt und die Glocken geläutet: Jedermann bewies ihm die größte Hochachtung und Liebe. Sein Einzug wurde ein Triumphzug; er zog durch die Straßen dieſer Hauptſtadt unter den Segnungen eines freien und dankbaren Volkes, das ſeine Dienſte nicht vergeſſen hatte.

Die Krieger eilten herbei, um ihm ihre rühmlich erhaltenen Wunden zu zeigen; Greiſe umgaben ihn und erzählten, wie ſie Gott öfter gebeten hätten, daß er ſie ſeine Rückkehr nur noch erleben laſſen möchte; und die Jünglinge ſtanden rings umher, glücklich, die Züge des großen Mannes zu erblicken, deſſen Talente, Verdienſte und Tugenden in ihren Herzen die erſte Flamme der Begeiſterung entzündet hatte. Als er vom Hafen, der nun allen Völkern offen ſtand, nach der Stadt zog, ſah er die öffentliche Schule, die er gegründet, im Flore und von außen zu ſeinem Empfang feſtlich geſchmückt; da fand er das Krankenhaus, eine ſeiner erſten Stiftungen. Der Congreß, die Univerſität und die vornehmſten Bürger machten ihm ihre Aufwartung, und beſtrebten ſich, ihm ihre Achtung und Verehrung zu bezeugen. — Nie ward ein Mann ſo allgemein verehrt, ohne Neid zu erregen, als der anſpruchloſe Franklin. Er wurde gleich darauf zum Mitgliede des höchſten Regierungskollegiums und bald zum Präſidenten deſſelben ernannt. Bei dem Congreß, der ſich 1787 in Philadelphia verſammelte, um die erlangte Freiheit zu befeſtigen und die Bundesakte zu revidiren, war er als Abgeordneter von Penſylvanien zugegen, und unterzeichnete die Akte.

Um das Jahr 1787 wurden in Philadelphia drei Geſellſchaften geſtiftet, die ſämmtlich Franklin zum Präſidenten erwählten: eine

für politiſche Unterſuchung, eine andere für Verbeſſerung der öffentlichen Gefängniſſe, und eine dritte zur Abſchaffung der Sklaverei, zur Unterſtützung der frei gewordenen Neger und zur Verbeſſerung des Schickſals der armen Amerikaner. Die beiden letzten Geſellſchaften haben unbeſchreiblich viel Gutes gewirkt. Gegen den Schluß des Jahres 1789 erhielt er eine neue unerwartete Ehrenbezeugung: er wurde nämlich zum Mitglied der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg erwählt.

Wie ſehr Franklin aber auch als Menſch die Liebe verdiente, beweist unter Anderm ein Brief, den er kurz vor ſeiner Abreiſe von Frankreich geſchrieben hat. Er ſagt darin: „Es freuet mich, von Ihnen zu hören, daß ich meinen Freunden noch werth bin. Freilich habe ich, wie Sie bemerkten, einige Feinde in England, aber ſie ſind mir als Amerikaner feind; ich habe auch zwei oder drei in Amerika, die ſind aber dem Miniſter abhold, und, Gott ſei's gedankt! in der ganzen Welt iſt Keiner, der den Menſchen in mir haßte, denn durch ſeine Gnade bin ich im Stande geweſen, mich immer ſo zu betragen, daß kein menſchliches Weſen mit Grund ſagen kann: Bejamin Franklin hat mir Unrecht gethan! — Das, mein Freund, iſt im Alter ein tröſtlicher Gedanke. Auch Sie haben wohl Ihre Feinde, aber das müſſe Sie nicht unglücklich machen. Wenn Sie dieſelben richtig zu gebrauchen wiſſen, ſo werden Ihnen dieſe Feinde mehr Nutzen als Schaden bringen, denn ſie zeigen uns unſre Fehler, ſie machen uns wachſam und vorſichtig und ſind uns dadurch behülflich, immer beſſer zu werden.“

Eine beſtändige Munterkeit, ſanfte Geſchmeidigkeit im Umgang und ruhige Unbiegſamkeit in wichtigen Geſchäften bildeten Franklins Charakter. Sein Lebensſyſtem war höchſt einfach, durch Mäßigkeit und Arbeit entfernte er Schmerz und Langeweile von ſich. „Das Glück, ſagte er, beſteht, wie der Körper, aus unmerklich kleinen Elementen.“

Seine Unterhaltung war, wie ſein Styl, immer natürlich, und oft witzig. Die Provinzen, deren Agent er in London war, hatten ihm den Auftrag gegeben, um die Abſchaffung der beſchimpfenden Gewohnheit anzuhalten, nach der man die Verbrecher in die Colonien ſchickte. Der Miniſter ſtellte ihm die Nothwendigkeit vor, England von dieſen Menſchen zu befreien. „Was würden Sie

ſagen, erwiederte Franklin, wenn wir dagegen unſere Klapperſchlangen nach England ſchaffen wollten.“

Sein glückliches Gedächtniß blieb ihm bis in das höchſte Alter treu. Ein merkwürdiger Beweis davon iſt, daß er erſt in ſeinem ſiebenzigſten Jahre franzöſiſch ſprechen lernte. Sein mündlicher Vortrag war mehr ſentenziös, als fließend; er hörte lieber, als er ſprach. Höchſt ungern aber ließ er ſich im Reden unterbrechen. und er erwähnte oft mit großem Beifall der Sitte der Wilden, die, wenn ſie mit großer Aufmerkſamkeit die Bemerkungen Anderer angehört haben, einige Augenblicke ein ehrerbietiges Schweigen beobachten, ehe ſie ihre Antwort anfangen.

Franklin hatte ſein ganzes Leben hindurch ſich faſt ununterbrochen einer guten Geſundheit erfreut, und ſchrieb dies allein ſeiner muſterhaften Mäßigkeit zu. In den letzten zwölf Monaten ſeines Lebens mußte er jedoch faſt beſtändig das Bett hüten, ohne daß ihn ſeine Geiſteskraft und ſeine muntere Gutmüthigkeit verließen. Im April 1790 befiel ihn ein Fieber und ein Bruſtſchmerz, welcher am 17. April Nachts 11 Uhr ſein Leben, das er auf 84 Jahr und 3 Monat gebracht hatte, endete.

Schon im Jahre 1788 hatte er ein Teſtament gemacht, das der wohlthätigen Stiftungen wegen, die darin angeordnet waren, die ſchönſte Lobrede auf den trefflichen Charakter dieſes großen Mannes iſt.

Nie war ein Leichenbegängniß irgendwo in den Staaten von Amerika ſo zahlreich und würdig geweſen, als das ſeinige. Die Trauer war allgemein, der Volkszulauf unermeßlich. Alle Glocken in der Stadt waren gedämpft und die Zeitungen wurden mit Trauerrändern ausgegeben. Der Congreß verordnete eine allgemeine Landtrauer durch ganz Amerika. Die Pariſer Nationalverſammlung legte drei Tage lang Trauer an um den Verſtorbenen und die ausgezeichnetſten Männer hielten Lobreden auf ihn. Die Bibliothekgeſellſchaft zu Philadelphia ließ aus carrariſchem Marmor ihm eine Bildſäule errichten.

Einige Jahr vor ſeinem Tode hatte er ſich die folgende Grabſchrift verfertigt: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buches, deſſen Inhalt herausgeriſſen und deſſen Inſchrift und Vergoldung verwiſcht iſt),

eine Speiſe und Nahrung für die Würmer; doch wird das Werk ſelbſt nicht verloren ſein, ſondern, wie er glaubt, dermaleinſt erſcheinen in einer neuen und ſchönern Ausgabe, durchgeſehen und verbeſſert von dem Autor.“

Wie ſehr er ſein früheres Geſchäft in Ehren hielt, zeigt ſelbſt der Aufang ſeines Teſtamentes. Noch auf ſeinem Sterbebette unterrichtete er ſeinen Enkel Benjamin Bathe in der Buchdruckerkunſt.

Iſt irgend ein Mann, der durch ſein Leben es bewies, daß ein Jeder der Schöpfer ſeines Glücks ſei, oder wie das Sprichwort es ausdrückt:

Ein Jeder iſt ſeines eignen Glückes Schmied! ſo iſt es Franklin.

Sprich nicht, wer du auch ſeiſt, Knabe, Jüngling oder Mann, mir iſt es nicht gegeben, zu werden, was Franklin ward. Haſt Du denn ſchon es verſucht?

Und wenn Du auch nicht wirſt, was Franklin ward: ein Mann in hohen Aemtern und Würden, ein Gelehrter, deſſen Name nie vergeſſen werden wird. Das war nicht das Größte an ihm; und Franklin hielt es ſelbſt nicht dafür. Wohl aber kannſt Du in allen Lagen und Verhältniſſen ein guter und edler Menſch werden, der Achtung verdient und wenn er ſie verdient, auch ſie erwerben wird, er ſtehe, wo er wolle und treibe, was er wolle. In ſeinem Geſchäft, was es auch für eins ſei, darnach zu ſtreben, der beſte und tüchtigſte zu ſein, verſchafft Dir ein Gefühl, ſchöner, als ſtändeſt Du vor Königen.

Wie Franklin es angefangen hat, ſo tüchtig und ſo glücklich zu werden, zeichnete er im 79. Jahre ſelbſt für ſeine Nachkommen auf. Wir theilen es hier im Auszuge mit.

Das Schwerſte iſt, ſich ſelbſt und ſeine Fehler recht zu kennen; das Leichteſte, an Andern Fehler wahrzunehmen. Thales.

Ich glaube, daß diejenigen das beſte Leben führen, welche ſich

am glücklichſten beſtreben, die beſten Menſchen zu werden; das angenehmſte die, welche es am meiſten fühlen, daß ſie immer beſſer werden. Socrates.

Um dieſe Zeit faßte ich, erzählt Franklin, den kühnen und mühſeligen Entſchluß, es zur ſittlichen Vollendung zu bringen. Ich wünſchte ſo zu leben, daß ich nie einen Fehler beginge, und alle bekämpfte, wozu mich natürliche Neigung, Gewohnheit oder Umgang verleiteten. Da ich, was Recht und Unrecht war, wußte, oder doch zu wiſſen meinte, ſo begriff ich gar nicht, warum man nicht ſtets ſollte das Eine thun und das Andere laſſen können. Ich fand aber bald, daß dieß doch ſchwieriger ſei, als ich gemeint hatte; während ich auf einen Fehler aufmerkſam war, und mich vor ihm hütete, überraſchte mich oft ein anderer.

Am Ende ſchloß ich, daß die bloße Ueberzeugung des Wiſſens, daß es uns heilſam ſei, durchaus tugendhaft zu ſein, uns doch wohl nicht vor dem Ausgleiten ſichere, und daß widerſtrebende Gewohnheiten gebrochen, gute erworben, und befeſtigt werden müßten, ehe wir auf beſtändige, gleichförmige Rechtſchaffenheit in unſerem Leben fuſſen könnten. Zu dieſem Endzweck verſuchte ich Folgendes:

Ich faßte unter 13 Namen alle mir damals bekannten und wünſchenswerthen Tugenden zuſammen, und zu jeder fügte ich ein kurzes Gebot, das den Umfang genau bezeichnete. —

Sie ſind folgende:

1) Mäßigkeit. Iß dich nicht toll und voll, trink nicht bis zur Ueberreizung.

2) Schweigſamkeit. Sprich nur, was dir oder Andern nützt, unbedeutendes Geſpräch meide.

3) Ordnung. Gib jeder Sache ihren Platz, jedem Geſchäft ſeine Zeit.

4) Entſchloſſenheit. Sei entſchloſſen zu leiſten, was du ſollſt, leiſte es, ohne von deinem Entſchluſſe abzugehen.

5) Sparſamkeit. Mache keinen Aufwand, als um Andern oder dir gut zu thun.

6) Betriebſamkeit. Verliere keine Zeit, beſchäftige dich immer mit etwas Nützlichem, alles Andere unterlaß.

7) Aufrichtigkeit. Handle ohne nachtheiligen Hinterhalt, ſei unſchuldig und gerecht geſinnt; wenn du ſprichſt, ſprich dem gemäß.

8) Gerechtigkeit. Thue Niemand Unrecht. Unterlaß keine Wohlthat, die Pflicht iſt.

9) Mäßigung. Vermeide das Aeußerſte, ahnde dir widerfahrnes Unrecht nicht ſo ſcharf, als es dir zu verdienen ſcheint.

10) Reinlichkeit. Leide nichts Unreines am Körper, Kleidern oder Wohnung.

11) Ruhe. Laß dich nicht von Kleinigkeiten, oder durch unvermeidliche Vorfälle beunruhigen.

12) Keuſchheit.

13) Demuth. Ahme Jeſus und Sokrates nach.

Da ich mir eine Fertigkeit in all dieſen Tugenden erwerben wollte, ſo hielt ich für räthlich, nicht auf alle mit einem Male meine Aufmerkſamkeit zu richten, ſondern nur eine jedesmal im Auge zu haben, und wenn ich dieſer Meiſter geworden, zu einer andern überzugehen, ſo lange bis ich durch alle dreizehn durch wäre. Und da die vorläufige Erwerbung einiger den Erwerb der andern erleichtern müßte, ordnete ich ſie, wie ſie oben angegeben ſind. Zuerſt die Mäßigkeit, weil ſie zu jener Kälte und Klarheit des Kopfes verhilft, welche ſo nöthig iſt, wo es ſtete Wachſamkeit gilt, und man gegen die unnachläſſige Anziehung alter Gewohnheiten, und die Macht anhaltender Verſuchungen auf der Hut ſein muß. Wäre man mit dieſer zu Stande, ſo möchte Schweigſamkeit wohl leichter ſein, und weil ich auch wiſſen wollte, ob ich in dieſer Tugend zugenommen, und überlegte, daß ſie im Geſpräche mehr mit den Ohren, als mit der Zunge erworben werde, ſo gab ich dieſer Tugend die zweite Stelle.

Ich machte mir ein Täfelchen, wo jeder Tugend eine Columne beſtimmt war. Jede Columne zeichnete ich mit rother Dinte ab, ſo daß ich 7 Columnen hatte, jeder Wochentag eine, und jede mit den Tagsbuchſtaben bezeichnet. Durch die 7 Columnen zog ich 13 Felder, welche mit den Anfangsbuchſtaben obiger 13 Sit-

tengeſetze bezeichnet wurden. Jeden Verſtoß gegen dieſe Geſetze bezeichnete ich dann an der gehörigen Stelle wie folgt:

Sittentafel.

Ordnung: Gib jeder Sache ihren Platz, jedem Geſchäft ſeine Zeit.

	S.	M.	D.	M.	D.	F.	S.
Mäßigkeit							
Schweigſamkeit							
Ordnung							
Entſchloſſenheit							
Sparſamkeit							
Emſigkeit							
Aufrichtigkeit							
Gerechtigkeit							
Mäßigung							
Reinlichkeit							
Ruhe							
Keuſchheit							
Demuth							

Auf jede dieſer Tugenden beſchloß ich, eine Woche genau Acht zu haben.

Die übrigen überließ ich in dieſer Woche ihrem guten Glück, außer daß ich jeden Abend die Fehler des Tages durch Striche anmerkte. So fort durch alle dreizehn Columnen.

Wie nun wer einen Garten zu jäten hat, nicht alles Unkraut mit einem Male ausrottet, was über ſeine Kräfte ginge, ſondern einmal an einem, und dann wieder an einem andern Beete arbeitet, ſo hoffte ich die aufmunternde Freude zu erleben, auf meinen Columnen die Fortſchritte der Tugend an der allmähligen Weißlaſſung zu ſehen, bis ich am Ende nach mehrmaligen Gängen von 13 Wochen mein Buch rein zu ſehen glücklich genug wäre.

Mein Büchlein hatte folgende Stelle aus Addiſſon's Cato zum Wahlſpruche:

Hier bleib ich ſtehen, gibts eine höh're Macht, — und dies bezeuget laut in allem Werk Natur —, ſo muß ſie ſich der Tugend freuen, und weſſen ſie ſich freut, muß ſelig ſein.

Eine andere aus Cicero: O Philoſophie, du Lebensführerin! du Ausforſcherin der Tugend! Ein Tag gut nach deinen Vorſchriften verlebt, wiegt eine ſündhafte Unſterblichkeit auf!

Und eine von Salomon, der von Weisheit und Tugend ſagt: Taglänge iſt in ihrer Rechten, in ihrer Linken Reichthum und Ehre. Ihre Wege ſind Wege der Anmuth, und all ihre Pfade Friede! —

Weil ich mir Gott als Quell der Weisheit dachte, ſo hielt ich für recht und nothwendig, ſeinen Beiſtand dazu anzuflehen, und entwarf folgendes Gebetlein, das ich meinen Prüfungstafeln zum täglichen Gebrauche vorſchrieb.

Mächtige Gottheit! Gütiger Vater! Erbarmungsvoller Führer! Mehre in mir die Weisheit, welche mein wahres Heil entdeckt! Stärke meinen Vorſatz zu vollziehen, was dieſe Weisheit vorſchreibt. Nimm meine liebreichen Dienſte, die ich deinen übrigen Kindern leiſte, als den einzigen möglichen Dank für deine fortgeſetzte Güte an!

Zuweilen brauchte ich auch eine Stelle aus Thomſon: Des Lichtes und Lebens Vater, Gott, lehre mich das Gute, lehre mich Dich ſelbſt! Bewahre vor Thorheit, Eitelkeit und Laſter mich, erfülle die Seele mir mit Kenntniß, Ruh und Tugend, unwelkbar, mit heil'gem, weſentlichen Segen!

Zum Gebrauch der Zeit entwarf ich mir eine Tagesordnung, welche jedem Geſchäft ſeine Stunde anweiſet:

Aufſtehen um 5 Uhr.

5—7 Uhr: Zunächſt die Frage: Was habe ich heute Gutes zu thun? Dann: Waſchen, an die mächtige Gottheit mich wenden; an mein Tagwerk gehen, und meinen Vorſatz für heute faſſen; die Studien fortſetzen und frühſtücken.

8—11; Arbeiten.

12—1: Leſen oder Rechnungen durchſehen und eſſen.

2—5: Arbeiten.

6—9: Sachen an ihren Ort gelegt, Abendeſſen, Muſik, Zerſtreuung, Geſpräch, Prüfung des Tages; Frage: Was habe ich heute Gutes gethan?

10—4: Schlaf.

Dieſen Plan einer ſteten Selbſtbetrachtung ſetzte ich eine Zeit lang fort und erſtaunte, weit mehr Fehler an mir zu finden, als

ich gedacht hatte, ſah ſie aber mit Freuden abnehmen. Freilich flüſterte mir oft etwas, das ich für Vernunft ausgab, zu: ſolch eine Genauigkeit, wie ich ſie von mir fordere, wäre eine Ungereimtheit im Sittlichen, die, wenn ſie ruchbar würde, mich lächerlich machte; ein vollkommener Charakter führe das Unangenehme mit ſich, daß man beneidet und gehaßt werde, u. drgl. —; allein ich ſetzte meine Bemühungen fort und wiewohl ich im Ganzen nie die Vollkommenheit erreicht habe, die ich ſo ſehnlich gewünſcht hatte, ſo wurde ich doch durch mein Beſtreben beſſer, als ich ohne daſſelbe geworden ſein würde; wie diejenigen, welche nach geſtochenen Vorſchriften ſchreiben lernen, zwar nie die erſtrebte Vortrefflichkeit des Muſters erreichen, aber doch immer beſſer und leſerlicher ſchreiben lernen.

Mögen denn meine Nachkommen hieraus erſehen, daß dieſer kleinen, künſtlichen Nachhülfe nächſt Gottes Segen ihr Ahn das ſtete Glück ſeines Lebens bis in das 79. Jahr, in dem er jetzt ſteht, verdankte.

„Welcher Wechſel dem noch übrigen Theile meines Lebens bevorſteht, ruht in der Hand der Vorſehung, kommt er aber, ſo wird der Gedanke an früher genoſſenes Glück ihn mit mehr Ergebung tragen helfen. — Der Mäßigkeit ſchreibt er ſeine lange andauernde Geſundheit zu, der Emſigkeit und Sparſamkeit ſeine frühere Wohlhabenheit, mit allen Kenntnißen, die ihn zum nützlichen Bürger machten, und ihm unter den Gelehrten einigen Rang erwarben; der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit das Vertrauen ſeines Vaterlandes und die ehrenvollen Aemter, die es ihm ertheilte, und dem Geſammtverein dieſer Tugenden, wie unvollkommen er ſie ſich auch aneignete, jene gleichmäßige Ruhe und Heiterkeit im Umgange, um welcher willen man ihn noch immer ſucht, und ſelbſt jüngere Bekannte ihn lieb haben. — Hoffentlich werden alſo einige meiner Abkömmlinge mein Beiſpiel befolgen, und das Wohlthätige deſſelben ernten.“

Franklin hatte ſich noch vorgenommen, eine kleine Erläuterung über jede Tugend zu ſchreiben, worin er die Vortheile deſſelben, und die Nachtheile des ihr gegenüberſtehenden Laſters darlegen wollte, allein unvorhergeſehene Beſchäftigungen hinderten ihn daran.

Meine Abſicht war, ſagte er, darin die Lehre zu erläutern und feſt zu ſtellen: daß Laſter nicht nachtheilig, weil verboten, ſondern

verboten, weil ſie nachtheilig ſind, lediglich in Rückſicht auf die Natur des Menſchen; daß alſo jeder, der ſelbſt in dieſer Welt glücklich zu ſein wünſcht, ſich die Tugend angelegen ſein laſſen müſſe ꝛc.

Am Schluß erzählt Franklin noch, daß er Anfangs unter ſeinen Tugendgeboten die Demuth nicht gehabt, und ſie erſt auf den Rath eines Quäckers noch beigeſetzt habe. Seine darauf folgende Betrachtung über dieſe Tugend ſchließt er mit den Worten:

„Fürwahr, es iſt wohl keine Leidenſchaft ſo ſchwer zu beſiegen, als der Stolz. Man bemäntle, bekämpfe, dämpfe, ertödte ihn noch ſo ſehr, er iſt und bleibt lebendig und blickt mittlerweilen doch gerade durch.“

„Und könnte ich auch glauben, ihn ganz überwältigt zu haben, ſo würde ich ſicher auf meine Demuth ſtolz ſein.

Iſt noch einer unter uns von dem eiteln Wahn umnebelt, zu glauben, Geſchicklichkeit, Kenntniſſe und Tugend fallen den Menſchen, wie den Kindern Israels das Manna in der Wüſte zu: dem möge Franklins Leben die Binde von den Augen reißen; uns Alle aber belebe es mit neuer Liebe zum Beſſerwerden.

Vermiſchte Gedanken, Anſichten und Maximen.

Erfülle treulich die von dem Schickſal dir angewieſene Stelle; hierin ſcheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könnteſt, nichts ſo gering daß du es vernachläſſigen dürfteſt. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann vom Geiſt ewige Lorbeere, dadurch erhebt der Hausvater ſeine Familie über Armuth und Niedrigkeit. J. v. Müller.

Das höchſte Gut iſt die Unabhängigkeit, und die beſteht nicht in dem, daß Jemand von ſeinen Renten lebe, ſondern in dem, daß Jeder von den Irrthümern der Menſchen unabhängig ſei und ſich ſelbſt beſiegen könne. Unſer Beſtes muß aus uns und nicht von Andern in uns kommen. Derſelbe.

Eben die Hand, welche die leuchtende Sonne an den Himme aufgehängt hat, hat auch unſere Pflichten in unſere Seele eingegraben. Unſer Herz iſt eine Geſetzestafel, auf welche der Finger Gottes geſchrieben hat; allein unſere Leidenſchaften trüben und verdunkeln dieſe Schrift oft ſo ſehr, daß ſie unleſerlich wird.

Ganganelli.

Die Menſchheit hat nur noch Trümmer ihrer urſprünglichen Güte. Ihre weſentlichen Kräfte wirken noch alle, aber die Lüge der Hoffart, die durch ſie beſtätigten falſchen Begriſſe von Glückſeligkeit, geben dieſen Kräften die widerſinnigſte Richtung.

Karl Theod. v. Dalberg.

Ich glaube, daß die Quelle des meiſten menſchlichen Elendes in Indolenz und Weichlichkeit liegt. Die Nation, die die meiſte Spannkraft hatte, war auch allezeit die freieſte und glücklichſte. Die Indolenz rächt nichts, ſondern läßt ſich den größten Schimpf und die größte Unterdrückung abkaufen. Lichtenberg.

Das Gewicht des Geldes hat den Geiſt überwogen, und der hohe Werth, welchen man auf die Reichthümer ſezt, die Welt in ihre gegenwärtige Schande geſtürzt! — W. u. Z.

Die Wahrheit verträgt keine Trugbilder! Da, wo ihr Reich beginnt, hat der Irrthum ſein Ziel, und das Gerede der Thorheit verhallt ſchon an der Pforte ihres Palaſtes. Daſ.

Prüfet und ehret die Wahrheit, nicht weil ſie das Werk eures oder eines entfernten Zeitalters iſt, nicht weil der Beifall ſie ehrt, ſondern weil ſie durch ihr eigenes Weſen beſteht. Mayer.

Das Glück thut uns weder wohl noch übel; es gibt bloß dazu den Stoff und den Samen, die unſere Seele, die mächtiger iſt als das Glück, nach ihrem Gefallen bearbeitet und anwendet;

denn nur allein ſie iſt die Urheberin und Schöpferin ihres glücklichen oder unglücklichen Befindens. Montaigne.

Im Unglück erſcheint die Tugend in ihrem hellſten Glanze. Man könnte ſagen, daß ſie Aehnliches mit den würzreichen Pflanzen habe, die man drückt, um ihnen wohlriechende Balſam abzugewinnen. Klopſtock.

Ueberſpannung in der Freude und Abſpannung im Schmerz ſind beides Fehler. Cicero.

Man braucht wenig zum Leben, und am Ende kommt es bei einem ſo kurzen Zeitraum gar nicht darauf an, ob man den Erdkreis durch den Schall einer Poſaune in Furcht und Schrecken geſezt, oder die Haine durch die Töne der Schalmei belebt hat. Chateaubriand.

Unter allen Kräften iſt die geiſtige die höchſte; ſie iſt alles Schöne und Erhabene; außer ihr gibts keinen Regenbogen, nur Waſſertropfen mit Farbe, kein Meer, nur aneinanderhängende Tropfen — die Liebe, die Schönheit wohnt nur in einer Kraft. Jean Paul.

Was hilft die Kultur des Verſtandes, wenn der Wille zurückbleibt? — Die ganze Schule muß gemacht, der ganze Kreis muß einmal durchlaufen ſeyn; es muß alles nicht bloß dogmatiſch begriffen, ſondern praktiſch geübt werden, um endlich ans Ziel zu kommen. Hippel.

Jeder Menſch hat einen beſondern Beruf, den er betreibt als Auftrag der Geſellſchaft, welcher er angehört. Aber ſo groß und vielumfaſſend dieſer auch ſei, ſchließt er doch nicht Alles in ſich, was der Menſch in der Welt zu thun hat; es gibt auch eine allgemeine Thätigkeit und Sorge, an welcher Jeder Theil nehmen muß, weil nicht Einzelne, Wenige ihn erfüllen können, nämlich zum Wahren, Schönen und Guten zu beleben und zu begeiſtern, das Böſe zu hemmen; Lügen und Untreue zu tilgen und das Reich Gottes auf Erden zu vermehren. Schleiermacher.

Die meiſten Menſchen ſind, um zu einem gewiſſen Ziele zu gelangen, mehr einer großen Anſtrengung als einer langen Ausdauer fähig. Durch ihre Trägheit nnd Unbeſtändigkeit verlieren ſie die Früchte des beſten Anfanges. Sie laſſen ſich oft von andern überflügeln, welche nach gleichem Ziel ihr Streben richten, aber langſamer und mit mehr Beſtändigkeit demſelben zuſteuern.

La Brayere.

Des Menſchen Beſtimmung iſt, ſtets das ernſtlich und thätig zu wollen, was er ſoll, und was er für recht erkennt, ſtets in der Beſſerung fortzugehen, und durch Tugend allein die begehrte Glückſeligkeit zu ſuchen. Spalding.

Der Kampf mit Sorgen, Thorheiten und Wünſchen iſt das ſtete Geſchäft des Menſchen. Glück und Ruhe ſind die Ziele ſeines Strebens, aber er ſoll ſie erſt jenſeits erreichen. Der Menſch iſt gut! Seine Verirrungen ſind oft unausweichlich, ſeine Schwächen heilſam, ſeine Leiden Bedürfniſſe. — Die Vernunft iſt ſein Genius, die Tugend ſeine Tröſterin, er kann ohne jene nicht frei, ohne dieſe nicht froh ſein. — Schilling.

Lebensregeln, Weisheits- und Sittenlehren und Sprichwörter.

Goldene Lebensregeln und Sittenlehren.

Freundſchaft. Aus der allgemeinen Menſchenliebe, welche wir an allen Menſchen ohne Ausnahme auszuüben verbunden ſind, geht für die edlere Menſchen das Bedürfniß der Freundſchaft hervor, oder der Wunſch, einen Freund zu finden, den wir zum Theilnehmer unſrer Freuden und Leiden, unſrer Gefühle und Begehren, Hoffnungen und Beſorgniſſe machen könnten. Wenn uns die göttliche Vorſehung einen edlen Freund beſcheert, ſo wollen wir ſeinen Beſitz als ein köſtliches Gut betrachten und uns deſſelben durch die Ausübung aller der Tugenden verſichern, durch welche wir

uns ſeiner Liebe, ſeiner Achtung und ſeines Vertrauens werth machen.

Der Freund, im wahren Sinne des Wortes, iſt dazu berufen, mit uns in eine innige Seelenvereinigung einzugehen, mit uns ein Herz und eine Seele zu werden, und darum hat er gerechte Anſprüche auf unſere Aufrichtigkeit, Herzlichkeit und auf unſer vollkommenes Vertrauen, das wir ihm bei jedem Anlaß, und durch jedes ſchickliche Mittel gerne bezeugen wollen.

Die gleiche herzliche Theilnahme, dieſelben Beweiſe von Liebe und Wohlwollen, dieſelbe Hülfe in Leiden, dieſelbe kräftige Stütze in Noth und Trübſal, welche wir von unſerm Freunde in den Tagen der Prüfung erwarten, wollen wir gegen eben dieſen Freund erfüllen, wenn die göttliche Weisheit durch Leiden und Widerwärtigkeiten auch ihn zu prüfen für gut finden ſollte; wir wollen es uns zur Pflicht machen, ihn vor jeder ihm drohenden Gefahr und Schaden zu warnen; alle Nachtheile von ihm abzuhalten, ſeine bürgerliche Ehre und ſeinen guten Ruf gegen Verläumder nicht nur zu ſchützen, ſondern dem Angegriffenen auch durch alle gerechte Mittel zur Herſtellung ſeiner gekränkten Ehre zu helfen. Heilig ſoll uns aber auch die Pflicht ſein, ihn auf die Fehler und Verirrungen liebevoll aufmerkſam zu machen, in welche er als unvollkommener Menſch gerathen könnte, und unſere liebevollen Ermahnungen, freundlichen Zurechtweiſungen und Bitten ſo lange fortzuſetzen, bis wir den Verirrten wieder auf den rechten Weg zurückgeführt und wir die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er ſeine Verirrungen erkannt und Kraft genug habe, auf dem rechten Wege ohne neues Wanken fortzuwandeln.

Zu ſolchen Zurechtweiſungen und Warnungen ſind treue und redliche Freunde wechſelſeitig berufen; die Vollmachten und Vorrechte dazu ſind in den, für alle Zeiten und Verhältniſſe gegebenen natürlichen Urkunden der Freundſchaft begründet, welche ihre höchſte und edelſte Beſtimmung in wechſelſeitiger Vervollkommung und Veredlung ſucht.

Zur Erreichung dieſes erhabenen und edlen Ziels der Freundſchaft iſt Aufrichtigkeit die erſte Bedingung, da nur durch dieſe Tugend die Freundſchaft ſich ausbilden, nur durch gegenſeitige, offene Mittheilung das werden und nützen kann, was ſie nach ihrer höhern und edlern Beſtimmung werden und nützen ſoll.

Dem redlichen Freunde iſt es Bedürfniß, vor ſeinem Freunde auch die verborgenſten Falten ſeines Herzens, ſeine geheimſten Fehler, Schwächen und Eigenheiten, ſo wie alle ſeine Sorgen und Bedenklichkeiten, Hoffnungen und Wünſche zu öffnen, und ſich ihm ganz ſo zu zeigen, wie er wirklich iſt, denkt und empfindet. Nur durch eine ſolche kunſtloſe, natürliche Aufrichtigkeit wird es möglich, die vorſtehenden Forderungen der Freundſchaft zu erfüllen, den Freund liebevoll belehren, leiten, tröſten, ermuntern und warnen zu können, wie und wo er es bedarf. Aufrichtigkeit gegen Freunde iſt zugleich ein weſentliches Mittel zu unſerer Selbſtbildung, welche, ſobald wir ſie uns zur Pflicht gemacht haben, den Blick in unſer Herz ſchärft, und auf Schwächen und Fehler leitet, welche ohne eine ſolche pflichtmäßige Veranlaſſung uns lange, vielleicht auf immer verborgen geblieben wären.

So ſehr jedoch die Aufrichtigkeit in der gegenſeitigen Bildung und im Umgang mit Freunden Pflicht iſt, und ſo empfehlungswerth die Tugend der Aufrichtigkeit im Allgemeinen iſt, ſo bedarf ſie in gewiſſen Fällen doch auch denjenigen Grad von Klugheit, welcher auf Zeitverhältniſſe, auf Lage und Perſonen Rückſicht nimmt, und in ſolchen Fällen alle Vorſicht anwendet, damit ſie nicht ſchade.

Verſchwiegenheit, ſind wir nicht nur unſern Freunden, ſondern überhaupt allen unſeren Mitmenſchen über ſolche Gegenſtände ſchuldig, durch deren Mittheilung wir nichts Gutes ſtiften, ſondern im Gegentheil uns ſelbſt und Andern ſchaden könnten. Durch den Mißbrauch der Zunge fügen ſich die Menſchen gegenſeitig die größten Uebel und Leiden zu; durch ein einziges unvorſichtiges Wort wurde ſchon oft das ganze Lebensglück eines Menſchen, die Ruhe ganzer Familien, der Wohlſtand ganzer Gemeinden und Städte und der Friede ganzer Völker und Nationen geſtört, ein einziges unüberlegtes Wort war ſchon oft der Zunder zu jahrelangem Haß, die Quelle langer Leiden, und der Stoff zu Feindſeligkeiten, welche ſich ſogar durch mehrere Generationen fortpflanzten.

Wer dieſe Wahrheiten aus der Welt- und Menſchengeſchichte und aus ſeiner eigenen Erfahrung kennt, wird die Tugend der Verſchwiegenheit nicht nur ſich ſelbſt zur Gewiſſenspflicht machen, ſondern ſie auch in ſeinen Umgebungen als Grundlage des äußern

und innern Friedens ehren und allen Anlaß zu verhüten ſuchen, durch welchen jene erſchüttert werden könnte.

Deßwegen handeln wir am klügſten und verwahren uns gegen tauſend Unannehmlichkeiten, wenn wir über alles Böſe und Gehäſſige, was uns von unſern Mitmenſchen bekannt wird, in dem Falle, wenn Gewiſſen, Beruf und Amt uns keine Ausnahme zur Pflicht machen, ſchweigen, und es ſelbſt in vertraulichen Familiengeſprächen nicht weiter verbreiten.

Dieſe Verſchwiegenheit wollen wir ſelbſt auf die in unſerm Wohnorte gegen unſern Freund verbreiteten Verläumdungen und Klatſchereien beobachten, bei welcher ſeine Ehre und ſein Anſehen nicht verletzt wird, und wollen uns hüten ihn durch ſolche Mittheilungen zu betrüben; verletzen ſie aber ſeine bürgerliche Ehre, dann wollen wir es uns zur Pflicht machen, ſie ihm zu eröffnen, und zugleich zu ſeiner Rechtfertigung und zur Herſtellung ſeiner gekränkten Ehre die zweckmäßigſten Mittel zu ergreifen.

Außer der Liebe und Achtung, welche wir durch die vorſtehenden Tugenden unſern Freunden beweiſen, wollen wir die, in den Geſetzen der Natur, der ſanften Chriſtusreligion und in der mit ihr verbundenen Moral begründete

Menſchenliebe auf alle Menſchen ohne Ausnahme anwenden, mit denen wir in Verbindung kommen, und auf welche wir in irgend einer Weiſe nützlich und belehrend wirken können. Wir wollen dieſe Liebe nicht in leeren Worten, ſondern nach dem Maaß unſerer innern und äußern Kräfte in der That und Wahrheit an jedem Menſchen ausüben, der unſere Belehrung und Berathung, unſerer Verwendung und Fürſprache, ſo wie unſerer werkthätigen Unterſtützung und Hülfe bedarf.

Von dieſer Pflichtausübung wollen wir keinen Menſchen, ſelbſt nicht den verworfenſten Verbrecher, ausſchließen, ſondern auch ihn, wie jeden irre gegangenen Mitmenſchen durch vernünftige Vorſtellungen auf ſeine gemachte Fehler aufmerkſam machen, den Grad und Umfang ſeiner Verirrung ihn zwar fühlen laſſen, aber auch den Glauben in ihm erwecken, daß er durch wahre Beſſerung und Reue wieder ein neues, gutes und nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werden könne.

Durch die ſanfte und freundliche Zurechtweiſung ſolcher irre gegangener Mitmenſchen erfüllt der Menſchenfreund eine der er-

habenſten und folgereichſten Pflichten; den er ſöhnet den Verunglückten nicht nur mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Gewiſſen, ſondern auch mit der menſchlichen Geſellſchaft wieder aus, welche er mit einem neuen nützlichen Gliede vermehrt.

Der wahre Menſchenfreund umfaßt mit ſeinen Pflichten die ganze um ihn lebende Menſchheit; er führt den Verirrten wieder auf den Weg der Tugend und Rechtſchaffenheit, ſtärkt und befeſtigt die Schwachen, unterſtützt den Wankenden, er iſt ein freundlicher Tröſter der Leidenden, ein rettender Engel für die, mit oder ohne Schuld unglücklich Gefallenen, und ſo weit es ſeine Kräfte zulaſſen, ein Pfleger der Wittwen und Vater der Waiſen und aller Verlaſſenen. Er gibt mit liebender Hand jedem Kranken und Dürftigen, nach dem Maaß ſeines Vermögens, und ergänzt das, was ihm ſelbſt nicht möglich iſt, durch freundliche Verwendung und Fürſprache bei andern edeln, guten Menſchen, durch kluge Rathſchläge und liebreiche Leitungen. So iſt auch der, nicht mit zeitlichen Glücksgütern berathene Menſchenfreund durch unzählige Mittel, welche weder Geld noch andere Gaben erfordern, im Stande, die Pflichten der reinen und thätigen Menſchenliebe oft noch wirkſamer und folgenreicher, als durch Reichthum und zeitliche Güter zu erzielen.

Durch die thätige Ausübung dieſer allgemeinen Menſchenliebe empfangen die verſchiedenen Gattungen unſeres zeitlichen Berufes, unſere natürlichen Anlagen, unſere Talente und Eigenſchaften erſt ihren wahren Werth; wir werden erſt durch ſie zu würdigen Mitgliedern der Geſellſchaft. Durch ſie erwerben wir uns das Zutrauen unſerer Mitbürger und endlich die Achtung und Liebe aller Guten und Edlen.

Dieſes ſelige Bewußtſein iſt mit keiner andern Freude zu vergleichen, ſie iſt eine Vorempfindung des Himmels und zugleich ein kräftiges Mittel zur fortgeſetzten Bildung und Veredlung unſers Herzens, auch ein ebenſo wirkſames Verwehrungsmittel gegen alles Unedle und Niedrige.

Der wahre Freund der Menſchen wird zwar Fehlhaftigkeit und Schwäche mit der übrigen Menſchheit theilen und ſie bis zum Grabe, dem Schlußſtein aller menſchlichen Unvollkommenheit tragen; er wird bis zu ſeinem Tode ein ſchwacher, unvollkommener Menſch bleiben, aber nie wird der wahre Freund der Menſchen im Stande

ſein, vorſätzlich etwas Unrechtes zu thun, noch viel weniger eine Handlung zu begehen, die mit ſeinen bürgerlichen oder religiöſen Verpflichtungen in irgend einem Widerſpruche ſteht.

Sprichwörter
mit deren ſittlichen Erklärung.
(Nach Wander.)

I.
Bildung, Aufklärung.

Unter Bildung verſteht man die Entwicklung der urſprünglichen geiſtigen und körperlichen Anlagen des Menſchen.

Aufklärung bezeichnet entweder eine Handlung, oder einen Zuſtand, in dem man ſich befindet. Wer ſchädliche Vorurtheile und Irrthümer vernichtet und die Ausbreitung richtiger und nützlicher Kenntniſſe befördert, der klärt auf. Wer im Beſitze wahrer und deutlicher Kenntniſſe iſt, den nennen wir aufgeklärt. Wo ſich dieſe Kenntniſſe vorfinden, da herrſcht Aufklärung.

Wenn der Teufel die Fenſter vermauert, jagt der Wind einen Ziegel vom Dache. Wenn auch böſe Menſchen den Plan machen, ihre Mitbrüder in Unwiſſenheit und Dummheit zu erhalten, oder in dieſen Zuſtand wieder zurückzuführen, ja, wenn ihnen die Ausführung desſelben ſchon gelungen zu ſein ſcheint; ſo fehlt es Gott, dem Vater des Lichts, doch nicht an Mitteln, jene Abſichten zu vereiteln und die Erziehung ſeiner Menſchen zu höherer Wahrheit, reinerer Erkenntniß fortzuſetzen. Wenn die Sonne nicht durch die geſchloſſenen Fenſter ſcheinen kann, dann ſchickt ſie ihre Strahlen durch Dachſpalten. Der Menſch iſt zum Lichte geſchaffen. Darnach dürſtet die edle Seele. Den Bemühungen aller Wahrheitsfeinde zum Trotz wird es ihm werden. Er läßt ſich ſeinen himmliſchen Beruf zu erleuchten und zu erwärmen nicht nehmen.

Je ſchwärzer die Nacht, je heller ſieht die Eule. Dieß Sprichwort kann auf eine doppelte Weiſe ausgelegt werden. Je unwiſſender die Menſchen ſind, deſto leichter wird es dem Argliſtigen, ſich ihrer Schwäche zu ſeinem Vortheil zu dienen: deſto

ſchärfer ſieht er. Aber auch: In je dickerer Finſterniß ein Volk wandelt, je planmäßiger es von ſeinen Unterdrückern darin erhalten wird, deſto ſchärfer ſieht der einzelne unter ihm lebende Weiſe dieſe hölliſchen Abſichten, oder den unglückſeligen Zuſtand. Er wacht für die, deren Geiſt ſchläft. Die Blitze ſeines Lichtauges ſenden der Wahrheit Strahlen in das verwandte Auge und erſchrecken die Bosheit.

Richtige Kenntniß läßt ſich aber nicht erzwingen, ſondern nur auf dem langſamen Wege der allmäligen Bildung erlangen. Daher ſagt das Sprichwort: „Wider Nebel wirkt kein Hebel.“ Nur das warme Licht der Sonne vermag ihn zu zerſtreuen. Er kann ſich vor ihr nicht halten. So zerfließt der Irrthum von ſelbſt, wenn der Menſch zu richtiger Einſicht gelangt.

Ein Sonnenblick bringt mehr Gras hervor, als zehn Hagelwetter. Das iſt buchſtäblich wahr. Denn ein Hagelwetter zerſchlägt wohl das Gras, aber es ſchafft keins. Will ſagen: Meiſt richtet der Weg der Milde mehr aus, als der rauhen Strenge. Vorzüglich gilt dieß in der Erziehung. Mit Donnerwettern macht man Niemanden geſcheidt und gut. Das Klugſein läßt ſich nicht befehlen. Die Bildung des Menſchen geht ihren langſamen Gang. Wo Sonnenblicke ſind, da wirds licht, da es zuvor Nacht ſchien. Wo Tod herrſchte, da regt ſich Leben in der Natur. Wie Sonnenſtrahlen die Natur aus dem Todesſchlummer wecken, ſo macht die Bildung des Geiſtes edlere Menſchen.

Zwei Lichter verlöſchen nicht: Vernunft und Liebe. So wahr Gott ewig iſt und die Seligkeit aller ſeiner Geſchöpfe will und mithin ihre ſtete durch eine Einigkeit dauernde Fortbildung, ohne welche nicht gedacht werden kann, ſo wahr dauern Vernunft und Liebe ewig fort. Sie ſind ja der Ausfluß aus Gott. Sie ſind der Odem, den der Schöpfer dem Erſten unſers Geſchlechtes einhauchte. Vernunft iſt das Vermögen, den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung einzuſehen. Sie iſt die höchſte Entwicklung der Denkkraft, das Höchſte, Thätigſte und Feinſte im Menſchen, das ihn über die Sinnenwelt erhebt. Die Liebe kann eine verſchiedene ſein. Hier iſt wohl die zu Gott, die ſich auf mannigfache Art äußern kann, darunter zu verſtehen. Sie kann ſich zeigen als inniges Wohlgefallen an Gott ſelbſt wegen ſeiner Vollkommenheit und wegen

der zahlloſen Beweiſe ſeiner Weisheit und Güte, die wir von ihm empfingen, als eine Zuneigung zu unſern Mitmenſchen, als Streben nach Wahrheit.

Es ſtudiren nicht Alle, die nach Jena gehen. Jena iſt berühmt wegen ſeiner Hochſchule, die 1548 geſtiftet wurde. Viel berühmte Männer haben an dieſer Hochſchule gelehrt. Wir nennen bloß aus neuerer Zeit den bekannten Dichter Schiller, den Naturforſcher Oken, den durch ſeine Geſchichte des deutſchen Volkes berühmten Luden, den Weltweiſen Fichte. Sie war in früherer Zeit ſtets ſehr beſucht. Viel berühmte Männer hat dieſe Schule gebildet. Aber Manche haben ſie auch, wie das in jeder Schule leider! vorkommt, ohne Nutzen beſucht. Nicht alle Kinder kommen in die Schule, um nützliche Kenntniſſe einzuſammeln, viele bloß weil die Umſtände es gebieten. So beſucht auch nicht jeder Jüngling die Univerſität aus reinem Eifer für Wiſſenſchaften und Künſte, ſondern aus andern unedlen Nebenabſichten. Das Sprichwort will daher ſagen: Nicht Jeder, dem Gott Gelegenheit gibt, ſich zu bilden, benützt ſie auch weiſe. Oder: Oft glauben wir von einem Menſchen, daß er den Weg zu ſeiner Bildung und Beſſerung eingeſchlagen habe; aber er hat uns bloß durch ein äußeres Blendwerk getäuſcht. Gerade das, was ihm als Bildungsmittel dienen ſoll, mißbraucht er, um dahinter ſeiner Sinnlichkeit ihre Opfer zu bringen.

Wer nicht ſteigen kann, dem nüzt die Himmelsleiter nichts. Es iſt eine falſche Vorſtellung, wenn Viele glauben, in den Himmel werde man durch einen Machtſpruch Gottes verſetzt. Der Himmel will errungen werden. Wer ſeiner nicht würdig iſt, dem kann er nie zu Theil werden, weil es für den gar keinen Himmel geben kann, der ihn nicht zu genießen verſteht.

Die Himmelsleiter iſt aber die weiſe Einrichtung Gottes, vermög welcher er mit der allmäligen Entwicklung unſerer Kräfte und deren weiſen Anwendung einen immer höhern Grad von Glückſeligkeit verbunden hat. Wer nicht ſteigen kann, d. h. wer es ſcheut, durch Entwicklung und Anwendung ſeiner Anlagen und Kräfte ihre Ausbildung zu fördern, der kann von jener Einrichtung Gottes keinen Segen haben.

Eine Gansfeder iſt mehr werth als hundert Pfaufedern. Nur zum Schmucke kann man die letztern gebrauchen;

die Gansfeder — denn daß hier von Schreibfedern die Rede iſt, verſteht ſich von ſelbſt — obgleich nicht mit Farbenglanz ausgeſtattet, hat höhern Werth. Durch ſie wird die Wahrheit verbreitet, die Wiſſenſchaft erweitert, die Finſterniß bekämpft, der Irrthum untergraben; mit ihr wird die Unſchuld vertheidigt, das Laſter entlarvt, der Unwiſſende belehrt.

Darum ſteht ſie in unſern Augen höher als ihre bloß der Eitelkeit dienende Schweſter. Im Allgemeinen will das Sprichwort ſagen, daß Alles, ſo anſpruchlos es auch in ſeinem Aeuſſern ſein mag, was für die Bildung des Geiſtes wirkt und ſie fördert, einen dauerndern Werth beſitze als das, was bloß im Dienſte irdiſcher Zwecke, im Sold der Sinnlichkeit ſteht.

Ein Pfenniglicht vertreibt den Nebel nicht. Der Nebel in der Natur kann nur dadurch vertrieben werden, daß die wäſſrigen Dünſte, woraus er beſteht, niedergeſchlagen oder durch Wärme in Dampf aufgelöst werden. Das letztere geſchieht in der Regel durch Sonnenſtrahlen. Wenn die Sonne den Horizont überſchreitet, dann fängt der Nebel an ſich zu verlieren. Sonnenkraft kann nicht durch unſere Lichtlein erſetzt werden. So im Geiſtigen. Wenn die Völker im Nebel wandeln, gehört kein gewöhnlicher Kopf, ſondern ein Rieſengeiſt dazu, ihn zu vertreiben. Und dennoch ſteigt der Nebel, der unſer Geſchlecht einhüllt, langſamer, als der in der Natur. Beinahe zwei Jahrtauſende ſind verſchwunden, ſeit der Heiland in Judäa das Nebelzerſtreuungswerk begann, und erſt ein kleiner Theil des Geſchlechts, für das er lebte und ſtarb, iſt entdämmert. Wie will das Pfenniglicht eines gewöhnlichen Menſchen Wirkungen ſehen!

Eine Sonne bringt mehr Licht, als hundert Sterne. Ein großer Geiſt wirkt zur Bildung der Menſchheit oft mehr als ein ganzes Geſchlecht. Chriſtus brachte mehr Licht als ſämmtliche Propheten und Weiſen vor ihm.

Keine Kunſt ohne Dunſt. Kunſt kommt her von können, und ſetzt nicht bloß das Wiſſen einer Sache, ſondern auch Uebung, alſo Geſchicklichkeit und Fertigkeit voraus. Jede Sache hat ihre Formen, in die ſie ſich hüllt. Dieſe Formen, dieſer Schein wird oft mit der Sache verwechſelt. Oft ſind es die, welche die Kunſt üben, die Künſtler, aber nicht die echten, die einen Schein von Wunderbarem um ſich her verbreiten. Sie wollen dadurch ſelber

an Bewunderung gewinnen. Dieß gelingt ihnen bei der Menge. Aber der Gebildete ſieht durch den Dunſt, und anſtatt den After-Künſtler höher zu achten, verachtet er ihn, daß er zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen muß. Die Kunſt an ſich kann ſehr wohl ohne Dunſt ſein; ſie wird erſt in der Ausübung damit umgeben.

Die Bildung kann ausarten. Wahrhaftgebildet iſt der, welcher die einem Menſchen als ſolchem nöthigen Kenntniſſe, und die erforderlichen zur nützlichen Betreibung ſeines Berufes beſitzt. Es iſt daher ſehr wohl möglich, daß Jemand eine Menge Kenntniſſe, Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten beſitzt, ohne für ſeinen Stand und Beruf wirklich gebildet zu ſein. Wer ſich mit gelehrten Sachen beſchäftigt, ohne dazu Beruf zu haben, wird ſeine eigenen Geſchäfte ſchlecht verrichten. Es iſt aber beſſer, in ſeinem Berufskreiſe Tüchtiges, als außerhalb desſelben Ungenügendes, vielleicht Schädliches zu hoffen. Das Sprichwort will dieß mit den Worten ſagen: „Gerade Furchen ſind beſſer als ſchlimme Gedanken.“

Wer gute Naturanlagen beſitzt, darf um ſeine Ausbildung nicht verlegen ſein. Ueberall wird ſich Gelegenheit bieten, ſie zu entwickeln und zu bilden. Denn „ein gutes Meſſer findet überall einen Schleifſtein.“

II.

Bibliſche Sprichwörter.

I. Moſe 1. 2. 3.

Wenn das Herz öde iſt, ſchwebt der Geiſt Gottes über dem Haupte.

Was Gott geſchieden, muß der Menſch nicht vermengen.

Wer das Licht gut heißt, iſt Gottes Freund.

Je größer das Licht, je heller der Tag.

Was am Tage nicht ſcheint, leuchtet des Nachts.

Kleine Lichtlein regieren die Nacht, große den Tag.

Was Gott zum Kriechen beſtimmt hat, dem wachſen ewig keine Flügel.

Wo es am Regen fehlt, feuchtet Nebel das Land.

Wer bloß an der Thüre des Paradieſes bleibt, lernt den Lebensbaum nicht kennen.

Auch wer im Garten Eden wohnt, muß ihn bebauen.

Wer ſein Paradies nicht zuſchließt, dem kommt gar bald eine Schlange hinein.

Wer von verbotenen Bäumen koſtet, der ißt ſich den Tod.

Wer ſich in Unſchuld gekleidet hat, bedarf keines andern Mantels.

Jedes Paradies hat ſeine Schlange.

Wer den verbot'nen Baum erſt anſieht, dem gefallen auch die Früchte.

Wer vom verbot'nen Baume gegeſſen hat, dem gehn beide Augen auf.

Wenn der Apfel gekoſtet iſt, ſpricht Gott im Garten.

Wenn Gott ſpricht, verbirgt ſich Adam.

Für jede Schlange hat Gott einen Fluch.

Schlangen winden ſich.

Wer betrügen will, geht auf dem Bauche.

Keine Sünde ohne Stachel.

Wo man Sünde ſäet, da wachſen Dornen und Diſteln.

Es ſchwizen nicht Alle, die Brod eſſen.

Wenn der Schweiß echt iſt, bleibt auch das Brod nicht aus.

Auf Sünde folgt Schweiß.

Wer Brod haben will, muß den Schweiß nicht ſcheuen.

Man kommt eher zum Baum der Erkenntniß, als zum Baum des Lebens.

Wer vom Baume des Lebens gekoſtet hat, den ſtreicht der Tod in ſeinen Liſten.

Wenn Adam geſündigt hat, ſo muß er aus dem Paradieſe.

Jedes Paradies hat ſeinen Engel zum Wächter.

Mannigfaltiges.

Vereine und Anſtalten.

Sparkaſſen. Die große öſterreichiſche Sparkaſſe zu Wien, deren Verkehr im vorigen Jahre die ungeheure Summe von 80 Millionen Conventions-Gulden erreichte, liefert ſowohl einen Beweis des Wohlſtandes der mittlern, als des moraliſchen auf Sparſamkeit bedachten Sinnes der ärmern Volksklaſſen. Die Wirkſamkeit derſelben hat jetzt nach Anordnung der Regierung eine neue ſegensreiche Richtung erhalten. Ihre Geſchäfte beſtanden bis-

her hauptſächlich in bedeutenden Darlehen auf Hypotheken, meiſtens auf Häuſer der Reſidenzſtadt Wien, oder auch in Wechſelgeſchäften mit guten Handlungshäuſern, ſo daß überhaupt keine Anleihe unter 500 fl. C. M. bei ihr gemacht werden konnte. Künftig ſollen aber die Kapitalien, ſo wie ſie vorzugsweiſe aus der weniger bemittelten und ärmern Volksklaſſe herfließen, auch wieder zur Unterſtützung derſelben nämlich des Land- und Gewerbsmannes, verwendet werden. Das geringſte Darlehen iſt auf die Summe von 100 fl. C. M. vermindert worden. Einem Land- und Gewerbsmanne iſt bisweilen mit einem paar hundert Gulden aufgeholfen; aber dieſe Unterſtützung ſoll nur Würdigen zu Theil werden, und es müſſen ſolchen Leihgeſuchen ſtets Sittlichkeits-Zeugniſſe der Bewerber, von der Ortsobrigkeit und dem Pfarrer unterſchrieben, beigegeben ſein. Ein ſolches Verfahren kann nur heilſamen Einfluß auf die ſittliche Verbeſſerung des Landvolkes und des niedern Gewerbſtandes ausüben. Man muß es nie verſchmähen, demſelben auch auf dem Wege äußerer Vortheile zur Befeſtigung innerer Tüchtigkeit beizukommen. (A. A.)

Verein für Erziehung und Unterbringung ſittlich Verwahrloſter Knaben im Herzogth. Gotha bemerkt in ſeinem 10. Jahresbericht vom Dezbr. 1840: „Seit ihrer Gründung im Jahre 1830 hat unſere Anſtalt bereits 44 Pfleglinge entlaſſen. Von dieſen ſind freilich Manche, ſo weit unſere Kunde von ihnen reicht, nicht in der Beſſerung geblieben, zu welcher wir ſie leiteten und zu welcher ſie uns Hoffnung machten: überwältigt von ſittlicher Rohheit ſind ſie der Liederlichkeit und Unredlichkeit und dadurch der ſtrafenden Gerechtigkeit anheim gefallen. Dagegen haben Mehrere von früherer Verwilderung ſich losgeriſſen, haben an Ordnung und nützliche Thätigkeit ſich gewöhnt, haben zu braven Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft ſich ausgebildet und ſind unterſtützt von der Anſtalt als Handwerksgeſellen in die Fremde gezogen, oder als Arbeiter in Fabriken und bei landwirthſchaftlichen Geſchäften in Dienſt getreten und können rühmliche Zeugniſſe ihres Wohlverhaltens nachweiſen.“ (A. A.)

Ackerbauſchule. In Lützenkirchen bei Düſſeldorf iſt kürzlich eine Ackerbauſchule für Kinder der Stadt- und Landbürger gegründet worden. Die Knaben erhalten darin theoretiſchen und praktiſchen Unterricht in allen Landwirthſchaftlichen Kenntniſſen, und die Mädchen in der Haus- Küchen- und ähnlichen Wirthſchaft, wie auch in Handarbeiten, wovon jedoch die Künſteleien ausgenommen ſind. Dieſes Beiſpiel verdient auch an andern Orten Nachahmung.

Ueber die erfreulichen Leiſtungen der Waiſen Verſorgungs-Anſtalt für das Herzogth. Gotha in dem Jahre 1840 gibt ein Bericht des eifrig thätigen Direktors derſelben Polizeirath Eberhardt Nachricht. Die Zahl der durch die Anſtalt unterſtützten Waiſenkinder iſt bis auf 276 geſtiegen

aber die äußere Unterſtützung iſt nicht die Hauptſache, ſondern der ſittliche Einfluß, der dadurch geübt wird. Die Pfleglinge ſowohl, als deren Pflegeeltern, Erzieher und Lehrmeiſter ſtehen unter der fortwährenden Aufſicht und unter dem Schutze des Direktors und der Ortsgeiſtlichen und Schullehrer. „Es iſt kaum möglich,“ ſagt der Bericht, „daß Ausſchreitungen der Pfleglinge oder ihrer Erzieher unentdeckt oder ungerügt bleiben. Die meiſten Pfarrer und Schullehrer haben bisher hinſichtlich der Ueberwachung der zerſtreut bei Privatperſonen untergebrachten Waiſen einen rühmenden Eifer an den Tag gelegt und ſich der ihrer ſpeziellen Aufſicht anvertrauten Kinder mit ſeltener Liebe und Sorgfalt angenommen. (A. A.)

Zu Folge eines an die Thierärzte Teutſchlands ergangenen Aufrufs hat ſich am 24. Mai d. J. eine namhafte Anzahl von Thierärzten aus Preußen, Bayern, beiden Heſſen, Naſſau, Frankfurt a. M., Homburg ꝛc. ꝛc. in Mainz verſammelt, um einen, den Fortſchritten der thierärztlichen Wiſſenſchaften und den Bedürfniſſen ihres Standes entſprechenden, ganz Deutſchland umfaſſenden Verein zu gründen. Nachdem am erſten Tage der Verſammlung die Statuten berathen und angenommen worden waren, wurde der zweite Tag zur Beſprechung wichtiger, die Wiſſenſchaft ſelbſt näher berührenden Gegenſtände benutzt. Als Verſammlungsort für das Jahr 1842 iſt Koblenz gewählt. (A. A.)

Das ſeit 9 Jahren durch die eifrige Bemühung des Polizeiraths Eberhardt mit Unterſtützung der Landesbehörden, Landſtände und Gemeinden begründete Land-, Armen- und Arbeitshaus zu Brugenhain bei Gotha findet hinſichtlich der Nützlichkeit ſeiner Einwirkung mehr und mehr Anerkennung. Die mit der Leitung deſſelben beauftragte herzogl. Commiſſion hat einen öffentlichen Bericht über die Leiſtungen der Anſtalt in den Jahren 1839 und 1840 erſtattet. Im Jahre 1840 wurden darin im Durchſchnitt täglich 70 Perſonen verpflegt und zu ſolcher Arbeit angehalten, die ihren zum Theil ſehr ſchwachen Geiſtes- und Körperkräften noch angemeſſen war; dahin gehörte Spinnen, Weben, Steißen von Bettfedern ꝛc. ꝛc. Nach Abzug des Verdienſtes kam die angemeſſene Verpflegung einer Perſon jährlich auf 25 Thlr. zu ſtehen. Der Branntwein, deſſen früherer überreicher Genuß manchen Unglücklichen in die Anſtalt führte, iſt billig ganz aus derſelben verbannt. (A. A.)

In Frankreich hat man Ackerſchulen für Findelkinder errichtet, aus denen künftig tüchtige Gärtner und Ackerbauer hervorgeſehen werden.

Der ſchleſiſche Verein für Blindenunterricht hat den 22. Jahresbericht über die von ihm begründete Blinden-Unterrichts-Anſtalt

zu Breslau abgeſtattet. Die Zahl der Zöglinge, welche im Jahre 1840 an den Wohlthaten der Anſtalt Theil genommen, belief ſich auf 51. Eine im Juni v. J. angeſtellte Prüfung gab Zeugniß, daß alle Beſtrebungen des Unterrichts fortwährend dahin gerichtet ſind, die blinden Zöglinge geiſtig, ſittlich und techniſch, ſo weit dieſes letztere möglich iſt, zu tauglichen Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft zu bilden. Das Kapitalvermögen der Anſtalt hat ſich durch milde Vermächtniſſe, an denen Schleſien ſtets ſo reich iſt, bis auf 32,225 Thlr. erhöht. — Auch für die erfreulich gedeihende Taubſtummen-Anſtalt zu Breslau beſcheinigt der dieſelbe leitende Verein in den ſchleſ. Prov. Bl. den Empfang von beinahe 2000 Thlr. an milden Beiträgen und Vermächtniſſen im Jahre 1840. (A. A.)

Volksbildung und Veredlung.

Merkmale neuzeitlicher Bildung. Es gibt Leute, welche Bildung und Sittlichkeit für nothwendig mit einander verbunden halten und meinen, jeder ſogenannte „Gebildete“ ſei auch ein ſittlicher Menſch. Wir haben Paedagogen und Philantropen, welche ihr ganzes Syſtem der Volksbildung auf dieſen Irrthum bauen. Die Erfahrung könnte ſie wohl eines beſſern belehren. Notar Peytel, welcher ſeine Gattin ermordete, die Lafarge, die wegen Diebſtahl und Vergiftung vor Gericht erſcheint, der Banquier Fouileregh und Kaſſierer Maiher waren oder ſind lauter „ſehr gebildete“ und „feine Leute.“ Ein öffentliches Blatt ſagt, es ſei merkwürdig, wie viel Verbrecher, die ſich im Verſe-machen (Dichten) beſchäftigt haben, in letzter Zeit vor die Aſſiſen in Paris und andern Städten Frankreichs gekommen ſeyen; man könnte davon ein langes Verzeichniß liefern. Ein ſolches Verzeichniß würde nach unſrer Anſicht nur den Beweis bieten, daß Geiſt und Phantaſie gebildet, und das Herz gründlich ſchlecht ſein könne, und daß in jener „Bildung“ nicht die Kraft, welche den Lockungen der Sinnlichkeit wiederſteht und tugendhaft zu handeln vermag, gefunden werde. (M. B.)

Gutenbergs-Leſeverein. Zu Feuchtwangen in Baiern hat ſich aus Veranlaſſung des vierhundertjährigen Jubelfeſtes der Erfindung der Buchdruckerkunſt, auf Anregung des dortigen dritten Pfarrers, ein Gutenbergs-Leſeverein gebildet, welcher ſich den ſchönen Zweck vorgeſetzt hat, durch Ankauf und Verbreitung zweckmäßiger und guter Bücher, a) das Leſen ſchlechter Schriften und Romane zu verdrängen, b) allſeitige Bildung über alle bürgerliche und menſchliche Verhältniſſe zu befördern und dadurch der Unwiſſenheit und dem Aberglauben zu ſteuern.

Da dieſer Verein beabſichtigt, ſelbſt die gering bemittelten Glieder der Stadt- und Landgemeinden zur Theilnahme zu bewegen, ſo ſind die jährlichen Beiträge der letzten von den drei Klaſſen der Mitglieder, woraus

der Verein beſteht, auf die ganz geringe Summe von 12 Kreuzer feſtgeſetzt. Der Verein zählte aber auch ſchon bei dem erſten Beginne ſo viele Mitglieder, daß jährlich eine nicht unbedeutende Einnahme zur Erreichung des geſtreckten Zieles verwendet werden konnte, und die erfreulichſte Ausſicht eröffnet iſt, daß die Zahl ſich jährlich mehren, und das Beſtehen des Vereins für lange Zeit geſichert ſein wird. Doch ſelbſt dann, wenn der Verein ſich aufzulöſen durch ungünſtige Verhältniſſe jemals genöthigt ſein ſollte, wird ſeine Wirkſamkeit nicht aufhören, da die Stadtgemeindeverwaltung, an die ſodann das geſammte Beſitzthum (nämlich die ſämmtlichen angekauften und erworbenen Schriften) abgetreten wird, die Bedingung bereitwillig eingegangen iſt, daſſelbe als unveräußerliches Vermächtniß zu übernehmen und dem urſprünglichen Zwecke entſprechend zu verwalten.

Still und geräuſchlos, aber höchſt erfolgreich und dauernd kann auf eine ſolche Weiſe das vierhundertjährige Jubelfeſt der Erfindung der Buchdruckerkunſt allerwärts im deutſchen Vaterlande noch nachholend gefeiert werden.

(A. A.)

Der Nürnberger Verein gegen Thierquälerei hat ſich eines günſtigen Fortgangs zu erfreuen. Es iſt in Folge ſeiner Bemühungen nicht nur eine, die Herzen des Volkes beſſernde Verbreitung des Begriffs der Thierquälerei, als einer unerlaubten und verabſcheuungswürdigen Handlung, in den zunächſtliegenden Kreiſen bis zu den unterſten Ständen hinab bemerklich geworden; es hat ſich derſelbe auch einer von entferntern Regionen her lautgewordenen Theilnahme des Publikums, ſo wie der Billigung und Mitwirkung hoher Perſonen zu erfreuen. Aus Altenburg, wo ſich vor kurzem eine ähnliche Verbindung geſtaltet hat, iſt der Verein mit einem werthvollen Manuſcripte beſchenkt worden, überſchrieben: „Züge aus dem Seelenleben der Thiere, beobachtet und geſammelt durch Bertha, Edle von Braun, geb. von Bretſchmann.“ Der Verein wird die nächſte Gelegenheit ergreifen, dieſes Geſchenk zu benutzen. Edle und feinfühlende Frauen dürften beſonders geſchickt zu Beobachtung und Feſthaltung ſchöner und merkwürdiger Züge ſein, die zur Ehre Gottes auch in der Seele des Thieres ſich offenbaren, um den Stumpfſinn der Menſchen für deren Beobachtung zu ſchärfen.

(A. A.)

Die engliſche Regierung hat eine Summe von 400 Pf. Sterling zum Druck einer Bibel für Blinde angewieſen, der in Glasgow beſorgt werden ſoll. Das Werk wird 15 Bände im größten Royalquart umfaſſen; jeder Band enthält 2470 Blattſeiten, jede Seite 37 Zeilen. Es werden 220 Exemplare gedruckt. Die Glasgower Bibelgeſellſchaft hat ſchon 10,850 Bände zum Unterrichte für Blinde herausgegeben.

(D. V. J. Sch.)

Am 2. Juni d. J. waren die Vorſtände der Sonntags- und Gewerbsſchulen des Herzogthums Gotha auf Oberhof einem der lieb-

lichſten Höhenpunkte des Thüringer Waldes, verſammelt, um theils über die Fortſchritte ihrer Schulen Rechenſchaft zu geben, theils über die zu entfernenden Hinderniſſe beſſern Gedeihens derſelben ſich zu berathen. Es ward dabei manches kräftige Wort über den vorwärtsſchreitenden Geiſt der Aufklärung und Gewerbstüchtigkeit geſprochen, welcher Lehrlinge, Geſellen und Meiſter aller Orten durchdringen ſolle, um den Stand der Handwerker allmälig zu immer höhern Stufen der Ausbildung zu erheben. In den untern Räumen des herzogl. Jagdſchloſſes waren Erzeugniſſe erlernter Geſchicklichkeit und künſtleriſcher Fertigkeit von Sonntagsſchülern aufgeſtellt, die ſich allgemeinen Beifalls erfreuten. Die feſtliche Verſammlung machte auf alle Theilnehmer einen erhebenden Eindruck und ermuthigte Manchen, das nützliche aber oft ſchwierige Werk der Sonntagsſchulen mit beharrlichem Eifer zu fördern.

Die Bibelgeſellſchaft in Königsberg in Preußen feierte am 22. November v. J. ihr 26ſtes Jahresfeſt. Sie hat im verfloſſenen Vereinsjahre 1261 Bibeln und 1155 Neue Teſtamente theils unentgeldlich, theils zu ermäßigten Preiſen vertheilt und eine Einnahme von 1263 Thlrn. gehabt.

Die Bibelgeſellſchaft in Poſen hielt am 1. November v. J. ihre 23ſte Stiftungsfeier. Sie hat im verfloſſenen Jahre nach den Sprachen und Konfeſſionen an Bibeln verbreitet: an evangeliſche Chriſten 1212 deutſche, 329 polniſche, 95 böhmiſche, 3 franzöſiſche, 4 italieniſche, 2 engliſche: an römiſch-katholiſche Chriſten 65 deutſche, 56 polniſche und 15 griechiſch-lateiniſche Exemplare.

Die neue landwirthſchaftliche Schule Rivières zu la Saulsaie (bei Lyon) hat von der Regierung eine Unterſtützung von 15,000 Fr. erhalten. Der Einfluß dieſer Schule, an der, wie bekannt zwei deutſche Landwirthe arbeiten, wird noch gerade allgemein als für Frankreich ſehr wichtig anerkannt. Die Agrargeſetzgebung wird auch in Frankreich bald deutſchen Einfluß empfinden. — Geben wir den Franzoſen, was wir Gutes haben, nehmen wir von ihnen nur Gutes, das wir mit Energie und Geiſt verarbeiten. (A. Z.)

Vorleſungen über Geologie und Chemie und deren Anwendung auf den Ackerbau hat unlängſt in der kleinen Stadt Reading in England ein Hr. Lance eröffnet, mit ſpecieller Beziehung auf den Boden und das Land der Umgegend. Dieſelben wurden von praktiſchen Landwirthen ungemein ſtark beſucht und ſo intereſſant befunden, daß man auch in andern Ackerbaudiſtrikten Englands darauf bedacht iſt, dergleichen zuwege zu bringen. (R. Z.)

Ueber das nützliche Wirken des Kunſt-, Induſtrie- und Gewerbvereins, ſo wie des Vereins für Gartenbau und Feldwirthſchaft zu Coburg im Jahre 1839/40 ſind zwei beachtenswerthe Berichte erſchienen. In dem erſteren wird u. A. auch von dem glücklichen Fortbeſtehen des Vereins für Handwerksgeſellen Nachricht gegeben. Deſſen guter Einfluß auf die ſittliche Bildung der Geſellen iſt unverkennbar. „Möchte unſere Aufforderung,“ ſagt der Coburger Gewerbverein, „an alle mit uns verbundene Brüdervereine nicht verklingen, allenthalben ſolche Anſtalten zu gründen, wodurch der Nutzen derſelben erſt in dem Grade erreicht werden würde, welcher zu wünſchen iſt! Möchte allenthalben das Unternehmen, deſſen Erfolg uns zu ſo großer Freude gereicht, Nachahmung finden, wie es in Würzburg, und wohl anderwärts noch, bereits Nachahmung gefunden hat! Manches ſorgende Elternherz würde dann den theuern Sohn ruhiger aus dem Vaterhauſe in die Fremde ziehen ſehen, weil er wüßte, daß der gute Same, der in die Bruſt geſtreuet, deſſen Keim in der Entwicklung begriffen iſt, ferner einer ſorglichen Pflege ſich zu erfreuen habe und frei gehalten werde von dem erſtickenden Unkraut. Mancher Jüngling würde dann, beſſer vorbereitet auf den Ernſt ſeiner Beſtimmung und darin unterhalten, dieſer in klarem Bewußtſein derſelben mit größerer Zuverſicht entgegen gehen und durch eine ſichere, freundliche Leitung vor Abwegen bewahrt werden. Die Handwerksmeiſter dürften weniger Anlaß haben über Unſittlichkeit und Rohheit ihrer Geſellen zu klagen. Es würden die Vereine, deren Streben, wie das unſrige, darauf gerichtet iſt, vaterländiſche Gewerbbetriebſamkeit, deutſche Gewerbbetriebſamkeit zu ſtützen und empor zu heben, in ſolchen Anſtalten tüchtige Kräfte für ſich vorbereiten und ausbilden; ſie würden ſchon die jugendlichen Gemüther mit ihrem Geiſte erfüllen, mit ihrem Weſen und Wirken einigermaßen vertraut machen, ſie frühzeitig ſchon mit Liebe für ihre ſchöne und große Sache beſeelen, ſie würden eingeroſteten Vorurtheilen und trägem Schlendrian einen neuen und mächtigen Gegner rüſten. Es würde endlich und überhaupt das Gewerbsweſen in dem Gewerbsſtande einen neuen und ſichern Stützpunkt zu raſcherem Aufſchwung erhalten.“ — (A. A.)

Stiftungen und Denkmale.

Die Prinzen von Preußen haben der Badeſtadt Teplitz (Böhmen), aus deren Heilquellen ihr verewigter Vater ſo viele Jahre hindurch Stärkung ſchöpfte, ein Kapital von 5000 Thlr. geſchenkt. Es wird davon ein Armenkrankenhaus errichtet, welches den Namen „Friedrichs-Wilhelms-Hoſpital“ führen ſoll. (A. A.)

Der Kaufmann J. G. Groſſe in Breslau hat 150,000 Rthlr. zu milden Zwecken vermacht, namentlich an das Selenkiſche Inſtitut, das ſtädtiſche

Krankenhoſpital, die Armenverpflegung, das Handlungs-Inſtitut, die Taubſtummen-, die Blindenanſtalt und mehreren geiſtlichen Corporationen ꝛc. ꝛc.

Der am 12. Auguſt in Frankfurt a. M. verſtorbene ausgezeichnete Geburtshelfer Dr. Med. Chriſt hat ſein Vermögen 150,000 fl. zur Gründung eines Entbindungs- und Findelhauſes der Stadt Frankfurt vermacht.

Der Gewerbeverein zu Bunzlau (Schleſien) hat an ſeinem d. 19. Jan. gefeierten Stiftungsfeſt in dankbarer Erinnerung an einen von dem Könige im vorigen Jahre ausgeführten Beſuch der dortigen Gewerbeausſtellung ein „Bürger-Rettungs-Inſtitut“ errichtet. (A. A.)

Der Kaiſer von Oeſterreich hat genehmigt, das in den deutſchen Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie Beiträge für das im Teutoburger Walde bei Detmold zu errichtende Hermanns-Denkmal geſammelt werden, deſſen Bau bei der unermüdeten Thätigkeit des Hauptunternehmers von Bandel gedeihlich fortſchreitet.

Zu Ehren des rühmlich bekannten ehemaligen ſächſiſchen Capellmeiſters J. G. Naumann, der am 17. Jan. 1741 zu Blaſewitz bei Dresden geboren war, wird im Jahr 1841 die Gründung einer Naumann'ſchen Stiftung beabſichtigt. Dieſelbe ſoll beſtehen: 1) in einem Denkmale, nämlich in einem architektoniſch und plaſtiſch würdig ausgeſtatteten Gebäude, welches der daſigen Gemeinde zu einem Schulhauſe dienen ſoll, deſſen ſie noch entbehrt, 2) in einem Fond, von deſſen Zinſen jährlich an dem Geburtstage Naumann's für die dortigen Schulkinder ein jugendliches muſikaliſches Geſangfeſt veranſtaltet, eine einfache Ergötzlichkeit bereitet, ein kurzer Vortrag über Naumann's Lebensgeſchichte gehalten, eine Vertheilung von Prämien an die vorzüglichſten Schulkinder ſtattfinden, der Schullehrer ein Honorar für ſeine hiemit verknüpfte Mühwaltung empfangen, das Gebäude in gehörigem Zuſtande erhalten und eine kleine Volks- und Schulbibliothek angelegt werden ſoll, worin Naumann's Biographien, Handſchriften ꝛc. ꝛc. nicht fehlen dürfen; und dafern es möglich wird, 3) in der Beſitzung und Einrichtung des kleinen Naumann'ſchen Stammhauſes daſelbſt zu einem Orts-, Armen-, Kranken- und Leichenhauſe. In wie weit dieſe drei Zwecke erreicht werden können, ſoll von der Summe der Beiträge abhängen, welche Naumann's Verehrer in der Nähe und Ferne zu dieſem Behufe liefern werden. Bereits iſt an dem dießjährigen Geburtstage Naumann's der Grundſtein zum Denkmal feierlich gelegt worden. (A. A.)

Preisfragen.

Die königliche Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen hat nachſtehende ökonomiſche Preisfragen aufgeſtellt: 1) Für den Julius 1842: „Eine möglichſt vollſtändige Geſchichte der Einführung des Kartoffelbaues in den europäiſchen Ländern, nebſt einer Darſtellung des Einfluſſes, den die Verbreitung dieſes Kulturzweiges auf die Verbreitung der Landwirthſchaft in Europa gehabt hat.“ 2) Für den Julius 1843: Um den Gyps zu erſetzen, hat man neuerlich im ſüdlichen Frankreich mit Waſſer ſtark verdünnte Schwefelſäure zur Beförderung der Vegetation von Futterkräutern und Hülſenfrüchten, angeblich mit dem beſten Erfolge, angewandt, und ein von dem Oekonomiekommiſſair Linke zu Weißenfels im Kleinen angeſtellter Verſuch ſcheint die günſtige Wirkung derſelben zu beſtätigen. Da in manchen Gegenden von Deutſchland Mangel an Gyps iſt, die Schwefelſäure jetzt aber in niedrigem Preiſe ſteht, ſo würde auch bei uns hin und wieder es ſehr erwünſcht ſein, wenn man ſich ihrer ſtatt des Gypſes in der Landwirthſchaft bedienen könnte. Die königl. Societät macht daher zum Gegenſtand einer Preisaufgabe:

„Eine auf genaue, ſo viel als möglich im Großen und mit verſchiedenartigen Gewächſen angeſtellte Verſuche gegründete Entſcheidung der Frage: ob die mit Waſſer verſetzte Schwefelſäure mit Vortheil ſtatt des Gypſes zur Beförderung der Vegetation, zumal bei Futterpflanzen und Hülſenfrüchten, angewandt werden könne?“

Der gewöhnliche Preis für die beſte Löſung jeder der vorſtehenden Aufgaben beträgt 12 Dukaten.

Die Geſellſchaft des Friedens in London hat der Geſellſchaft der chriſtlichen Moral in Paris die Summe von 1250 Fr. zuſtellen laſſen, als Preis für die beſte Löſung folgender Aufgabe: „Darſtellung der Mittel zur Erreichung eines allgemeinen und beſtändigen Friedens, deſſen Wohlthaten zu erhalten und zu fördern; ferner zu zeigen, daß jeder Krieg nicht allein eine Gewaltthätigkeit gegen das menſchliche Gefühl, ſondern auch ganz dem Wohl der Völker und dem Glücke des einzelnen Menſchen entgegen ſei; noch mehr, daß er durchaus mit dem Geiſte und den Lehren des Chriſtenthums im Widerſpruche ſtehe. Endlich jene Mittel namhaft zu machen, die am geeigneteſten ſind, die Streitigkeiten zwiſchen Völkern auszugleichen und einen allgemeinen Frieden zu bewirken, ohne die Waffen zu Hülfe zu nehmen. (D. V. J. Sch.)

Die Akademie zu Mâcon (Frankreich) verſpricht 300 Fr. für die beſte bis Mitte November eingeſchickte Beantwortung der Frage: „Welches wären die beſten Mittel, die Hilfe der chriſtlichen Liebe zur Verbeſſerung der Umſtände Jenen zuzuwenden, die derſelben am würdigſten und bedürftigſten ſind?“

Die linäiſche Geſellſchaft in Bordeaux gibt folgende Fragen zur öffentlichen Bewerbung: 1) „Die Abfaſſung einer Geſchichte des Weines von Bordeaux ſeit der Zeit der Einführung der Reben in dieſer Gegend, bis auf die jetzigen Tage, bezeichnend ſo gut als möglich die Urſachen der Veränderungen, Verbeſſerungen, Verſchlechterungen, welche dieſelben nach ihren verſchiedenen Qualitäten erlitten haben.“ Preis: eine große ſilberne Medaille. — 2) „Unterſuchung über die beſten Mittel, dem Ackerbau jene Kapitalien zu verſchaffen, die derſelbe erfordert und durch deren Mangel er hauptſächlich darniedergehalten wird; ferner zu dieſem Behufe darzuſtellen jene Syſteme, Verſuche und Vorſchläge, die ſchon von verſchiedenen Vereinen und Einzelnen über dieſe wichtige Frage gemacht worden ſind.“ Preis eine goldene Medaille. — 3) Eine klare, bündige auf hiſtoriſche Thatſachen ſich ſtützende Unterſuchung über die Verbindung, welche zwiſchen dem allgemeinen Wohl und einer richtigen Betrachtung des Ackerbaues immer herrſchend war. Die Anwendung des Reſultats dieſer Unterſuchung auf die gegenwärtige Zeit, und die Beziehung der Mittel, welche am beſten geeignet und anzuwenden ſind, um den Ackerbau, als Bedingung des geſellſchaftlichen Wohls betrachtet, in den Rang zu erheben, der ihm von Natur aus gebührt, und von welchem er aufs Neue ſeinen glücklichen Einfluß übte. Preis: eine große ſilberne Medaille. (D. V. Z. Sch.)

Der niederöſterreichiſche Gewerbeverein hat für das Jahr 1842 folgende Preisausſchreibungen veröffentlicht: a) Für die Fabrikation des Zinobers auf naſſem Wege. Der Preis beſteht in der größern goldenen Verdienſtmedaille im Werth von 50 Dukaten. b) Auszeichnung verdienſtvoller Werkführer und Altgeſellen durch ſilberne Medaillen. Der erſte Konkurs findet im Mai 1842, der zweite im Mai 1845 u. ſ. w. von drei zu drei Jahren ſtatt. Nur außerordentliche vereinte Leiſtungen, nämlich zehnjährige Dienſtleiſtung bei einem und demſelben Herrn (worunter eine ſechsjährige als Werkführer) ausgezeichneter Fleiß, Geſchicklichkeit, Treue, Verſchwiegenheit im Geſchäft, ſtreng ſittliches Betragen, Verträglichkeit, Liebe zum Dienſtherrn, Beſorgtheit für ſeinen Nutzen u. ſ. w. geben Anſpruch auf die Verdienſtmedaille, um welche in durch Zeugniſſe des Dienſtgebers und der Obrigkeiten belegten Geſuchen kompetirt werden kann. c) Für die Erzeugung des Ultramarins. Der Preis beſteht in der großen goldnen Verdienſtmedaille. Der Termin iſt bis zum 15. Mai 1842 beſtimmt. d) Für genau gemeſſene und richtige titrirte Seide; Preiſe eine goldene, eine ſilberne und zwei bronzene Medaillen. (G Blt.)

Induſtrie.

Eiſenwerk. Eine wahrhaft rieſenmäßig induſtrielles Etabliſſement iſt die Eiſenhütte Couillet an der Sambre eine halbe Stunde von Charleroi (Belgien). Sie hat 8 Hochöfen und kann täglich für 80,000 Franken

Eiſen darſtellen, nämlich 70,000 Kilogramme (2. Pfd.) von verſchiedenen Sorten. Daneben kann ſie noch im Jahre eine Anzahl von Dampfmaſchinen liefern, welche zuſammen der Kraft von 1230 Pferden entſpricht. Zur Eiſengußdarſtellung verbraucht ſie täglich 240,000 Kilogramme Eiſenerz, 320,000 Kilogramme Kohlen und 80,000 Kilogramme Kalkſteine, alſo 640,000 Kilogramme Materialien zuſammen. Im Jahre 1820 produzirte Belgien im Ganzen 45 Millionen Kilogramme Gußeiſen und Couillet kann allein 30 Mill. Kilogramme darſtellen, alſo 2/3 von der damaligen Geſammtproduktion. Jetzt beträgt die Gußeiſenproduktion von Belgien das Doppelte, nämlich 90 Mill. Kilogramme, und folglich liefert Couillet davon das Drittel. Die Steinkohlengruben von Marimelle gehören zu dem Eiſenhüttenwerk. Die ganze Förderung dieſer Gruben konſumirt daſſelbe nicht allein, ſondern auch noch einen Theil der Gewinnung der Bergwerke von Chatelet wird von ſeinen Hochöfenſchlünden verſpeiſt. Das koloſſale Werk beſitzt in ſeinen verſchiedenen Verzweigungen 27 Dampfmaſchinen mit einer Geſammtkraft von 1035 Pferden. 16 bis 17,000 Arbeiter finden in ſeinen Hütten und Bergwerken ihre Beſchäftigung. (G. Bl.)

Gasbeleuchtung in London. Nach den neueſten Berichten zählt man gegenwärtig in London 18 Gasfabriken, welche 12 Geſellſchaften gehören. Das auf Gebäude, Leitungsröhren, Gaſometer, Apparate ꝛc ꝛc verwendete Kapital beträgt 2,800,000 Pfd. Sterling und wirft eine jährliche Revenue von 450,000 Pfd. Sterling ab. 180,000 Tonnen Steinkohlen, welche jährlich verbraucht werden, liefern 1460 Millionen Kubikfuß Gas. Man zählt 134,300 Brenner; 176 Gaſometer, wovon mehrere doppelt ſind, können 5,200,000 Kubikfuß Gas faſſen. Man verbraucht 890 Tonnen Steinkohlen zum Heizen der Retorten am kürzeſten Tage in 24 Stunden; 7,120,000 Kubikfuß Gas werden, in der längſten Nacht, 24. Dez. verbrannt. 2,500 Perſonen ſind in der Hauptſtadt bloß durch dieſen Induſtriezweig beſchäftigt. Vom Jahre 1822 bis 1827 hat ſich der Gasverbrauch faſt verdoppelt und von 1827 bis 1837 hat er ſich neuerdings verdoppelt. (J. f. J. H. u. Sch.)

Die Seidenzucht in Ungarn macht reißende Fortſchritte; während noch im Jahr 1836 wenig über 150,000 Pfd. Seide mit nicht ganz 1 Mill. Maulbeerbäumen gewonnen wurde, belief ſich im Jahr 1838 der Ertrag der Rohſeide über 200,000 Pfd. mit ziemlich 1½ Mill. Maulbeerbäumen. In Frankreich der gleiche Eifer für Seidenzucht. Der Werth der im vorigen Jahre daſelbſt erzeugten Rohſeide wird auf die ungeheure Summe von 100 Mill. Fr. angeſchlagen. Möge Deutſchland nicht zurückbleiben und nach einigen hie und da vielleicht mißlungenen Verſuchen nicht den Muth verlieren, ſeinen Nachbarn nachzueifern! (B. l. Z.)

Die Glasfabrikation in Böhmen, durch Waldreichthum und geognoſtiſche Geſtaltung des Landes mehr als in irgend einem andern begünſtigt übertrifft die engliſche mehr als um ein Drittel, die franzöſiſche mehr als um die Hälfte. Von 75 Glashütten, wovon mehrere zu den großartigſten Fabrikanſtalten gehören, und welche mehr als 3500 Familien Verdienſt gewähren, erzeugen 13 ſelbſt raffinirtes Hohl- u. Tafelglas, 14 blos rohes Hohl- und 11 blos Tafelglas; 22 beſchäftigen ſich nur mit Raffiniren (Schleifen, Schneiden, Poliren ꝛc. ꝛc.) von gekauften oder beſtellten Hüttenprodukten. Jährlich werden über 25,000 Ztnr. Glas, meiſt verfeinerte, durch Schnitt, Schliff, Vergoldung oder Färbung im Werth erhöhte Glaswaaren ins Ausland verführt, ſo daß das Minimum des Geſammtwerths der Glasproduktion jährlich 6 Millionen Gulden C.-M. angenommen werden kann. (D. V. J. Sch.)

Auch in Spanien iſt, nachdem es ſeine nationale Unabhängigkeit wiedererrungen und ſich gänzlich von engliſchen und franzöſiſchen Einflüßen frei zu machen ſtrebt, der Kampf zwiſchen den Ackerbauern und den Induſtriellen entbrannt. Als Vorkämpfer der Erſtern erſcheint Andaluſien, und als der der letztern Katalonien; jenes behauptet durch ſeine Deputirten, daß der Weinbau mit Einſchluß des Werthes der Grundſtücke ꝛc ꝛc. einen Werth von 1280 Millionen Realen (20 kr.) darſtelle, während die kataloniſche Katunfabrikation nur 500 Millionen hervorbringe. Dagegen wenden die Vertheidiger der letztern ein, daß Katalonien jährlich für 50 Mill. Realen Werth aus Andaluſien ziehe: nämlich 16 Mill. in Oel, 9 Mill. in Motrilbaumwolle, 10 Mill. in Wolle, 6½ Mill. in Getreide u. ſ. w. Natürlich machen die Andaluſier auch in dieſer Hinſicht ihre Gegenrechnung. Die Andaluſier wollen Handelsfreiheit, um ihre Naturprodukte an England abſetzen zu können, die Katalonier Einfuhrverbote hinſichtlich der engliſchen Fabrikate, um die ihrigen abſetzen zu können. (G. Blt.)

Eiſerne Häuſer. Der Bau der eiſernen Häuſer, von welchen ſchon allenthalben erwähnt wurde, iſt nun wirklich in Brüſſel zur Ausführung gekommen. Das fragliche Haus iſt zu der jetzt in Brüſſel eröffneten Gewerbsausſtellung eingeſendet worden. Die Säle des Muſeums, in denen die Gewerbsausſtellung ſtattfand, waren natürlich zu klein um dort ein dreiſtöckiges Haus aufzuſtellen, und die Aufſtellung fand daher im Hofe dieſes Gebäudes Statt. Man wird acht Tage dazu brauchen. Der Preis des Hauſes von (nur?) 11 bewohnbaren Zimmern nebſt allem Zugehör iſt 44,000 Fr. (über 11, 000 Thaler). (G. Blt.)

Die Zahl der Arbeiter, welche durch Stockung der Geſchäfte in England brodlos geworden, beläuft ſich allein in Mancheſter auf 4,000, welche Anzahl, wie man fürchtet ſich noch vermehren wird. (G. Blt.)

Von Baiern aus wird in Anregung gebracht: „Induſtrieauſſtellung“ für die geſammte Vereinslande zu veranſtalten. Der Gedanke hat etwas ſehr Anſprechendes und ließe ſich um ſo leichter und wirkungsreicher ausführen, wenn man jene Ausſtellungen mit jährlichen Zuſammenkünften von Fabrikanten, Technikern und Nationalökonomen Deutſchlands in Verbindung brächte.

Statiſtiſches.

Viehzölle in Frankreich. Die hohen Zolle, welche die franzöſiſche Geſetzgebung auf die Einfuhr von fremdem Vieh gelegt hat, um das Intereſſe der großen Land- und beſonders Wieſenbeſitzer zu wahren, haben den Nutzen, den die Vertheidiger einer ſolchen Maßregel verſprachen, nicht erreicht, denn der Viehſtand Frankreichs, ſtatt mit der Bevölkerung dieſes Landes zuzunehmen, hat in eben dieſem Verhältniß abgenommen, ſo daß man ſich jetzt gezwungen ſieht, eine Aenderung in dieſen Zöllen vorzunehmen. (G. Bl.).

Die Geſammteinkünfte der herrſchenden Kirche Englands belaufen ſich auf die Summe von 9,459,561 Pfund Sterling; durch die Zehnten allein werden 7 Millionen Pf. St. aufgebracht. Davon erhalten 2 Erzbiſchöfe 52,930 Pf. St., 24 Biſchöfe 244,185, 959 Würdenträger 494,000, 2886 Pfarrer, auf welche 7037 Pfarren vertheilt ſind, 5,379,430, 4305 Pfründenbeſitzer und 4254 Pfarrangeſtellte 319,050 Pf. St.

Frankreich. In Gemäßheit der am 31. Aug. feſtgeſetzten den Einfuhrzoll regulirenden Tabelle des Durchſchnittspreiſes des Getreides ward der Durchſchnittspreis des Hectoliters (circa 6½ Str.) Waizen für ganz Frankreich auf 19 Fr. 54 Cent. (8 fl. 10 kr.) beſtimmt. Er war zu Ende Julius 17 Fr. 4 Cent. (7 fl. 54 kr.). — Der Preis des Brods iſt für die erſte Hälfte des Septb. neuerdings geſtiegen, aber nur um 1 Centime das Kilogramm (2 Pfd.), wodurch ſich der Preis des Kilogramms Brod von erſter Qualität auf 34 Centime (9 kr.) ſtellt. (A. Z.)

Münzprägung in Frankreich. Jährlich werden 216,620 Kilogramm Münzen geprägt, deren Werth ſich auf 48 Millionen Franken beläuft, wovon 5 Mill. in Gold und 43 Mill. in Silber. Paris allein prägt ⅓, ſo daß auf die zwölf übrigen Münzſtätte Frankreichs nur 144,000 Kilogramm kommen. Die Koſten des Prägens beliefen ſich vor 1836 per Kiligr. auf 6 Fr. für Gold und 2 Fr. für Silber. Rechnet man hierzu die Koſten für Gebäude, Beamte u. ſ. w., ſo erhält man nahe 3 Procent des Werthes. (J. f. J. H. u. Sch.)

In Paris werden täglich im Durchſchnitt 75,000 Briefe vertheilt. Davon ſind 20.000 aus Paris ſelbſt, 35,000 aus der Provinz und 20,000 amtliche Schreiben aus den Departements. Aus Paris nach den Departements gehen täglich 65,000 Briefe, 78,000 Journale und 2500 amtliche Schreiben.

Dem Dublin Journal zufolge liegen in Irland nicht weniger als 5,710,000 Acres (Morgen) Land wüſt, worunter 2,830,000 Acres Moorland. Mit dem nöthigen Kapital wäre ein großer Theil dieſes Feldes urbar zu machen und tauſend nothleidenden Familien zu helfen.

Iſraelitiſche Bevölkerung in Polen. Auf dem Landgebiete des ganzen ehmaligen Königreichs Polen in dem Umfange, welchen daſſelbe vor der Theilung von 1772 hatte (12,880 Quadratmeilen) leben gegenwärtig 2,119,000 Juden. Nach ziemlich zuverläſſigen Schätzungen befinden ſich alſo auf polniſchem Grund und Boden die zwei Dritttheile aller europäiſchen Juden, ſo wie ein Dritttheil der jüdiſchen Bevölkerung des ganzen Erdballs. Das Verhältniß der Iſraeliten zu den Chriſten in Polen iſt etwa wie 1 zu 8 ½, in den Städten aber oft ein ganz anderes. In Wilna iſt der zweite, in Krakau der dritte, in Warſchau und Lemberg der vierte, in Poſen der fünfte Menſch ein Jude; in den kleinen polniſchen Städten verſchwinden die Chriſten unter den Juden faſt ganz. (Malten Biblioth.)

Eiſenbahnen. Unter den Verein-Staaten Nordamerikas haben 24 Staaten Eiſenbahnen. Es ſind 197 Eiſenbahnen in Thätigkeit oder im Bau; von dieſen ſind nur 10 von den Regierungen der Staaten unternommen, die übrigen von 160 Geſellſchaften theils mit, theils ohne Beiſtand der Regierungen. Im Jahr 1826 wurde die erſte Eiſenbahn eröffnet. Die ganze Länge der in Thätigkeit ſich befindlichen theils ganz, theils ſtückweiſe eröffneten Eiſenbahnen beträgt 3430, die Geſammtlänge aller thätigen und projectirten Eiſenbahnen 9378 Engl. Meilen.

— Die elſäſſiſche Eiſenbahn iſt für ein Gleis ganz vollendet, und ſollte am 15. Auguſt dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. Die Strecke von Straßburg nach Baſel, 35 Stunden, wird in 4½ Sunden zurückgelegt.

Religion, Sittlichkeit, Erziehung.

Der Himmel auf Erden.

(Fortſetzung und Schluß.)

Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben: denn ihre Werke folgen ihnen nach. Dieſer Spruch rühret uns, wenn wir ihn hören, wir ſtellen es uns als eine himmliſche Seligkeit vor, daß wir uns einſt werden erinnern können an alles das Gute, das wir ehemals thaten. Können wir uns denn aber dieſe Seligkeit nicht ſchon heute verſchaffen? Gewiß wir können es. Wir können heftige Begierden mäßigen und beſiegen; gute Vorſätze faſſen und befolgen; das Tagewerk, das Gott uns aufgab, recht treu und gewiſſenhaft ausrichten; Beſchwerlichkeiten überwinden, die mit unſerm Berufe verknüpft ſind; unſerer Bequemlichkeit entſagen, um einem unſerer leidenden Nebenmenſchen beizuſtehen; dieß und noch weit mehr können wir thun. Dieſe Werke folgen uns nun nach. Wann der Tag ſich neiget, wann wir einſam, oder im Kreiſe der Familie oder Freunde, unſere Abendmahlzeit genießen, dann unſer Lager beſteigen: ſo erinnern wir uns derſelben; und dieſe Erinnerung, o wie ſüß iſt ſie! wie wohl befindet man ſich, wenn man eine ſchwere Arbeit geendigt, eine böſe Luſt beſiegt, einem ſeiner Nebenmenſchen Freude gemacht hat — dieß iſt der Himmel auf Erden — Wer dieſen nicht kennt, der darf auf keinen Himmel rechnen, wann er die Erde verlaſſen hat. Die guten Werke, die nachfolgen ſollen, ſind die Früchte von vielen gut angewendeten Lebenstagen. Wo ſollen die herkommen, wenn man nicht ſeine einzelnen Lebenstage recht gut anzuwenden ſucht?

Bei dem Herrn zu ſein allezeit — Dieß ſtellen wir uns als die höchſte Seligkeit vor, und dieß mit Recht. Sind wir denn aber nicht bereits bei ihm? Sollte es denn wohl wirklich möglich ſein, ihm jemals näher zu kommen, als wir ihm bereits ſind? Wenn wir uns denken, daß Gott hoch über den Sternen wohne, und daß wir zu ihm kämen, wann wir einſt dahin verſetzt würden: ſo iſt dieß bloßer Irrthum. Er wirkt auch auf Erden, wir ſehen es an dem Reichthume, den die Erde hervorbringt, an dem wunderbaren Baue jeder Pflanze, jedes Thiers, am mehreſten an der weiſen Einrichtung unſerer ſelbſt, und an der weiſen Leitung unſerer Schickſale; wo er wirkt, da muß er ſein: er iſt alſo bei uns, und wir ſind bei ihm.

Welcher wirkliche Verehrer Gottes läßt wohl einen Tag vorbeigehen, ohne ſeine Gedanken auf ihn zu richten, ſeine Wünſche ihm vorzutragen, ihm von ſeinem Verhalten Rechenſchaft abzulegen? Sagt doch David ſchon: wann ich zu Bette gehe, ſo denke ich an dich, wann ich erwache, ſo rede ich von dir. Und dieſer hatte doch noch nicht ſo richtige Begriffe von ihm, als wir, die wir nun ein paar tauſend Jahre ſpäter als David leben, und in denſelben ungleich mehrere Beweiſe von ſeiner Güte und Weisheit erhalten haben. Es iſt doch nicht zu leugnen, daß wir uns ihm mit unſern Gedanken nähern, oder alle unſere Wünſche und Kümmerniſſe ihm mittheilen können. Und wer hat dieß wohl jemals mit wirklicher Herzlichkeit, mit wirklich reinem, kindlichem Vertrauen zu ihm gethan, ohne ſich aufgeheitert und geſtärkt zu fühlen? Wer erinnert ſich nicht, wenn er über ſeine Lebensgeſchichte nachdenkt, an unvermuthete Rettung aus großen Verlegenheiten, an Leitung harter Schickſale zu ſeinem Beſten? an durchgreifende Warnungen, wann er im Begriff war, den Weg der Rechtſchaffenheit zu verlaſſen? Haſt du, Leſer! dieſe Erfahrungen gemacht: ſo haſt du auch die Beweiſe erhalten, daß Gott bei dir ſei, und du bei ihm biſt. Sollten ſie dir aber fremd ſein: ſo iſt dieß Buch nicht für dich geſchrieben; aber dann liegt auch der Grund hiervon gewiß nicht an Mangel der Aufmerkſamkeit Gottes auf dich, ſondern an deiner Gedankenloſigkeit. Du gleichſt einem leichtfertigen Kinde, das ſich, in Geſellſchaft, von ſeinem Muthwillen ſo ſehr beherrſchen läßt, daß es den Vater ganz vergißt und ihn gar nicht bemerkt, der mit ernſtlichem liebevollen Blicke es beobachtet,

und ihm einmal über das andere Winke gibt, ſich nicht zu vergeſſen.

Aber der Umgang mit Engeln — dieß wird doch eine Seligkeit ſein, auf die wir hier nicht rechnen dürfen? Ich glaube doch, daß wir dieſe Seligkeit ſchon ſo ziemlich auf Erden finden können, wenn wir nur wollen. Freilich wird in einem vollkommnern Zuſtande alles beſſer ſein, als in dem unvollkommnern; aber das iſt die Folge noch nicht, daß gar kein Umgang auf Erden ſei, der uns Seligkeit verſchaffen könnte.

Laßt uns ehrlich die Sache unterſuchen! Was ſind denn Engel? Dienſtbare Geiſter, die ausgeſandt ſind, um derer willen, die erben ſollen die Seligkeit. Fehlts denn an ſolchen Geiſtern auf Erden? Denk nach, mein Leſer! Wer nahm ſich deiner an, da du, als ein hülfloſes Geſchöpf, im Blute lagſt? wer ernährte, wer verpflegte dich, als du noch ganz ſchwach und unwiſſend wareſt? wer lehrte dich das, was du jetzt weißt? wer bereitete das Brod, das du genießt? wer das Kleid, das dich bedeckt? die Wohnung, in der du lebſt? das Inſtrument, mit welchem du deine Arbeiten verrichteſt? wer verfertigte die Uhr, nach welcher du deine Zeit eintheileſt? iſts nicht wahr, dieß alles thaten Menſchen? dieß ſind ja alſo Geiſter, die dir dienen, ob ſie gleich ihre grobe Hülle, den Körper, ſo wenig als du, abgelegt haben.

Aber, wendeſt du ein, es ſind keine guten Geiſter; da iſt nichts als Falſchheit, Eigennutz, Tücke, Bosheit. — Laß uns die Sache überlegen! Biſt du ſelbſt rechtſchaffen, ſo geſinnt, wie du glaubeſt, daß die Engel ſein werden: ſo ſieh dich nur um, du wirſt gewiß einen wenigſtens finden, der ſo geſinnt iſt, wie du biſt. Die Menſchen mögen ſo verderbt ſein, als ſie wollen: ſo ſind ſie doch nicht ſo ſehr verderbt, daß der Redliche nicht wenigſtens einen finden ſollte, mit dem er umgehen, und ſeine Arbeiten und Freuden theilen könnte.

Was die übrigen betrifft, ſo ſtellen wir uns dieſelben ſchlimmer vor als ſie wirklich ſind, theils haben wir vielleicht in unſerm Betragen manches, was ſie gegen uns einnimmt. Und wenn wir ſie auch wirklich nicht gegen uns gereizt haben, wenn ſie auch wirklich böſe ſind: ſo ſind ſie ja doch weiter nichts, als Werkzeuge in Gottes Hand, durch welche er ſeine Abſichten zu erreichen, und

auch unſer Wohl zu befördern weiß. Sobald wir die Menſchen von dieſer Seite betrachten, als Werkzeuge, deren Wirkungen unter Gottes Leitung ſtehen: ſo werden wir uns gleich mit Engeln umgeben ſehen.

Die Hoffnung, daß wir einſt Gottes Werke werden betrachten können, eröffnet uns die angenehmſten Ausſichten in die Zukunft; und wahr iſt es, ein großer Theil unſerer künftigen Seligkeit wird aus der Betrachtung der Werke des Allgütigen entſpringen. Aber — ſind wir denn nicht ſchon mit Gottes Werken umgeben? Der Nebel, den wir oft um uns aufſteigen ſehen, das Gebirge, das vor uns liegt, die Steine, die in ſeinem Schooße verborgen ſind, die Quelle, die aus ihm entſpringt, das Moos, das Gras, die Kohlpflanze, der Strauch, der Baum, der Wurm, das Inſekt, der Fiſch, der Vogel, das Säugethier — ſind ſie nicht lauter Werke Gottes? da wandeln wir denn unter Gottes Werken, und ſehnen uns nach dem ſeligen Zeitpunkte, da wir ſie werden betrachten können. Warum betrachten wir ſie denn nicht jetzt? Wenn wir ſie doch betrachteten! wenn wir doch über die mannichfaltigen Wirkungen der Natur gehörig nachdächten, und lernten, in welcher weiſen wohlthätigen Verbindung alles unter einander wäre: dann würden wir uns eine Freudenquelle öffnen, die nie verſiegt, und uns den Himmel auf Erden bereiten. — Wandeln wir aber gedankenlos unter den Werken Gottes, die uns jetzt umgeben: ſo bringen wir uns nicht nur um alle Freuden, die uns die Beobachtung derſelben gewähren könnte, ſondern ſchwächen ſelbſt die Hoffnung, einſt aus der Betrachtung anderer Werke Gottes Vergnügen ſchöpfen zu können. Denn wer bei allen wunderbaren Wirkungen Gottes auf der Erde gefühllos bleibt, wie kann dieſer hoffen, daß ihm der Anblick neuer Wirkungen, die er auf andern Weltkörpern finden wird, große Freude machen werde?

Der ſcheinbarſte Einwurf, den man gegen die Wahrheit, daß wir ſchon auf der Erde im Himmel ſein können, machen kann, iſt von den mannichfaltigen Mühſeligkeiten dieſes Lebens hergenommen. Dieſe ſind freilich nicht zu läugnen. Die Schmerzen und Krankheiten, denen unſer Körper ausgeſetzt iſt, die Kränkungen und Verdrüßlichkeiten, die aus dem Umgange mit Menſchen entſpringen, ſind mannichfaltig; wahr iſt es, daß ein einziger Unglücksfall die Früchte eines vieljährigen Fleißes zernichten kann; wahr iſt es,

daß es auf dieſer Erde noch Krieg gibt, welcher Greuel veranlaßt, vor welchen die menſchliche Natur ſich entſetzt. Der Anblick dieſer und tauſend anderer Plagen, unter welchen die Menſchen ſeufzen, iſt die Veranlaſſung geweſen, dieſe Erde ein Jammer- und Thränenthal zu nennen.

Allein wenn man nun alles menſchliche Elend zuſammenſtellt: ſo kann man doch weiter nichts daraus beweiſen, als daß die Erde nicht von lauter Seligen bewohnt werde, daß vielmehr bei weitem der größere Theil ihrer Bewohner höchſt elend ſei. Daraus folgt aber noch nicht, daß nicht jeder einzelne Menſch, ſobald er ernſtlich will, den Genuß der himmliſchen Seligkeit auf Erden haben könne.

Denn von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens entſpringt bei weitem der größere Theil aus uns ſelbſt, aus unſerer Unwiſſenheit, aus unſerer Thorheit, aus der Heftigkeit unſerer Begierden, aus unſerer Trägheit. Sobald wir alſo uns ernſtlich bemühen, verſtändiger und weiſer zu werden, unſere Begierden und unſere Trägheit zu beherrſchen: ſo mindern ſich die Leiden dieſer Art immer mehr, und fallen endlich faſt gänzlich weg. Wie mancher, der ſonſt krank war, genießt jetzt einer dauerhaften Geſundheit, nachdem er beſſere Einſichten in die Beſchaffenheit ſeines Körpers bekommen, und dasjenige vermieden hat, wodurch er ſonſt zerrüttet und geſchwächt wurde; wie mancher lebt jetzt, in Verbindung mit den Menſchen, über welche er ſonſt die bitterſten Klagen führte, glücklich, nachdem er angefangen hat, im Umgange mit ihnen, mehr Klugheit, Mäßigung, Gefälligkeit zu zeigen!

Demohnerachtet bleiben noch Leiden genug übrig, die ohne unſere Verſchuldung uns treffen. Sie zu vermeiden, ſteht nicht immer in unſerer Gewalt; ſobald wir aber ernſtlich wollen, können wir ihnen das Schmerzhafte, das Unangenehme benehmen, und es wohl gar mit der Zeit dahin bringen, daß ſie uns Freude machen. Das Schreckliche unſerer Schickſale liegt vorzüglich in unſern Vorſtellungen; ſobald dieſe gereinigter werden: ſo greifen ſie uns auch weniger an.

Dieſe Wahrheit iſt durch unzählige Erfahrungen beſtätigt worden. Wie ängſtlich geberdet ſich ein Kranker, der, durch eine verkehrte Erziehung, gegen alle Arznei einen ſtarken Abſcheu bekommen hat, wann er nun Arznei nehmen ſoll; wie viel Mühe muß

man ſich geben, ihn dazu zu bereden! Ein anderer, der vernünftiger iſt, ſucht ſelbſt den Arzt auf, läßt ſich die nämliche Arznei geben, und nimmt ſie begierig ein. Wie wimmert ein Reiſender, welcher die irrige Meinung hat, daß jede rauhe Witterung der Geſundheit nachtheilig ſei, wenn er auf dem Wege von einem Sturme und Platzregen betroffen wird; unterdeſſen geht ſein Gefährte, der überzeugt iſt, daß durch das Erdulden rauher Witterung der Körper geſtärkt werde, bei dem nämlichen Sturme, und unter dem nämlichen Platzregen, lächelnd neben ihm her. Ja es hat zu allen Zeiten Menſchen gegeben, welche den Verluſt aller ihrer Güter, ihrer Freiheit, erduldet, ſogar das Blutgerüſte beſtiegen haben, ohne Spuren von Gram und Aengſtlichkeit blicken zu laſſen; die dem härteſten Schickſale mit eben der Gelaſſenheit und Heiterkeit entgegen giengen, mit welcher ein anderer zur Tafel geht.

Solche Menſchen können wir auch werden, ſobald wir ernſtlich wollen; wir können es ſo weit bringen, daß kein Unglück, keine Widerwärtigkeit, kein Martertod uns mehr niederwirft, oder unſere Gemüthsruhe gänzlich raubt.

Und welches iſt das Mittel ſich die Größe und Stärke der Seele zu verſchaffen? Das ſicherſte iſt der lebendige Glaube, daß Gott allenthalben wirke, daß auch mein härteſtes Schickſal eine Fügung ſeiner Liebe, ein Erziehungsmittel ſei, wodurch er meinen Geiſt auszubilden, und zum Genuß der Seligkeit immer fähiger zu machen ſucht.

Alſo, lieber Leſer! der du dich nach der Seligkeit des Himmels ſehneſt, verſchiebe den Genuß dieſer Seligkeit ja nicht bis zu deinem Abgange von der Erde. — In dieſer Stunde, da du dieß lieſeſt, kannſt du ſie ſchon genießen. Suche dich nur zu überzeugen, daß du jetzt ſchon bei Gott biſt, daß dieſer deine Wünſche weiß, daß du ſeinen Willen erfahren kannſt; faſſe den Entſchluß, ihn immer redlich zu befolgen, die Geſchäfte, die er dir anvertrauet, die Pflichten, die er dir auflegt, treu zu verrichten und auszuüben; betrachte die Menſchen, die dich umgeben, als Gottes Boten und Werkzeuge, durch welche er auf dich wirkt, die Natur als Gottes Werk, deine Leiden als weiſe Erziehungsmittel, und — du wirſt ſchon hier einen Vorgeſchmack des Himmels haben! —

Adam und der Cherub.

(Parabel von Krummacher.)

Adam hatte das Feld gebaut und ſich einen Garten geſchaffen voll Bäume und Pflanzen. Die Aehren ſeines Ackers wogten im Glanz der Abendſonne, die Bäume ſtanden voll Blüthe und Früchte. Der Vater des Menſchengeſchlechts und ſein Weib nebſt den Kindern ruheten auf einem Hügel und ſchaueten die Herrlichkeit des Feldes und der Abendröthe.

Da trat der Cherub, der Wächter Edens, unter ſie, ohne ſein flammendes Schwerdt, und ſein Antlitz war freundlich.

Er grüßte ſie und ſprach: Sehet, nicht mehr wie ehemals wächst euch die Frucht von ſelber; im Schweiß euers Angeſichts müſſet ihr arbeiten, euch das Brod zu gewinnen. Aber nach der Mühe freuet ihr euch der ſelbſtgewonnenen Frucht, und lieblich glänzen die vollen Aehren. Jehova, der Barmherzige, hat euch ein Mittel gegeben euch ſelbſt ein Eden zu bauen. —

Wohl ſagte Adam, ſeine Güte iſt groß, auch wenn er züchtigt. Gerne wollen wir arbeiten im Schweiß unſers Angeſichts. Aber ehemals war Jehova uns näher und ſegnete uns und ließ ſein Antlitz uns leuchten. . . Was ward uns dafür?

Das Gebet antwortete der Cherub. Durch Arbeit gibt er euch die irdiſche — durch das Gebet die himmliſche Gabe.

Und Adam erhob ſein Angeſicht, ſammt ſeinem Weibe und den Kindern, und er dankte und betete. Da ward ſein Auge heller, und ſein Angeſicht glänzte, und er ſprach: „Der Herr iſt freundlich und ſeine Güte währet ewiglich.“

Ob der Landmann leſen ſoll?

Es wurde ſchon ſo oft und wird noch immer wiederholt die Frage aufgeworfen: Iſt es wohl nöthig und vortheilhaft, oder nicht viel mehr nachtheilig, daß der Landmann, der gemeine Bauer, ſich auch mit Bücherleſen beſchäftige? Sehr zahlreiche Schriftſteller haben dieſe Frage behandelt und im täglichen Leben hat ſie nicht ſelten heftige Wortkämpfe erzeugt. Da hört man die Einen ſagen: „Der Landmann bedarf der Bücher nicht. Sie

können ihm nichts nützen, die Leſerei iſt nicht ſeine Sache — er hat ſchon gar keine Zeit dazu." Da hört man die Andern behaupten: „Es muß für den gemeinen Mann eine eigene Literatur geben, ein eigenes angemeſſenes Bücherweſen. Er muß daraus für ſeine ſittliche und ſeine ökonomiſche Verbeſſerung Antrieb, Lehre und Mittel gewinnen. Schließt man ihn aus von aller Theilnahme an der großen Anſtalt der Literatur, ſo bleibt er zurück, ſo verſinnlicht und verthieret er."

Gegen das Bücherleſen des Landmannes läßt ſich allerdings ſo Mancherlei anführen, daß man beim erſten Anblicke geneigt ſein möchte es nicht nur für ungeeignet, ſondern ſelbſt für nachtheilig und verderblich zu halten. Was zum Beiſpiel das Bibelleſen auf dem Lande für Folgen gehabt und leider immer noch hat, wiſſen wir. Wir wiſſen auch, was politiſche Schriften beim gemeinen Mann für Verirrungen und Unglück angerichtet und wie verderblich gewiſſe frivole und obscöne Flugblätter und dergleichen auf ſeine Geſinnung und Sittlichkeit eingewirkt haben. Zu dieſen Erfahrungen tritt nun die Betrachtung, daß der Landmann eines Theils für die Genüſſe der Literatur keinen Sinn oder keine Zeit hat, und daß andern Theils, wo ſich jener findet und dieſe genommen wird, Maß und Wahl ſo ſchwierig, ſo ſehr vom Zufalle abhängig ſind, daß der Erfolg der Lektüre in den meiſten Fällen nur ein ſchädlicher ſein kann, indem ſie die Begriffe verwirrt und von den wichtigern Geſchäften abhält.

Was ſoll auch der Bauer aus den Büchern eigentlich lernen? In der Religion und Sittenlehre empfängt er ſeinen Unterricht von der Schule und von der Kirche — dafür hat er ſeinen Pfarrer und Prediger. In der Oekonomie und Landwirthſchaft wird er praktiſch, durch die That auferzogen, wo ihn ſein Vater oder Meiſter beſſer belehrt, als alle Bücher es vermöchten. Und was bedarf er auſſer dieſem etwa noch Weiteres? Soll er in das Prozeßweſen einſtudirt, in die Verfaſſungskunde eingeweiht werden? Man weiß zur Genüge, wohin es jene Bauern bringen, welche das Landrecht in der Taſche umher tragen, oder in die Wirthshäuſer nach den Zeitungen laufen. Es iſt und bleibt eine gefährliche Thorheit, den Bauern durch Lektüre eine andere Bildung geben zu wollen, als die ſeiner Natur und Stellung an-

gemeſſene, welche ihm ſeine Lehrer und Seelſorger, ſeine Aeltern und Meiſter ertheilen.

Es würde unfruchtbar ſein, dieſes Raiſonnement und ſeine Gründe zu bekämpfen. Bedenken wir, daß unſere Bauern nun einmal das Leſen verſtehen, und ihre Lieblingsbücher haben, welche ſie ſelbſt über das Meer mit ſich nehmen, wenn ſie auswandern. Bedenken wir dies und ſtellen die Frage anders — fragen wir, wie ſoll ein Buch beſchaffen ſein, das man dem Landmanne in die Hand gibt?

Die erſte Erforderniß eines Buches iſt die Verſtändlichkeit, alsdann die Zweite höhre, daß man Etwas das Herz veredelndes, oder den Verſtand aufklärendes, oder die Kenntniſſe bereicherndes daraus erlerne. Natürlich richtet ſich jene erſte Erforderniß hauptſächlich nach der Uebung und Faſſungskraft des Leſers, und in Folge deſſen mehr oder weniger nach den verſchiedenen Ständen oder Klaſſen der Geſellſchaft. Jean Pauls „Champagnerthal“ wird für den Bauersmann in Ewigkeit ein Buch mit ſieben Siegeln verbleiben; aber einfache, praktiſche Wahrheiten, wie ſie in Huber's „Bauer vom Ried“ oder in Schmidt's „Genovefa“ vorgetragen ſind, wird er vollkommen begreifen und in ſein Herz und Leben aufnehmen. Moraliſch-, mediciniſch-ökonomiſche Abhandlungen, wie ſie unſere Zeitſchriften meiſt enthalten, wird er als unverſtändlich zur Seite legen; aber Beckers „Noth- und Hilfsbüchlein“ iſt längſt ſein Hauskatechismus geworden; landwirthſchaftliche Werke, wie ſie die meiſten landwirthſchaftlichen Schulen erzeugen, werden ohne Nutzen an ihm vorüber gehen; aber Richards „Land- und Gartenſchatz“ behauptet ſeit hundert Jahren ſeine Stelle im Bücherſchranke des Landmannes.

Gibt es alſo Bücher, welche er vollkommen verſtehet, die ihn aufklären, rühren, belehren und unterhalten, die er deswegen liebt und werthhält, ſo frage ich: Soll der Bauersmann nicht ſein Herz veredeln, ſeinen Verſtand aufklären, ſeine Kenntniſſe bereichern dürfen? Er findet für ſeine Lektüre ſchon die rechten Stunden und ſeine Geſchäfte erleiden dadurch keinen Abbruch. Er hat Feiertage und Winterabende — reichliche Zeit für ein gutes Buch, wenn er es mit Intereſſe lieſt oder vorlieſt. Wer könnte es alſo unangemeſſen finden, wenn die Bildung und Kenntniß, welche der Bauer in der Schule, in der Kirche und auf dem Felde

erhält, durch gute Bücher unterſtützt, fortgeſetzt und erweitert wird? Gewiß, kein Vernünftiger.

Es war freilich ein thörichtes Unternehmen, Volksbücher zu ſchmieden, welche eine ganze Encyclopädie des menſchlichen Wiſſens enthielten. Da gab es Natur= und Weltgeſchichten für das Volk, chemiſche, botaniſche, anthropologiſche, mediciniſche, juriſtiſche, politiſche, ökonomiſche, philoſophiſche und theologiſche Hand= und Hausbücher für das Volk — und alle giengen vorüber, ohne daß das Volk ſie kennen lernte oder einen namhaften Vortheil aus ihnen zog. Dieſe Schriften haben nur auf eine andere Art etwas genützt; denn die Schätze des Wiſſens müſſen lange Zeit eifrig und mannigfach verarbeitet werden, bis die einfache praktiſche Wahrheit ſich herausſtellt und die rechte Form für ſie gefunden iſt.

Es iſt aber, ſo ſehr die Sache des individuellen Talents, ein gutes Volksbuch zu ſchaffen, daß man billig anſteht, Regeln aufzuſtellen, wornach ein ſolches Werk geſchaffen werden müſſe. Man kann zunächſt nur einen angemeſſenen Stoff und eine populäre Behandlung fordern. Jener wird ſich reduziren auf die Hauptwahrheiten der Religion und Moral, der Geſchichte und Lebenserfahrung, auf die dem Landmanne nöthigen Kenntniſſe und ihre Erweiterung; dieſe dagegen auf allgemeine Verſtändlichkeit, von den Worten des Ernſtes, der Rührung und des Witzes begleitet.

Gelingen nun von Zeit zu Zeit zwei, drei ſolcher Bücher, ſo hat der Bauer genug daran. Man ſoll ihn dieſelben ruhig verdauen laſſen, und nicht mit neuen Werken überhäufen. Auf dieſe Weiſe wird er am beſten in ſeiner Bildung vorwärts kommen, um nicht hinter dem Fortſchritte der übrigen Stände unverhältnißmäßig zurückzubleiben, und in ſeinem eignen Vortheile zum Schaden ſeiner Mitbürger und des Staates geſchmälert zu werden.

Wenn wir dieſes ſagen, ſo bekennen wir uns unzweideutig zu der Behauptung, daß die Bücher auch für den Landmann, wie er jetzt geſtellt iſt, nicht nur etwa eine nützliche Sache, ſondern eine in der That nothwendige ſeien. In früherer Zeit, als die ſogenannten „Bauerſamen“ noch eigenthümliche Corporationen mit beſondern Geſezen und Herkommen, mit eigener offener Gemeindsverhandlung und Gerichtspflege bildeten, war dieß eine Bildungsſchule für den gemeinen Mann, welche unglaublich auf ſein moraliſches und geiſtiges Weſen einwirkte. Dieſe un=

ſchätzbare Wohlthat genießt er längſther nicht mehr, er iſt von der Oeffentlichkeit in ſeine Privatkreiſe zurückgedrängt — und hier würde er verdumpfen ohne die neuere Wohlthat der Bücher. Die Schule gibt ihm die Mittel des Gebrauches derſelben und das Leben weist ihn hundertfältig darauf hin, wo das innere Bedürfniß nicht ſelbſt es thut.

Man würde mich aber abſcheulich mißverſtehen, wenn man glaubte, nach meiner Behauptung müſſe jeder Bauer Bücher haben und leſen. Es ſollen nur im Bauernſtande ſtets eine Anzahl guter Volksbücher cirkuliren, damit das geiſtige Bedürfniß angeregt, unterhalten und befriedigt werde, damit der Bauer nicht endlich aus aller geiſtigen Berührung mit der übrigen Welt gerathe, und in dieſer Iſolierung moraliſch und ökonomiſch zurückſchreite.

Wenn in einem Dorfe zur Winters-Zeit, dort in einer Spinnſtube, wo die Nachbarswelt ſich verſammelt hat und Jedes ruhig ſeine Arbeit verrichtet, eines der alten Volksbücher vorgeleſen wird oder eine der ſchmidtiſchen oder hebelſchen Schriften, in einer zweiten und dritten etwa das Goldmacherdorf oder der Bauer vom Ried; wenn hier an einem Sonntagsnachmittag eine Hausmutter im Noth- und Hilfsbüchlein ſich unterrichtet, oder der Hausvater dort in einem Geſchichtsbuche liest, ein anderer in einem landwirthſchaftlichen ſich Raths erholt, ein dritter und vierter die Dorfzeitung durchblättert; wenn dort eine Tochter in den Stunden der Andacht ſich erbaut, eine zweite Hebel's Gedichte oder Schatzkäſtlein vor ſich hat; wenn im Wirthshauſe der Lehrer, der Gemeindsſchreiber, der Kirchenpfleger etwas Geleſenes vorträgt und zur gegenſeitigen Unterhaltung darüber veranlaßt — wahrlich, ſo macht das durchs ganze Land einen Leſeverkehr im Bauernſtande, deſſen Wirkungen gar nicht zu berechnen ſind!

Die Frage, ob man dem Landmann Bücher in die Hand geben ſoll, ſtellt ſich daher als unpraktiſch, als unnütz heraus. Seit Jahrhunderten liest er ſeine Chroniken, ſeine Haimonskinder, ſeinen Eulenſpiegel und ſeine Magalone. Dieſe Volksbibliothek iſt in neuerer Zeit auf eine Weiſe vermehrt worden, welche unſerm Culturfortſchritte entſpricht. Jene gelungenen Volksbücher, deren wir einige genannt haben, geben dem Landmanne aus dem Bereiche

ſeines Gewerbes und der Moral eine Reihe mahnender und aufklärender Lehren, aus dem Bereiche der Natur- und Menſchengeſchichte gerade ſo Vieles, als er faſſen und anwenden kann. Auf dieſem Wege muß man nun fortfahren. Warum ſollte es nicht ſehr nützlich für den Landmann ſein, wenn man ihm eine Geſchichte ſeines Standes in die Hand gäbe? Warum ſollte er nicht wiſſen dürfen, was er in der Urzeit war, was ſpäter aus ihm geworden unter dem traurigen Drucke übermüthiger Lehnsherren und wie er in neuerer Zeit wieder emancipirt wurde von ſeiner Leibeigenſchaft? Warum ſollte der Landmann, dieſer ſolide, zahlreiche Hauptſtand der Nation, warum ſollte er nicht wiſſen dürfen, welcher Nation er angehört, was dieſe Nation ſchon Großes ausgeführt, was ſie gelitten hat, und wie ſie herabkam bis zum Verderben? Das Alles darf und ſoll der Bauer wiſſen. Es wird dazu beitragen, ihm wieder Männlichkeit, wieder ein würdiges Bewußtſein zu gewinnen. Nur eine bornirte oder deſpotiſche Anſicht kann gegen dieſe höhere Emancipation eifern — der deutſche Bauer iſt kein ruſſiſcher!

Die Behandlung des Geſindes.

(Aus der Bürger- und Bauernzeitung.)

Wer dient, iſt ſo gut, als wer lohnt *)

Wir theilen hier im Auszuge einen Aufſatz mit, den wir ſeiner richtigen Anſicht, Gründlichkeit und Allgemeinheit wegen allenthalben der Berückſichtigung werth halten.

* * *

So leicht es dem Eingeübten ſcheint, mit Arbeitern und Geſinde bei der Landwirthſchaft und auch andern Gewerben zu verkehren, um mit ihnen alle vernünftigen und erlaubten Zwecke des Gewerbebetriebs zu erreichen, ſo muß man doch zugeben, das ein gewiſſes Verfahren dazu gehöre, um mit den Arbeitern ohne Verdrießlich-

---

*) In ſittlicher Hinſicht nemlich. Es ſcheint aber eben nicht ſehr in der Mode zu ſein, mit den Dienenden gut und freundlich umzugehen, ſonſt würden nicht Viele ihre Dienſte mit dem Bemerken anbieten: daß ſie mehr auf gute Behandlung, als auf großen Lohn ſehen.

keiten fertig zu werden, weil ſelbſt ſo viel brave und wohlhabende Menſchen den rechten Weg in dieſem Stücke nicht zu finden wiſſen. Namentlich gehört eine gewiſſe Kenntniß der Gewohnheiten, Sitten und des Charakters der Landleute dazu, um ſie zu verſtehen, und von ihnen verſtanden zu werden; und es finden deßhalb beſonders Perſonen, welche ihre Jugendzeit größtentheils in Städten und in den gebildeten Kreiſen verlebt haben, im erſten Anfang oft nicht den bereitwilligen Gehorſam, den ſie erwarten zu können glauben. Sie ſetzen oft feinere Empfindungen der Liebe, Dankbarkeit, Beſcheidenheit und des Gefühls von Recht und Unrecht voraus, als der arbeitenden Klaſſe leider im Allgemeinen eigen iſt; namentlich dauert es oft längere Zeit, bis ſie ſich an den ganz eigenthümlichen, unerträglichen Stolz der niedern Klaſſe gewöhnen und die Mittel zu deſſen Beherrſchung finden.

Zu einer der erſten Regel mache man ſich die, auch den geringſten Arbeiter freundlich und liebreich, als denkendes und ſelbſtſtändiges Weſen zu behandeln. Dadurch nährt man die edlern Eigenſchaften des Menſchen und begründet eine gewiſſe perſönliche Anhänglichkeit. Unſere Dienſtleute in Deutſchland ſtehen glücklicherweiſe höher, als daß bloß der Stock und die Branntweinflaſche ſie zur Thätigkeit anſpornt; ſie verſagen keinem Vorgeſetzten die ihm zukommende Achtung, aber ſie haben keinen Sklavenſinn, um ſich vor einem Geßleriſchen Hute zu demüthigen. Es iſt eine ewige Wahrheit, daß nur Derjenige geliebt und geachtet wird, der liebenswürdig und achtungswürdig iſt. Am meiſten wirkt daher das eigene Beiſpiel. Sehen die Dienſtleute, daß ihre Herren Anſtrengungen und Entbehrungen ſcheuen, den Wirthſchaftsbetrieb den Vergnügungen nachſetzen, ſo werden ſie wenig Beruf in ſich fühlen, es anders zu machen. Nehmen ſie dagegen wahr, daß ſie ſich der Sache mit angeſtrengtem Eifer widmen und ihre Arbeit zu beurtheilen wiſſen, es mithin erkennen, wenn ſie ihre Schuldigkeit gethan haben, ſo erzeugt ſich bei ihnen Anhänglichkeit an ihren Herrn und Intereſſe für die Wirthſchaft und ihre Erfolge.

Die allgemeine Regel, welche hieraus folgt, heißt alſo: beſtrebe dich in Einſicht und Rechtthun der Vollkommenſte zu werden, ſo wird man dich willig als den Erſten anerkennen.

Bei dem Verkehr mit dem Geſinde vermeide man lange und weitläufige Anweiſungen.

Kurz, deutlich und ſanft ertheile man ſeine Befehle und werde nicht gleich ungeduldig, wenn man nicht gleich verſtanden wird, ſondern man verſuche es mit andern Worten, nöthigen Falls durch Anweiſung an Ort und Stelle ſich deutlich zu machen, und zeige ſeine Zufriedenheit, wenn die Sache gelingt.

Man enthalte ſich des vielen Scheltens oder gar Antreibens zur Arbeit. Ein ernſtes Wort zur rechten Zeit möge den Trägen anregen und den Unachtſamen achtſamer machen. Hilft es nicht, ſo ſtrafe man durch Entlaſſung aus dem Dienſt oder der Arbeit. Aber ein immerwährendes Antreiben wird dem Arbeiter unerträglich, macht ihn ſtöckiſch und verfehlt mithin ganz ſeinen Zweck.

Sentimentales Reden und ſogenanntes Predigen halten ungebidete Menſchen für Schwäche; damit muß man auf ſie nicht wirken wollen. Man rüge nicht jedes kleine Verſehen ſtrenge, wenn ſolches nicht vom böſen Willen zeugt, beſonders aber hüte man ſich, eine Arbeit zu tadeln, bevor man ſich vollſtändig überzeugt hat, daß ſolche wirklich Tadel verdient.

Nie aber beſtrafe man einen Arbeiter, ohne ihn vorher gehört zu haben, denn ſehr oft wird er triftige Gründe vorzubringen vermögen, die ſeine Handlungsweiſe entſchuldigen, und nichts empört den Menſchen mehr, ſo lange er nicht ganz abgeſtumpft iſt, als Ungerechtigkeit, und immer iſt die Folge hiervon Abnahme der Achtung ſeines Vorgeſetzten. Gegen abſichtliche Fahrläſſigkeiten oder Muthwillen, ſo wie gegen Mißhandlung des Viehes trete man dagegen mit gehörigem Ernſte und Nachdruck auf. Allein man bleibe hiebei, wie bei allen Ahndungen, ruhig und beſonnen, damit man nicht in den Fehler des Uebelthäters gerathe.

Wenn man beobachtet, wie der gemeine Arbeiter ſeine Kinder erzieht, ſo begreift man wohl, woher es kommt, daß ein erboßter Bube einen Ochſen oder ein Pferd eine Viertelſtunde lang ununterbrochen fortſchlagen kann. Seine Mutter hat es mit ihm, oft ganz ohne alle Urſache, auch nicht beſſer gemacht. Wir müſſen aber, ſoll eine Generation entſtehen, bei der dieſe Ausbrüche der viehiſchen Rohheit ſeltener vorkommen, mit gutem Beiſpiel vorangehen und müſſen es nicht, wie Einige noch thun, beklagen, daß

nach der Geſetzgebung körperliche Züchtigungen von Seiten des Dienſtherrn unzuläſſig ſind.

Will man das Vertrauen der Arbeiter erwerben; ſo vermeide man Einzelne vorzuziehen. Immerhin möge man es den Verſtändigen, Fleißigen und Treuen merken laſſen, daß man ſeinen Werth erkenne, das iſt billig und nothwendig; aber man erhebe den Einen nicht, um den Andern herabzuſetzen.

Wer glaubt, die Auszeichnung des Einen werde den Uebrigen ein Sporn zu mehr Fleiß und größerer Anſtrengung und Rechtlichkeit ſein, der irrt ſehr. Nur bei Menſchen von feinerm Ehrgefühl ſind dergleichen Mittel anwendbar, bei ungebildeten Menſchen aber, welche die ſo ſchwere Kunſt, ſich ſelbſt zu kennen und ſich gehörig zu ſchätzen, nie im Geringſten geübt haben, ganz und gar nicht. Bei dieſen bewirkt ein ſolches Mittel nur Neid und Abneigung gegen den Begünſtigten. Da ſich Alle für gleich vollkommen halten, ſo glauben ſie, der Günſtling habe ſich durch Schleicherei, Wohldienerei u. ſ. w. vor Andern die Gunſt und die Liebe der Herrſchaft zu erwerben gewußt.

Wenn man einen Fehlenden beſſern will, ſo muß man aufmerkſamer auf das ſein, was er recht thut, als auf das wo er noch fehlt, ſonſt benimmt man ihm den Muth ſich anzuſtrengen. Nichts iſt verderblicher, als wenn ein Vorſteher vieler Dienſtboten oder Arbeiter ſich ſogenannte Lieblinge hält, mit denen er Alles beſpricht, und gegen die er ſich über die Fehler ihrer Mitarbeiter ausläßt. Jene mißbrauchen eine ſolche Vertraulichkeit ſehr leicht und ein Herr, der nicht ſelbſt ſieht, hört oder beurtheilt, wenigſtens nach der Meinung ſeiner Untergebenen, muß nothwendig in deren Achtung verlieren.

In der Ablohnung und Speiſung der Arbeiter richte man ſich nach dem Herkommen und nach den Gebräuchen in der Gegend, wo man lebt. Der gemeine Mann klebt an gewiſſen Gewohnheiten, die ihm von Jugend auf lieb geworden ſind. Man kann ihn unzufrieden machen, wenn man dieſe Gewohnheiten unbeachtet läßt, ſelbſt bei der beſten Abſicht, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern.

Hart und lieblos iſt es in unſerm eigenſüchtigen Zeitalter, Dienſtboten durch Sonntagsarbeiten um dieſe einzige Zeit zu bringen, wo ſie frei und ſich ſelbſt überlaſſen ſind. Früher verhinderte religiöſe Rückſicht dieſen Mißbrauch. Nur jene gemeine und nie-

drige Anſicht der Lebensverhältniſſe, die das Zuſammenhäufen von Schätzen als das Ziel menſchlicher Thätigkeit im Auge hat, kann dahin führen, die armen Arbeiter durch höhern Lohn auch an den Sonn- und Feiertagen mit gemeiner Arbeit anzuſtrengen. Die gewöhnliche Entſchuldigung, daß an den Sonntägen, wo nicht gearbeitet werde, die Arbeiter ſich doch nur zum Spielen und Zechen verſammeln, kann jenen Gebrauch nicht rechtfertigen. Der Menſch wird ſich dann am Erſten durch rohe Genüſſe ſchadlos halten, wenn er weder Freiheit noch Zeit hat, edlere Empfindungen aufkommen zu laſſen.

Nie verlange man mehr von einem Dienſtboten, als er zu leiſten im Stande iſt oder daſſelbe ohne Erſchöpfung verrichten kann. Hält man ſeinen Leuten zugleich pünktlich, was ihnen verſprochen worden und ihnen nach Sitte der Gegend gebührt, dann werden ſie ſich nicht nur beſtreben, jedes ihnen übertragene Geſchäft möglichſt gut auszuführen, ſondern auch dann zur Arbeit willig und bereit ſein, wenn ſie es nicht gerade ſchuldig ſind.

Mit Erhöhung des Lohnes ſei man vorſichtig, ſei es Tage- oder Geſindelohn. Vorzüglich mögen junge Leute mit einem wohlwollenden Herzen, die ſo gerne alle Menſchen um ſich her beglücken möchten, dieſe Lehre beherzigen. Das landwirthſchaftliche Gewerbe gibt oft durch Mißverhältniſſe der Preiſe zu dem ganzen Aufwand den es verurſacht, ohnedieß nur einen geringen Ueberſchuß und oft iſt ein ſolcher überhaupt nur zu erlangen, indem man die Ausgaben einzuſchränken verſteht. Nun macht aber nichts ſo leicht die Arbeiter unzufrieden, als die Herabſetzung des Lohnes. Deshalb ſei man äußerſt vorſichtig mit Erhöhung der einmal üblichen Lohnſätze.

Das Verfahren, die Arbeiter ſo knapp zu halten, daß ſie ſich kaum mit den geringſten Nahrungsmitteln ſättigen können, und daß ſie unvermögend ſind, einen Nothpfennig für das Alter und Krankheits- und Unglücksfälle zurückzulegen, iſt eben ſo lieblos als thöricht. Der Arbeiter iſt ohne reichlich nährende Speiſen und ohne frohen Muth nicht im Stande, dauernd angeſtrengt zu arbeiten.

Einen häufigen Wechſel unter den Dienſtboten muß man zu vermeiden ſuchen, indem man bei ihrer Wahl mit Vorſicht zu Werke geht. Dienſtboten, die lange Zeit in einem und demſelben Dienſte ſind, betrachten ſich am Ende als Ange-

hörige des Hauſes und nehmen auf das Intereſſe des Herrn nicht minder Bedacht, als auf ihr eigenes, wie wohl man es anderſeits nicht dahin kommen laſſen darf, daß ſie die Natur ihres Verhältniſſes als Dienſtboten aus dem Auge verlieren.

Gegen alte, kranke und hülfloſe Dienſtboten ſei man gütig, ohne Rückſicht auf Verdienſt und Würdigkeit. Man vermeide es aber, ihnen reine Geſchenke zu machen, ſondern ſorge dafür, daß ſie ihren Umſtänden angemeſſen beſchäftigt werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hierbei immer mehr bezahlt wird, als die Arbeit ſolcher Hülfsbedürftigen werth iſt; aber darauf kommt es nicht an, ſondern darauf, den Unglücklichen den Troſt zu laſſen, daß ſie Niemand zur Laſt fallen, und dem Arbeitsſcheuen die Gelegenheit abzuſchneiden, auf Unterſtützung Anſpruch zu machen. Es wäre eine grauſame Härte, diejenigen Dienſtboten oder Arbeiter zu entfernen, welche wegen herannahenden Alters weniger brauchbar zur Arbeit ſind. Wo ſollen Vertrauen, Anhänglichkeit, Fleiß und Treue herkommen, wenn von Seiten der Dienſtherrn nichts geſchieht, um die ſchönen Tugenden immer mehr in die menſchliche Geſellſchaft einzuführen?

Nur ſo werden ſich auch für unſere Zeit die Worte bewahrheiten:

„Es war der treue Dienſt der alten Welt,
Da Dienſt um Pflicht ſich möchte, nicht um Lohn!“

Geſundheitslehre und Volksarzneikunde.

Ueber die Waſſerſcheue, ſo wie über ein Mittel, welches nach den neueſten Beobachtungen mit vorzüglichem Erfolge dagegen angewendet worden iſt.

Das Loos des Menſchen iſt Trauer, von der Wiege bis zum Grabe. Sein Leben iſt eine ununterbrochene Kette von Unfällen, der Weg des Schickſals verſchlungen und labyrinthiſch, ungewiß und dunkel der Anblick des Gegenwärtigen, verborgen die Ausſicht in die Zukunft, entfernt der lächelnde Schimmer der Hoffnung, die den Sterblichen gegen die Erwartung bevorſtehenden Uebels ab-

härtet, und ihn zur ſtandhaften Ausdauer in drükenden Plagen fähig macht. Ohne dieſe Tochter des Himmels wäre der Menſch unglücklicher als das Thier. Eigene Erfahrung und Beobachtung der Begebniſſe im menſchlichen Leben können ihn zwar zum weiſen Genuße einladen, jedoch immer auch mahnen, daß die Schlange im Hintergrunde liegt, die ihn unbemerkt verwundet. Die aufgeblühte und glänzende Blume iſt morgen dahin und verwelkt, das neugeborene Kind ohne Lebensgenuß vernichtet, der Jüngling voll der freudigſten Hoffnungen und Anſprüche durch die Sichel des Todes abgemäht, ehe er zur vollkommenen Reife gelangte, der Greis aus Mangel an Lebenskraft in ein beſſeres Leben hinübergeſchlummert. — Krankheiten greifen über lang oder kurz in unſere Maſchine ein, welche künſtlich iſt in ihrer Zuſammenſetzung, räthſelhaft in der Wirkung, unerklärbar in den Erſcheinungen der Lebenskraft, feſt gegen Erſchütterungen und Stöße, aber nicht immer unerſchütterlich.

In der urſprünglichen Einrichtung liegt der Grund der Wandelbarkeit, in dem Eingreifen ſchädlicher Kräfte die Quelle der Zerrüttung. Der Menſch lebt immer in der Möglichkeit krank zu werden und zu ſein, durch das Zuſammentreffen mehrerer Unfälle wird er es wirklich. Das Heer der Krankheiten iſt unzählbar, ihre Verwicklung nicht zu überſehen, und der Ausgang in Geneſung, in neue Krankheiten oder in den Tod gar ſehr häufig ungewiß.

Unter den vielen Krankheiten, von denen das Menſchengeſchlecht heimgeſucht wird, iſt die Waſſerſcheue eine der ſchauderhafteſten. Aus der Wuth der Thiere ihren Urſprung nehmend die, wie Hund und Katze, den Menſchen allernächſt umgeben, iſt dieſe Krankheit furchtbar zu Anfang, ſchreckhaft in der Mitte, faſt immer tödtlich zu Ende. Das tollgewordene Thier beißt einen, mehrere, viele Menſchen die ſich ihm nähern, und impft ſo dies furchtbare Uebel durch ſeinen Geifer ein. Als den wahren Candidaten der Wuth kann man aber mit Recht den männlichen Hund bezeichnen, obgleich dieſelbe auch nicht ſelten bei Wölfen, Füchſen, Pferden, Eſeln, Ochſen, Schweinen, Affen, ja bei Hähnen und Enten beobachtet wurde. Anhaltende Sonnenhitze wie Kälte, vor allem aber der Mangel an Befriedigung des Fortpflanzungstriebes, ſcheinen bei erſteren die Haupturſachen zu ſein, wiewohl hierüber

bis jetzt noch nicht mit völliger Gewißheit geurtheilt werden kann. Die Erſcheinungen, welche man bei dem Menſchen oder Thiere beobachtet, wenn ſie von der Waſſerſcheue befallen werden, ſind zu bekannt, als daß ich ſie hier wiederhole, jährlich werden ſie dem Bürger, dem Landmanne durch öffentliche Blätter ins Gedächtniß zurückgerufen, und in guten Schulen wirkt ſchon der Lehrer in dieſer Rückſicht belehrend auf die Jugend ein. Ich komme alſo zur Hauptfrage: Welches erfolgreiche Mittel haben wir, die Waſſerſcheue in ihrem Ausbruche zu unterdrücken, und dieſelbe, wenn ſie ſchon ausgebrochen ſein ſollte, zu heilen?

Der deutſche Bürgerfreund, der es ſich zur beſondern Aufgabe macht, nützliche Erfahrungen uns dem Gebiete der Geſundheitslehre und Volksarzneikunde zu verbreiten, ſäumt nicht ein Mittel mitzutheilen, das wegen ſeiner Einfachheit und Wohlfeilheit bis jetzt unübertroffen iſt, und dabei noch den Vorzug hat, daß es der Bürger und Landmann leicht zubereiten und anwenden kann. Dies iſt: Benjamin Kovats Mittel gegen die Waſſerſcheue. Zuerſt von deſſen Beſtandtheilen und Bereitungsart.

Sechs Quentchen Schwalbenwurzel (**Rad. Asclepiadis Vincetoxici**) zwei Quentchen von der Rinde des Elsbeerbaumes (**Crataegus torminalis**) von jüngern Zweigen, und der innere Theil oder Keim von 9 Knoblauchzwiebeln, werden zuſammen in einen neuen glaſirten Topf von 1 Viertel Maaß oder 1 Schoppen Gehalt geſchüttet, und dieſer wird ſodann mit Waſſer angefüllt. Dieſe Miſchung läßt man zuvörderſt 12 Stunden lang ruhig ſtehen, dann verklebt man den Deckel des Topfes, und ſtellt ihn auf einen flachen Stein ans Feuer und läßt die Miſchung nach dem erſten Aufwallen, noch eine Stunde lang bei gleichmäßigem nicht zu lebhaftem Feuer kochen, wobei man Sorge tragen muß, daß der Deckel nicht durch den Dampf gehoben werde und die Miſchung nicht überkoche. Endlich wird die Abkochung vom Feuer genommen, und noch warm durchgeſeiht und die Flüſſigkeit lauwarm eingegeben. Dieſe Abkochung iſt immer nur für einen Tag zu gebrauchen, und muß jedesmal friſch zubereitet werden. Beim Einſammeln der Schwalbenwurzel und Elsbeerrinde beobachte man die Vorſicht, dieſelben nicht auf die Erde zu legen, und ſie jederzeit an einem erhöhten Orte aufzubewahren.

Gebrauchsart.

Die Gabe für einen erwachſenen Mann beträgt fünf große Eßlöffel voll; eine nicht beſonders ſtarke Frau bekömmt vier, Kinder nach Altersverhältniß 3—½ Eßlöffel voll. Man nimmt das Mittel gewöhnlich nur einmal des Tages, und zwar morgens bei nüchternem Magen. Die Zubereitung deſſelben muß am Tage vorher Abends 5—6 Uhr beginnen, weil die hiezu erforderlichen Subſtanzen zwölf Stunden lang erweichen, und über eine Stunde lang kochen müſſen.

Wenn es bekannt, am wie vielten Tage das Thier, welches Jemanden gebiſſen, nach dem, von einem andern wüthenden Thier erhaltenen, Biſſe wüthend geworden iſt, ſo gibt man das Mittel am eben ſo vielten Tage nach dem erlittenen Unfall. Iſt dies nicht bekannt, ſo gibt B. Kovat gewöhnlich ſein Mittel am 9ten Tage nach dem Biſſe. Iſt jedoch der Gebiſſene unruhig, oder fühlt er ſich unwohl, ſo reicht er ſein Mittel ſchon am dritten Tage und wiederholt die Gabe ſechs Tage ſpäter. Er gibt es indeß am meiſten, wenn die Symptome der Wuth ſich ſchon zeigen. — Dieſes Mittel verurſacht bei den Meiſten Uebelkeit, bei Einigen, zumal Kindern, auch Erbrechen. Dies bedarf jedoch keiner beſondern Berückſichtigung, wenn nur das Mittel ſelbſt nicht ausgebrochen wird. Etwas Milch ſtillt gewöhnlich das zu heftige Erbrechen. Gut iſt auch die durch den Biß entſtandene Wunde 6 Wochen lang in Eiterung zu erhalten. Auch bei Thieren wurde dieſes Mittel ſtets mit Nutzen von Kovat angewendet.

Die Einfachheit dieſes Mittels, ſeine Wohlfeilheit und von jedem leicht vorzunehmende Bereitungsweiſe, machen es als ein Volksheilmittel wichtig, und wir ſäumten daher nicht, daſſelbe durch den deutſchen Bürgerfreund zu veröffentlichen.

Der Schlaf.

(Fortſetzung und Schluß.)

Mögen Eltern und Erzieher dies nie vergeſſen, vielmehr ſtets ſolche Einrichtungen im Hausweſen treffen, daß Kinder, wenn ſie nicht mehr ſchlafen mögen, oder genug geſchlafen haben, ſogleich aufſtehen können und aufſtehen müſſen; Unachtſamkeit oder zu große

Nachſicht in dieſer Beziehung hat außerdem leider oft ſehr böſe Folgen, die hier nicht weiter erörtert werden können (vgl. Dr. S. G. Vogel's „Unterr. f. Eltern, Erzieher u. Kinderaufſeher, wie d. unglaublich gemeine Laſter“ ꝛc. Stendal 1786, u. a. Schr.). Es iſt wahrlich unverantwortlich, Kinder wachend im Bette zurück zu halten, nur weil man ſelbſt nicht früh aufſtehen, oder weil man Licht und Heizung ſparen will.

Ein Sprichwort ſagt: „das Bette zieht an,“ und wahrlich wer der übeln Gewohnheit länger als 6—7 Stunden im Bette zu liegen ſich nur erſt einige Tage hingibt, vielleicht in dem Wahne, dieß ſei erforderlich, wenn man in jenen Stunden nicht fortwährend geſchlafen hat, der wird täglich träger und ſchwerfälliger werden, und bald wird ſein Nervenſyſtem in einen ſo krankhaften Zuſtand gerathen, daß er Morgens ſeine Glieder ſo ſchwer fühlt wie Blei, wieder ins Bette zurückſinkt, obgleich er ſchon anfing die Strümpfe anzuziehen, und wenn er endlich es über ſich gewonnen hat aufzuſtehen, müder und matter iſt als am Abend, große Verſuchung fühlt, während des Ankleidens ſich zu ſetzen, und nach dem Ankleiden ſich wieder auf den Sopha zu legen. Iſt es erſt ſo weit gekommen, ſo iſt ein ſolcher Menſch in der That ſchon krank zu nennen, und in allem Ernſte muß man ihm rathen, mit ſeinem Arzte zu ſprechen, damit dieſer durch zweckmäßige Mittel die Thätigkeit des Nervenſyſtems wieder regulirt, denn ohne ſeine Hülfe wird ein ſo weit herabgekommener Menſch den beſten Vorſatz, eine zweckmäßigere und würdigere Lebensordnung anzufangen, nicht ausführen können. Ein ſolcher Zuſtand iſt oft auch noch mit den Folgen häufiger Erkältungen complicirt, denn wer länger als 6—7 Stunden im Bette zubringt, pflegt ſich auch gern übermäßig warm zuzudecken, und dadurch ſeine Haut ſo welk und ſchlaff zu machen, daß ſie gegen kühle Luft ſehr empfindlich wird; und wer im Winter auf dem Sopha einſchläft, ſtatt zu rechter Zeit zu Bette zu gehen, erkältet ſich ſogar im Schlafe ſelbſt, denn er liegt unbedeckt, im Schlafe vermindert ſich, wie ſchon erwähnt wurde, die natürliche Wärme, und je länger er auf dem Sopha ſchläft, deſto kälter wird das Zimmer. So kann eine ſcheinbar gleichgültige Angewöhnung die Quelle vieler Leiden werden!

Es gibt Menſchen, die zu jeder Zeit *aufwachen*, welche ſie ſich beſtimmen, und dies iſt wieder ein Beweis, daß der Geiſt auch

im Schlafe thätig iſt; allein da meiſtens der Schlaf durch den feſten Vorſatz, zu einer beſtimmten Stunde wachen zu wollen, unruhig oder doch ſehr leicht wird, und nicht die zur Erquickung nöthige Tiefe bekömmt (ſehr begreiflich, da der Geiſt in einer gewiſſen Spannung bleibt) ſo iſt es nicht rathſam nach dieſer Eigenſchaft zu ſtreben. Wer den Vorſatz faßt früh aufzuſtehen, laſſe ſich erwecken durch einen Glockenzug, oder eine Weckuhr, oder den Zuruf eines andern Menſchen, der früher aufſteht; wenn es Ernſt iſt aufſtehen zu wollen, und wer nur erſt einige Mal wirklich ſogleich aufſpringt, ſobald er die Glocke anziehen, oder die Uhr klingeln hört, der wird nicht leicht den Wecker verſchlafen, vorausgeſetzt, daß er 6—7 Stunden geſchlafen hat, denn obgleich Gewohnheit die Eindrücke im Allgemeinen abſtumpft, ſo iſt dies doch nicht leicht bei ſolchen der Fall, an welche eine beſtimmte Gedankenverbindung, zumal ein Vorſatz, ſich anknüpft. Es iſt am angenehmſten durch die Anrede und den Zuruf einer bekannten Stimme geweckt zu werden, vorausgeſetzt, daß man nicht überlaut angerufen, ſondern durch allmälig verſtärktes Rufen ermuntert wird; ein zu jähes Erwecken verſtimmt reizbare Menſchen zuweilen auf den ganzen Tag, und macht ihnen Kopfweh. Jüngere Perſonen, namentlich Kinder, ſind ſchwer zu ermuntern, wenn ſie noch nicht ausgeſchlafen haben, ſie erwachen dann nur halb, und ſchlafen ſogleich wieder feſt ein; deshalb braucht man ſich nicht zu ſcheuen, wenn es erforderlich iſt, ſie auch mitten in der Nacht zu wecken, nur mache man ſie dann nicht völlig munter. Beobachtet man dies, ſo ſchadet es Kindern nicht, wenn ſie aus dem Bette im Schlafe aufgenommen werden, um ihre Bedürfniſſe zu verrichten, vielmehr iſt dies das beſte Mittel, um ſie früh an Reinlichkeit zu gewöhnen.

Wenn Kinder zwar ruhig ſchlafen, aber Morgens beim Erwachen träge, ſtill, matt oder grämlich ſind, ſo liegt die Schuld zuweilen daran, daß ſie Abends eine ſolche Koſt bekamen, welche nicht nahrhaft genug iſt, um für eine Zeit von 10—12 Stunden (denn ſo lange ſchlafen doch Kinder meiſtens) zu genügen, und ſie erwachen oft heiter und klar, wenn man ihnen Abends ſtatt des Butterbrodes, oder der Milch-, oder Gries-, oder Haferſuppe eine Fleiſchſuppe oder ein weichgekochtes Ei u. ſ. w. gibt. Namentlich gilt dies von ſchwächlichen Kindern, und eben ſo von kränklichen Erwachſenen (ſ. weiter unten das über Schlafloſigkeit Geſagte.)

Daß Kinder auch aus dem entgegengeſetzten Grunde zuweilen Morgens träge und grämlich ſind, weil man ihnen nämlich Abends eine ſchwer verdauliche Koſt gab, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Es gibt noch viele andere Gründe, weshalb oft ein heiteres Erwachen nicht Statt findet, und zwar ſind es größten Theils dieſelben, welche Schlafloſigkeit verurſachen; es würde überflüſſig ſein hier weiter davon zu reden, da ſie dort abgehandelt werden.

Der Nachmittagsſchlaf, welchen ſo manche Menſchen ſich angewöhnen, iſt eben ſo wenig eine gleichgültige Sache, als jede andere in das körperliche oder geiſtige Leben tief eingreifende Gewohnheit; er iſt für einige Menſchen heilſam und nothwendig, für die meiſten entbehrlich, für viele nachtheilig, und für einige ſogar gefährlich. Ganz und gar unzweckmäßig iſt es ſich zur Nachmittagsruhe förmlich wieder zu Bette zu legen, wie wir es bei einigen älteren Leuten wohl finden, denn dadurch geräth der Körper in eine für die Lebensverhältniſſe ganz unzeitige Ausdünſtung, welche, da ſie nicht abgewartet werden kann, weil der Menſch bald wieder an ſeine Geſchäfte gehen muß, häufig Veranlaſſung zu Erkältungen gibt; außerdem wird bei der Lage im Bette der Nachmittagsſchlaf tiefer und feſter als heilſam iſt, denn es darf ja während der zum Schaffen und Wirken beſtimmten Tageszeit nicht faſt alle Nervenkraft auf die Bauchnerven übergehen! Aus eben demſelben Grunde darf der Nachmittagsſchlaf auch nicht zu lange dauern; für viele Menſchen, die ihn wirklich bedürfen, reicht ein ſ. g. Nippen von 10 Minuten ſchon aus, und es bekömmt ihnen beſſer, wenn ſie in einem Lehnſtuhle dabei ſitzen, als wenn ſie ſich hinlegen. Man muß darauf achten, ob der Nachmittagsſchlaf den Menſchen erheitert und erquickt, oder mürriſch und träge macht; im letztern Falle iſt er entweder überhaupt ſchädlich, oder doch zu lange dauernd und zu tief. Daß der Schlaf bei Tage, wenn anders er überhaupt Statt finden muß, durchaus nach der Mahlzeit gehalten werden müſſe, iſt nicht wahr; im Gegentheile bekömmt es manchen Menſchen auffallend beſſer, wenn ſie ſich vor dem Eſſen einem kurzen Schlummer überlaſſen, z. B. ſolchen, die ſehr früh aufſtehen und ſpät eſſen.

Der Nachmittagsſchlaf iſt heilſam in folgenden Fällen:

1) für Kinder, die noch ſtark wachſen, und es iſt daher ganz verkehrt, wenn Mütter aus Bequemlichkeit, um Abends die Kinder

früher zu Bette bringen zu können, dahin ſtreben, denſelben den Nachmittagsſchlaf früh abzugewöhnen;

2) für ſolche, welche von ſchweren oder langwierigen Krankheiten ſich erſt erholen müſſen, denn ſie ſtehen gleichſam in demſelben Verhältniſſe wie die Kinder: ihr Körper muß nämlich möglichſt bald wachſen, wenn auch nicht an Höhe, doch an Fülle und Kraft;

3) nach Verrichtung ſchwerer körperlicher Arbeit, beſonders wenn dieſelbe ſchon ſehr früh Morgens anfing, wie die der Schnitter in der Erntezeit; die Muskeln und das ſie dirigirende Rückenmark bedürfen dann einer Pauſe, erſtere um erſchlaffen, letzteres um neue Lebenskraft ſammeln zu können. In dieſen Fällen iſt es erforderlich, im Liegen zu ſchlafen, damit die Anſpannung der Muskeln aufhört;

4) nach ſehr anſtrengender, und beſonders nach gleichſam zerreißender Geiſtesarbeit, nämlich nach ſolchen Geſchäften, welche es erforderlich machen, daß die Aufmerkſamkeit raſch von einem Gegenſtande zum andern übergehe, und auf jeden neuen für kurze Zeit concentrirt werde. Beamte werden an ſich erfahren haben, daß ein Sprechtag angreifender iſt, als ein Termin; der Beſuch einer Kunſt- oder Naturalienſammlung verurſacht aus demſelben Grunde vielen Menſchen ein Verlangen nach Speiſe und Schlaf. In allen dieſen Fällen iſt der Schlaf am Tage nur erforderlich, um dem Gehirne eine kurze Ruhe zu gönnen, denn die Muskeln und das Rückenmark bedürfen ihrer noch nicht, da ſie nicht viel Anſtrengung gehabt haben; daher iſt hier nur ein leichter kurzer Schlummer im Sitzen anzurathen;

5) bei unabänderlich zu geringer Nachtruhe, daher für Poſtbeamte, Soldaten welche auf Wache waren, Nachtwächter, Krankenwärter u. ſ. w.; dann auch für ſolche, deren Nachtruhe zwar nicht unabänderlich zu gering iſt, die aber doch den Uebelſtand nun einmal nicht abändern wollen, daher für diejenigen, welche häufig Geſellſchaften beſuchen, die tief in die Nacht hinein dauern;

6) bei ſchwächlicher Conſtitution. Die Lebenskraft ſolcher Menſchen iſt bald verbraucht, und ſie bedürfen daher früher eines Ruhepunktes, um wieder Kraft zu ſammeln; auch iſt es für ſolche meiſtens zweckmäßiger n a ch der Mahlzeit, nicht v o r derſelben zu ſchlafen, denn mit ſchwächlicher Conſtitution iſt in der Regel auch

eine ſchwache Verdauung verbunden, oft iſt letztere ſogar die alleinige Urſache derſelben, und ſolche Menſchen verdauen beſſer, wenn alle Lebenskraft ſich ſo lange nach dem Ganglienſyſteme dirigirt, bis der Verdauungsprozeß gehörig eingeleitet iſt;

7) in heißen Klimaten. Hier iſt in der Mittagszeit die Hitze zu groß, als daß man während derſelben Arbeit vornehmen könnte, und da man zu dieſer oft die ſehr frühen Morgenſtunden oder einen Theil der Nacht benutzt, ſo würde man ohne den Mittagsſchlaf überhaupt zu wenig ſchlafen. Die Bewohner jener Gegend pflegen ſich völlig entkleidet zu Bette zu legen, denn wegen der Hitze bricht im Schlafe ein ſtarker Schweiß aus, und dieſer würde ſie nöthigen, die Kleidung gänzlich zu wechſeln, wenn ſie angekleidet ſchlafen wollten.

Entbehrlich iſt der Schlaf bei Tage für alle anderen Menſchen, nachtheilig für phlegmatiſche, ja wohl ſelbſt gefährlich iſt er

1) für ſolche, die im Müſſiggange leben;

2) für ſtarke Eſſer und Trinker;

3) für fette Menſchen, vorzüglich wenn ſie einen dicken Leib haben.

Alle dieſe werden durch das Schlafen bei Tage, ſo wie überhaupt durch zu reichlichen und zu tiefen Schlaf, immer träger, dicker und dummer, und ſind der Gefahr des Schlagfluſſes ſehr ausgeſetzt.

Gewöhnlich ſagt man, die Lage auf der rechten Seite ſei die geſundeſte, und im Allgemeinen iſt dieſer Satz ganz richtig, obgleich die Sache einen andern Zuſammenhang hat, als von den meiſten Nichtärzten geglaubt wird. Nicht die Lage des Herzens macht das Liegen auf der rechten Seite erforderlich, denn daſſelbe iſt ſo beſchaffen, ſo gelegen und ſo befeſtigt, daß ſeine Thätigkeit durchaus nicht gehindert wird, wenn man auf der linken Seite ſchläft; hingegen findet das ſchwerſte und verhältnißmäßig nur ſchwach befeſtigte Organ des menſchlichen Körpers, die Leber, eine beſſere Unterſtützung, wenn man auf der rechten Seite liegt. Dies iſt die Urſache ohne Zweifel, weshalb die meiſten Menſchen unwillkürlich auf der rechten Seite längere Zeit während des Schlafes liegen, als auf der linken; indeſſen iſt kein Grund vorhanden,

das Liegen auf der linken Seite und auf dem Rücken (letzteres mit Ausnahme gewiſſer Schwächen) gänzlich zu vermeiden, vielmehr iſt Abwechſelung in der Lage zu empfehlen.

Es iſt von großer Wichtigkeit, daß während des Schlafes die Muskeln des Körpers, (ſo nennen wir die Theile, welche die Bewegungen vollziehen; im gewöhnlichen Leben nennt man ſie Fleiſch) gehörige Ruhe haben; dieſe wird ihnen nur geſtattet im Zuſtande der Erſchlaffung, daher nur auf einem waagrechten **Lager**, denn nur ein ſolches gewährt eine an allen Stellen gleichmäßige Unterſtützung. Der Zuſtand der Erſchlaffung der Muskeln gibt dem Körper eines Schlafenden das eigenthümliche Anſehn, welches ſchon manchen der geehrten Leſer aufgefallen ſein wird. Es iſt ganz verſchieden von der Spannung im Wachen, und von der Erſtarrung im Tode. Wenn alle andern Theile des Körpers verdeckt ſind, ſo wird ein ſcharfer Beobachter durch das Betrachten einer einzigen Hand mit Beſtimmtheit ſchon erkennen können, ob es die eines Lebenden oder eines Todten, und oft auch ob es die eines Wachenden oder eines Schlafenden ſei. Tüchtige Künſtler haben dieſe Verſchiedenheit ſehr richtig und ſehr ſchön aufgefaßt; man erinnere ſich an die berühmten Bilder von Bendemann und Hildebrandt „Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem" und "die Söhne Eduard's". Wird ein Beſchauer in Zweifel ſein, welches Kind in dem erſteren Bilde das ſchlafende und welches das todte ſei, wenn er auch nur ein Bein oder einen Arm von jedem zu ſehen bekäme? Würde Jemand die beiden Knaben in dem letzteren Bilde für todt oder wachend halten können, wenn gleich die Köpfe ſeinem Blicke verdeckt würden? — Nur einigen Muskeln der auf der Erde lebenden Weſen iſt auch im Schlafe keine Ruhe gegönnt. Das arme Herz (auch dieſes iſt ein Muskel, und zwar der kräftigſte von allen), ach! es muß fort und fort arbeiten, von dem erſten Anfange des Lebens an, und darf erſt ganz am Ende ſtille ſtehen, denn mit ſeinem Ausruhn ſchließt der erſte Act. Wenn wir die Sache genauer betrachten, ſo finden wir, daß überhaupt eigentlich nur diejenigen Muskeln gänzlich Ruhe haben, welche die **Orts**bewegungen und Sinnesthätigkeiten, nicht aber diejenigen, welche die inneren Bewegungen ausführen, denn auch die zum Athmen und zu andern Functionen dienenden Muskeln ſind im Schlafe thätig, — nur langſamer geht die ganz wunderbare Ma-

ſchine. Dies erklärt ſich aus der in Nr. 30 d. Bl. erörterten Lebensthätigkeit der drei Centraltheile des Nervenſyſtems: die Muskeln der Digeſtions- und Aſſimilations-Organe (Verdauungs- und Blutbereitungswerkzeuge) bleiben wach, weil dieſe Organe am meiſten unter dem Einfluſſe des im Schlafe beſonders thätigen Gangliensyſtems ſtehen, und von dieſem ſehr viele Nerven bekommen; Nerven ſind nämlich die Fortleiter der Lebensthätigkeit.

Ein anderer Grund, weshalb das Lager möglichſt waagrecht ſein muß, iſt folgender.

Da das Athmen im Schlafe, wie ſchon erwähnt wurde, langſamer geſchieht als im Wachen, ſo iſt es um ſo wichtiger, daß die Athemzüge vollſtändig, d. h. gehörig tief ſind, und ob der Menſch vollſtändig ein- und ausathmen könne, hängt ganz vorzüglich von der Stellung oder Lage des Körpers ab. „Eine gebückte Stellung, ſagt Dr. Roſch, läßt dies nicht zu, da hilft ſich die Natur nur zuweilen durch Seufzer oder einzelne Athemzüge, damit die Zellen der Lungen, welche einige Zeit unthätig geweſen und zuſammengeklebt ſind, wieder einmal mit Luft gefüllt werden, wie es ihre Beſtimmung erfordert. Geſchieht dies nicht, ſo erzeugen ſich Lungenkrankheiten, Hektik, wie bei Leuten von gebückter Lebensart. Da wir nun einen ſo bedeutenden Theil unſers Lebens im Bette zubringen, ſo iſt es einleuchtend, wie viel auf die Lage, die wir im Bette einnehmen, ankomme. Millionen Menſchen legen ſich täglich zu Bette, aber gewiß ſehr wenige verſtehen die Kunſt, richtig zu liegen. Manche Menſchen liegen erbärmlich im Bette, und tragen davon die Folgen, ohne es je zu ahnen, daß die unſchuldigſte aller Handlungen, das Liegen im Bette, daran die Schuld trägt.“

„Mütter, welche ihre Kinder täglich zu Bette legen, haben es in den meiſten Fällen in ihrer Gewalt, ihren Kindern eine gute Bruſt auf den oft mühſamen Gang durchs Leben mitzugeben, aber die wenigſten wiſſen es, was ſie hier nützen oder ſchaden. Man kann es täglich beobachten, daß Kinder, die man immer auf eine und dieſelbe Seite legt, ſchief werden, daß der Kopf, der Hals und die ganze Haltung des Körpers ſich einſeitig ausbildet. Es iſt ja auch ganz natürlich, daß ein Geſchöpf, welches ſo raſch ſich entwickelt, wie ein neugebornes Kind in den erſten Jahren, und

dabei die meiſte Zeit liegend, ſchlafend zubringt, ſich nach der Seite hin vollſtändiger entwickeln könne, wo es keinen Druck erleidet, und daß dagegen diejenigen Theile, welche gedrückt ſind, weniger vollkommen ſich ausbilden. So iſt es auch mit der gekrümmten Stellung. Wir ſehen ja, daß erwachſene Menſchen, die bei ihrem Geſchäfte immer eine und dieſelbe Stellung einnehmen, dieſelbe Stellung auch theilweiſe zu anderer Zeit beibehalten; wie viel mehr muß dies der Fall ſein bei ſo zarten Weſen, wie die Kinder, die ſich in einer ſolchen Stellung entwickeln müſſen.

„Man legt im Leben zu wenig Gewicht auf das, was wir alle Tage thun, und gerade das hat den entſchiedenſten Einfluß auf unſer zeitliches Wohlergehen, ſowie ebenfalls eine tägliche kleine Ausgabe am Ende des Jahres ein größeres Loch in den Beutel gemacht hat, als eine unvorhergeſehene große. Bei Gelegenheit der Militair-Conſcription habe ich mit Verwunderung wahrgenommen, wie ſelten man bei jungen Leuten eine gewölbte tüchtig ausgebildete Bruſt findet. Dies iſt in manchen Gegenden mehr, in manchen weniger der Fall, und ich habe, durch dieſe Erſcheinung auf den Gegenſtand aufmerkſam geworden, der Urſache nachgeſpürt, und allemal gefunden, daß in den Gegenden, wo die ſchlecht ausgebildete Bruſt vorherrſchend war, auch hohe ungeſunde Betten gebräuchlich ſind.

„Die ſchiefen Kinder ſind weit häufiger, als man glaubt; viele werden ſpäter, wenn ſie ſich ſelbſt im Bette umdrehen, wieder gerade, oder ſie werden, wenn ſie die erſten Jahre zurückgelegt haben, in ein anderes Bett gelegt, welches an einer andern Wand ſteht, und werden von der Mutter, ohne daß ſie es ſelbſt weiß, nun beſtändig auf die andere Seite gelegt. Da macht ein Fehler den andern wieder gut. Dieſe und andere Gründe hat es, daß nicht alle Kinder, welche in den erſten Jahren krumm ſind, ſo bleiben, wie denn überhaupt die Mutter Natur den Menſchen immer in Schutz nimmt, wenn er nicht geradezu ſelbſt ihre gütige Vorſorge verſchmäht, und es beſſer zu wiſſen glaubt.

„Hier iſt der Ort, wo das Publikum auf die betrübende Erſcheinung aufmerkſam gemacht werden muß, daß in unſern Tagen das Schiefwerden der Mädchen ſo allgemein wird, daß es in manchen Städten bald als eine auffallende Ausnahme von der Regel angeſehen werden dürfte, wenn ein Mädchen zufällig gerade bleibt.

Dies iſt noch nie ſo ſchlimm geweſen, als es jetzt iſt, und es droht ſich dieſer Uebelſtand noch zu vermehren.

„Daß unzählige Mädchen und Weiber als traurige Opfer der leidigen Mode verkrüppelt wurden und ſich ſelbſt verkrüppelten, iſt leider! eine bekannte Wahrheit, und es iſt die Zeit noch nicht zu beſtimmen, wann die Deutſchen überhaupt nicht mehr die Affen des verderbten Auslandes, die lächerlichen Nachahmer jeder überrheiniſchen Narrheit ſein, ſondern ſich zu einem Grade von Selbſtſtändigkeit erheben werden, der ihnen möglich macht, auf die Stimme der Wahrheit zu hören. Ich ſpreche von dem beklagenswerthen Gebrauche des Zuſammenſchnürens der Rippen, und da ſchon ſo Viele vor mir vergebens darüber geſprochen haben, ſo wollte ich kein Wort darüber verlieren, wenn es nicht mit unſerm Gegenſtande in Beziehung ſtände. Nur nebenbei muß ich der deutſchen Damenwelt etwas vertrauen, was ſie vielleicht nicht weiß. Dieſe ſchöne, aber unverantwortlicher Weiſe ſich ſelbſt verderbende Hälfte der deutſchen Bevölkerung, bezieht ihre Geſetze der Mode aus Paris, und ſteht in dem Wahne, ſie ahme den dortigen Damen von Stand und Verſtand nach, wie ſie in höheren Zirkeln ſich ausnehmen und bewegen; aber ich kann der ganzen deutſchen Damenwelt verſichern, daß ſich in der guten Geſellſchaft zu Paris dieſe Kreuzigung des eigenen Fleiſches nicht findet, ſondern daß nur die verſunkenſte Klaſſe der weiblichen Bevölkerung in Paris, zur vermeintlichen Erhöhung ihrer verkäuflichen Reize, zu ſolchen Gewaltsmitteln ihre Zuflucht nimmt. Da nun einmal das verderbliche Schnüren durch Vernunftgründe nicht auszurotten iſt, ſo will ich auf etwas Anderes aufmerkſam machen, was gerade kein Modeartikel iſt, nämlich auf das Bett. Das Bett kann Vieles wieder gut machen, wenn es ein vernünftiges Bett iſt. Ich denke mir nun ein Mädchen, das ſich des Morgens ſelbſt einſchnürt, und weil es mit der rechten Hand das Meiſte dieſer ſauren Arbeit verrichtet, ſich ſchief einſchnürt, dann ſo ſchief eingeſchnürt ſich an eine ſogenannte feine Arbeit ſetzt, wo es am Stickrahmen, die linke Hand unten, die rechte oben, nach der linken Seite gebogen, den größten Theil des Tages zubringt. Dieſe arme Gefangene denke ich mir nun vor ihrem Bette ſtehend, die beengenden Feſſeln löſend, um dem Schlafe in die Arme zu ſinken. Wie muß ſich jedes Glied, jede Rippe, jeder Rückenwirbel ſehnen, ſeine

natürliche Stellung und Lage wieder einzunehmen, und wie muß ſich ein ſolches armes Geſchöpf recken, ſtrecken und dehnen, um wieder von dem verkrüppelnden Zwange des Tages ſich zu erholen! — Das Bett, wenn es zweckmäßig iſt, wird nun Vieles wieder gut machen; iſt aber auch dieſes fehlerhaft, nun, dann bleibt nichts übrig, als ſchief werden und bleiben. Sinkt nemlich ein ſo geplagtes Geſchöpf, wie ich es eben beſchrieben, in ein üppiges hoch aufgebautes Federbett, ſo iſt das Ausſtrecken der Glieder nur ein frommer Wunſch, das Verharren aber während der Nacht in einer zweckmäßigen Lage unmöglich. Liegt die Unglückliche auf dem Rücken, ſo ſinkt der Oberkörper in den Unterkörper hinein, und wird ſich immer mehr auf die Seite neigen, auf welche er bei Tage ſchon ſich zu neigen gewöhnt war; wendet ſich die Schläferin zur Seite, ſo wird ſie im Schlafe unwillkürlich ſich auf diejenige Seite werfen, die wieder der angefangenen Verkrümmung zu Statten kommt: denn in einem Bette mit ſehr weichen Unterbetten, in die man tief hineinſinkt, und mit hohen Kiſſen, iſt keine gerade Lage möglich, und hat der Menſch einmal angefangen eine ſchiefe Richtung nach Einer Seite hin ſich anzugewöhnen, ſo ſucht er ſie im Schlafe beizubehalten. Wäre aber, bei der ſonſt unzweckmäßigen Stellung während des Tages, wenigſtens das Bette richtig, das heißt, nicht zu weich und nicht zu hoch, ſondern waagrecht und eben, ſo würde der Nachtheil, den der Tag brachte, die Nacht über wieder ziemlich von ſelbſt gehoben, und ich bin gewiß, daß die übeln Gewohnheiten weit weniger Opfer koſten würden, als es bisher der Fall war.

„Ganz ebene waagrechte Lage iſt für den Menſchen die zweckmäßigſte.

„Dieſen Satz werden viele Leſer nicht ſo geradehin zugeben, denn es gibt Leute, die im Bette mehr ſitzen als liegen, ja ſolche, die gar nicht anders ſchlafen könnten, wenn man ſie auch in eine andere Lage bringen würde. Dieſe ſind aber kein Beweis gegen unſern Satz. Ein Kind liegt, ganz flach auf dem Tiſch gelegt, völlig bequem, und athmet vollkommen aus; behielte der Menſch ſein ganzes Leben hindurch dieſelbe Lage bei, ſo würde er ſie ſtets bequem finden. Schiebt man aber dem Kinde ſchon ein dickes Kiſſen unter den Kopf, ſo liegt es in einer gebückten Lage, der Kopf iſt mehr gegen die Bruſt geneigt, die Bruſt eingezogen, und wenn

es den größten Theil ſeiner erſten Lebensjahre ſo zubringt, ſo iſt es nicht anders möglich, als daß bei dieſem Kinde die Bruſt ſich **weniger ausbildet**, daß ſie ſich **verbildet**. Sehr oft ſind ſchon die Kiſſen, in die man ein Kind einwickelt, die Veranlaſſung zur Verbildung der Bruſt, indem häufig die Schultern vorwärts gebunden werden, oder wenn das Kind im Tragen tief in das Kiſſen ſinkt und die Hände herausſtreckt, bekömmt es am Ende eine zweckwidrige Lage. Da nun in dieſer Stellung der Menſch nicht ganz ausathmen kann, ſo bilden ſich, wie oben ſchon gezeigt wurde, auch Fehler in den Lungen. So iſt ein großer Theil der ſpäter ausgebrochenen Lungenkrankheiten entſtanden.

„Wer nun auf dieſe Weiſe in ſeiner Jugend während des Schlafs ſeine Bruſt mißbildete, der fühlt freilich als Erwachſener, wenn er ſich richtig legen wollte, eine Spannung, die ihn immer wieder die gewohnte Stellung ſuchen heißt.“ — Daß manche Krankheiten die waagrechte Lage unmöglich oder doch unerträglich machen, iſt bekannt; hier ſoll aber nur von geſunden Menſchen die Rede ſein.

„Hat ein an hohe Kopfkiſſen gewöhnter Menſch des Tags über auch noch ein Geſchäft, bei dem er gebückt ſitzt, ſo wird er bald auch beim Gehen eine gebückte Haltung beibehalten, und er wird am Ende ein gebückter Greis vor der Zeit des hohen Alters. Auch im hohen Alter wird der Menſch nicht gebückt gehen, blos des Alters wegen, es wird allemal eine ſchwache Lunge mit im Spiele ſein, oder eine andere Krankheit; wenn aber, übrigens geſunde alte Leute ſo zuſammenwachſen, ſo iſt **meiſtentheils ihre ſchlechte Lage im Bette davon die Veranlaſſung**.

„Aerzte haben vielfältig das Höherlegen des Kopfes anempfohlen, in der Meinung, daß dadurch der Blutandrang nach dem Kopfe (die Congeſtionen) abgewendet würden, aber im **Allgemeinen** haben ſie Unrecht, denn Congeſtionen nach dem Kopfe entſtehen aus ganz andern Urſachen auch beim Sitzen und Stehen, und ſo wenig der Menſch beim Stehen das Blut vorzugsweiſe in den Füßen hat, ſo wenig dringt es beim Liegen gegen den Kopf, wenn der Menſch ſonſt geſund iſt. Ein Anderes iſt es bei kranken Perſonen, die zuvor immer hoch gelegen: dieſe werden Spannung, Beklemmung und das Gefühl von Aufgetriebenheit des Kopfes haben, wenn man ihnen die Kiſſen nimmt; für dieſe iſt freilich

nichts Anderes zu thun, als in der gewohnten Lage zu bleiben; als allgemeine Regel ſtelle es aber ja Niemand auf; da iſt es falſch.

„In einem Bette mit hohem Kopfkiſſen liegt der Körper nicht in ſeiner Ruhe, der Oberkörper trachtet von der ſchiefen Fläche abzugleiten, und ſinkt in den Unterkörper hinein, drückt auf ihn, während er bei der flachen Lage des Körpers ſeinen Ruhepunkt findet, ohne den andern Theil zu drücken. Noch viel ſchlimmer iſt es bei hohen Kiſſen, wenn man ſich auf die Seite wendet. Da muß der Körper eine ſeitwärts gekrümmte Lage annehmen, und da die Bruſt mit der vorgebeugten Stellung ſchon verwöhnt worden, ſo legt ſich der Oberkörper, auch wenn man auf der Seite liegt, vorwärts. In dieſer Lage liegt nun der Oberkörper gar nicht in ſeiner Ruhe, er ſtrebt herabzugleiten, der Kopf herabzurollen. Um dieſes Beſtreben aufzuheben, wird nun allerlei untergeſtopft, und mit Gewalt eine Lage erzwungen, die den Gliedern geſtattet, ihre Anſpannung aufzugeben.

„Dieſe Lage hat einen Nachtheil, auf den die wenigſten Menſchen aufmerkſam ſind. Durch das Streben abzugleiten, und das Verhindern deſſelben, wird auf der Seite des Geſichts, auf der man liegt, die Haut zuſammengeſchoben, ſo daß man des Morgens oft tiefe Falten im Geſichte hat, die den Tag über wieder vergehen. Bringt der Menſch aber fortwährend ſeine Nächte auf ſolchem Lager zu, ſo wachſen die Furchen oder Falten ein, und das Geſicht zeigt das Gepräge des Alters, ohne daß der Menſch übrigens wirklich gealtert hätte. Auch dieſer Fall iſt ungemein häufig, daher die vielen jungen Menſchen beiderlei Geſchlechts mit faltigen Geſichtern, und wieder viele Alte mit glatten Geſichtern.

„Es gibt auch Menſchen, die auf der einen (gewöhnlich der rechten) Seite alt, auf der andern jung ausſehen; dies ſind diejenigen, welche in der beſchriebenen Stellung meiſt auf der Einen Seite liegen. Männer, die Backenbärte tragen, haben eben deßwegen oft auf der einen Seite einen dünnen, auf der andern einen üppigen Bart, und aus demſelben Grunde iſt bei vielen Menſchen die eine Hälfte des Geſichtes, meiſtens die rechte, flacher als die andere.

„Dies ſind alles Erſcheinungen, die in Federbetten am meiſten Statt finden. Ueppige Federbetten ſind der Ge-

ſundheit nachtheilig, weil ſie den Körper in zu ſtarke Tranſpiration verſetzen, und ihn dadurch ſchwächen.“ —

Man hat das Bette den König der Medicamenten genannt, und nicht mit Unrecht: wie manche große Krankheit würde vermieden werden, wenn man bei ihren erſten Symptomen ſich auf 24 Stunden zu Bette legte, denn Ruhe des Körpers und Geiſtes, gelinde Tranſpiration, gleichmäßige Wärme, ſparſame Koſt (im Bette wird doch kein Vernünftiger ſeine gewohnte Mahlzeit halten!) — dies alles iſt damit verbunden, und wahrlich es ſind Mittel von großer Wirkſamkeit!

Das beſte Bett, welches auch in unſerm Klima zweckmäßig iſt, bleibt die Matratze von Drell, mit Pferdehaaren gepolſtert. Kürzlich hat man auch die Matratzen mit Korkſpähnen geſtopft, indeſſen hat der Verfaſſer über ihre Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit noch keine Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt; in Italien füllt man die Matratzen mit dem papierartigen Blatte, welches die Mais-Aehre (Kolbe des ſ. g. türkiſchen Waizens) umhüllt, und wenn man ſich erſt an das bei jeder Bewegung entſtehende Raſcheln gewöhnt hat, ſo ſchläft man auf dieſen Matratzen faſt eben ſo gut als auf denen von Pferdehaaren. Matratzen von ſ. g. Seegras ſind bei weitem weniger zu empfehlen, denn wenn es auch ſorgfältig ausgelaugt, gewaſchen und getrocknet iſt, ſo zieht es doch leicht Feuchtigkeit an, verurſacht einen mulſtrigen Geruch, und beſitzt weit weniger Elaſticität als die Pferdehaare, die Korkſpähne und die Maisblätter. Matratzen von Kuhhaaren oder von Wolle beſitzen faſt gar keine Elaſticität, ſind, wenn ſie feſt geſtopft wurden, wegen ihrer Dichtigkeit zu warm, halten die Ausdünſtung des Körpers in ſich zurück, ohne ſie gehörig hindurch zu laſſen, und werden, wenn ſie loſe geſtopft wurden, ſehr bald ungleich und dadurch unbequem, ſelbſt nachtheilig, indem ſich das Material zuſammenballt, und Erhöhungen und Vertiefungen bildet.

Die Matratze liege faſt ganz waagrecht, und nur für die Lage auf der Seite, um die Höhe der Schultern einigermaaßen auszugleichen, lege man auf das Kopfende entweder ein walzenförmiges Polſter von Pferdehaaren, von etwa 6—8 Zoll im Durchmeſſer (je nachdem der Menſch ſchmale oder breite Schultern hat) oder ein plattes Kopfkiſſen von demſelben Materiale und ungefähr von derſelben Dicke; man bedecke ſich im Sommer mit einer in ein

Bettlaken eingeſchlagenen durchgenäheten Decke von Baumwolle (Steppdecke) oder einer gewebten wollenen Decke, und lege im Winter noch eine oder zwei wollene Decken, und eine leicht gefüllte Federdecke darüber, wenigſtens auf die Füße bis zu den Knieen heran, da die Füße am leichteſten erkalten. Es iſt hier wieder nur von geſunden Menſchen die Rede, denn für gewiſſe Kranke oder Kränkliche möchten Federbetten, oder wenigſtens ein Kopfkiſſen von Federn heilſamer ſein. Wer geſund iſt, ſollte ja dahin ſtreben, daß er ſein Lager auf die beſchriebene Art einrichte, denn er wird ſchnell ſich daran gewöhnen, und bald den wohlthätigen Einfluß deſſelben an ſeinem Schlafe und an der größeren Friſche des Körpers beim Erwachen bemerken. Für ganz kleine Kinder ſind Federbetten zweckmäßiger, und man muß häufig durch eine hineingelegte Wärmflaſche denſelben eine noch größere Wärme geben, als ſie an ſich ſchon haben; allein wenn die Kinder etwas größer ſind, ſollte man ihnen das Bett auf die oben beſchriebene Art einrichten. —„Kinder ſchlafen gern ſo, und ſchlafen ſanft und gut, wie man an den langen Athemzügen derſelben wahrnehmen kann. Nur in ſolchen Betten wird ſich die Bruſt am beſten ausbilden, und iſt es der Menſch gewöhnt, gerade zu liegen, und tief aufzuathmen, ſo wird er dieſe Lage ſuchen; weil er gewöhnt iſt, mit ganzer Lunge zu athmen, ſo wird ihm jede andere eben ſo unbequem ſein, als demjenigen, der hohe Kiſſen gewöhnt iſt, die flache Lage unbequem vorkommt, weil bei ihm Bruſt und Lungen ſchon verbildet ſind.“

Zur Belehrung über den Genuß des Obſtes.

(Aus Pahl's Archiv.)

Mit inniger Freude laſen wir neulich, daß einer unſerer größten Chemiker, Berzelius, mit Klarheit darthut, daß das Obſt einen eignen, wohlthätigen Einfluß auf die Geſundheit habe. Was uns bisher unſere eigene Erfahrung in einer Reihe von Jahren augenſcheinlich gelehrt hat, hat Berzelius durch die Kunſt treulich nachgewieſen. Wir haben bisher gewiſſermaßen aus chriſtlicher Liebe diejenigen immer bedauert, die aus Verwöhnung, Vorurtheil oder Aengſtlichkeit ſich vom Obſtgenuß abgewendet haben. Wer das Obſt entbehrt, entbehrt wahrhaftig einen ſchönen Theil der Genüſſe, welche die Natur dem Menſchen bietet. Laßt darum den

Kindern den freudigen Genuß, nach dem ſie mit Begierde angeln, ſie werden geſünder aufwachſen, als es bei der ängſtlich zugetheilten Koſt möglich iſt! Wenn doch die Menſchen den Winken der gütigen Natur folgen wollten! freilich mag ein längſt verdorbener Magen zu Zeiten die einfachſte und geſündeſte Koſt fremd finden. Aber durch allmälige kleine Gaben kann er durch dieſelbe geſund werden, welche bisher zu verſchmähen er Miene machte.

Das Obſt iſt an ſich eine leicht verdauliche Nahrung und macht den Magen ſelbſt zum Verdauen geſchickter. Außerdem hat es noch andere wohlthätige Wirkungen auf den menſchlichen Körper, es iſt z. B. das ſicherſte Mittel gegen die Urſachen der fürchterlich quälenden Steinſchmerzen. Gewiſſe Früchte, wie Aepfel, Kirſchen, Erdbeeren, Himbeeren ꝛc. ꝛc. enthalten apfel- und zitronenſaures Kali, welches durch den Lebensprozeß zerſetzt wird. Dieſer Umſtand erklärt die bekannte Erfahrung, daß man den anhaltenden Genuß dieſer Früchte gegen den Stein und den Gries von Harnſäure wirkſam gefunden hat.

So hat es den der liebe Gott weislich eingerichtet. Der Arme nimmt das Rezept zu ſeiner Geſundheit aus der Natur, der Reiche aus der lateiniſchen Garküche.

Volkswirthſchaft.

Die Bedeutſamkeit der Eiſenbahnen *).

Es erſcheint jetzt faſt kein Zeitungsblatt, in welchem nicht der Eiſenbahnen gedacht würde, und in vielen geſelligen Vereinen bilden ſie den Hauptgegenſtand der Unterhaltung, ſo daß ſchon mancher Seufzer darüber frommen Herzen entquollen iſt und ſich in der Klage Luft gemacht hat, es werde über Eiſenbahnen Gott und das ewige Leben vergeſſen. Anerkannt iſt alſo ſicherlich die Bedeutſamkeit der Anlage von Eiſenbahnen. Aber von welcher Art iſt dieſe Bedeutſamkeit? Darf man ſich von der Vermehrung der Eiſenbahnen wahren Gewinn verſprechen für die Menſchheit, und

*) Allg. Anz.

müſſen wir bei unbefangener Prüfung und Würdigung des Gegenſtandes wünſchen, daß, ſo weit es möglich iſt, ein Netz von Eiſenbahnen die ganze Erde umſpanne? Nach den Urtheilen, die der Unterz. als Antwort auf dergleichen Fragen vernommen hat, ſind die meiſten Stimmen den Eiſenbahnen günſtig. Allein es ſind auch gegentheilige laut geworden. Folgendes enthält ungefähr meine Gedanken, die ich aber als ein auf dem betretenen Gebiete nicht Einheimiſcher mehr als Einfälle, denn als Ergebniſſe gründlichen Nachdenkens anzuſehen bitte.

1) Schon im Allgemeinen ſehe ich in der Benutzung der Dampfkraft oder des Electromagnetismus zur Förderung menſchlicher Zwecke einen großen Fortſchritt der Menſchheit in der Beherrſchung der Natur und ihrer Kräfte. Als Jäger und Hirte herrſcht der Menſch zuerſt nur über die Thiere; Ackerbau, Berg- und Hüttenweſen machen ihm die Erde tributpflichtig; durch die Schifffahrt erweitert er ſeine Macht über das Waſſer und, dieſe Macht glücklicher auszuüben, lernt er bei'm Gebrauche der Segel den Wind und bei'm Compaß die Magnetkraft in Dienſt zu nehmen; das Feuer muß ihm helfen, die Erzeugniſſe des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs für ſeine Zwecke zuzubereiten und zu verarbeiten; die wiſſenſchaftliche Kenntniß von der Brechung und Zurückwerfung des Lichtes wird von ihm zur Verfertigung von Inſtrumenten benutzt, die ſeiner Sehkraft eine vorher nicht geahnete Stärke verleihen, und in der neueſten Zeit muß das Licht ſelbſt auf eine zauberhafte Art den Menſchen Zeichnungen liefern, ohne daß ſeine Hand einen Griffel oder Pinſel anrührte. Das alles ſind Fortſchritte des Menſchengeſchlechts auf der von Gott ihm angewieſenen Bahn, immer mehr die Erde ſich zu unterwerfen und dadurch ſich ſelbſt zu vervollkommnen. Die Anwendung der Dampfkraft gereicht dem menſchlichen Geiſte zur Ehre.

2) Durch die Eiſenbahnen insbeſondere wird der menſchliche Geiſt unabhängiger von den Banden des Raumes und der Zeit. Gewiß war es ein großer Gewinn für das menſchliche Geſchlecht, daß durch Hülfe der Schreibekunſt die Geiſter der Menſchen ſich, trotz ihrer Entfernung von einander durch Raum und Zeit, einander berühren und reiben und ihre Bildung fördern konnten. Wieviel war ſchon der Briefwechſel werth! Aber wie ſchwierig war es vor Einführung der Poſten, einen Brief fern hin zu befördern!

Wie ſchlecht war es mit den Poſten beſtellt vor Anlegung der Chauſſeen! Was läßt ſich aber erſt von allgemeinerer Anlegung der Eiſenbahnen erwarten? Welch ein raſcher Austauſch der Gedanken wird nun Statt finden! Freilich, um kurze Nachrichten eiligſt von einem Orte nach dem andern gelangen zu laſſen, dienen Telegraphen noch beſſer, aber wie beſchränkt iſt ihr Gebrauch! Allein durch die Eiſenbahnen fliegen die Menſchen ja gleichſam ſelber wie Brieftauben zu einander und das Sprechen von Angeſicht zu Angeſicht — die lebendige Stimme — will doch weit mehr bedeuten, als das todte Zeichen! — Außer den Menſchen werden aber auch durch die Eiſenbahnen die Güter der Erde und die Erzeugniſſe der menſchlichen Gewerbthätigkeit, Kunſt und Wiſſenſchaft auf das ſchnellſte und in großen Mengen mit Leichtigkeit fortgeſchafft. Deßhalb muß

3) durch die Eiſenbahnen der Handelsverkehr eine bedeutende Umgeſtaltung erhalten und einen hohen Aufſchwung nehmen, vorzüglich wenn die Grenzen einzelner Länder immer weniger gegen fremde Erzeugniſſe geſperrt werden. Das Beſte, was in einer Gegend gewonnen und erzeugt wird, wird mit Windesſchnelle bald nach allen Seiten hin ſich verbreiten. Wer ſeine Arbeiten und Handelsartikel bei gleicher Güte am wohlfeilſten liefert, wird bald den größten Abſatz haben. Das fordert zu einem großen Wetteifer auf, zwingt den Menſchen, Alles auf's beſte und zugleich wohlfeilſte herzuſtellen, und ſtrengt Scharfſinn und Erfindungsgabe an. Das Geld wird ſchneller umlaufen, die Bedürfniſſe werden ſich ſteigern und dadurch dem Handel eine Blüthe nach der andern ſich erſchließen.

4) Durch den lebhafteren Verkehr der Menſchen muß der Umfang des Wiſſens ſehr erweitert werden, der Geſchmack muß an Feinheit, die Sitte an Glätte, der Umgang an Leichtigkeit und Gewandtheit, das tägliche Leben an Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen gewinnen. Bildung, Humanität und Sittigkeit müſſen reißende Fortſchritte machen und in die unterſten Stände eindringen. Die Stände werden weniger ſchroff gegen einander ſtehen.

5) Das Leben muß viel reicher an Genüſſen werden. Wie leicht wird nun die Reiſeluſt zu befriedigen ſein! Wie ſchnell wird man aus den Seeſtädten die Koſtbarkeiten fremder Zonen nach den Landſtädten des Binnenlandes bringen! Iſt irgend etwas

Merkwürdiges zu ſchauen, irgend eine Feſtlichkeit bereitet, die Einladung zu irgend einem Kunſt- oder Sinnengenuſſe ergangen: die Entfernung wird die Freunde alles deſſen nicht mehr vom Genuſſe abhalten. Man rechne dazu, wie wünſchenswerth es iſt, wenn entfernte Freunde und Verwandte ſo leicht zu einander kommen können, und wenn ein geſchickter Arzt, ohne ſeine übrigen Kranken zu verſäumen, einen zwanzig Meilen entfernten Leidenden beſuchen kann.

Gegen dieſe Vortheile kann nun nicht in Betracht genommen werden:

1) daß das Fahren auf der Eiſenbahn vieles Unglück angerichtet hat und immer mit Gefahr verbunden ſei. Nichts Großes iſt ohne Gefahr zu leiſten; wer in den gewöhnlichſten, mit Pferden beſpannten Wagen ſteigt, begibt ſich in Gefahr. Und die Gefahr fordert zur Vorſicht und zum ernſtlichen Nachdenken über die Mittel ihrer Abwendung auf.

2) Auch daß manche Perſonen und Erwerbsarten viel einbüßen werden, kann nicht in Betracht kommen; z. B. die Miethkutſcher, die Gaſtgeber, die nicht an den beiden Enden einer Eiſenbahnlinie wohnen, die Kleinhändler, (da ſicher die Preiſe vieler Waaren ſinken werden, und, um noch einen erklecklichen Gewinn zu erzielen, große Capitale in den Handel geſteckt werden müſſen, auch ſpäterhin bei der Leichtigkeit des Verkehrs viele ſtarke Haushalte ihren Bedarf mehr von der Quelle, als durch Vermittelung des Kleinhändlers beziehen werden), ja Alle, die, ohne reich zu ſein, und ohne eine ſichere Einnahme als Beamte zu haben, der Mittelmäßigkeit huldigen. Bei allen wichtigen Veränderungen in der Welt- und Menſchengeſchichte haben einzelne Perſonen und ganze Gegenden verloren: die italieniſchen Seeſtädte durch Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien, die Abſchreiber durch Erfindung der Buchdruckerkunſt u. ſ. w. Aber um des Einzelnen willen darf das Ganze nicht aufgehalten werden; und wenn ein Stand nicht mehr ſeinen Gewinn verſpricht, werden weniger Bewerber dazu vorhanden ſein und dadurch wird er ſich heben können. Wenn aber einem Landmanne, der viel Hafer baut, darum bange wird, wie er denſelben künftig abſetzen will, da die Eiſenbahnen eine Menge Pferde überflüſſig machen werden, ſo muß man ihn darauf hinweiſen, daß er ja nicht an den Haferbau gebunden iſt

und daß er ſeinen Verſtand anſtrengen mag, um den Ertrag des Haferverkaufs auf anderem Wege zu erzielen. Für die Menſchheit überhaupt iſt es aber als ein Vortheil zu erachten, wenn immer weniger Thiere nöthig werden, weil für die ſteigende Bevölkerung immer mehr Nahrung und Raum auf der Erde erforderlich werden müſſen. Ob Holz und Eiſen durch die Eiſenbahnen immer mehr im Preiſe ſteigen werden, iſt noch zweifelhaft; aber auch zugegeben, ſo wird der menſchliche Geiſt auch neue Erfindungen machen, die das Uebel lindern. Uebrigens geht man mit dem Holze noch lange nicht ſo haushälteriſch um, wie man ſollte und bei der Erfindung von Sparherden namentlich könnte.

Nichts deſto weniger gibt es auch einige Schattenſeiten des Eiſenbahnweſens, die von unleugbarer Bedeutſamkeit ſind:

a) Der lebhafte Verkehr, der raſchere Geldumſatz und die vermehrte Leichtigkeit, für Geld des Herzens Luſt befriedigen zu können, wird die Habſucht, die Genußgier, die leichtſinnige Speculation, die Prachtliebe, den Modewechſel in's Unglaubliche vermehren. Vielleicht ſieht man bald einen reichen deutſchen Bauer mit einem franzöſiſchen Marquis im Palais royal zu Paris zuſammen ſchwelgen, und in Schöppenſtedt wird die Schuhmacherin zu Pfingſten das Feſtkleid nicht mehr anlegen wollen, das ſie zu Oſtern neu erhalten hat.

b) Die Bankerotte an leiblichen und ſittlichen Gütern werden ſich immer mehr häufen. Je mehr durch die Eiſenbahnen ganz Europa einer großen Stadt ähnlich wird, deſto mehr werden die Laſter, die den großen Städten eigenthümlich ſind, allgemeiner werden.

c) Das materielle Intereſſe wird dem religiöſen und ſittlichen einen immer ſchwereren Kampf bereiten. Die Gefühle werden ſich verflachen und der kalt berechnenden, ſelbſtſüchtigen Klugheit mehr und mehr die Herrſchaft einräumen.

d) Die vermehrte Glätte und Abgeſchliffenheit des äußern Weſens wird der Wahrheit und Biederkeit des Charakters und der edlen Herzenseinfalt Nachtheil bringen.

Dagegen läßt ſich ſagen:

a) Es dürfte ſehr ſchwer zu ermitteln ſein, ob die menſchlichen Verirrungen, die ſich in Gefolge der ſteigenden Cultur einzufinden pflegen, mehr zu beklagen ſind, als die Rohheit, die

Grauſamkeit, die Gefühlloſigkeit und der finſtere Aberglaube bei den uncultivirten Völkern.

b) Es wächſt mit der Menge der Verſuchungen, die den Menſchen umringen, der Werth ſeiner Tugend. So lange es weder Wein noch Branntwein gab, war die Nüchternheit keines Lobes werth.

c) Es iſt vergebliche Furcht, daß der menſchliche Geiſt im materiellen Intereſſe untergehen werde. Davor wird ihn Gott bewahren. Je mehr die religiöſe Gleichgültigkeit auf der einen Stelle überhand nimmt, deſto ſtärker wird ſittlich religiöſes Gefühl an anderen Puncten hervortreten und ſeinen Lebenskreis erfüllen. Ja, vielleicht tritt die Religion aus der vorübergehenden Periode eines theilweiſe herrſchenden Indifferentismus, losgelöſt von der Hülle des Aberglaubens und des Fanatismus, in verklärter Geſtalt wieder hervor und trägt ſegensreichere Früchte als bisher.

d) Der menſchliche Geiſt wird durch das überhandnehmende Sittenverderben angetrieben, auf Abhülfe zu ſinnen. Eben ſo wird er Mittel aufzufinden trachten, um dem ſogenannten Pauperismus (Armuth) zu wehren. Die Weiſeren und Beſſeren werden gemeinſchaftliche Sache machen, um mit allen Kräften das Böſe zu bekämpfen. Es werden immer mehr Vereine zu edleren Zwecken ſich bilden und, wo ſie nicht ſelbſt zu finanziellen Speculationen und Operationen herabgewürdigt werden, ein heilſames Gegengewicht gegen die Selbſtſucht liefern. Um den vom Feinde verurſachten Schaden auszubeſſern, erzeugt die Perlmuſchel die köſtliche Perle. So wird unter Gottes Lenkung auch das Uebel in der menſchlichen Geſellſchaft Urſache und Veranlaſſung zu erfreulichen Erſcheinungen werden.

Wollte man nun ganz im Allgemeinen die Frage beantworten, ob ſich hoffen laſſe, daß die Menſchheit durch die Eiſenbahnen reicher an reellen Vorzügen und wahrem Glücke werde, — ſo wird ſich dieſe Frage nur unter der Vorausſetzung bejahen laſſen, daß mit der äußeren Lebensbildung die Herzensbildung gleichen Schritt hält. Denn die erſte Quelle des Glückes fließt aus einem gottſeligen Herzen. Fehlt dieſes, dann iſt jeder Fortſchritt auf der Bahn der Verſtandesbildung für die Menſchheit nur eine Annäherung an den Abgrund des Verderbens und die Vervielfältigung der Genüſſe iſt für ſie eine Vervielfältigung der Gifte.

Urbarmachung der Landes *).

Die Landes ſind bekanntlich eine Sandwüſte zwiſchen Bordeaux und Bayonne, zum Theil mit ärmlicher Vegetation bedeckt, zum Theil ganz nackt, zum Theil mit Wald bepflanzt. Der bis jetzt unbenützte Theil derſelben beſteht aus etwa 400,000 Hectaren (à 2 Jauchert) eigentlicher Landes (oder Feldes) und 50,000 Hectaren Dünen (Sandhügel) am Meeresufer; etwa 200,000, andere ſind mit Waldung bedeckt, die aber früher wenig Werth hatte, weil man nur von wenig örtlichen Lagen aus die Producte mit Vortheil verſenden konnte.

Dieſer Zuſtand hat ſeit einigen Jahren das Intereſſe der Kapitaliſten erweckt, und es haben ſich verſchiedene Geſellſchaften gebildet, um dieſen verwahrlosten Theil des Landes nutzbar zu machen. Die erſte war die Geſellſchaft für den Schiffscanal der Landes, welche einen ſchiffbaren Canal von dem See Cazeaux ins Meer zu führen unternahm, und deren Hauptzweck war, die Ausbeutung der Wälder an der Kette von Seen, welche in dem öſtlichen Theile der Landes liegen, zu erleichtern. Dieſer Canal iſt jetzt im Gang, obgleich noch eine Schleuße gebaut werden muß, um ihm ſeine ganze Wirkſamkeit zu geben, und er ſoll auf der andern Seite durch eine Reihe von Seen nach Bayonne fortgeſetzt werden. Er läuft durch die Ebene Cazeaux, welche eine große Wüſte bildete, obgleich der Boden durch den Humus der Geſträuche, der ſich ſeit Jahrhunderten nach und nach gebildet hatte, theilweiſe gut war. Der Canal gab die Idee, daß dieſe Ebene mit Vortheil angebaut werden könnte, und veranlaßte im Jahr 1837 die Bildung einer Geſellſchaft in Paris und Bordeaux, welche um 1,300,000 Fr. 17,000 Hectaren Land auf beiden Seiten des Canals ankaufte und den Namen der Compagnie von Arcachon annahm. Ihr Kapital beſteht aus 6 Millionen, und ihr Plan war, ſich von dem Canal eine Conceſſion von 4 cubiſchen Metres (3 Pariſer Fuß) Waſſer pr. Secunde zu verſchaffen, dieſe zum Bewäſſern von 5000 Hectaren künſtlicher Wieſen zu verwenden, ſich durch dieſe Wieſen in den Stand zu ſetzen Vieh zu ernähren, mit deſſen

*) Auszug a. d. Augsb. allgem. Ztg. Nr. 266. 1841.

Dünger 5000 andere Hectaren in Ackerland verwandelt würden, und den Reſt des Waldes zu benützen.

Die Schwierigkeiten waren ſehr groß; es fehlte gänzlich an Bevölkerung und an Transportmitteln. Es war zwar von einer Eiſenbahn von Bordeaux nach Teſte die Rede, welche die Güter der Geſellſchaft in ihrer ganzen Länge durchſchneiden und welche mit einer Linie von Dampfbooten in Verbindung kommen ſollte, welche von dem Baſſin (Waſſerbecken) von Arcachon aus nach Bilbao gehen ſollten, ſo daß man durch dieſe vereinigten Communikationsmittel in vierzehn Stunden von Bordeaux nach Bilbao käme. Dieſes Unternehmen war um ſo wichtiger für die Geſellſchaft, als ſie einerſeits in eine Diſtanz von anderthalb Stunden von Bordeaux brachte, anderſeits ihr die Ausſicht öffnete ihre Produkte leicht nach Spanien zu verſchiffen. Aber Niemand wagte ſich an die Ausführung des Planes zu machen, bis die Geſellſchaft von Arcachon ſich erbot die Actien zu nehmen, welche nicht ſonſt verſchloſſen würden. Dieß ſetzte die Sache in Gang, die Actien wurden alle genommen, ohne daß die Geſellſchaft einen Theil ihres Kapitals daran zu ſetzen hatte, und die Eiſenbahn iſt jetzt im Gang.

Eine Departementalſtraſſe, welche ſchon unter der Reſtauration angefangen, aber wieder aufgegeben worden war, iſt ebenfalls wieder decretirt und die Arbeiten ſind im Beginnen. Die Geſellſchaft ſelbſt hat jetzt bis 15 Meilen Vicinalwege eröffnet, welche mit Bäumen und Hecken beſetzt ſind, worunter ſie namentlich 500,000 Maulbeerbäume, ſowohl hoch- als niederſtämmige gepflanzt hat, indem ihre Abſicht iſt die Seidenkultur einzuführen, welche in der neueſten Zeit in Bordeaux ſehr beliebt geworden iſt. Die Geſellſchaft fing, ſobald die nöthigen Vermeſſungen gemacht waren, an, ihre Bewäſſerungsgräben zu ziehen, welche in Verbindung mit einem Netz von kleinern ſtehen und ihr außer dem Bewäſſerungsmittel von 4 bis 5000 Hectaren noch eine Kraft von 140 Pferden für induſtrielle Verwendung liefern. Aber das Land konnte nicht direct in künſtliche Wieſen verwandelt werden und mußte erſt mehrere Jahre unter dem Pfluge ſtehen, bis es hinlänglich geebnet und geöffnet war; die Geſellſchaft vertheilte daher 3500 Hectaren in dreizehn Directionen, deren jede ſie einem Agronomen anvertraute, welcher unternahm ſie mit Hülfe einer

beſondern Unterſtützung der Geſellſchaft umzubrechen, mit Coloniſten zu verſehen und zu bearbeiten, bis ſie entweder in künſtliche Wieſen verwandelt, oder als Ackerland regelmäßig verpachtet werden können. Ein weiterer Diſtrikt von 4500 Hectaren ſoll auf dieſelbe Art in Directionen zerſchlagen und verwaltet werden. Im lezten Jahre waren 950 Hectaren angeſäet worden und hatten gute Ernten von Korn und Futterkräutern gegeben; im laufenden Jahre werden etwa 2000 neue Hectaren unter den Pflug kommen; 800 Hectaren ſind mit Fichten bepflanzt, 1900 ſind im lezten Jahre mit Bäumen verſchiedener Art beſäet worden, und im laufenden Jahre werden 2300 neue Hectaren Wald angelegt, der theils aus Eichen, theils aus Fichten, theils aus zahmen Caſtanien beſtehen ſoll.

Die Geſellſchaft fängt im Verhältniß, als ihr Boden Produkte liefert, an, induſtrielle Anſtalten zur Vorarbeitung derſelben zu gründen; ſie hat eine Fabrik zur Reinigung des Fichtenharzes errichtet, und eine Stärkefabrik zur Verwendung der überfließigen Kartoffelproduktion, aber im Allgemeinen will ſie ihr Kapital auf ihre Ackerbauoperationen beſchränken und die Fabriken Privatunternehmern überlaſſen. Ihre Ausgabe für induſtrielle Zwecke belaufen ſich im Ganzen nur auf 69,940 Fr. für die Bewäſſerung und Umbrechung des Landes, Anſäen von Waldung, Häuſerbau für Coloniſten und Anſchaffung von Vieh auf 7,269,490, die für Ankauf des Terrains auf 1,305,972, ſo daß ſie im Anfang des laufenden Jahrs noch 1,865,000 Fr. von ihrem Kapital in Händen hatte, mit welchem ſie alle Arbeit zu beſtreiten hofft, welche noch nöthig ſind, um das ganze Territorium (Gebiet) in nutzbaren Stand zu ſetzen. Dieſe Arbeiten ſollen im Jahr 1843 vollendet ſein und dann ſoll das Ganze an Coloniſten verpachtet werden. Das Reſultat, das ſie hofft, iſt folgendes: ſie hat das Terrain zu etwa 60 Fr. pr. Hectar gekauft, die Urbarmachung hat 290 Fr. gekoſtet, alſo etwa 350 Fr. im Ganzen; nun ſind aber in der Gegend von Bordeaux Ackerländer 12—1400 Fr., natürliche Wieſen 2000—2500 und Waldungen 4—600 Fr. Werth, und zu dieſen Preiſen wäre das Terrain der Geſellſchaft nach ſeiner völligen Herſtellung 16—18 Millionen werth, und daß dieſe Ausſichten nicht übertrieben ſind, ſcheint darum wahr zu ſein, weil die hauptſächlichſten Theilhaber aus großen Güterbeſitzern in Bordeaux beſtehen, welche die Lage der Unternehmung vollkommen kennen und

beurtheilen können, und nie verſucht haben ihre Actien auf den Markt zu bringen.

Daß dieſe Geſellſchaft faſt den dritten Theil ihres Terrains in künſtliche Wieſen verwandelt, iſt eines der Zeichen einer zunehmenden Tendenz in Frankreich, den Viehſtand zu erhöhen; die verſtändigen Landwirthe haben lange darüber geſprochen und geſchrieben, aber die gegenwärtige Viehnoth iſt eine Lehre, welche ſich von ſelbſt aufdringt. Namentlich in Süden wird die künſtliche Bewäſſerung zur Produktion von Futterkräutern ein Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit; früher waren Hr. v. Gasparin in Orange und einige andere einſichtsvolle Landwirthe die einzigen, welche mit Lehre und Beiſpiel darin vorangiengen, aber ſeit kurzer Zeit ſieht man in allen Ackerbaujournalen und in einigen Broſchüren einen großen Eifer dafür. **Eine nicht ſehr beträchtliche Ausdehnung ſeiner künſtlichen Wieſen würde Frankreich in wenigen Jahren von der Einführung fremden Viehes unabhängig machen.**

Land- und Hauswirthſchaft.

Veredlung des Rindviehes.

„Das Rindvieh verdient die dankbarſte Anerkennung des Landwirths.“
(V. Lengerke.)

Die Viehzucht bildet unſtreitig ein Hauptelement der Landwirthſchaft, und beſonders iſt es die Rindviehzucht, die mehr als in einem Betracht der Landwirthſchaft unentbehrlich iſt; ja, man behauptet nicht zu viel, wenn man ſagt, daß nur durch einen umſichtigen, angemeſſenen Betrieb der Rindviehzucht, der Ackerbau blühen und gedeihen kann.

Es gehört daher zur wichtigſten Aufgabe eines verſtändigen und thätigen Landwirthes, ſein Rindvieh mit möglichſter Sorgfalt Umſicht, Eifer und Liebe zu pflegen vermehren und zu veredeln, wie es das Aufkommen ſeiner Wirthſchaft erfordert und es ſeine Kräfte geſtatten. Beſonders wichtig muß es dem Landwirthe ſein,

eine ſolche Art des Rindviehes zu halten, die in Abſicht des Gebrauches nach den Umſtänden der Oertlichkeit und dem Verhältniſſe des Koſtens in Ankauf oder Zucht, ihm am beſten entſpricht. Wir beabſichtigen hier über Veredlung des Rindviehes einige wenige Winke zu geben.

Die Erfahrung, daß Thiere in verſchiedene Klimate (Gegenden) verſetzt, oder an verſchiedene Nahrung gewöhnt, ſich verbeſſern oder verſchlimmern, führte die Menſchen zu Verſuchen, durch Kunſt ihnen das zu erſetzen, was ihnen mangelt, und dadurch das zu erzielen, was ſie unter Umſtänden von der Natur ſelbſt bewirken ſahen. Man bemerkte, daß das überall einheimiſche Vieh mit der Menge und Güte der Weide und des Futters immer im Verhältniſſe ſtehe; ſo ſieht man in der Schweiz großes und kleines Vieh: in tiefen Thälern iſt das große, auf den Bergen das kleine. Um die Veredlung des Viehes zu erzwecken, wurden verſchiedene Wege eingeſchlagen, und ſo entſtanden eben ſo verſchiedene ſich hierauf beziehende Methoden:

a) Man ſuchte für ſein Vieh ein beſſeres und mächtigeres Futter zu erzielen, und hiedurch das Vieh zu verbeſſern.

b) Da die vorige Methode zu langſam iſt und ihre Wirkungen erſt nach mehreren Generationen bemerkbar werden, ſo ſchaffte man fremde Racen herbei.

c) Man vermiſchte das einheimiſche Vieh mit edlern fremden Racen. Jede dieſer Veredlungsmethoden hat ihre beſondere Vortheile, aber nicht jede iſt gleich ausführbar, und es kömmt auf verſchiedene Umſtände an, ob die eine oder die andere gewählt werden ſoll. Vor allem muß man überzeugt ſein, daß, wenn das Vieh in einer Gegend ſchön ausſieht, es nicht an dem Vieh ſelbſt, ſondern an dem Futter, und den Umſtänden, unter welchen es lebt, liege. Alles Vieh iſt urſprünglich nur einer Art, und ſeine Verſchiedenheiten ſind bloße Ausartungen; ſo ſtammt das ſo ſehr verſchiedene Schweizer-, Tyroler-, Steyriſche-, Ungarſche-, Holſteiniſche- und Friesländiſche Vieh u. ſ. w. von Einer Spezies. Die Veredlung gründet ſich daher vorzüglich auf die Verbeſſerung der Umſtände, und das beſte verſchlechtert ſich unter ungünſtigen Einflüſſen.

Es liegt in der Natur der Sache und iſt vielfach durch die Erfahrung erwieſen, daß bei Veredlung des Rindviehes vorzüglich

auf die Art und Beſchaffenheit der Zuchtſtiere Rückſicht genommen werden muß. Bei der Wahl des Zuchtſtieres ſieht man vorzüglich auf Geſtalt, Proportion der Körpertheile gegen einander und fordert von demſelben ungefähr folgende Beſchaffenheit: einen kurzen dicken Kopf, breite krauſe Stirne, ſchwarze muntere Augen, kurze dunkle Hörner, lange wohlbehangene Ohren, große Naſenlöcher, ſchwarzes Maul, ſtarken fleiſchigen Hals, breite vor den Vorderbeinen hervorragende Bruſt, geſtreckten Leib, kurze ſäulenförmige Beine, langen, wohlbewachſenen Schwanz und einen muntern dreiſten Gang. Seine Größe ſoll zwar mit jener der Kühe im Verhältniſſe ſtehen, doch ſoll er größer als dieſe ſein; von einem allzugroßen Stiere hat man leicht ein Unglück zu beſorgen, und die Wahl eines ſolchen iſt um ſo weniger von Nutzen, da ſich das Kalb eher nach der Größe der Mutter, als des Erzeugers richtet. Die Schweizer ſollen hauptſächlich den Zuchtſtier klein zu erhalten ſuchen, ſo daß er oft das kleinſte Thier in der ganzen Heerde iſt. Der Zuchtſtier ſoll ferner ausgewachſen, d. h. er ſoll wenigſtens 2 Jahre alt ſein, von zu jungen Stieren nehmen ältere Kühe entweder gar nicht an, oder es kommen ſchwächliche Kälber zum Vorſchein. Man gebe einem Stiere nicht mehr als 30 höchſtens 40 Kühe zu beſpringen, und verwende ihn nicht länger als 4 Jahre; man füttere ihn während der Springzeit mehr trocken und hart, als grün und weich, um ihn mehr ſtark als groß und dickbäuchig zu machen; bei maſtigem Grünfutter wird er faul und träge. Man halte den Stier viel im Stalle, und wo möglich von den Kühen abgeſondert, damit er ruhiger erhalten und beim Springen hitziger werde. Man laſſe ihn auf dem Viehhofe, und nur auf kurze Zeit 3 bis 4 mal ſpringen. Ein gut gewählter und zweckmäßig gehaltener Stier wird mit gutgehaltenen Kühen ſchon an und für ſich beſſere Kälber erzeugen, und dies iſt die erſte Grundlage der Viehveredlung.

Zur Zucht wähle man die wohlgeſtalteſten, ſtärkſten und munterſten Kälber, von Kühen, die nicht zu jung und nicht zu alt ſind, und nicht über 6 — 7 mal gekalbt haben. Man melke die Kühe, von welchen man die Kälber aufziehen will, nicht bis auf die letzte Zeit, damit ſie früher und mehr ihre Nahrung auf die Leibesfrucht verwenden könne. Zur Milchnutzung wähle man die Kälber der beſten Milchkühe.

Man hat ziemlich häufig die Gewohnheit, die Kälber gleich von der Mutter hinweg zunehmen, um dadurch theilweiſe eine Erſparung der Milch zu erzwecken, oder ſich des ſpätern läſtigen Entwöhnens zu entheben. Wir halten jedoch aus folgenden Gründen das Säugenlaſſen des Kalbes für entſprechender:

1) Das Saugen des Kalbes iſt der Natur angemeſſener und für die Kuh weit paſſender und angenehmer, als das Ausmelken mit den Fingern.

2) Iſt die erſte Milch dem Kalbe beſonders zuträglich, und ſie iſt unſtreitig für ſolches weit heilſamer, wenn es ſie ſelbſt durch Saugen aus dem Euter zieht, als wenn es damit getränkt wird; indem ſie bei dem Tränken nicht nur ihre Wärme, ſondern auch von ihrem geiſtigen Weſen verliert. Das Kalb gedeiht deßhalb bei dem Tränken auch nie ſo gut, als an der Bruſt der Mutter.

3) Das Saugen des Kalbes veranlaßt die Kuh, das Kalb zu lecken, und dieß Lecken befördert ſicher deſſen Gedeihen, weil es die Haut reinigt und die Ausdünſtung befördert.

4) Das Saugen, da es zugleich mit einem ſtarken Einziehen der Luft verbunden iſt, befördert unſtreitig den Zufluß der Milch und verhindert das Stocken derſelben in den Drüſen weit mehr als das Ausmelken, weil der Finger nur die Milch fortſchafft, die ſchon abgeſondert iſt.

5) Das Saugen erregt nicht ſo leicht Entzündung in den Zitzen oder Warzen, als das Ausmelken, weil es auf eine mehr natürliche und minder gewaltſame Art geſchieht.

Man ſoll das Kalb wenigſtens 4 Wochen ſaugen laſſen; in der 5ten Woche gibt man ihm abgerahmte Milch, Getränke mit Mehl, gutes Heu oder Oehmd und dies durch längere Zeit; von grünem und maſtigen Futter bekommen ſie leicht das Lariren und werden großbäuchig. Der Wanſt von einem mit Heu, Kleien ꝛc. ꝛc. gefütterten Kalbe iſt viel kleiner, als jener von einem, das man grün und maſtig füttert; der große Wanſt bleibt den Thieren auf die ganze Lebenszeit, und ſie ſind von Jugend auf ſchon gewöhnt, ihn immer vollgefüllt zu haben, ohne daß ſie die genoſſene Quantität Nahrung verdauen können.

Unter die Bedingungen, die Thiere zu veredeln und die Racen zu verbeſſern, gehört noch, daß man ſie nicht zu jung zum Paaren

laſſe; die Kühe ſollen wenigſtens ein und die Stiere zwei bis drei Jahre alt ſein; man muß ſich aber auch hüten die Kühe zu ſpät zur Zucht zu laſſen, da ſonſt ihre Milchgefäſſe verhärten und ſie ſchlechtere Milchkühe werden. Durch das zu frühe Paaren wird das Wachsthum gehemmt; um aber die allzufrühe Paarung zu hindern, müſſen männliche und weibliche Thiere abgeſondert gehalten werden, ohne welche Vorſicht der Begattungstrieb vor der Zeit rege wird, die Thiere hitzig und unbändig werden, daß es nicht mehr rathſam iſt, ſie von der Paarung zurückzuhalten. Wird die Brunſt zu oft übergangen, ſo iſt es nicht ſelten, daß dieſe Kühe unfruchtbar werden.

Die andere Methode zur Veredlung des Viehes iſt die Anſchaffung fremder Racen. Bei der Anſchaffung fremder Racen überlege man wohl, ob man dem fremden Vieh die Bedingungen, welche zu ſeinem gedeihlichen Fortkommen erforderlich ſind, erfüllen kann, oder, wenn es aus beſſern Umſtänden in ſchlechtere verſetzt wird, ob man im Stande iſt, für das Vermißte Erſatzmittel als hinlängliche Entſchädigung herbeizuſchaffen; man berechne ferner die Koſten der Anſchaffung, der beſſern Wartung und vergleiche ſie mit dem Nutzen des fremden Thieres; rechne dann auf die Nutzung des einheimiſchen Viehes, wenn man ihm die Wartung und Nahrung angedeihen ließe, welche man der fremden Race gewährt; man vergeſſe dabei nie die Ausartung, mit welcher die Nothwendigkeit eintritt, von Zeit zu Zeit neues theueres Vieh anzuſchaffen. Man ſei daher nie zu voreilig, die durch Jahrhunderte klimatiſirte und an die Ortsverhältniſſe gewöhnte Viehart auf einmal verbeſſern zu wollen, und gegen eine vermeintliche beſſere zu vertauſchen. Man verſuche lieber zuerſt das Landvieh durch eine beſſere Wahl zur Zucht, durch längeres Saugen, beſſere Wartung und Pflege zu verbeſſern, als große Koſten auf eine fremde Race zu verwenden, es wäre denn, daß man dieſer die erforderlichen Bedingungen zu ihrem gedeihlichen Fortkommen verſchaffen kann, welches freilich zur Veredlung des Viehes am ſicherſten führt.

Ueberhaupt aber fährt man ſicherer und wohlfeiler, wenn man die einheimiſche Race mit einer edlern fremden zu vermiſchen ſucht und ſo das Vieh durch Blendungszeugung (Kreuzung) veredelt. Dieſe Art der Veredlung gründet ſich darauf, daß die Erzeugten heilweiſe die Eigenſchaften ihrer Erzeuger annehmen, und es iſt

daher gleich viel, ob man das weibliche oder männliche Geſchlecht herbeiſchafft; jedoch nehmen die Jungen mehr von der Mutter als vom Vater an. Da es nun vorzüglich darauf ankömmt, die fremden Thiere an unſer Klima zu gewöhnen, ſo wählt man lieber einheimiſche Mütter und zieht nur männliche Thiere aus der Fremde, wobei die Nachkommenſchaft ſchon mehr als halb einheimiſch ausfällt; überdies iſt die Anſchaffung fremder Kühe viel koſtſpieliger, wo man zu 30—40 Kühe nur einen fremden Stier braucht. Man wähle die Zuchtſtiere nach den Verhältniſſen des einheimiſchen Muttervieh es, und den Umſtänden gemäß, und bedenke ferner den Zweck, ob man Kühe zur Maſt, zum Zuge oder hauptſächlich zur Milch ziehen will. Vorzüglich muß die Wahl mit Rückſicht auf die Umſtände gemacht werden, in welche wir die Stiere und die von ihnen erzeugten Kälber ſetzen können; ſoll der Stier mit karger Weide, magerem und weichem Futter vorlieb nehmen, ſo wird er die Erwartung des Landwirths weniger befriedigen, und nur ſo lange große und ſtarke Kälber erzeugen, als er die alten günſtigern Umſtände in ſeinem Körper fühlt. Die Beiſchaffung der fremden Race ſoll überhaupt nur den Weg der Veredlung verkürzen, die Hauptſache iſt Futter und Pflege. Ob aber übrigens die durch Kreuzung erzeugten Kühe gute Milchkühe werden, iſt zu bezweifeln, weil, wie bekannt, das Zeugungsvermögen, wozu auch die Abſonderung der Milch gehört, in dem Verhältniſſe geſchwächt wird, in welchem die Ungleichartigkeit der Erzeuger zunimmt, und ſich endlich bei den Baſtarden ganz verliert. Hingegen nimmt auf der andern Seite Größe und Maſtfähigkeit zu.

Man paare daher nie zu ungleiche Thiere, wo es bei der Veredlung nicht bloß um Größe, ſondern um Milchnutzung zu thun iſt.

Ueber die Herkunft einiger wichtiger bei uns größtentheils einheimiſch gewordener Gewächſe.

Daß Menſchen wandern, iſt nichts Neues, denn man weiß, daß Europa ſeine Einwohner durch ſolche Wanderungen aus Aſien erhielt. Auch die Thiere wandern, dieß iſt ebenfalls längſt bekannt. Daß aber auch Gewächſe wandern, hat nicht minder ſeine Richtigkeit, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie, ſtatt wie jene aus eigener

Kraft, durch die Hand des Menſchen nach den verſchiedenſten Ländern gebracht werden. Die größte Zahl unſerer Feldfrüchte und Gartengewächſe iſt nicht bei uns zu Hauſe, ſondern ſtammt meiſt aus fremden, zum Theil wärmern Erdſtrichen her. Wenn wir keine andere Früchte und Gewächſe hätten als unſer Boden zu erzeugen im Stande iſt, ſo würde es wohl für unſere Lüſternheit etwas mißlich ausſehen, denn Eicheln, herbe Holzäpfel und Holzbirnen, einige wilde ſaure Beeren, und die Wurzeln verſchiedener wild wachſender Pflanzen, müßten dann ſowohl unſern Hunger ſtillen als auch den lüſternen Gaumen befriedigen. Allein ſo wie ein Volk anfieng geſitteter und in den Lebensgenüſſen verfeinerter zu werden, ſo verpflanzte es auch die Leckerbiſſen fremder Länder auf den eigenen Grund und Boden, je nachdem es Gelegenheit und Veranlaſſung hiezu bekam.

Wo das Vaterland unſerer ſchmackhafteſten Früchte, unſerer ſchönſten Blumen ſei, iſt nicht ſchwer zu ermitteln. Schon Moſes ſagt uns, daß das ehemalige Paradies am Euphrat gelegen geweſen. Noch gegenwärtig zeichnet ſich dieſe Gegend, und beſonders nach Perſien hin, aus, durch Reichthum, Ueppigkeit und Pracht ſeiner Vegetation. Sehr wahrſcheinlich wurden die erwähnten Gewächſe von hier nach Paläſtina, Aegypten, Syrien, Armenien, und Klein-Aſien verpflanzt. Die Griechen, das erſte Volk in Europa, welches geſittet wurde, holten ſie von da in ihr Land, und bauten ſie an. Italien, in den älteſten Zeiten eben ſo arm und wild als ehedem Deutſchland vor etwa 1400 Jahren, ahmte den Griechen nach, und bezog, als es anfieng feinere Geſittung zu bekommen, ſeine ſchönſten Gewächſe entweder aus Griechenland, oder nachher unmittelbar aus Aſien. Solchergeſtalt wurden der Feigenbaum, der wohlthätige Weinſtock, die nährende Caſtanie, der nützliche Maulbeerbaum, der unentbehrliche Oelbaum, die Zitrone mit ihren verſchiedenen Arten, und noch eine Menge anderer ſchöner Gewächſe und Blumen in Italien einheimiſch. Wärme und Güte des italieniſchen Bodens begünſtigten die Cultur dieſer Pflanzen ſehr, und ſo kamen dieſe von da allmählig nach Spanien, Frankreich, endlich nach Deutſchland, und von hier ſelbſt — nach den rauhern nördlichern Gegenden.

Dies iſt der gewöhnlichſte Weg, den unſere meiſten Gartenfrüchte genommen, ehe ſie zu uns kamen. Bei weitem die meiſten,

die wir haben, ſtammen aus Italien; Italien erhielt ſie von den Griechen, und leztere bekamen ſie aus dem Orient. Doch ſind es noch einige andere Wege, auf denen dieſe Gewächſe zu uns wanderten. Die Kreuzzüge zumal, in denen ſich europäiſche Fürſten und deren Vaſallen in Haufen in dem heiligen Lande todtſchlagen ließen, hatten wenigſtens das Gute, daß die Wenigen, welche dem Schwerdte der Sarazenen entronnen, nebſt morgenländiſchen Moden und Gebräuchen, auch mancherlei Gewächſe mitbrachten, welche nach und nach bei uns eingeführt wurden und theilweiſe noch vorhanden ſind. Später, nach Amerikas Entdeckung, kam eine große Menge unbekannter Gewächſe und Blumen nach Europa, die dann zahlreich und mit Erfolg bei uns fortcultivirt wurden.

Die meiſten Getreidearten, ein ſo vortreffliches Nahrungsmittel für Menſch und Thier, ſind, obgleich jetzt überall angebaut, dennoch bei uns fremd. Roggen und Waizen haben die kleine Tartarei und Sibirien zum Vaterlande. Da die europäiſchen Völker größtentheils aus der kleinern Tartarei herſtammen, ſo wurden dieſe Getreidearten zweifelsohne ſehr bald aus ihrem urſprünglichen Vaterlande ausgeführt und in Europa angepflanzt. Man weiß nicht beſtimmt, wo Gerſte und Hafer herſtammen; daß ſie jedenfalls nicht bei uns zu Hauſe ſind, iſt aber klar, ſonſt müßte man ſie nicht anbauen. Aethiopien lieferte den Reiß, der von da nach dem Oriente, und von hier nach Italien verbracht wurde. Aber ſeit 1696 wird ſchon in Amerika Reiß gebaut, und von hier in großen Schiffsladungen nach Europa ausgeführt. Der Buchwaizen iſt aſiatiſcher Herkunft, und wurde in Folge der Kreuzzüge in Italien bekannt, kam hierauf von da nach Deutſchland. Oſtindien lieferte die Hirſe; Spelt und türkiſcher Waizen ſind im Orient zu Hauſe. Einen ähnlichen Urſprung haben unſere meiſten Garten- und Küchenkräuter. Syrien lieferte den Boretſch, Creta die Kreße, Cypern den Blumenkohl, Aſien den Broccoli- oder Spargelkohl. Aus Amerika ſtammt die indianiſche Kreße, welche zuerſt Dodonäus ums Jahr 1580 aus Südamerika erhielt. Der gelbe Weiderich wurde 1614 aus Amerika nach Europa gebracht. Italien verdanken wir das Liebſtökel, Lappland die Angelica. Der Körbel gehört Italien, Dill aber Portugall und Spanien an, der Fenchel hat die kanariſchen Inſeln, Anis und Peterſilie aber Aegypten zur

Heimath. Das Morgenland lieferte uns Knoblauch, aus der Stadt Aſcalon in Paläſtina kamen durch die Kreuzzüge die Schalotten zu uns, Sibirien lieferte den Schnittlauch, Italien den erquikenden Ampfer. Aus Alexandrien ſtammt die Kreuzraute, aus Italien der Lavendel, aus Sibirien die Krauſemünze, aus Oſtindien und Perſien das aromatiſch riechende Baſilikumkraut. Rettig und Radieschen haben China zur Heimath, die Schminkbohnen Oſtindien. Vom kaspiſchen Meere ſtammen die Puff- und Saubohnen, von Aſtracan die verſchiedenen Kürbiſſe. Die Kalmükei lieferte die wohlſchmeckende kühlende Melone, Italien die Artiſchocken. Das wahre Vaterland des Spinats, Salates, des Majorans und verſchiedener Kohlarten, iſt noch nicht genau ausgemittelt, es ſind aber dieſelben bei uns gewiß nicht einheimiſch. In Spanien und Italien wächst der Rosmarin wild, Amerika liefert den Stechapfel, Spanien das Katzenkraut, Frankreich die Linſen, Syrien die Stabwurzel, die Inſel Chio die Cardobenedikten. Die Tartarei iſt das Heimathland der Oſterluzei, die Inſel Creta die Heimath der Cypreſſe, und aus Italien hat der Sadebaum ſeinen Urſprung.

Der Hanf ſtammt aus Oſtindien, und aus Braſilien kamen die Erdäpfel, jetzt ſo gering geſchätzt, zu uns. Caspar Bauhin ſah von letztern 1590 die erſte Pflanze davon. Im Jahr 1623 brachte Walter Raleigh ſie nach Irland und von hier verbreiteten ſie ſich bald über ganz Europa. In den erſten Jahren Ludwigs **XIV.** wurden ſie noch als große Seltenheit auf die königliche Tafel gebracht. Die erſten Zwiebeln vom Crocus, der im Frühling unſere Gärten ſchmückt, brachte ein Pilgrim unter König Eduard **III.** aus dem Oriente nach Europa.

In der Provinz Tabako im amerikaniſchen Königreiche Incatan fanden die Spanier den Tabak. Der erſte Saame davon kam 1560 nach Spanien und Portugall. Aus Liſſabon erhielt die franzöſiſche Königin Catharina de Medicis Saamen nach Paris, und zwar durch ihren Geſandten Nicot, woher denn auch der Tabak lateiniſch noch jetzt herba nicotiana genannt wird. Das Tabakrauchen aber brachte Walter Raleigh um das Jahr 1610 nach England. Von da aus verbreitete ſich die Sitte des Tabakrauchens bald nach allen Ländern, und in Deutſchland ſelbſt iſt der Anbau

der Tabakspflanze die einträglichſte Erwerbsquelle vieler Gegenden geworden.

Die Zierde unſerer Gärten, die ſchönſten Blumen, ſtammen ebenfalls aus dem Auslande. Oſtindien liefert den Jasmin, Perſien den ſpaniſchen Hollunder. Die erſten Trauben-Hyacinthen kamen 1554, die Stern-Hyazinthen 1590, die Kaiſerkronen 1570, und die prächtige *Iris Susiana* 1573 aus Conſtantinopel in unſere Gärten. Alle Hyazinthen-Arten wachſen wild in Perſien. Aus Conſtantinopel ſtammen ebenfalls unſere ſchönſten Ranunkeln, da die türkiſchen Kaiſer von je her große Blumenfreunde waren, und ſie mit größter Sorgfalt durch den ganzen Orient aufſuchen ließen. Cappadocien in Kleinaſien lieferte uns noch 1559 Tulpen und aus den Gärten von Tunis ſtammt die Sammtroſe oder Winterroſe. Von dort kam ſie nach Europa, zur Zeit als Karl V. mit ſeiner Flotte von den barbariſchen Küſten zurückkehrte. Noch jetzt führt ſie den Namen: **Flos Afrikanus.** Amerika lieferte uns die Sonnenblumen, Paßionsblumen und die ſchöne Amarillis, welch letztere ein Arzt in Sevilien 1593 zuerſt aus dem mittägigen Amerika erhielt. Mexico iſt die Heimath der Wunderblume, Italien verdanken wir die Levkoje und Narziße, Syrien die Lilie, die prachtvolle Tuberoſe Java und Zeilon, Italien die Nelken, dem Oriente die Anemone, die *Viola Matronalis* Italien, das Geranium Afrika, und die Roſenpappel dem Morgenlande. Aus China haben wir die eigentliche Aſter, Hebenſtreit brachte ſie zuerſt aus Paris nach Deutſchland, wo ſie nun ſo häufig geworden iſt, daß ſie von vielen als eine einheimiſche Pflanze betrachtet wird. Auch Amerika lieferte uns verſchiedene ſchöne Aſterarten. Aus Perſien kam die Flokenblume, aus Virginien die Kardinalsblume, Amaranth oder Tauſendſchön aus Oſtindien.

Die meiſten unſerer Obſtbäume kamen zuerſt aus dem Oriente nach Griechenland, wurden von da nach Italien und von hier in die übrigen europäiſchen Länder verpflanzt. Aus Egypten, Syrien, Numidien und Griechenland ſtammen die beſten Aepfel und Birnſorten. Sextus Papinianus pflanzte die erſten Apfelbäume um Rom. Aus Armenien und von der griechiſchen Inſel Epirus haben wir die Apricoſen, dieſelben wurden erſt 40 Jahre n. Ch. in Rom häufiger. Ebenſo ſtammen die Pflaumen aus Syrien,

von wo ſie zuerſt nach Italien, und von da endlich nach Deutſchland wanderten. Den Kreuzzügen verdanken wir die Catharinen- und Damaszener-Pflaumen. Ceraſum, eine Stadt des Königreiches Pontus, lieferte den Römern den Kirſchenbaum, woher auch die Benennung der Kirſche rührt. Nach Beſiegung des Mithridat, 73 J. v. Ch. brachte ſie Lucull nach Rom, und in weniger als einem Jahrhundert hatten ſie ſich ſchon ſo ausgebreitet, daß ſie durch die Römer ſchon nach Britannien gekommen war. Aus Medien kamen die Citronenbäume, daher noch die alte Benennung **Mala medica**. Einige Perſer brachten die Pflanzen davon nach Athen, und von hier aus wurden ſie nach Italien verbreitet. Noch zu Virgils Zeiten waren die Citronenbäume in Rom eine Seltenheit, und während Plinius lebte, verſtanden die Römer es nicht dieſelben aus Saamen zu erziehen, ſondern ſie bezogen die Pflanzen aus fremden Ländern. Aſien iſt ebenfalls das Vaterland des Oelbaumes, von da kam er nach Cypern, von Cypern nach Griechenland, wo ihn Hercules zuerſt auf den Olympus pflanzte. Endlich wurde er nach Italien verpflanzt, wo er erſt um das Jahr 690 der Stadt Rom allgemein wurde. Aus Italien erhielten ihn nachher die Spanier und Franzoſen. Auf ähnliche Weiſe ging es mit dem Feigenbaume. Wir finden ihn in den älteſten Zeiten in Aſien, von wo aus er nach Griechenland und Italien wanderte. Im heutigen Frankreich wurden die Feigenbäume erſt unter Kaiſer Julian bekannt. Aus Perſien erhielten wir die jezt ſogenannten wälſchen Nüſſe. Sie wurden ſehr frühe, zur Zeit der römiſchen Könige, nach Italien gebracht und daſelbſt angepflanzt. Sogar die beſten Haſelnüſſe ließen die Römer aus dem Pontus kommen. Die ſaftreiche Bergamotbirne kam erſt in neuerer Zeit aus der Türkei zu uns, ihr Name iſt türkiſch, und heißt: Fürſtin der Birne. Die Tartarei lieferte uns den ſchönen Roßkaſtanienbaum, den Cluſius zuerſt 1550 nach Europa brachte. Ueber das wahre Vaterland der Pfirſige haben wir keine beſtimmten Nachrichten, indeſſen erhielten ſie die Deutſchen aus Italien. Der Kirſchlorbeer wanderte 1576 aus Trapezunt, von den Donauufern ſtammt die Quitte, und aus China der Maulbeerbaum.

Die gebirgigen Gegenden Aſſyriens ſind die Heimath des Weinſtockes, und Vater Noah kannte ihn ſchon, als er aus der Arche

ſtieg. Die Weine von Ascalon, Gaza und Sarepta im gelobten Lande waren ſchon in den älteſten Zeiten unter den entfernteſten Völkern berühmt. Die getrockneten Trauben von Damaskus, welche auch unter dem Namen der Roſinen zu uns kommen, ſind ein Beweis, daß es in dieſen Gegenden noch jezt vortreffliche Weinſtöcke gebe, ſo ſehr auch unter den Türken der Weinbau vernachläßigt wird. Aus Aſſyrien kam der Weinſtock nach Paläſtina, Klein-Aſien und Griechenland. Von hier wurde er nach Italien gebracht, wo man ihn anfänglich als eine große Seltenheit betrachtete. Aber 600 Jahre nach Roms Erbauung breitete ſich der Weinſtock in allen Theilen Italiens aus. Als Rom ſchon in ſeiner größten Blüthe ſtand, lernte das heutige Frankreich den Wein kennen. Ein Schweizer gab einigen vornehmen Galliern Wein zu koſten, den er aus Rom hatte kommen laſſen. Dies machte leztere ſo lüſtern, daß ſie mit einer großen Armee über die Alpen gingen, Rom belagerten, von Camillus aber zurückgeſchlagen wurden, ohne — einen Tropfen Wein gekoſtet zu haben. Erſt 270 Jahre hernach wurde der Weinſtock nach Gallien verpflanzt, wo er ſich hernach ſo ausbreitete, daß er jetzt daſelbſt einheimiſch zu ſein ſcheint. Faſt um dieſelbe Zeit wurde der Weinſtock auch in Ungarn angepflanzt. In Deutſchland wurde er erſt ſpäter bekannt, und die erſten Weinreben am Rheine und der Moſel ſollen zu den Zeiten des Probus angepflanzt worden ſein.

Einiges über Reinigung des Ackers und der Früchte vom Unkraute *).

Zu den großen Widerwärtigkeiten, womit der Landmann zu kämpfen hat, gehören die ſogenannten Unkräuter. Ihre Zahl iſt Legion, und aller Meiſter zu werden, iſt weder nöthig noch rathſam. Sie erheben ſich unter Umſtänden zu inem nutzbaren Kraute und hören dann auf, den ohnehin relativen Begriff Unkraut zu behalten. Doch gibt es auch der beziehungsweiſe ſchädlichen die Menge, d. h. ſolcher, die dem Ackerbau und den zu erzielenden Früchten wirklich ſchädlich ſind; und dieſe ſind es, denen ich hier

*) Aus Beyers landwirthſchaftlicher Zeitung.

den Krieg erkläre, oder vielmehr, da dieß ſchon längſt und mehrſeitig geſchehen iſt, wo ich wiederholt aufmuntere, daß mit dieſen argen Widerſachern nicht Waffenſtillſtand oder gar Friede geſchloſſen werde. Denn leider erfolgt dieſe Waffenruhe nur zu oft, und ein wahrer Jammer, ja Schande iſt's, anzuſehen, wie häufig und ausgebreitet der Landwirth — beſonders in den untern Ständen — ſich von dieſen Feinden ſeines Fleißes und Wohlſtandes förmlich beſiegen läßt.

Die Schuld dieſes ungleichen Kampfes, ja des förmlichen Unterliegens des Ackerwirths tragen — ich behaupte es geradezu — auf der einen Seite Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit und Mangel an Ausdauer, auf der andern Seite aber der gewöhnliche Fehler der meiſten Menſchen, daß ſie lieber klagen als handeln, und endlich drittens auch wohl ein gleichſam im Verborgenen ſchleichender Umſtand, nämlich der, daß der gewöhnliche Mann nicht zu erwägen und berechnen verſteht, welche Mittel es gibt, der Unkräuter Meiſter zu werden, und daß die zu verwendenden Ausgaben, Arbeit oder Mühe, die man gewöhnlich ſcheut, oft nur ſcheinbar ſind.

Was jeder Ackermann verſteht, was gleichſam zu den Katechismusfragen gehört und mit der Muttermilch eingeſogen wird, daß nämlich reiner Same geſäet, zeitig geſäet, der Acker zu rechter Zeit und oft genug gepflügt, die Miſtſtätte vom ſogenannten Scheuernabfalle rein gehalten, auf Zehnten und Verſchleppung von fremden Aeckern und Feldmarken, ſelbſt auf das Banſen des Getreides, beſonders aber auf das Werfen, Sieben, auch wohl auf das Verleſen der Ausſaat geachtet werden müſſe u. ſ. w. — von allen dieſen Dingen rede ich hier nicht. Ich hebe an dieſem Orte beſonders dreierlei aus, einmal das wirkliche Ausjäten der Unkräuter, zweitens die Behandlung des Unkrautſamens — Unſame — und drittens das Nichtſchonen des Schiebeiſens. Hier fehlt es beſonders an Dem, was ich oben ſagte, am Mangel der Berechnung und an wirthſchaftlicher Erwägung, ſo daß da noch ſehr häufig von Mühe und Arbeit oder von Koſten geredet wird, wo weder das Eine oder Andere wirklich vorhanden iſt.

1. Eine bekannte Sache iſt, daß es eine Menge Unkräuter gibt (ſie werden bekanntlich in Samen- und Wurzelunkräuter getheilt), denen ſich durch obige gewöhnliche Mittel nicht beikommen

läßt. Sie liegen entweder als Samen längere Jahre im Boden, ſo daß die Zeit des Auflaufens weder durch Ruhe noch Pflügen des Ackers abgewartet werden kann, oder die Wurzeln ſind ſo tief, daß ſie durch Pflug oder Schaufeleiſen nicht erreicht werden können, oder ſie zeigen ſich erſt dann, wenn die auf dem Acker ſchon herangewachſenen Früchte die gewöhnlichen Vertilgungsmittel durch Pflug, Eiſen, Braachen u. ſ. w. nicht mehr geſtatten. Hier gibt es denn kein anderes Mittel, als zu dem wirklichen Ausjäten oder ſelbſt zum Ausgraben zu ſchreiten, theils um das Unkraut auf beſtändig zu vertilgen, oder — was auch ſchon hinreichend lohnt — um nur den Früchten für die „bevorſtehende Ernte ein beſſeres Gedeihen zu verſchaffen.

Auch dieſe Vertilgungsmittel kennt der Landmann nicht allein, ſondern er legt auch ſehr häufig die wehrende Hand an; ſogar jährlich ſehen wir ihn beſchäftigt, viele ſeiner Früchte auszujäten z. B. beim Flachſe, Hanf u. ſ. w.; auch geſchieht das Verhacken oder Schaufeln z. B. bei Rüben, Kartoffeln, Kohl, Turnips (Runkelrüben), Steckrüben u. ſ. w.; ſelbſt das ſogenannte Ausdiſteln oder Auslattichen wird geübt. Allein das Alles iſt nicht genügend. Wir würden ſonſt nicht den betrübenden Anblick haben, daß Felder und Wieſen häufig vor Unkräutern nicht zu erkennen ſind und oft die halbe Ernte, ja mehr als das, verloren geht. Und doch iſt das Vertilgen dieſer ſehr bedenklichen Feinde ſo ſchwierig nicht als es ſcheint, und noch weniger unmöglich.

Mit den gewöhnlichen Mitteln, deren ich oben erwähnte, iſt es nicht geſchehen, es iſt nicht geſchehen durch zeitiges Säen, nicht durch Kräftigen der Gewächſe durch Dünger, damit ſie — wie es gewöhnlich heißt — das Unkraut unterkriegen, ſelbſt nicht durch Krauten und gewöhnliche Arbeit von dem Hausperſonale, das dem Landmanne zu Gebote ſteht. Es gilt hier fremde Hülfe und zwar eine Hülfe und Geldausgaben, die der Erntehülfe gleichkommen, ſie vielleicht unter Umſtänden noch überbieten können. Gleichſam ein allgemeines Aufgebot, einen wirklichen Vertilgungskrieg gilt es.

Ich fodere, daß der Landmann alljährlich ſeine Berechnung mache, welche Ackerflächen von den vegetabiliſchen Feinden befreit werden müſſen, wieviel Mann Hülfe dazu erfodert werde, und daß er ſodann bemüht ſei, dieſe Hülfe zu dingen, ſei es nahe oder fern.

Sind erwachſene Perſonen nicht zu haben, ſo dinge er Kinder und er wird finden, daß er, ſind ihrer noch ſo viele, immer ſeine Rechnung findet. Der Landwirth kann mit leichter Mühe berechnen, wie viel jeder der Arbeitenden nach Gemäße oder Gewichte täglich liefern kann. Danach verdinge er den Lohn, und er iſt ſicher vor Uebervortheilung oder Unfleiß. Außerdem muß er die Zeit beſtimmen, wenn der Acker nach dem Stande der Früchte und dem Wetter zugänglich iſt, und wie die Arbeiter ſich verhalten ſollen; ob ſie im Stehen oder knieend, mit oder ohne Fußbekleidung, mit oder ohne Werkzeuge und mit welchem? arbeiten ſollen u. ſ. w.

Welche Art Unkraut vertilgt werden ſoll, richtet ſich nach Gegend und Umſtänden, und es verſteht ſich, daß mehre Arten vortheilhafter und brauchbarer in der Wirthſchaft ſind als andre. Vom Aufzählen kann alſo hier nicht die Rede ſein, und eben ſo wenig von der Benutzungsart. Viele der Unkräuter, ja die meiſten geben ein gutes Futter für das Vieh und kein Unkraut kommt vor, das nicht als Dünger zu benutzen ſei.

Beiſpielsweiſe führe ich nur einige an. Zu dem ſehr verbreiteten Unkraute gehört der Hederich (raphanus raphanistrum) und der ihm ähnliche Ackerſenf (sinapis arvensis), der beſonders das ſogenannte Sommerfeld und in dieſem vorzüglich die Gerſte überzieht, auch wohl einen Theil der Braachfrüchte, denen mit Hacke, Pflug oder Schaufeleiſen nicht beizukommen iſt. Beide Krautarten frißt das Vieh, beſonders die letzte Art. Begonnen muß hier werden, wenn das Unkraut einige Blätter hat und da das Ausjäten Zeit erfordert, ſo wird damit fortgefahren werden müſſen, bis zu der Zeit, wo dieſe Gewächſe ſchon vor der Blüthe oder in derſelben ſtehen.

Das frühere Ausreißen bringt begreiflich eine geringere Maſſe, nützt weniger dem Vieh und auch weniger im Dünger, gleicht ſich aber theils wieder durch das ſpätere mehr herangewachſene Unkraut aus, theils dadurch, daß die Früchte im erſten Falle ſo viel früher frei und dem Gedeihen näher gebracht werden.

Von dieſen Unkrautarten kann ein fleißiger Arbeiter — die frühere und ſpätere Jätungsperiode und dann die vorhandene Menge und das leichtere Aufziehen nach Frucht- und Bodenart gegen einander verglichen — täglich 1 Ctr. liefern. Das Quantum verhält ſich gegen die verſchiedenen Strohgattungen, ſowohl in der Füt-

terung als zum Miſte dem Werthe nach wie 1 gegen 2 oder zum halben Werthe; die Mühe mit eingerechnet, wenn die herangewachſenen Unkräuter in ordentliche Bunde gelegt und das Wurzel-Ende abgeſchnitten werden, oder wenn der augenblickliche Ueberfluß getrocknet werden ſoll.

Wird der Centner Stroh zu 8 gGr. gerechnet — und auf einen Groſchen mehr oder minder kommt nichts an, weil Strohpreiſe gewöhnlich durch Kornpreiſe und dadurch wieder die Arbeitslöhne bedingt und relativ geſtellt werden — ſo gilt der Centner jener Unkräuter 4 gGr. und für eben dieſen Preis ſind die paßlichſten Arbeiter, Kinder oder Weiber, durchſchnittlich à Tag zu dingen.

Die Ausgabe und Einnahme wird alſo nach dieſer Berechnung ſchon gleich geſtellt. Sie ſchlägt aber nicht unbedeutend zum Vortheile des Ackerwirths aus, weil der Ertrag ſeiner Früchte nicht allein ſchon für die gegenwärtige Ernte erhöht wird, ſondern weil auch das Ausſamen für die Folge verhütet wird; abgeſehen von den Nebenvortheilen, daß die Früchte in der Ernte leichter trocknen und beim Ausdreſchen manche Mühe geſpart wird.

Iſt der Landwirth alſo nicht zufällig in einer Lage, wo ihm die Geldmittel geradezu fehlen, ſo handelt er offenbar unwirthſchaftlich, wenn er zu dieſen ernſten Maßregeln nicht ſchreitet. Er überſieht aber auch zwei Dinge, die ſehr in Anſchlag zu bringen ſind, einmal die patriotiſche Rückſicht, daß auf dieſe Weiſe manchem Armen Arbeit und Einnahme verſchafft wird, und dann die Beachtung ſeines eignen Rufs und ſeiner wirthſchaftlichen Ehre. Der Landwirth, der ſeine Früchte und ſeinen Acker nicht vom Unkraute reinigt, ſobald ihm die Mittel zu Gebote ſtehen, kann nie auf die Ehre eines fleißigen und ordentlichen Wirths Anſpruch machen. Er wird ein übles Beiſpiel für Kinder und Dienſtboten, und ſetzt ſich dem Tadel jedes Verſtändigen aus.

Bei manchem ſchädlichen Gewächſe ſtellt ſich die Berechnung allerdings nicht ſo günſtig als ich ſie ſo eben aufſtellte, d. h. daß die Ausgabe für Tagelohn noch einen Ueberſchuß gewährt. Einige Unkräuter frißt das Vieh nicht und von andern kann das erwähnte Quantum nicht geliefert werden; allein gedeckt wird die Ausgabe immer durch Düngerbenutzung, Reinigung des Ackers u. ſ. w. und einige Gewächſe kauft der Apotheker. Manches Unkraut iſt ſchwer zu erkennen z. B. der Flieg- oder Flughafer im Sommer-

felde; es läßt ſich ihm aber beikommen im Braachfelde. Einige ſind nicht zu jäten, ſind aber aus dem Getreide zu leſen, wenn es auf dem Schwaden liegt.

Die meiſte Mühe machen unſtreitig die Wurzelunkräuter z. B. Diſtel, Lattich, Quecke u. ſ. w., allein auch hier wird Mühe belohnt durch die nachhaltige Verbeſſerung des Ackers. Die Ackerdiſtel (carduus arvensis) iſt ſelbſt in den Wurzeln eines der nahrhafteſten Gewächſe für das Vieh. Sie läßt ſich, wo die Wurzeln nicht zwiſchen Steinen liegen, auch füglich ausrotten mittels des ſogenannten Griffels (ſchmales ſpatenartiges Eiſen).

Der Acker darf im Frühjahre zwar nicht beſtellt werden, läßt ſich aber nach der Reinigung noch vor Johannis zu mehreren Fruchtarten beſtellen, und bei den Löchern braucht nur die Vorſicht und leichte Mühe geübt zu werden, daß der Ausgrabende die obere Erde wieder obenauf bringt. Daſſelbe gilt vom Lattich, beſonders dem gewöhnlichen Feinde auf Thon- und Lehmboden (Huflattich, tussilago farfara). Das Vieh frißt ihn zwiſchen Futter geſchnitten und an vielen Orten kauft ihn der Apotheker gleichfalls.

Das bloße Diſtelſtechen, was der Landmann gewöhnlich übt, deckt allerdings das Tagelohn als Fütterungsmittel, iſt aber verderblich für den Acker und kein Vertilungsmittel, ſondern ein Vervielfältigungsmittel der Diſtel. Der Keim, der einfach zum Vorſchein kam, treibt nicht allein gewöhnlich ſchon wieder in demſelben Jahre, ſondern keimt, gleichſam als wolle er ſich rächen, doppelt oder gar dreifach für das nächſte Jahr.

Bei der Diſtel, gleich dem Lattich, der Quecke, ferner der Winde (convolvulus), der campanula und ähnlichen Wurzelgewächſen, gilt es den Vertilgungskrieg in der Wurzel ſelbſt; bei den beiden erſten durch Spaten und Griffel, bei den letzten durch Ausleſen beim Pflügen oder Graben, oder mittels des Rechen.

Die Wurzeln, ſind ſie nicht verkäuflich, lohnen, gehörig verrottet, als vegetabiliſcher Dünger und gekocht als Nahrungsmittel für die Schweine.

2. Eben ſo häufig fehlt der Landmann in der Behandlung des Unkrautſamens. Wirft er ihn auch nicht geradezu auf den Miſt, ſo wirft er ihn nebenbei oder ſchafft ihn auf die Wieſen. Das Eine iſt ſo fehlerhaft als das Andere.

Im erſtern Falle ſcharrt ihn das Federvieh auseinander und unbekümmert gelangt ein großer Theil auf den Miſtwagen und wird dem Acker wieder zugeführt.

Eben ſo wenig taugt der Unſamen auf den Wieſen. Auch dieſe ſollen keine Beimiſchung fremdartiger Gewächſe haben. Gedeihen die Unkräuter auch hier nicht bis zum Beſamen, ſo rauben ſie den eigentlichen Wieſengräſern die Stelle, und gelangen ſie bis zum Samen, ſo werden ſie indirect wiederum dem Acker zugeführt, weil ein großer Theil von den grasfreſſenden Thieren nicht verdaut wird und keimfähig in dem Abgange wieder erſcheint. Der Landmann muß entweder zwei fortwährend abgetrennte Gruben oder Verſchläge haben, wohin er den Unſamen von Scheuer und Heuboden wirft, oder er muß den Samen ſieden.

Im erſten Falle nützt ein Theil dem Federvieh, und nach einigen Jahren läßt ſich die eine Abtheilung als Dünger benutzen, wenn ſie vorſichtshalber mit ungelöſchtem Kalk durchmiſcht und übergoſſen wird. Der ſo zubereitete Dünger iſt der kräftigſte Compoſt, der allen Gewächſen nützt. Im zweiten Falle wird Mühe und Feuerungsmaterial reichlich eingebracht.

Die Hitze bis zum Siedegrade zerſtört jede Keimkraft und die ganze Maſſe gibt einen Naßdünger, der erfahrungsmäßig (beſonders mit grauem Salze vermiſcht, auf jeden Eimer eine Hand voll) kräftiger wirkt als jede ſogenannte Jauche oder Lache.

3. Endlich fehlt der Landmann noch ſehr im Vertilgen des Unkrauts dadurch, daß er das Schaufeleiſen ſchont. Auf größern Wirthſchaften laſſen ſich Hand und Eiſen nicht anwenden, hier muß der Schaufel- oder Reihenpflug aushelfen. Allein in kleineren Wirthſchaften kann das Schaufeleiſen bei allen Reihepflanzungen nicht genug empfohlen werden, theils vor, theils nach den Auflaufen oder Pflanzen der Gewächſe.

Das Schaufeln hat nicht allein den Vortheil, daß es das Unkraut hinwegnimmt, ſondern dient auch zum Auflockern der Oberfläche, eine Operation, die zum Gedeihen der Pflanzen mehr beiträgt, als der gewöhnliche Landmann glaubt. Die Erde wird nicht allein zur Aufnahme von Feuchtigkeiten aus der Luft geeigneter, ſondern die Staude wird auch freier und vor Allem wird bei manchem Boden das ſchädliche Berſten oder Klaffen verhütet. Beſonders iſt beim Kartoffelbau — den der größte Theil des Land-

mannſ noch ſehr vernachläſſigt — das Schaufeln vor dem Auf- laufen der Kartoffel (das ſogenannte Ueberkopfſchaufeln) nicht genug zu empfehlen.

Nicht nur wird der erſte Keim der Unkräuter dadurch erſtickt, ſondern die Kartoffel bringt auch um ſo freier und raſcher ihr Haupt zum Tage. Wird mit dem Rechen (Harke) hinterher noch nachgeholfen, deſto beſſer, und ein bis zwei Mal hinterher muß auch zwiſchen den Reihen geſchaufelt werden. Beim Kohle, bei der Runkelrübe u. ſ. w. läßt ſich das ſogenannte Ueberkopfſchaufeln nicht anbringen. Ihnen gebührt aber auf jeden Fall mindeſtens das einmalige Reiheſchaufeln, wenn (wie bei dem Kohle) behackt oder behäufelt wird, und das zweimalige Schaufeln bei der Runkelrübe und ähnlichen Auspflanzungen.

Der Landmann wähne ja nicht, daß ſeine Mühe beim öfteren Schaufeln unbelohnt bleibe, oder die Ausgabe vergeblich ſein werde. Er verſuche nur auf einem und demſelben Acker das Thun und Unterlaſſen, und er wird ſich durch den Anblick der Früchte ſehr bald von dem Nutzen überzeugen. Will er nicht mit eigenen Augen ſehen, ſo frage er nur den Gärtner, der die Behandlung der Früchte mit dem Schaufeleiſen dem Dünger faſt gleich ſetzt, und unter Umſtänden ihr Wachsthum dadurch noch mehr befördert als er durch den kräftigſten Dünger zu erreichen im Stande iſt.

Reichen die gewöhnlichen Arme im Haushalte nicht aus, ſo darf auch hier das Tagelohn nicht geſcheut werden, an Arbeiter, die das Ausſchaufeln der Früchte verſtehn.

Ich füge noch hinzu, daß der Ertrag der Kartoffel durch gehörige Behandlung mit dem Schaufeleiſen erhöht wird und den Vorzug vor dem Behacken oder Behäufeln verdient. Wird die Kartoffel gehörig tief gelegt und gehörig geſchaufelt, ſo werden Feuchtigkeit und Regen gleichmäßiger vertheilt und die Früchte vor dem Ablaufen des Regens bewahrt, auch der Acker theilweiſe mehr vor dem ſchädlichen Berſten geſchützt, das die Kartoffel als Knollgewächs ſchlechterdings nicht verträgt.

Ueber die Krankheit der Kartoffeln. *)

Die Pflanzen ſcheinen, wie der Menſch, um ſo eher zur Krankheit disponirt (geeignet) zu werden, je näher ſie beiſammen wohnen und je mehr man darauf bedacht iſt ſie zu vermehren. So geſchieht es denn auch jetzt, faſt gerade hundert Jahre nachdem das nützliche Gewächs, die Kartoffel in ganz Teutſchland eingeführt worden, daß man von mehreren Theilen des Vaterlandes laute Klagen vernimmt über eine Krankheit der Kartoffelknollen, welche leztere mehr oder minder ungenießbar macht und das Ackererträgniß verkümmert. Es dürfte daher am rechten Orte ſein, wenn man auf dieſes Uebel zeitig genug aufmerkſam macht, und wenn durch eine gemeinſchaftliche Maaßregel demſelben von allen Seiten entgegen gearbeitet wird.

Schon in den Jahren 1780 bis 1782 wurde eine Krankheit an der Kartoffel in einem großen Theil von Deutſchland bemerkt, die ſogenannte Krauſe oder Kräuſelkrankheit. Damals litt vorzugsweiſe das Kraut unſerer Nutzpflanze, indem es theils in der Größe zurückblieb, theils verdorrte oder in unregelmäßiger Kräuſelung verkümmerte. Gegenwärtig leidet die Kartoffel an den Knollen, welche in eine verderbliche bald naſſe, bald trockene Fäulniß, den ſogenannten Fruchtkrebs übergehen. In Böhmen, Sachſen, beſonders im Erzgebirge, und im Schönburgiſchen, in Thüringen, im Anhaltiſchen, in der preußiſchen Provinz Sachſen, in Pommern, Mecklenburg und in der baier'ſchen Pfalz hat ſich die Krankheit ſo vielfach und in ſo großer Ausdehnung gezeigt, daß die Klagen der Landwirthe immer zahlreicher werden. Vermöge der eigenthümlichen Fortpflanzungsart dieſes Gewächſes durch Brutknollen geht die Krankheit von einem Jahrgang auf den andern über, und man muß die Befürchtung hegen, daß ſie, wenn nicht gründliche Mittel dagegen verordnet werden, ſich wie ein ſchleichendes Gift über ganz Teutſchland ausbreiten und das Gedeihen einer der nützlichſten Feldfrüchte ſehr gefährden werde.

Ueber das Weſen der Krankheit herrſchen verſchiedene Anſichten. Einige Botaniker und Landwirthe glauben: daß ſie in einer nach

*) Auszug aus der Augsb. Allgem. Zeitung Nr. 216. (1841). Uns ſcheint, daß dieſer Gegenſtand allenthalben Beachtung verdiene.

und nach durch gewiſſe ungünſtige Kulturverhältniſſe veranlaßten Grundmiſchung der Knollen und in einer damit gleich gehenden Erſchöpfung der Lebenskraft begründet ſei. Sie ſtützen ihre Anſicht auf die Betrachtung, daß die Landwirthe nicht ſorgfältig genug im Fruchtwechſel ſind, d. h. daß ſie die Kartoffel zu oft hinter einander in dieſelben Felder bauen, und nicht Getreidearten und Hülſenfrüchte dazwiſchen in der geeigneteſten Aufeinanderfolge kultiviren, um dem Boden diejenigen Elemente wieder zu geben, welche er durch einſeitige Benutzung auf eine und dieſelbe Fruchtart verloren hat. Andere glauben, daß man die Brutkartoffeln nicht oft genug gewechſelt habe, daß alſo die Krankheit gleichſam der allgemeine Ausdruck einer Raceverſchlechtung aus Mangel an Kreuzung ſei. Wieder Andere machen darauf aufmerkſam, daß man in manchen Gegenden, wo ſich die Krankheit zeigt, gewohnt ſei die Brutknollen zu zertheilen und die neuen Pflanzen aus den einzelnen Augen der zerſchnittenen Kartoffeln zu erziehen, welche leztere alſo in einem verlezten Zuſtande in den Boden gebracht würden, und um ſo eher den fäulnißerregenden Einflüſſen deſſelben ausgeſezt wären. Endlich gibt es Landwirthe, welche die Kartoffelpeſt von Maden, Würmern, Fliegen oder Käferlarven ableiten, welche die Pflanzen verwunden. So führt namentlich Albert den **Staphylinus rugosus, canitus, piceus** und eine unbenannte Fliege als die an dem Verderben der Frucht ſchuldigen Inſekten auf (S. Neue An. d. meklenb. landw. Geſ. I. Hft. 3. und 4.). Wo ſich einmal dieſer Fruchtkrebs eingeſtellt hat, da findet ſich auch meiſtens ein kleiner Schimmelpilz, der nicht wenig dazu beitragen mag, die Säftverderbniß zu vermehren.

Was immer aber die eigentliche Urſache dieſer Krankheit einer unſerer nützlichſten Nahrungsgewächſe ſein mag: ſie verdient die ernſteſte Aufmerkſamkeit der Landwirthe und der Regierungen. Zweierlei iſt dabei zu beachten: 1) daß ſie ſich nicht über Gegenden ausbreite, welche wie z. B. Baiern noch nicht von ihr angefallen ſind; 2) daß ſie da, wo ihre Verheerungen ſich eingeſtellt haben, zweckmäßig verfolgt und wieder ausgerottet werde. Die Krankheit iſt von der Art, daß, wenn ſie ſich einmal in Teutſchland überall feſtgeſezt hat, ihre gänzliche Ausrottung großen Schwierigkeiten unterliegen dürfte, weil ihre Träger nicht das Kraut, ſondern der perennirende Antheil des Gewächſes, die Knol-

len ſelbſt iſt. Es iſt alſo nöthig der Grundſache dieſes Uebels nachzuſpüren und Mittel ausfindig zu machen, um demſelben entgegenwirken zu können; es könnte ſonſt geſchehen, daß der Fruchtkrebs ſich eben ſo feſtſezte, wie der Brand, der Roſt und das Mutterkorn im Getreide — Krankheiten, die jezt jährlich ſo große Quantitäten von Körnern verderben, daß man es einen reichen Segen für die Landwirthſchaft nennen müßte, wenn man ſie mit Stumpf und Stiel ausrotten könnte. Um nun die Verbreitung des Kartoffelkrebſes zu hindern, wäre es nöthig, daß die Fluren, welche angeſteckt ſind, genau aufgenommen würden, und daß man Anſtalten treffe, gar keine Kartoffel von ſolchen Fluren mehr anzubauen, ſondern die Felder möglichſt lange Zeit hindurch mit andern Früchten, mit Hafer, Korn, Heidekorn, Kohl, Rüben u. ſ. w. zu beſtellen, bis Saatkartoffeln aus ganz andern Gegenden herbeigebracht werden. Deßhalb wäre es zweckmäßig, in der Nähe von angeſteckten, aber auf noch reinen Fluren Kartoffeln im Großen aus Samen zu erziehen, und die dadurch gewonnene Brutknollen auf den erkrankten Acker zu bringen. Bei einem gewiſſen Grade Indolenz (träger Gleichgültigkeit) des Bauernſtandes unterliegt eine ſolche Einrichtung großen Schwierigkeiten; ſie würde aber die ſicherſte Bürgſchaft gewähren, daß dem Uebel noch von Grund aus geſteuert würde. Es könnte zu dieſem Behufe nicht anders als ſehr vortheilhaft ſein, wenn man in die dem Meere näher gelegenen deutſchen Kartoffelländer große Quantitäten von Saatkartoffeln aus England, Schottland, und, wofern es thunlich wäre, auch aus Amerika einführte.

Unmittelbar auf die Ausrottung des Uebels in den angeſteckten Gegenden wird, außer der bereits erwähnten Maaßregel, den Kartoffelbau daſelbſt möglichſt lange durch andere Kulturarten zu erſetzen — durch ſpecielle und keiner ganz allgemeinen Regel unterworfene Behandlungsweiſen gewirkt werden können. Hierher gehört: möglichſt eingreifende Veränderung des Bodens durch beſondere den Ortsverhältniſſen angemeſſene Düngungsarten hier mit Gyps, dort mit Torfaſche, thieriſchem Dünger u. ſ. w. Dieß muß natürlich der Einſicht des Landwirths überlaſſen bleiben. Vor allem iſt dahin zu ſehen, daß die kranke Kartoffel, die jedenfalls ihrem Boden ſchon gewiſſe kranke Elemente mitgetheilt haben mag, nicht von neuem in den Acker gebracht werde.

Man glaube ja nicht, daß die hier geäußerten Befürchtungen übertrieben, die gegebenen Rathſchläge noch nicht an der Zeit ſeien. Es wäre allerdings möglich, daß der Fruchtkrebs der Kartoffel eine vorübergehende Krankheit wäre; es iſt aber viel wahrſcheinlicher, daß er ſich ſtändig erhalten wird, wenn er einmal durch alle deutſchen Gauen, die in ſo vielfacher Berührung mit einander ſind, ſich verwurzelt hat. Man denke an die unberechenbaren Nachtheile, welche zur Zeit der Kultur des Leins und der Futterkräuter in mehreren Gegenden durch die paraſitiſche- oder Schmarotzer-Pflanze, den Ervenwörger (Orobanche,) oder dem Safranbaue durch den Safranpilz beigebracht werden. Hätte man die bösartige Einwirkung dieſer Pflanzen früher gekannt und gewürdigt, ſo wäre großem Unheil vorgebaut worden.

Insbeſondere wäre es aber auch zu wünſchen, daß deutſche Rheder (Schiffsherren), welche Schiffe nach Chile (Süd-Amerika) ſenden, wo bekanntlich die ächte Kartoffel am Meeresufer wild wächst, durch ihre Kapitaine Samen und Brutknollen von der dortigen Sorte in größern Quantitäten nach Deutſchland zu bringen ſuchten. Man entſchließe ſich zu dem ſo wenig ſchwierigen Verſuche, uns wiederum mit der Urſorte jener wohlthätigen Nahrungspflanze zu verſorgen. Die Geſchichte bewahrt dankbar den Namen Johann Hawkins, der die Kartoffel zuerſt (1565) von Santa-Fè in Neuſpanien auf ſein Sklavenſchiff und ſodann nach Südeuropa gebracht hat, von Walter Raleigh, der (1584) aus Virginien nach England ſchiffte, von Anton Seignoret, einem Waldenſer Koloniſten, der ſie (1710) nach Nürnberg und ins Württembergiſche eingeführt, vom Regierungskanzler Piſtoriai, der ſie 1725 in der Oberpfalz, und vom Miniſter Grafen v. Schlaberndorf, der ſie 1783 ins Magdeburgiſche und 10 Jahre ſpäter nach Schleſien gebracht hat. Eben ſo dankbar wird ſie die Namen der patriotiſch-geſinnten Schiffskapitaine und Schiffsherren verzeichnen, welche die wohlthätige Pflanze durch neue, geſunde Sorten von jenſeits des Weltmeeres in Deutſchland zu verjüngen ſuchen.

Ueber die Anzucht der Weißtanne.

Von allen teutſchen Waldbäumen iſt wohl keiner verhältnißmäßig weniger beachtet und, wie er es verdient, gewürdigt wor-

den, als die Weißtanne, ob ſie gleich für gewiſſe Zwecke allen andern einheimiſchen Nadelhölzern weit vorgeht. Selbſt Schulze ſagt in ſeinem gewiß ſehr verdienſtlichen Werke über die Walderziehung S. 256: „Ob der Anbau der Weißtanne für das teutſche Klima überall paſſend und hier mit mehr Vortheil verknüpft iſt, als die Erziehung der Fichte, Kiefer und Lerche, iſt eine Frage, welche der Verfaſſer geradezu mit nein beantworten zu dürfen glaubt.“ Zum Theil mag dieſe Gleichgültigkeit gegen eine ſo vorzügliche Holzgattung daher rühren, daß ſie weniger in Teutſchland verbreitet, vorzüglich nur auf dem Schwarzwald und dem Thüringer-Wald in großen Maſſen anzutreffen, daher weniger bekannt iſt, daß ſodann da, wo nur Brennholz und ſchwächeres Bauholz erzogen werden ſoll, die Fichte wirklich einige Vorzüge gewährt, und daß endlich die Nachzucht der Weißtanne beſondere Schwierigkeiten zeigte.

Die Fichte iſt durch Saat und Pflanzung faſt unter allen Verhältniſſen leicht anzubringen, wächst in ihren erſten Lebensjahren ſchneller, als die Weißtanne, hat ein in der Regel ſchwereres und wegen des Harzes etwas beſſeres Brennholz und gewährt durch eine geregelte Harznutzung nicht unbedeutende Vortheile. Wenn aber gleich die Weißtanne in den erſten 40 Jahren gegen die Fichte im Wachsthum etwas zurückbleibt, ſo erſetzt ſie ſolches in der Folge reichlich. Im 130ſten Jahre und noch ſpäter wächst ſie am ſtärkſten zu, ſie erreicht, ohne faul zu werden, ein viel höheres Alter und eignet ſich ſchon deßhalb mehr zur Anzucht ſtarker Hölzer, als die Fichte, empfiehlt ſich aber dazu noch insbeſondere durch ihren feſten Stand, der es zuläßt, daß ſtarke Weißtannenſtämme einzeln in jüngeren Beſtänden erzogen werden können. Hiezu kommt, daß ſie Inſektenangriffen weit weniger unterworfen iſt, als die Fichte. Was ſie aber vorzüglich auszeichnet, iſt ihr hoher Wuchs und ihre beinahe bis zum Wipfel gleichförmig anhaltende Stärke oder ihre Vollhölzigkeit, — Eigenſchaften, die ſie für Gegenden, die Langholz- und Floßholzhandel treiben, wie ein großer Theil des Schwarzwaldes, unſchätzbar machen.

Je mehr eben deßwegen an der Erhaltung der Weißtannenbeſtände gelegen ſein muß, deſto bedauerlicher war die Wahrnehmung ihrer Verdrängung durch die Fichte und der Unzulänglichkeit der für ihre Anzucht gegebenen Vorſchriften. Die älteren Schriften über Holzzucht fertigen dieſen Gegenſtand gewöhnlich damit kurz ab, daß

ſie ſagten: die Weißtanne wird behandelt wie die Buche. Dieſe ſollte in Dunkelſchlägen erzogen werden, auf welchen die äußerſten Zweigen der Samenſtämme ſich berühren und über die ganze Schlagfläche einen leichten Schatten verbreiten ſollten. Man glaube von beiden Holzgattungen, das Licht ſei den jungen Pflanzen verderblich und es könnten Auslichtungen der Schläge erſt bei gehöriger Erſtarkung der jungen Pflanzen ohne Nachtheile eintreten.

Sobald daher das Nachtheilige der Fimmelwirthſchaft *) und das Unpaſſende derſelben für die Saatsforſtwirthſchaft in Würtemberg eingeſehen wurde, war man eifrig bemüht, die Erziehung junger Weißtannenbeſtände dieſem gemäß einzurichten. Aufs Sorgfältigſte wurden Weißtannendunkelſchläge ausgezeichnet. An Anflug fehlte es um ſo weniger, da zu andern vorzüglichen Eigenſchaften der Tanne noch die hinzukommt, daß ſie faſt alle Jahre guten Samen trägt. Aber die ſchöne Hoffnung des fortgehenden Gedeihens der erſchienenen jungen Pflanzen wurde nicht erfüllt. Wenn man nach längerer Zeit wieder kam, ſo fand man in der Regel nur 1 bis 3 jährige geſunde Pflänzchen, der frühere Anflug war verſchwunden oder, wenn noch etwas übrig war, kränklich. Ueber den Grund dieſer Erſcheinung täuſchte man ſich lange. Bald ſollten die Pflanzen durch Froſt, bald durch Wild, das ſie vorzugsweiſe aufſucht, zu Grunde gerichtet, bald durch den Reſt von Licht, der noch gegeben war, getödtet worden ſein ꝛc. Es iſt wirklich merkwürdig, wie ſchwer man dazu kommt, von Vorſchriften abzugehen, die von ſonſt erprobten Männern gegeben wurden. Man hätte ſich bald überzeugen können, daß ein dunkler Stand dem Fortkommen der Tannenpflanzen nicht zuſage; daß ſie nur, ſo lang ſie vom ſtarken Samenkorn her ein gewiſſes Maaß von Lebenskraft in ſich trugen, gediehen, ſpäterhin der Einwirkung der äußern widrigen Einflüſſe nicht widerſtehen konnten.

Man fing nun hie und da an zu glauben, daß ſich die Weißtanne nur durch Fimmelwirthſchaft mit Sicherheit erhalten und erziehen laſſe. Daß dieß glücklicher Weiſe nicht nothwendig iſt, wird ſich aus Nachfolgendem ergeben. Beobachtet man die Umſtände,

---

*) Fimmeln: einzelne Pflanzen ausziehen, wie z. B. bei dem Hanf.

unter welchen die Natur geſunden Weißtannenanwachs von ſelbſt bildet, genauer, ſo findet man, daß dieß in größeren Beſtänden auf Plätzen geſchieht, die von der Seite geſchützt, ſonſt aber nicht überſchirmt und daher in erwachſenem Holz wenigſtens ¼ Morgen oder beiläufig 100 Quadratruthen groß ſind. Man findet häufig, wenn es ſonſt überall fehlt, Klingen, Gräben und breitere Wege, vorzüglich wenn ſie die Richtung von Südoſt nach Nordweſt haben, zu beiden Seiten mit dem ſchönſten Anwachs beſetzt; nicht ſelten genügen Böſchungen der Hohlwege, tiefe Wagenleiſe und einzelne Steine, Felſen ꝛc., die die junge Pflanze von der Seite beſchützen können. Merkwürdig iſt, daß gewöhnlich ſelbſt bei einem etwas lichteren Stand ſtarker Beſamungsſtämme Anwachs, nicht Anflug, fehlt, der dagegen auf freieren Plätzen unter einzelnen Büſchen ſchön vegetirend gefunden wird.

Aus allen dieſen Wahrnehmungen geht als Regel hervor, daß die Weißtanne die Ueberſchirmung durch hohe und waldreiche Stämme nicht erträgt, dagegen den Einfluß des Himmelslichts und der freien Atmoſphäre genießen und gegen Stürme, Kälte und allzuſtarkes Sonnenlicht von der Seite geſchützt ſein will. Dieſen Bedingungen kann außer der Fimmlung auf verſchiedene Weiſe entſprochen werden:

1) durch mäßig dunkles Anhauen der Weißtannenbeſtände und alsbaldiges fortgeſetztes Auslichten der beſamten und anwachſenden Schläge, vorzüglich aber auch

2) durch die Anlage ſchmaler von Südoſt nach Nordweſt gerichteter, durch Zwiſchenſtreifen übergehaltenen Holzes getrennter Lichtſchläge, durch den ſogenannten Couliſſenhieb.

Damit die Beſamung durch den etwas ſchweren Samen zuverläßig erfolge und den jungen Pflanzen der Schutz nicht fehle, dürften die Schläge in langem Holze keine größere Breite, als etwa 30—35 Fuß erhalten. Für die überzuhaltenden Beſamungsſtreifen genügt bei der Stabilität der Tanne eine Breite von 15—25 Fuß, wobei auch innerhalb dieſer Streifen Beſamung erfolgen und ein Anwachs ſich erhalten kann. Wenn auch hierin nach Oertlichkeit Modifikationen räthlich ſein dürften, ſo wird doch mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit anzunehmen ſein, daß die Aus-

lichtung der übergehaltenen Beſamungsſtreifen etwa nach 5 Jahren beginnen und nach 10—12 Jahren beendigt ſein könne. *)

Dem Vorgetragenen wird es entſprechen, wenn auf den Schlägen alles jüngere Holz, ſelbſt das unwüchſige, bis zum erfolgten Anwachs der jungen Pflanzen ſtehen bleibt. Kleine Blößen und anwachsleere Stellen können nach erfolgter Schlagräumung gar wohl, auch bei ziemlich freiem Stande, durch Saat oder durch Pflanzung ausgebeſſert werden, weil auch bei mäßigem Seitenſchutz Weißtannenſaaten gedeihen. Hierin kann aber auch ohne Bedenken durch Fichten nachgeholfen werden, indem ſich in der Folge, wenn es für nöthig erachtet wird, mittelſt der Durchforſtung ein reiner Beſtand herſtellen läßt. Die Anzucht und Erhaltung von Weißtannenwäldern durch Pflanzung auf dem Schwarzwald bewirken zu wollen, wird ſich Niemand einfallen laſſen, der die Hinderniſſe kennt, die ein mit Felſen und Trümmern des rothen (bunten) Sandſteins bedeckter Boden entgegenſtellt.

Sehr viel des über die Anzucht der Tanne und über die baldige Lichtung beſamter Beſtände Geſagten kann auf die Buche übergetragen werden. Es iſt Erfahrungsſache, daß auch ſie bei zu ſtarker Beſchattung wieder ausgeht und daß in Württemberg wegen verſäumter Nachhiebe ein bedeutender Theil des von der Beſamung im Jahre 1823 erfolgten Buchenanwachſes wieder verloren gegangen iſt. (Riecke's Wochenblatt f. L. u. H.)

Regeln für die Verwerthung der Landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe **).

1) Die verkäuflichen Vorräthe ſollen nie zu lange aufbewahrt, ſondern immer bei der nächſten ſich darbietenden Gelegenheit abgeſetzt werden. Einerſeits wird dadurch das mit der längern Aufbewahrung verbundene Riſiko, der Schwand (Abgang) und der auf die Bearbeitung und Sicherung der Vorräthe ſich ergebende

*) Wo es wünſchenswerth iſt, einzelne vorzüglich ſtarke Hölzer zu erziehen, kann es gar keinen Anſtand haben, jüngere langſchäftige Stämme in mäßiger Anzahl überzuhalten. Man ſieht häufig einzelne Stämme, die den heftigſten Stürmen Jahrhunderte getrotzt haben.

**) Aus „Veit's Lehrbuch der Landwirthſchaft zum Gebrauch in Landwirthſchaft- und Gewerbsſchulen und zum Selbſtunterricht. Augsb. 1841.

Koſtenaufwand vermieden, und andererſeits kann der früher einge- hende Erlös gleich wieder nutzbringend verwendet werden. Dieſe Vortheile überwiegen im Durchſchnitt der Jahre bei weitem den höhern Gewinn, der in einzelnen Fällen durch längeres Hinhalten der Vorräthe auch manchmal erreicht wird.

Nur ſolche Erzeugniſſe, deren Qualität ſich mit dem Alter verbeſſert und deren Mißrathen öfter wiederkehrt, wie Leinſamen, Flachs, Hanf ꝛc. ꝛc., werden mit Vortheil aufbewahrt, wenn gerade die Preiſe nieder ſtehen. Dagegen darf die beſte Verkaufszeit jener Erzeugniſſe, deren Gebrauchswerth mit dem Alter abnimmt, nicht verſäumt werden, wie jene des Hopfens und Kleeſamens; die Gerſte und Hülſenfrüchte ꝛc. ꝛc.

2) Man verkaufe wo möglich zu Hauſe. Bei den Marktfahrten berechnen ſich die Weg-, Brücken- und Pflaſterzollgebühren und andern Marktkoſten, Zeitverſäumniß des Geſpanns u. ſ. w. ſo hoch, daß dieſe Koſten leicht den höher erlösten Preis überſteigen.

3) Die Verkäufe ſollen nur gegen gleich baare oder doch geſicherte Zahlung abgeſchloſſen werden, um darauf Rechnung machen zu können. Säumige Zahler bieten gewöhnlich höhere Preiſe, laſſen aber dafür den Verkäufer lange über den Zahlungs- termin warten.

Schuldenklagen bei Gericht ſind auf jede mögliche Weiſe zu vermeiden, weil ſich ſolche Prozeſſe gewöhnlich ſo weit hinausziehen bis der Reſtant wirklich zahlungsunfähig wird, oder Nachläſſe bewirkt ſind, und der Verkäufer zu ſeinen Verluſten noch baare Auslagen gemacht hat.

4) Man ſuche für ſeine Erzeugniſſe beſtimmte zahlungsfähige Käufer zu gewinnen, die in jedem Jahre die verkäuflichen Vorräthe abnehmen. Denn es liegt ungemein viel daran, zu wiſſen wohin die Vorräthe ſchnell abgeſetzt werden können, wenn man ſie ver- werthen möchte oder losſchlagen muß.

5) Einer der wichtigſten Gegenſtände bei der Verwerthung der Erzeugniſſe iſt die Preisbeſtimmung. Ueberſpannte Forderungen ſchrecken die Käufer zurück und verrathen Unkenntniß. Und nichts wirkt nachtheiliger auf die Verkaufshandlung, als ſpätere auffallende Abſpannung der Preiſe, weil darin das offenbare Geſtändniß liegt, daß man die erſte Forderung übertrieben habe, und weil durch die

daraus folgenden Zögerungen gar oft der beſte Verkaufsmoment verſäumt wird.

6) Am nachtheiligſten ſind die ſogenannten Nothverkäufe, wobei man ſich die Preiſe gefallen laſſen muß, die der prompt zahlende Käufer macht. Wer um jeden Preis zu verkaufen gezwungen iſt, kann in der Regel auch nicht zur rechten Zeit die Bedürfniſſe einkaufen und muß dafür gewöhnlich die höchſten Preiſe bezahlen, weil er vielmehr darauf ſehen muß, daß er die Forderung hiefür nicht gleich berichtigen darf, als gute Waare um möglichſt billigen Preis zu erhalten.

7) Alle zum Verkauf beſtimmten Produkte ſuche man in der beſten Qualität zu erzeugen, zu bewahren und auf den Markt zu bringen, um dadurch den guten Ruf der Wirthſchaft und ſichern Abſatz mit den höchſten Preiſen zu begründen.

8) Im Handel vermeide man Uebervortheilungen. Ein redlich erworbener, dauernder, geringer Profit iſt im Durchſchnitt der Jahre ungleich größer, als ein momentaner höherer — durch Trugſchein der Marktwaare bewirkt.

9) Das einmal gegebene Wort zu halten und die Kaufsbedingungen gewiſſenhaft zu erfüllen, ſei dem Verkäufer heilige Pflicht. Dadurch wächst der Kredit, werden Kaufsabſchlüſſe erleichtert und zahlungsfähige Käufer am ſicherſten angezogen.

10) Bei den Verkaufsabſchlüſſen wird gewöhnlich vom Käufer dem Verkäufer ein ſogenanntes Darangeld oder Bindgeld (Daraufgeld) gegeben, als Zeichen der Richtigkeit des Kaufkontrakts und damit der Verkäufer eine Entſchädigung habe, wenn der Käufer den gekauften Gegenſtand aus Reue nicht abholen ſollte. Darum ſoll allezeit das Haftgeld als Reuegeld ſo groß ſein, daß dem Verkäufer aus dem Bruch des Kontraktes kein Nachtheil zugehe.

11) Der Verkäufer knüpfe wo möglich an jede Verkaufshandlung die Bedingung, daß der verkaufte Gegenſtand in der kürzeſten Zeit nach dem Kaufsabſchluß vom Käufer abgeholt werde, oder doch wenigſtens die Haftung hiefür auf den Verkäufer übergehe. Namentlich laſſen die Käufer das zehrende Vieh gewöhnlich zu lange auf Rechnung des Verkäufers ſtehen.

12) Muß auch der Verkäufer vorſichtig ſein, daß nie der Käufer von den verkauften Gegenſtänden in zeitweiſen Transporten mehr erhalte, als bezahlt iſt.

13) Ueber Verkäufe von Wichtigkeit und hohem Werth und mit verſchiedenen Bedingungen, werden ſchriftliche Kontrakte abgefaßt.

14) Ueber die Art des Meſſens und Wägens der verkauften Gegenſtände muß genaue Beſtimmung und Uebereinkunft getroffen werden. Die Körnerfrüchte werden im geſtrichenen und die Wurzeln- und Knollen-Früchte in gehäuftem Maaß gemeſſen.

Das Aufmaaß bei Körnerfrüchten, das Klobengewicht bei Käſen, Wolle, Hopfen, die Dreingabe mehrerer Stücke in den Kauf bei Schafen ꝛc ꝛc. ſuche man zu vermeiden oder bringe ſie in Anſchlag, wo ſie gebräuchlich ſind. Oft werden dieſe Uebermaaße und Uebergewichte erſt nach Kaufsabſchluß gefordert, wodurch der Unkundige Verkäufer benachtheiligt wird.

15) Uebrigens ſollen alle Bedingungen klar und unzweideutig geſtellt, die Zahlung geſichert und alle Vorſichtsmaaßregeln angewendet werden, einerſeits keine Zahlungsreſte anwachſen zu laſſen und anderſeits Klagen vor Gericht zu vermeiden.

Vermiſchtes land- und hauswirthſchaftliches.

Die Klauenſeuche. Bei der dermaligen naſſen Witterung ſteht zu vermuthen, daß die Klauenſeuche ſich an manchen Orten zeigen werde, beſonders wo nicht Vorſicht beim Hüten beobachtet worden iſt. Deßhalb iſt auf folgendes Mittel aufmerkſam zu machen, durch welches das Vieh in einer Wirthſchaft verſchont blieb, in deren Nähe die Seuche ausgebrochen war, ja wo es ſogar nicht vermieden werden konnte, das Vieh, um das Feld zu beſtellen, auf dem Wege gehen zu laſſen, den kurz vorher das mit der Seuche behaftete Vieh betreten hatte.

Man löſe 2 Loth Chlorkalk in eine Maß Waſſer auf, reinige damit die Klauen des Viehes und gebe ihm wöchentlich zweimal eine Salzlecke.

Sollte jedoch die Seuche an dem Vieh ſich zeigen, ſo möchte das Innere des Maules auch mit dem angegebenen Mittel zu reinigen ſein. Dabei iſt Vorſicht zu beobachten, weil das Mittel auch ſchädliche Stoffe für die Geſundheit der Menſchen enthält; daher es aus dem Bereiche der Kinder und Unerwachſenen zu ſtellen, und überhaupt die, in deren Hände es kommen kann, dar-

auf aufmerkſam zu machen ſind. Auch iſt zu bemerken, daß dem Vieh trocken eingeſtreut werden und die Jauche aus dem Stalle täglich hinausgeſchafft werden muß. (A. A.)

Ueber die Wirkung des Futters auf die Milch der Kühe. — Darüber finden unter den praktiſchen Landwirthen ſehr abweichende Meinungen ſtatt. Auch fehlen dazu die chemiſchen Unterſuchungen nicht, es iſt dabei faſt immer nur auf die Quantität, nicht zugleich aber auf die Qualität der Milch gemerkt worden. Man muß es daher dankbar anerkennen, daß die Herren Bouſſingault und Lebel einen beſſern Weg einſchlugen. Zu dieſem Verſuche ſtellten ſie ein ganzes Jahr lang acht Kühe auf, welche abwechſelnd untereinander mit verſchiedenem Futter ernährt wurden.

Dieſe Unterſuchungen haben beſonders dadurch ihren praktiſch-wiſſenſchaftlichen Werth erhalten, daß die Beſtandtheile der Milch genau berückſichtigt wurden.

Es ergab ſich daraus:

1) daß der Käſegehalt der Milch zu allen Zeiten und bei jedem Futter ſich faſt völlig gleich blieb;

2) daß bei reichlicher Ernährung mit nahrhaftem Futter der Buttergehalt der Milch ſich ziemlich gleich blieb, daß jedoch grüner Klee und Heu die meiſte Butter lieferte, daß der Buttergehalt aber mit Abnahme der Milch, von Zeit der Entfernung des Kalbes nicht zunahm, dagegen aber

3) der Gehalt der Milch an Milchzucker mit der natürlichen Abnahme der Milch immer mehr ſtieg, und endlich ſogar den Buttergehalt faſt um das Doppelte übertraf;

4) die in der Milch enthaltene Salze kamen ſtets nur in geringer Menge vor;

5) der Waſſergehalt der Milch war bei allen verwendeten Futterarten ziemlich derſelbe.

Endlich iſt jedoch zu bemerken, daß bei verſchiedenen Kühen und Racen ein großer Unterſchied bemerkbar iſt, ſo daß man beim Ankauf gar ſehr darauf Rückſicht zu nehmen hat und dabei der Milchmeſſer als unentbehrlich betrachtet werden muß.

(P. A.)

Ueber den Seidenbau. — In dem Elberfelder Kreisblatt war unlängſt ein von Hrn. J. Rubens, dem Direktor des Seidenbaues für den Kreis Solingen, verfaßter Artikel enthalten, in welchem nicht nur intereſſante Beobachtungen über dieſen wichtigen Zweig der Kultur niedergelegt, ſondern auch mehrere Einwendungen und Vorurtheile widerlegt waren. Der Raum verſtattet uns die Mittheilung des Artikels nicht, jedoch glauben wir demſelben, um zur Seidenzucht aufzumuntern, Nachſtehendes entnehmen zu müſſen: „Die Wichtigkeit und der Nutzen des Seidenbaues auch für unſere geſegnete Rheinlande kann nicht zweifelhaft bleiben, wenn man erwägt, daß

1) die in Deutſchland eingeführte Seide einen Werth von 18 Millionen Thlr. beträgt;

2) durch den Ertrag der Maulbeerbäume der Grundbeſitzer eine bedeutende Einnahme ſich verſchaffen kann;

3) der leichtere und geringere Boden dadurch bedeutenden Werth erhält;

4) Die Kulturkoſten ſehr gering ſind, indem der Maulbeerbaum ein hohes Alter (meiſt 100 Jahre) erreicht;

5) manchen Klaſſen der Landbewohner, als Lehrer, Förſter, kleine Bauern, Witwen ꝛc. ꝛc., durch die Zucht der Seidenraupen ein für ſie bedeutender, ſehr wünſchenswerther Nebenerwerb zufließen könnte;

6) die Seidenzucht faſt gar kein Betriebskapital erfordert;

7) im Vergleich mit den Auslagen und der verwendeten Zeit (die ganze Arbeit dauert nur 5 bis 6 Wochen) ein ſehr bedeutender Gewinn erlangt wird;

8) ſie weniger Unfällen ausgeſetzt iſt als andere ländliche Erwerbszweige;

9) die Seidenzucht in eine Zeit fällt, wo die wenigſten Feldarbeiten ſind, nämlich vom 20. Mai bis Ende Juni.

Möge auch dieſer Zweig der Kultur in unſerm ſchönen Rheinpreußen bald fröhlich grünen, blühen und zum Wohle des Landes reichliche Früchte bringen! Viele tauſende Menſchen würden dadurch der Armuth entriſſen, zur nützlichen Beſchäftigung angeleitet und zum Wohle des Landes beitragen können. (B. l. Z.)

Ueber die Durchwinterung und die Wohnungen der Bienen. Herr Lindſtädt in Schönhauſen berichtet in der Potsdamer Monatsſchrift vom J. 1839 S. 130, daß die Bienenwohnungen bei der Lüftungsbienenzucht beſonders nach Oſten gerichtet ſein muß und den Vorzug hat. Zweckmäßig iſt aber jedenfalls, Dach, Hinterwand und Mittagsgibel mit ſtarkem Lehmantrag zu verſehen, damit die Sonnenhitze nicht ſo ſehr in das Innere der Bienenwohnungen durchwärmen kann. Ein Ziegeldach iſt ganz unzweckmäßig, wenn dasſelbe unterhalb nicht mit Lehm gewunden und angetragen iſt. Ein Strohdach dürfte wohl am zweckmäßigſten ſein.

Bei der Durchwinterung der Bienenſtöcke, fährt er fort, habe ich gefunden, daß Schutz gegen ſtarke Kälte der Bienen nur vortheilhaft iſt; ſie verzehren weniger Honig und es gehen nicht ſo viel Bienen verloren. Meine Bienenwohnung gewährt den Bienen viel Schutz; die innern Wände und das Ziegeldach ſind mit Lehm berappt oder übertragen. Meine Stöcke hatte ich ſowohl im vorigen als dieſen Winter mit Heu umwunden und die leeren untern Räume der Stöcke mit trocknem Heu oder Stroh ausgeſtopft. Verſuchsweiſe ließ ich dieſen Winter 2 Stöcke uneingewikelt ſtehn. Unter dieſen lagen die todten Bienen in großer Menge, faſt ein Zoll hoch; unter den eingewundenen lagen ſie nur einzeln. Aufgezehrt haben die Bienen in dieſem Winter 5 bis 8 Pfd., je nach dem ein Stock Volk hatte. Die uneingewikelt gebliebenen haben zwar nicht bedeutend mehr verzehrt, das lag aber an der bedeutenden Verminderung des Volkes. (P. A.)

Maſtung des Rindviehs. — Die Maſtung geht am beſten von ſtatten, wenn man dem Vieh die Luſt zum Freſſen erhält und ihm nicht viel auf einmal, aber deſto öfter zur ordentlichen beſtimmten Zeit und nur gutes, nahrhaftes Futter gibt.

Man halte das Maſtvieh reinlich, putze und waſche es oft. Der Stall darf nicht zu warm und nicht zu kalt ſein und muß öfters friſch gelüftet werden. Damit das Vieh immer Luſt zum Freſſen behalte, verbeſſere man das Futter von Tag zu Tag und bereite es ſo zu, daß man die Hülſenfrüchte einweicht, oder noch beſſer, ſchrotet, ſonſt blähen ſie und nehmen die Luſt zum Freſſen; Salz muß täglich gegeben werden. Man tränke das Vieh ſo oft

als möglich und ſalze das Waſſer, welches aber nicht kalt ſein darf. Trockenes Futter mäſtet weit beſſer, als grünes. Gelbe Rüben und Brenneſſeln, ganz klein gehackt, mit geſchrotenen Erbſen oder Wicken, welche vorher eingeweicht worden und mit gutem Häckſel gemiſcht, darauf etwas fein pulveriſirtes Spiesglanz geſtreut, und alle drei Stunden dem Vieh gegeben, mäſtet ſehr ſchnell und macht ungewöhnlich fett; dazu gebe man viel Mehltränke.

(L. D. Z.)

Mittel gegen die Lungenſeuche des Rindviehes. — Als ſolches emfiehlt Hr. Dr. Bartels in Helmſtädt das Kochſalz. Er ſagt: Unter allen Sicherungsmitteln gegen die Lungenſeuche, ſowie man einen faulen Geruch der Darmexcremente bemerkt, iſt öfteres Kochſalz geben das beſte. Man löſe das Salz auf und gebe es zum Saufwaſſer, darf daſſelbe jedoch nicht zu ſalzig machen weil es ſonſt die Thiere nicht ſaufen. Vier Loth zu einem Eimer voll Waſſer ſind genügend. Drei Tage hintereinander reiche man dieſes Saufwaſſer und ſetze dann acht Tage aus, worauf man bei gleicher Beſchaffenheit der Darmexcremente das Verfahren wiederholt. — Das Geld für ſonſtige Verwahrungs-Kuren ſpare man ſo lange bis wirklich Krankheiten ſich zeigen, achte auf die Güte des Futters und die zweckmäßige Fütterungsmethode bei dem Rindviehe, die hauptſächlich darin beſteht, eine gehörige Trennung zwiſchen Käufutter und Tränken anzuordnen. Dann aber ſowie ſich Krankheit eines Thieres zeigt, ſuche man vernünftige Hülfe.

(B. l. Z.)

Wider die Bräune beim Vieh. — Die Bräune iſt eine Entzündung der Halsdrüſen, die endlich eine Erſtickung droht. Der Athem wird dem Vieh beſchwerlich, der Hals ſchwillt und der Mund bläst Hitze aus. Man laſſe dem Thier eine Ader öffnen und waſche ihm hernach den Rachen mit warmem verdünntem Eſſig aus, worin etwas Salpeter aufgelöſt iſt. Das Getränk iſt lau und das Futter trocken zu geben; äußerlich ſchlage man warme wollene Lappen um den Hals.

(F. N.)

Vortheilhafte Benutzung der Kartoffeln zur Mehlbereitung. — Das Verfahren, die Kartoffeln auf die leichteſte

und wohlfeilſte Weiſe in blendend weißes zu vielen Speiſen anwendbares Mehl zu verwandeln, gründet ſich auf Verſuche, welche auf Veranlaſſung des Gewerbvereins in Gieſen in dem chemiſchen Laboratorium des Hrn. Prof. J. Liebig angeſtellt worden ſind. Die Kartoffeln werden zu dieſem Zwecke in zwei bis drei Linien dicke Scheiben zerſchnitten und in einem hölzernen Gefäße mit Waſſer übergoſſen, dem man 2 bis 3 Procente (auf 100 Schoppen 2 bis 3 Pfd.) concentrirte Schwefelſäure zugeſetzt hat. Man läßt ſie in dieſer Flüſſigkeit 24 bis 36 Stunden ſtehen, zieht alsdann das Waſſer ab und gießt reines auf, was man zur Entfernung der Säure noch einmal erneuert. Die ausgewaſchenen Kartoffeln werden alsdann auf Horden oder Brettern an der Luft getrocknet. Die ausgelaugten Scheiben bleiben blendend weiß, ſie laſſen ſich zu einem feinen Mehl mahlen, was in vielen Fällen das gewöhnliche Mehl erſetzen kann. Das Trocknen der Kartoffeln geht mit großer Schnelligkeit von Statten, ohne Anwendung der Säure werden ſie ſchwarz, hornartig, ſchimmeln leicht und trocknen nur ſchwierig. Da das Pfd. Schwefelſäure nur 5 bis 6 Kr. koſtet, ſo iſt dieſes Verfahren, die Arbeit natürlich ungerechnet, wenig koſtſpielig. Beiläufig bemerkt, geben die Kartoffeln auf dieſe Weiſe behandelt, nachdem ſie nach den Auslaugungen gedämpft, eingemaiſcht und wie ſonſt üblich in Gährung verſetzt werden, nach der Deſtillation einen ganz fuſelfreien Branntwein. (B. l. Z.)

Kartoffelkäſe zu machen. — Gute, große, weiße Kartoffeln werden gekocht und in einem Mörſer zu Brei geſtampft. Auf fünf Pfd. dieſes Breies ſetzt man ein Pfd. geronnene Milch und die nöthige Menge Salz, knetet das Ganze, deckt es zu und knetet es nach vier oder fünf Tagen von Neuem. Man bringt die Käſe dann in kleine Körbe, in denen ſie die überflüſſige Feuchtigkeit verlieren. Haben ſie hinlänglich ausgetropft, ſo trocknet man ſie vierzehn Tage lang im Schatten. Dieſe Käſe ſind vorzüglich. Je älter ſie werden deſto beſſer werden ſie. Sie halten ſich mehrere Jahre lang friſch und werden nie von Würmern heimgeſucht.

(L. D. Z.)

Erhaltung des Obſtmoſtes. Das einfachſte Mittel hiezu berichtet Hr. Bronner von Wiesloch im Badiſchen, beſteht darin,

daß man dem Obſtmoſte, nachdem er von ſeiner eigenen Hefe abgezogen iſt, eine möglichſt ſtarke Partie dießjähriger guter Weinhefe zuſetzt, dieſelbe tüchtig mit dem Moſte vermengt, und 8 Tage lang jeden Tag einmal gut durcheinander rührt. Nach dieſem kann man, wenn ſich der Moſt abgeklärt hat, denſelben wieder von der Hefe abziehen, falls man ihn zu verkaufen gedenkt; im andern Falle kann man auch denſelben auf der Hefe den Sommer über liegen laſſen. Der Zuſatz von der Weinhefe erfüllt alle Bedingungen, die hier zu irgend einer Verbeſſerung erfordert werden, denn der Obſtmoſt nimmt alle darin auflösbare Beſtandtheile in ſich auf und gewinnt dadurch an eigener Güte, ſo z. B. wird der in der Weinhefe enthaltene Weinſtein aufgelöſt und der in der Hefe enthaltene Wein, der ſehr weingeiſthaltig iſt, durch den Moſt ausgeſpült und in ſich aufgenommen, wodurch alſo der Moſt den vorgeſchriebenen Zuſatz von Weinſtein, und noch eine bedeutende Menge Weingeiſt erhält, da nach meinen eigenen Erfahrungen die Weinhefe mehr Weingeiſt erhält als eine gleiche Quantität desſelben klaren Weines. Hiedurch erhält wohl der Obſtmoſt die möglichſt ungekünſtelte Verbeſſerung, die ihm, beſonders in Jahrgängen wo die Weinhefe kräftig iſt, nur immer zu Theil werden kann.

Aufbewahrung des Getreides. Am 13. Sept. wurde zu Würzburg die im dortigen Stadtwalle befindliche Silo (unterirdiſche Korngrube) im Beiſein der dazu beorderten Behörden geöffnet, um die darin im Jahre 1833 niedergelegten 450 baieriſchen Scheffel Roggen in Augenſchein zu nehmen; nachdem bereits in den Jahren 1835 und 1837 Unterſuchungen damit vorgenommen worden waren. Damals wie jetzt fand ſich das Getreide nach Wegnahme einer kleinen Moderskruſte am Mauerwerke ganz trocken, geſund und wohl erhalten. In Folge dieſes Reſultats ſollen mehrere dergleichen Silos in dem dortigen Stadtwalle angelegt werden.

Runkelrübenbau. Die Pommerſche Oeconomiſche Geſellſchaft hat die Abſicht eine Muſterwirthſchaft auf Actien zu gründen, um den Runckelrübenbau behufs der Zuckerfabrikation zu einem Hauptgegenſtand des Betriebs zu machen. — Von dem er-

forderlichen Kapital von 100,000 Thlr. ſind in Actien zu 100 Thlr. gleich 16,000 Thlr. gezeichnet worden. Sobald 40,000 Thlr. geſichert ſind, denkt man von der Gnade des Königs die Ueberlaſſung einer Domaine zu billigen Pachtzins zu erbitten und einen Zuſchuß aus dem Provinzial-Meliorationsfond zu erwirken d. h. aus einem von Friederich II. für die Gutsbeſitzer Altpommerns zu Unterſtützung landwirthſchaftl. Verbeſſerungen ausgeſetztem Kapital von 80,000 Thlr., deſſen dargeliehene Theile mit 4 Procent nicht verzinst, ſondern nur zurückgezahlt werden, ſo daß die Zinſen immer von Neuem zu gleichem Zwecke benutzt werden können. Die ſpezielle Leitung der Muſterwirthſchaft dankt die Geſellſchaft ihrem jedesmaligen Generalſekretair (jetzt Dr. K. Sprengel) zu übergeben. Nach der Agronomiſchen Zeitung ſind in Rußland die Runkelrüben ſo ſchlecht gerathen, daß in dieſem Jahre die Runkelrübenzuckerfabriken faſt gar nichts zu arbeiten haben. (J. f. H. u. J.)

Ackerbau in Frankreich. Der ſogenannte Flächeninhalt von Frankreich beläuft ſich nach dem jetzt beendeten großen ſtatiſtiſchen Werke über den Ackerbau Frankreichs auf — 52,768,612 Hectaren (à circa 2 Jauchert), ungefähr 26,710 Quadratſtunden, wovon 20,773,000 Hectaren bebaut ſind, ohne die Wieſen, Weiden und mehr als dreijährigen Brachen zu rechnen. Dieſe Ackerfläche wird in 123,360,338 Parzellen benutzt, welche aber bei weitem nicht ſo vielen verſchiedenen Grundbeſitzern, ſondern wovon oft mehrere hundert einem einzigen Grundbeſitzer gehören. Da kein fiskaliſches Intereſſe vorwaltet, zu ermitteln, wie viel Eigenthümern dieſe Parzellen gehören, ſo kann man nur ungefähr abnehmen, daß das Grundeigenthum keineswegs in Frankreich ſo ſehr vertheilt iſt, wie man gewöhnlich glaubt.

Von der Geſammtzahl der oben angegebenen Hectaren ſind nämlich 49,878,203 Hectaren beſteuert, 2,890,409 Hectaren aber unbeſteuert, als Staatsgebäude, Gemeindehäuſer, Kirchen, Schulen ꝛc. ꝛc. Ferner gehören zu der Geſammtzahl der bebauten Hectaren die Flächen, auf denen die Häuſer der Städte und Dörfer liegen. Dieſe nehmen wieder eine Zahl von 6,950,730 Parzellen weg, da es ſo viele Häuſer in Frankreich gibt, von denen 87,174 keine Steuern, als Kirchen ꝛc. ꝛc. bezahlen, wogegen 6,863,556 ſteuer-

bar ſind. Es bleiben daher nur noch 113 Millionen Parzellen übrig, in welchen die Ackerfläche Frankreichs vertheilt iſt. Die Eigenthümer der verſchiedenen Parzellen jeder Gemeinde bezahlen die Steuern für alle ihnen in derſelben Gemeinde gehörigen Parzellen, man weiß daher, wie viel Eigenthümer in jeder Gemeinde ſind und wie viel ihnen Parzellen gehören. Solcher Eigenthümer gibt es in Frankreich 10,896,682. Allein deßhalb kann man nicht ſagen, daß dieſen 10 Mill. Eigenthümern die 123 Millionen Parzellen gehören. Viel mehr haben viele in andern Gemeinden, in andern Kreiſen, ſelbſt in andern Departements ſehr viele Parzellen; ſo daß die Zahl der wirklichen Eigenthümer in Frankreich ſich ſehr vermindert. So hat z. B. im Departement der Loire jeder Grundbeſitzer im Durchſchnitte $9\frac{1}{2}$, im Departement der Seine und Oiſe $11\frac{1}{2}$, im Departement der Yonne $15\frac{1}{4}$ Parzellen. Man kann daher annehmen, daß wenigſtens jeden Grundbeſitzer in Frankreich zehn ſolcher Parzellen gehören. Hiernach würden nun eine Million Grundbeſitzer in Frankreich ſein, und der fünf und dreißigſte Menſch wäre Grundeigenthümer. Allein da manchem Grundbeſitzer in verſchiedenen Departements mehrere tauſend Parzellen gehören, ſo kann man höchſtens eine halbe Million Grundbeſitzer für Frankreich annehmen, ſo daß das Eigenthum bei weitem nicht ſo vertheilt iſt, als es dem Unkundigen erſcheint, wenn er die großen Zahlen der Parzellen und der kleinen Kulturen in Frankreich ſieht. (S. Gew. Blt.)

Aus Hamburg Ende Juli. Die Witterung hat ſich in unſerer Gegend und in England abermals ſo ſchlecht geſtaltet, daß die früher gehegte günſtige Hoffnung auf eine reichliche Erndte in England auch dieſes Jahr fehlſchlagen dürfte. Zu Anfang des Frühjahrs ſoll der Wurm dem Waizen Schaden zugefügt haben, zunächſt die lang anhaltende Dürre ſeinem Wachsthum hinderlich geweſen ſein, und in den letzten drei bis vier Wochen haben Kälte und Regen nachtheilig auf die Blüthe gewirkt. Seit vier Jahren wiederholen ſich nun dieſe und ähnliche Erſcheinungen, und der Waizen iſt abermals beträchtlich im Steigen. Es läßt ſich natürlich nicht beſtimmen, wie weit der Schaden ſich erſtreken dürfte, nur ſo viel ſcheint ſich zu ergeben, daß man ſelbſt an einer Mittel-Ernte zweifelt. Hat es mit dieſer Anſicht ſeine Richtigkeit,

und ſtellt ſich die Witterung nicht bald günſtiger ein, ſo werden vielleicht abermals 4 bis 5 Millionen Pfd. Sterl. (fl. 11. 48 kr.) Getreide in England und Irland eingeführt werden müſſen.

(A. Z.)

Aus Berlin Mitte Auguſt. Die unfreundliche naſſe Ernte-witterung, die wir auch in unſern Gegenden bisher gehabt, hat ſich endlich ſeit zwei Tagen zum Beſſern gewendet und wird hoffentlich ſo bleiben, damit unſerm Landmanne der Segen nicht ganz verkümmert werde. Intereſſant iſt, daß ſich in dieſem Jahre auch jene Erſcheinung des Jahres 1816 wiederholt, zu welcher Zeit, während in ganz Mittel-Europa die Witterung kalt und naß und die Ernte ſchlecht war, im ſüdlichen Rußland eine ungewöhnliche Hitze eintrat, und das Korn einen ſo guten Ertrag gewährte, daß von dieſem Jahre ab der Getreidehandel und überhaupt die Blüthe von Odeſſa (bedeutende Handelsſtadt am ſchwarzen Meere) datirt. Ganz ähnliche Berichte ſind über den dießjährigen Sommer aus dieſer Stadt eingegangen, und ſo wird auch die Angabe beſtätigt, die von mehrern Phyſikern aufgeſtellt wird, daß nämlich in jedem Jahre ein gleiches Maaß von Wärme über die Erde verbreitet ſei; daß wenn es in einigen Gegenden derſelben kälter als gewöhnlich, dafür zu derſelben Zeit in andern Gegenden eine höhere Temperatur als die durchſchnittliche anzutreffen, und daß endlich, wenn nur in der ganzen Welt freier Handel wäre, nirgends ein Getreidemangel eintreten könne, da die ſchlechte Ernte in dem einen Lande ſicher durch eine gute in dem andern vollſtändig gedeckt würde. (A. Z.)

Aus Frankreich erhält man über die dießjährige Ernte unter andern folgende Berichte: Ohne in Abrede zu ziehen, daß das Getreide von 1841 nicht ſo mehlreich ſei, als das der beiden letzten Jahrgänge, iſt man doch der Meinung, daß der Mindererertrag nicht ſo bedeutend ausfallen werde, daß die allgemeine Conſumtion darunter Noth leiden könne. Im Süden ſei die Ernte vorbei, und das Erzeugniß allerdings etwas geringer als das vorjährige, aber das letztere ſei auch überaus reichlich geweſen. Beſonders ſeien die Sommerfrüchte, zumal die Gerſte, von dem ſchönſten Ausſehen und die Kartoffeln treiben kräftig. Auch hätten die

Landwirthe alte Fruchtvorräthe und die Hülfsquellen würden folglich nicht fehlen. Zwar ſei nicht zu läugnen, daß in den eigentlichen Korngauen Frankreichs die Reiſe durch die Witterung verzögert werde, allein noch ſei keine Zeit verloren und einige Tage ohne Regen würden zu Schnitt und Einheimſung hinreichen. Man brauche deswegen kein Hungerjahr 1816 prophezeien. (A. Z.)

— Nach dem Meſager de Gand iſt die Ernte in Quantität, Qualität und Gewicht bedeutend hinter der des vorigen Jahres zurückgeblieben, man rechnet, daß der Waizen um ein Dritttheil weniger ergeben hat und um 4 bis 5 Prozent weniger wiegt; Roggen um ein Viertheil weniger Ertrag und ein gleicher Anſchlag im Gewicht; die Gerſte, im Allgemeinen von ſchlechter Qualität, wird 9 Prozent weniger wiegen. Nur der Hafer iſt ſehr gut gerathen, und die Ernte vortrefflich ausgefallen, dagegen haben Erbſen und Bohnen um ein Viertel weniger ergeben und ſind im Ganzen von mittelmäßiger Qualität.

London, im Sept. Das Ergebniß unſerer Ernte iſt beſſer ausgefallen, als man vor einem Monate noch erwartete; aber zu läugnen iſt nicht, daß ihre Unzulänglichkeit für unſern Bedarf nicht unbedeutend iſt. Nach den bisherigen Beobachtungen mochte der Ertrag um ein Sechstel hinter demſelben zurückbleiben, ſo daß wir 2—3 Millionen Malter Waizen aus dem Auslande bis zum Herbſte 1842 bedürfen werden. Davon iſt die Hälfte ſchon im Lande aufgeſpeichert, theils auf der Fahrt nach England begriffen, um, ſobald der Einfuhrzoll den niedrigſten Punkt erreicht hat, auf den Markt gebracht zu werden, und das wird bald der Fall ſein, da er bereits auf 2⅔ Schilling (à 32 kr.) gefallen iſt. Dieſe ſtarke Zufuhr ausländiſchen Kornes wird in den nächſten Monaten ein Sinken der Preiſe zur Folge haben, und dadurch der großen unter der Arbeiterklaſſe herrſchenden Brodnoth fürs Nächſte Erleichterung ſchaffen. (B. landw. Z.)

36*

Allgemeine Ueberſicht der Ernte vom Jahr 1841. *)

Die über den Ausfall der lezten Ernte in mehrern Blättern gegebene Nachrichten weichen mit unter ſo von einander ab, daß manche ſich geradezu widerſprechen, und dem, der keine andern Anhaltspunkte hat, das Urtheil erſchweren. Theils durch eigene Anſicht theils durch mehrfache zuverläſſige Berichte in den Stand geſetzt, wollen wir eine allgemeine Ueberſicht geben. — In der Witterung des vergangenen Jahres kam die ſeltene Erſcheinung vor, daß ſie im Oſten von Europa geradezu eine entgegengeſetzte von der im Weſten war; denn während dort Wärme und Trockenheit vorherrſchten, hatte man hier fortwährend über Kühle und Näße zu klagen. Daher kommt auch die Verſchiedenheit im Ausfalle der Ernte nach Menge und Güte in beiden Theilen. Es iſt der Beachtung werth, welche Linie dieſe Verſchiedenheit bezeichnet. Sie ward anſcheinend durch den Gebirgszug gebildet, der mit kleinen Unterbrechungen durch die Mitte von Europa ſtreicht, und deſſen linker Flügel — wenn wir von Weſten nach Oſten ſchauen — die Sudetten, (an der Oſtſeite Böhmens und der Weſtſeite Schleſiens) der rechte die Schweizer-Alpen ſind. Was vor dieſem Zuge liegt, das traf die naßkalte, was hinter ihm liegt, die trockene und warme Witterung. Wo aber gegen Norden dieſes Bollwerk aufhört — von der Nieder-Lauſitz und der Mark Brandenburg an, da drangen die vom atlantiſchen Ocean herſtrömenden Kälte und Regen bringende Winde viel weiter vor, und es erfreuten ſich die nord-öſtlich liegenden Länder nicht der milden Luft, wie die ſüdöſtlichen. In leztern iſt mit wenig Ausnahme, die Ernte ziemlich geſegnet geweſen, und nebſt der Menge rühmt man auch die beſondere Güte der Frucht, die durch das gute Einbringen vermehrt iſt. In Weſten aber fehlt gerade die gute Qualität, auch wo man eben nicht über ſparſames Wachsthum zu klagen hat. Schleſien, der größte Theil von Polen, das ſüdliche-europäiſche Rußland, die Türkei, Ungarn und der größte Theil der öſterreichiſchen Erbſtaaten haben ein gute, wenn gleich nicht gerade überreichliche Ernte gemacht und werden dem, von einer ſolchen weniger begünſtigten Weſten bedeutende Zufuhr gewähren können. Da hiezu auch noch aus Nordamerika viel kommen wird, was ſich gleicher

*) Nach der Augsb. Allgem. Ztg.

Gunſt zu rühmen hat, wie das öſtliche Europa, ſo iſt im Ganzen ein Mangel nicht zu fürchten, auch wenn Frankreich und England noch mehr zur Deckung ihres Bedürfniſſes nöthig haben ſollten, als man in dieſem Augenblick glaubt. Dieß aber wird ſchwerlich verhindern können, daß im Frühjahre die Preiſe höher gehen, als ſie in dieſem Augenblick ſtehen. Die Gründe für dieſe Vermuthung ſind folgende: fürs erſte iſt in den gedachten beiden Ländern, wozu wir hier auch den Weſten von Teutſchland zählen müſſen, die durch den angegebenen Witterungslauf herabgeſetzte Qualität der Frucht zu beachten, vermöge deren ſie gering geſchätzt wohl ein Zehntheil weniger Nahrungsgehalt hat, was man von der gewonnenen Menge abziehen muß, und was eine höchſt bedeutende Lücke macht, die man erſt während der Conſumtion recht gewahr werden wird; fürs zweite ſteht auch die Menge gegen eine geſegnete Ernte überall zurück, und fürs dritte verſorgt man ſich in den bedürfenden Ländern vorläufig nur nothdürftig, eben wegen der unſichern Meinung über das künftige Steigen oder Fallen der Preiſe. Wenn daher das wegen geringern Nahrungsgehaltes ſchnellere Aufzehren der ſelbſt gewonnenen Frucht ſich bemerkbar machen wird, alsdann wird die Spekulation ſich beleben und auf allen Märkten, die Getreide zur Ausfuhr anbieten, die Nachfrage zunehmen. Ein Steigen der Preiſe folgt ſodann von ſelbſt, was, wenn auch, wie ſchon bemerkt, im Allgemeinen kein Mangel zu beſorgen iſt, auf manchen Plätzen bedeutend genug werden kann, nämlich auf denen, die zur baldigen Stillung des hervortretenden Bedürfniſſes am gelegenſten ſind.

Die Verſammlung teutſcher Land- und Forſtwirthe zu Dobberan in Mecklenburg, welche am 2. Spt. durch einen der Vorſtände Grafen von der Oſten-Sacken, eröffnet worden war, und zu welcher ſich aus faſt allen teutſchen Staaten nebſt mehreren Ausländern zuſammen 905 Mitglieder eingefunden hatten, wurde am 9. Spt. geſchloſſen. Als Mitglieder hatten ſich auch der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und der dort anweſende Kronprinz von Bayern einzeichnen laſſen. Außer den allgemeinen Sitzungen wurden noch beſondere für Ackerbau, Viehzucht, techniſche Gewerbe und Forſtwirthſchaft gehalten und die zur Beantwortung vorgelegten 112 Fragen nach denſelben vertheilt.

Nach der Sitzung fanden Pferde- und Rindviehſchau, Prüfung von Ackergeräthen und landwirthſchaftlichen Maſchinen ſtatt. Die meiſte Zeit nahmen die Pferderennen, wo nicht unbedeutende Geld- oder Ehrenpreiſe zu gewinnen waren, in Anſpruch, und es wurden deshalb an den drei letzten Tagen die Verhandlungen abgekürzt. Uebrigens waren Wollvließe, Getreidearten, Knollen- und Futtergewächſe, Holzpflanzen, Blumen, Sämereien, Boden- und Mergelarten rc. rc. in großer Anzahl ausgeſtellt. Auch Wirthſchaften, die mit ihren ausgedehnten Windſchlägen viel Eigenthümliches darboten, Kunſtwieſenanlagen, Mergelungen rc. rc. wurden in Augenſchein genommen. Für das nächſte Jahr iſt **Stuttgart** zum Verſammlungsort beſtimmt.

Gewerbe und Handel.

Die Getreidemühlen und Sägemühlen der älteren und neueren Zeit *).

Je nothwendiger es war, daß ſchon in der älteſten Zeit, gleich mit dem Beginn des Getreidebaues, auf ein Mittel gedacht ward, die Getreidekörner zu zermalmen, um das darin befindliche Fruchtmehl als Speiſe benutzen zu können, deſto weniger darf man daran zweifeln, daß die erſten Vorrichtungen dazu ganz den Charakter des Kindesalters der Menſchheit an ſich trugen. Wie noch jetzt bei manchen wilden Nationen in Afrika die mit Stäben aus den Aehre herausgeſchlagenen und dann am Feuer geröſteten Getreidekörner zwiſchen ein paar glatten Steinen zu Mehl zerrieben werden, ſo geſchah dieß auch im höchſten Alterthume. Da jedoch glatte, breite Steine von einer Maſſe, die ſich nicht ſo leicht ſelbſt zerreiben und ſo das Fruchtmehl verunreinigen konnte, mitunter ſelten waren, und die ganze Operation an ſich ſchon ihre Beſchwerlichkeiten hatte, ſo verfiel man bald darauf, das Zerreiben durch das Stampfen der Körner in einem anfangs, ſammt der Keule,

*) Aus Vogels Geſchichte der denkwürdigſten Erfindungen. Leipz. 1841.

nur hölzernen Mörſer zu bewirken. Indeſſen lag hierbei wieder in der Ungleichheit der Quetſchung ein Uebelſtand; man begann alſo die Keule unten einzukerben und ſie nur zu drehen, ſtatt damit zu ſtoßen; ſo daß dann die Körner mehr zerrieben, als zerſtoßen wurden. Bald aber ging man noch einen Schritt weiter: man gab der Keule oben eine Kurbel, um ſie leichter im Kreiſe herumdrehen zu können, und verwandelte damit den Mörſer ſchon in eine Art von Handmühle, ungefähr von der Geſtalt, wie dergleichen noch jetzt in den Apotheken vorkommen. Wahrſcheinlich beſaß jede Haushaltung oder Familie eine ſolche Mühle. Moſes verbot, ſie als Pfand anzunehmen, und ſagte dabei (5. Buch Moſ. Kap. 24. V. 6.), wer ſie verpfände, thue eben ſo viel, als ſetze er ſein Leben ſelbſt zum Pfande ein, d. h. er beraube ſich des nöthigſten Lebensunterhaltes, weil er nun nicht mahlen und Brod backen könne.

Wie noch jetzt bei den Wilden das Mahlen des Getreides eine Arbeit der Weiber, und namentlich der Sklavinnen iſt, ſo war dieß auch im Alterthum der Fall, wie eine Stelle aus dem zweiten Buche Moſes (Kap. 11. V. 5.) beweiſt; und dieſer Umſtand zeugt ſeinerſeits wieder für die Kleinheit der Handmühlen, die durch Weiber ohne Beſchwerde bewegt werden konnten. Im Fortgange der Zeit ward man jedoch durch die Unzureichendheit ſolcher Handmühlen beſtimmt, ſie immer mehr zu vergrößern; anfangs nur in ſo weit, daß nun, ſtatt der weiblichen Leibeignen, männliche ſie in Bewegung ſetzen mußten, denen man in Griechenland und Kleinaſien häufig eine hölzerne Scheibe um den Hals legte, damit ſie die Hand nicht zum Munde bringen und alſo kein Mehl verzehren könnten; ganz uneingedenk der menſchenfreundlichen Verordnung des Moſes: „Du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, das Maul nicht verbinden!“ — bald jedoch ging man noch einen Schritt weiter, gab der Mühle eine Deichſel und ließ dieſe kreisförmig von Eſeln, Ochſen oder Pferden in Bewegung ſetzen, denen man deshalb die Augen verband. Dieſe älteſten Roßmühlen hatten aber immer nur noch eine ſchwere Keule, wie die Handmühlen, und waren höchſt wahrſcheinlich ſo wie in Sonnerats Reiſen nach Oſtindien und China, Th. I. (Zürich 1783. 4.) Taf. 25. abgebildete indiſche Oelmühle geſtaltet. Erſt ſpäter bediente man ſich wirklicher Mühlſteine, des unbeweglichen Bodenſteins und des

Läufers, welcher letztere wahrſcheinlich eine Zeit lang noch viele Aehnlichkeit mit einer Keule hatte und einen ſtumpfen Kegel bildete, wie der dafür gebrauchte lateiniſche Name: meta vermuthen läßt.

Daß übrigens ſchon bei den Handmühlen der Alten die Welle nicht ſenkrecht geſtanden habe, wie bei unſeren gewöhnlichen Kaffeemühlen, ſondern horizontal, iſt wenigſtens zu vermuthen: ob aber ihre Roßmühlen vielleicht ſchon ein Kronrad und einen Drilling gehabt haben, läßt ſich aus Mangel an näheren Beſchreibungen bei den alten Schriftſtellern nicht entſcheiden.

Nur ſo viel wiſſen wir, daß zur Zeit des Auguſtus in Rom ſchon Waſſermühlen exiſtirten, und daß dieſe aus Aſien dahin verpflanzt worden waren; und die Beſchreibung, die Vitruv in ſeiner Baukunſt Buch X. Kap. 10. davon gibt, läßt ſchon eine ziemlich zuſammengeſetzte Einrichtung derſelben vermuthen. Es waren indeſſen immer nur Mühlen mit Schöpfrädern, die von Menſchen getreten wurden; und da dieſe Arbeit ſo beſchwerlich war, daß man ſie in der Regel nur als Strafmittel anwandte, ſo erklärt ſich die immer noch fortdauernde Beibehaltung der Hand- und Roßmühlen ganz von ſelbſt. Selbſt dreihundert Jahre nach der Zeit des Auguſtus gab es noch wenige Waſſermühlen in Rom und dagegen über dreihundert Roßmühlen. Auch iſt es wahrſcheinlich, daß die in der römiſchen Geſetzgebung häufig erwähnten Mühlenſklaven und zur Mühlenarbeit verdammten Verbrecher eben ſowohl bei den Handmühlen, als bei den Schöpfmühlen angeſtellt waren.

Da aber ſeit der durch Conſtantin bewirkten politiſchen Begünſtigung des Chriſtenthums im römiſchen Reiche die Zahl der Sklaven ſich gar ſehr verringerte, und auch die gleichzeitige Milderung der Sitten dem früher ſo häufigen Verdammen zu harter Strafarbeit weſentlich entgegenarbeitete, ſo mußte man ſeitdem ernſtlicher an die Vervollkommnung der Waſſermühlen denken, bis endlich zur Zeit des Honorius und Arcadius, um das Jahr 398 n. Chr. Geb., öffentliche Waſſermühlen in Gebrauch kamen, und ſchon eine Art von Mühlenpolizei ſich bildete.

Doch waren dieſe Mühlen jedenfalls noch weit hinter der künſtlichen Einrichtung unſerer jetzigen Anſtalten dieſer Art zurück; was ſich daraus ſchließen läßt, daß ſelbſt im Juſtinianeiſchen Geſetzbuche, welches gar manche Vorſchriften über das Mühlenrecht

enthält, doch z. B. des ſogenannten Fachbaums nirgends gedacht iſt, der jetzt, namentlich in Bezug auf das Nachbarrecht mehrer an einem und demſelben Strome liegenden Mühlen, eine ſo wichtige Rolle ſpielt. In Rom lagen übrigens damals die meiſten Waſſermühlen an dem Berge Janiculus, weil hier der größte Theil der Waſſerleitungscanäle vorüberging; auch war ausdrücklich beſtimmt, daß dieſe Mühlenbeſitzer vor allen übrigen Handwerkern den erſten Anſpruch auf den Gebrauch des hier fließenden Waſſers haben ſollten. Daß man dem ſtill fließenden Canalwaſſer den Betrieb überließ, beweiſt deutlich die Kleinheit und Unvollkommenheit dieſer Mühlen; auch blieb man immer noch läſſig in ihrer Verbeſſerung, ſo lange es nicht ganz an leicht ernährbaren Sklaven für die Hand- und Tretmühlen gebrach. Doch wurde dieſe Verbeſſerung allmälig ſelbſt durch außergewöhnliche Veranlaſſungen erzwungen. Ein Beiſpiel hierzu liefert die Belagerung von Rom durch die Gothen im Jahre 536 n. Chr. Da nämlich damals die Belagerer die vierzehn großen, koſtbaren Waſſerleitungen der Stadt ungangbar machten, und hierdurch nicht nur die öffentlichen Bäder, ſondern auch die Waſſermühlen am Janiculus plötzlich außer Thätigkeit geſetzt wurden, Pferde und Ochſen aber zur Anwendung bei den übrigen Mühlen nicht hinreichend vorhanden waren: ſo kam der römiſche Feldherr Beliſar, von der Gefahr der Hungersnoth gedrängt, auf den klugen Gedanken, Schiffmühlen, die es damals noch gar nicht gab, auf der Tiber anzulegen; dieß aber konnte nicht geſchehen, ohne daß man ſehr weſentliche Verbeſſerungen in der innern Conſtruction der Mühlenmaſchinerie anbrachte, was auch wirklich mit gutem Erfolg gelang. Natürlich lag hierin ein ſehr wichtiger Fortſchritt für das Mühlenweſen überhaupt; denn da Schiffmühlen faſt auf jedem Strome ohne Gerinne oder künſtliches Gefälle ſich anbringen laſſen und nach Erforderniß von einem Ort zum andern transportirt werden können, ſo diente ihre Erfindung ſehr weſentlich dazu, die Mühleneinrichtung immer anwendbarer und beliebter zu machen.

Auch ging wirklich ſeit dieſer Zeit die Mühlconſtruction immer ſichtbarer vorwärts. Die ſaliſchen und weſtgothiſchen Geſetze erwähnen ſchon förmlich der Schutzbreter (sclusae) und der eiſernen Beſchläge und Bolzen (ferramenta) am Gerinne.

Daß es übrigens auch in Teutſchland und Frankreich ſchon

im vierten und fünften Jahrhundert Waſſermühlen gab, läßt ſich aus den Zeugniſſen der gleichzeitigen Dichter Auſonius und Venantius Fortunatus beweiſen; eben ſo erwähnt der Geſchichtsſchreiber Gregor von Tours derſelben (III. 19. ſ. Hist. Francor.) In den Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts iſt der Ausdruck: aquimollia, aquimola, aquimoli und aquimolae vorzugsweiſe dafür gebräuchlich, und die Schiffmühlen ihrerſeits werden darin nicht nur molendina navalia, ſondern auch navenca genannt. Daß unter den italieniſchen Waſſermühlen die von Venedig mit beſonderer Geſchicklichkeit angelegt waren, darf man deshalb vermuthen, weil Zanetti in ſeiner Geſchichte der venetianiſchen Erfindungen ausdrücklich erwähnt und nachweiſt, daß man ſchon um das Jahr 1078 in Venedig Mühlen gehabt habe, an welchen man nach Verhältniß der Ebbe und Fluth die Richtung der Räder von ſechs zu ſechs Stunden zu ändern vermochte, ſo daß man alſo ſchon damals einen Mechanismus kannte, den die Engländer neuerlich beſonders bei ihren ſogenannten Tide-mills anbrachten.

Die Koſtſpieligkeit der Waſſermühlen bewirkte ganz von ſelbſt, daß man neben ihnen immer noch Hand- und Roßmühlen beibehielt. Namentlich war dieß in den Klöſtern der Fall, wo man rückſichtlich der Bereitung der täglichen Bedürfniſſe fortwährend ſo unabhängig als möglich von der Außenwelt zu bleiben ſuchte.

Da gewöhnliche Waſſermühlen ſowohl als Schiffmühlen mancherlei ſtörenden Zufällen unterworfen waren, und gleichwohl die Operation des Mehlmahlens für die Sicherſtellung der täglichen Nahrung deſto unentbehrlicher blieb, je weniger man damals ſchon den Waſſermühlen eine Größe und Stärke zu geben wußte, welche die ſchnelle Herſtellung einer ſehr bedeutenden Quantität von Mehl verbürgte, ſo gerieth man mit der Zeit auf den Einfall, die ſo gewaltige Kraft des Windes zum Zermalmen des Getreides zu benutzen. Zwar ſtellte die Unbändigkeit und ſtets veränderliche Richtung dieſer Gewalt ein weſentliches Hinderniß auf; indeſſen half man ſich dadurch, daß man das Mühlengebäude ſelbſt beweglich machte, um den zur Mahloperation erforderlichen Bedarf des Windes von jeder Richtung her auffangen zu können.

Daß die Römer noch keine Windmühlen kannten, ſcheint ziemlich gewiß; denn nirgends haben ihre Schriftſteller da, wo ſie von

der nutzbaren Kraft des Windes ſprechen, der Windmühlen gedacht, was doch z. B. für Vitruv (IX, 9 u. X, 1 u. 13) und für Seneca (Quaest. natur. V, 18) ſehr nahe gelegen hätte, wenn bei ihnen dieſe Maſchinen gebräuchlich geweſen wären. Eben ſo beſtimmt darf man die Meinung für irrig halten, daß die Windmühlen im Orient erfunden worden ſeien: denn da gerade in dieſen Weltgegenden die einmal üblichen bürgerlichen Einrichtungen ſich durch alle Jahrhunderte faſt unverändert fortzuerhalten pflegen: ſo würde man gewiß auch jetzt noch die Windmühlen dort häufig antreffen, wenn ſie ſchon in alter Zeit daſelbſt einheimiſch geweſen wären. Sie finden ſich aber dort höchſt ſelten, und namentlich vermißt man ſie in Paläſtina, in Arabien und in Perſien; ja ſelbſt die Waſſermühlen kommen dort nicht häufig vor, und ſind nur von dürftiger Bauart: man behilft ſich, nach den Reiſeberichten von Chardin und d'Arvieux, mit ganz einfachen Roß- und Handmühlen.

Dagegen ſcheint Frankreich als das Land betrachtet werden zu müſſen, wo die Windmühlen wirklich am Zeitigſten in Gebrauch kamen. Wenigſtens hat Mabillon in ſeinen Annalen des Benedictiner-Ordens, Th. V. S. 474 eine Urkunde vom Jahre 1105 mitgetheilt, worin bereits einem Kloſter erlaubt wird, in den Umgebungen der Städte Bayeux (im Departement des Callvados), Evreux (im Dep. des Eure) und Coutances (im Dep. des Canals) zum Beſten eines davon zu erlangenden Mühlenzinſes Waſſer- und Windmühlen (molendina ad ventum) anzulegen, und vierzig Jahre ſpäter müſſen ſie ſchon ziemlich häufig vorgekommen ſein, weil ſich unter Anderm im kanoniſchen Rechte eine in dieſe Zeit gehörige Entſcheidung über die Streitfrage findet, ob die Geiſtlichen berechtigt ſein ſollten, den Zehnten von Windmühlen zu verlangen, was zum Beſten des Clerus von Papſt Cöleſtin III. bejahet wird. In Italien dagegen waren die Windmühlen ſelbſt hundert Jahre ſpäter noch keineswegs häufig; namentlich wurde in Venedig noch im Jahre 1332 eine dergleichen nur verſuchsweiſe angelegt.

Unter den teutſchen Städten, die Windmühlen einrichten ließen, war die Sadt Speyer höchſt wahrſcheinlich eine der erſten; denn als man hier im Jahre 1393 ein ſolches Werk erbauen ließ, mußte man ſich erſt einen Mann, der das Mahlen auf der Windmühle verſtand, aus den Niederlanden verſchreiben.

Rückſichtlich der Stellung der Windmühlen nach dem Windſtrich pflegte man anfangs das Mühlenhaus ſo zu erbauen, daß es ſich, wie es war, auf einem Zapfen drehen ließ. Da jedoch hiermit mancherlei Unbequemlichkeiten verbunden waren, und namentlich die Mühlenhäuſer, um die Beſchwerlichkeit des Drehens nicht zu groß zu machen, nur ganz leicht conſtruirt werden durften, eben deshalb aber viel an Dauer und Wohnlichkeit verloren, ſo kam man allmälig auf den klugen Gedanken, nur das Dach allein ſammt den Flügeln und der Achſe derſelben beweglich einzurichten: und ſo enſtand eine neue Art von Windmühlen, die man, weil ſie zuerſt in den Niederlanden üblich wurden, bei ihrer Verpflanzung nach Teutſchland, zum Unterſchiede von der hier längſt einheimiſchen ältern Art, holländiſche Windmühlen nannte. Uebrigens wurde das Drehen ſelbſt bei beiden Gattungen anfänglich blos von außen mit einem langen Hebel bewirkt, bis man darauf verfiel, denſelben Erfolg durch ein inwendig angebrachtes Rad und Getriebe herbeizuführen. Obwohl übrigens die holländiſchen Windmühlen in Holland ſelbſt ſchon in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts erfunden wurden, ſo wurden ſie doch in Teutſchland weit ſpäter, nämlich erſt ſeit der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts üblich.

Was die auf den Mühlen bewirkte Herſtellung des Mehles ſelbſt betrifft, ſo leidet es keinen Zweifel, daß man ſehr lange Mehl gemahlen hat, ohne vorher die Hülſen der Getreidekörner von dem eigentlichen Mehlſtoffe abzuſondern, alſo, ohne das weiße Mehl von den Kleien zu trennen. Als man aber allmälig einſah, wie viel beſſeres Mehl ſich durch eine ſolche Trennung herſtellen laſſe, bediente man ſich dazu anfänglich blos der Handſiebe, welche in den franzöſiſchen Mühlen für eben dieſen Zweck noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts üblich blieben. Daß die Römer dergleichen Siebe ſchon kannten, iſt gewiß; ſie unterſchieden genau die cribra excussoria, zur Sonderung des gröbern Abganges, von den cribris pollinariis, wodurch man das feinſte Mehl erlangte. Die letztere Gattung hatte ihren Namen von pollen, der Mehlſtaub, und hier und da wird noch jetzt bei den Müllern und Bäckern das feinſte Mehl Polmehl genannt. Haarſiebe ſollen zuerſt die alten Gallier, Siebe aus leinenen Fäden aber die

Spanier verfertigt haben, wie ſchon Plinius in ſeiner Naturgeſchichte, Buch **XVIII**. Kap. 11 bemerkt.

Das gewöhnlich in den Mühlen übliche, durch die Maſchine ſelbſt mit getriebene, weit bequemere Beutelſieb ward erſt zu Anfangs des ſechszehnten Jahrhunderts in Teutſchland erfunden und kam namentlich im ſächſiſchen Erzgebirge zeitig in Gebrauch. Da die Erſprießlichkeit dieſer neuen Erfindung ſehr bald in die Augen fiel, ſo gab ſie mit der Zeit zu einem eigenen Gewerbe Anlaß, nämlich zu der kunſtmäßigen Verfertigung des ſogenannten Beuteltuchs. Der Verbrauch des letztern iſt ſehr bedeutend; denn zu jedem Mühlbeutel waren fünf Ellen Beuteltuch erforderlich, und der Bedarf für einen Mehlgang war jährlich wenigſtens auf fünf und zwanzig Ellen zu berechnen, was für eine Mühle von ſechs bis acht Mahlgängen ſchon eine ziemliche Quantität gab. Bringt man hierbei nun noch in Anrechnung, daß man ſeit Erfindung des Beuteltuchs dieſe Gewebe auch zu allerlei Nähereien und andern Zwecken, wie z. B. zu den ſogenannten Modelltüchern der Frauenzimmer und zu den Fliegenfenſtern, zu verwenden begann, ſo ergibt ſich die Wichtigkeit der Beuteltuchfabrication von ſelbſt. Hatte man doch ſchon in den Jahren 1680 — 1685, wo man einen Verſuch machte, dieſen Erwerbszweig aus den Niederlanden und England nach Sachſen zu verpflanzen, ſchwarz auf weiß berechnet, daß aus dem letztern Staate allein jährlich eine Summe von mehr als zwölftauſend Thalern für Beuteltuch in das Ausland ginge! Gleichwohl hat noch bis in die neuere Zeit das engliſche und niederländiſche Beuteltuch den Vorzug vor dem teutſchen behauptet, weil man es bei uns den Ausländern nicht völlig ablernen konnte, die wollenen Fäden ſo feſt zu ſpinnen, wie für dieſen Zweck nöthig war, wenn ſich nicht das Beuteltuch in ſehr kurzer Zeit abnutzen ſollte. Es ward dazu nur Garn von einſchüriger, ſehr gut gewaſchener Wolle verwendet; auch pflegte man daſſelbe in heißem Waſſer todt zu brühen, damit es nicht zuſammenlaufe, und eben ſo mußte das Gewebe gut geleimt werden, worauf ſich die Engländer von jeher ſehr wohl verſtanden.

In neueren Zeiten iſt man noch einen Schritt weiter gegangen. Man begann nicht nur, ſtatt der Beutel große, durchgehends gleich weite Cylinder von hölzernen Reifen, die ebenfalls mit Beuteltuch von verſchiedener Feinheit umſpannt waren, einzu-

führen und dieſen eine Kreisbewegung um ihre eigene Achſe in einem Kaſten zu geben, der ſo viele Abtheilungen hatte, als man Sorten Mehl erlangen wollte — ſondern man verfiel auch darauf, außerordentliche fein und gleichförmig gearbeitete Gitter von Eiſendraht ſtatt des Beuteltuchs anzuwenden. Und als man einmal dieſe Abänderung getroffen hatte, kam man namentlich in England auf den Gedanken, dieſe Mehlbeutel als zwei halbe Cylinder anzulegen und dieſe mit mehreren Bürſten, halb von Schweinsborſten, halb von Reisſtroh auszuſtatten, die durch Schrauben enger und weiter angerückt werden konnten, um auf dieſe Art eine noch ſtrengere Reinigung des Mehles möglich zu machen.

Nicht unbemerkt mag es übrigens bleiben, daß, ſeit dieſer durch die Engländer eingeführten Veränderung, in Teutſchland noch ein anderer Vorſchlag zur Trennung der feineren Mehltheile von den gröbern gemacht worden iſt: der nämlich, dieſen Zweck durch Luftzug auf ähnliche Art zu erreichen, wie man das Getreide durch die Kornfege von der Spreu befreit. Es lag dabei die Ausſicht nahe, es könnte, wenn dieſe Arbeit gleich nach dem Mahlen vorgenommen würde, das Mehl auch vollſtändig abgekühlt und vor den ſo nachtheiligen Folgen der Erhitzung behütet werden. Doch war man dabei noch nicht darüber einig, ob die Operation ſelbſt durch eine mit Windflügeln verſehene Kornfege oder auf eine andere Art vorzunehmen ſein möchte, und es ſcheint faſt, als habe man hierbei die ungleich größere Beweglichkeit der gröberen ſowohl als feineren Mehltheilchen im Verhältniß zu den Getreidekörnern und Spreuhülſen nicht ſorgfältig genug in Anſchlag gebracht, gerade ſo, wie auf der andern Seite bei der Drahtcylindereinrichtung zum Mehlausbeuteln die nachtheilige Rückwirkung des Roſtens dieſer Gitter auf den Mehlſtoff noch nicht ernſtlich erwogen worden ſein dürfte.

Im Allgemeinen behaupteten die Teutſchen rückſichtlich des Mechanismus der Mühlenconſtruction und der Zweckmäßigkeit der Mehlbereitung ſchon ſeit mehr als hundert Jahren faſt unbedingt den Vorrang vor den übrigen Nationen. Viele dahin gehörige Einrichtungen kamen ſeit dieſer Zeit unter uns weit eher und beſſer zur Anwendung, als im Auslande, wo man gar Manches davon als eine eigene neue Erfindung pries, ohne zu wiſſen oder wiſſen zu wollen, daß es in Teutſchland längſt ſchon, und oft

ſelbſt in einer beſſern Manier, gebräuchlich war. Ein ſchlagendes Beiſpiel hierzu lieferte die ſeit dem Jahre 1770 von den Franzoſen mit ſo großem Lärm ausposaunte ſogenannte mouture économique. Das ganze Kunſtſtück — von dem unſere transrhenaniſchen Nachbarn damals durchaus eine neue Epoche der Müllerkunſt datiren wollten — lief darauf hinaus, daß man den Waizen nicht mehr auf einmal ſo klein mahlen ließ, als man ihn haben wollte, ſondern Schrot und Mehl wiederholt aufſchüttete und durch verſchiedene Beutel ſiebte. Dieſes Experiment war aber nicht nur den teutſchen Müllern längſt bekannt, ſondern ſtammte ſogar aus dem Alterthume, wie ſich aus der Art und Weiſe ergibt, in welcher Plinius in ſeiner Naturgeſchichte (XVIII, 9 u.10) über die verſchiedenen Arten des Mehles und den Einfluß der Anfeuchtung der Körner auf den Mehlertrag ſpricht. Ja, wenn man dieſe alten Nachrichten des Plinius und die Notizen über die ſchon während des ſiebenzehnten Jahrhunderts in mehreren teutſchen Städten angeſtellten Backproben mit der Schilderung der Franzoſen von ihrer mouture économique vergleicht, ſo ergibt ſich ſogar, daß die alten Römer und die Teutſchen ſich von jeher weit beſſer auf die Mehlbereitung verſtanden, als die aufgeblaſenen Zöglinge der Pariſer Mühlenkunſt. Auch iſt es eine allbekannte Sache, daß ſowohl in Frankreich als in Italien die dort ſehr ſeltenen, guten Bäckereien ſeit alten Zeiten durch teutſche Meiſter geleitet werden, und daß die geringe Geſchicklichkeit der gewöhnlichen inländiſchen Meiſter genau mit dem ſchlechten Zuſtande des Mühlenweſens in dieſen Ländern zuſammenhängt.

(Schluß folgt).

Ueber das Rauchen der Kamine und die Mittel dagegen *).

Von den vielen Vorſchlägen, das Rauchen der Kamine zu verhüten, ſind die meiſten auf die Anſicht gegründet, der Wind ſei die Urſache dieſes Rauchens; indem ſich dieſer im Kamin fange, entſtehe in demſelben ein Windzug nach unten, der den Rauch mit herunter drücke. Die hierauf gegründeten Hülfsvorſchläge laufen

*) Aus Rieckes Wochenblatt für L. u. H.

deßhalb faſt alle darauf hinaus, an der obern Mündung des Kamins eine Vorrichtung anzubringen, durch welche das Kamin, durch die Kraft des Windes ſelbſt nach der Richtung hin geſchloſſen wird, von welcher der Wind kommt, und dagegen nach der entgegengeſetzten Richtung offen bleibt. Wäre der Grund des Rauchens der Kamine wirklich in dieſer Richtung des Windes gelegen, ſo müßten dann auch die hiegegen gebrachten Vorrichtungen dem Uebel abhelfen. Der Erfolg beweist aber das Gegentheil. Es müßte ferner unter obiger Vorausſetzung um ſo ſtärker rauchen, je heftiger der Wind geht, und würde bei Windſtille gar nicht rauchen; beiden wiederſpricht ebenfalls die Erfahrung. Der Grund des Rauchens der Kamine iſt daher, wenigſtens in den meiſten Fällen, anderwärts zu ſuchen.

Der Luftzug in den Kaminen nach oben iſt die Folge davon, daß durch das Eintreten warmer Luft vom Feuerherd in das Kamin in dieſem eine erwärmte Luftſäule ſich bildet, die ſpezifiſch leichter iſt, als die äußere Luft, und deßhalb mit einer Kraft und Geſchwindigkeit in die Höhe ſteigt, welche entſprechend iſt dem Ueberſchuß des Gewichts einer äußern Luftſäule von der Höhe des Kamins über das Gewicht der im Kamin befindlichen Luft. Wenn nun aber der Fall eintritt, daß die umgebende äußere Luft wärmer iſt als die Luft im Kamin und im Haus überhaupt, wie das bei Thauwetter, in Sommermittagen u. ſ. w. dann der Fall ſein wird, wenn nicht gerade geheizt wird, ſo kann mit dem Rauch einer Tabakspfeife leicht gezeigt werden, daß nun die kältere Luft vermöge ihrer größeren Schwere zur Hausthüre und andern Oeffnungen unten im Haus hinauszieht und durch einen Strom wärmerer Luft erſetzt wird, der durch das Kamin herunter kommt. Dieß kann bei windigem und windſtillem Wetter gleichmäßig der Fall ſein. Es kann alſo in Folge dieſes Umſtandes in jedem Kamin auch ein Zug nach unten ſtattfinden, deſſen Kraft ebenfalls gleich iſt dem Ueberſchuß des Gewichts der Luftſäule im Kamin über das Gewicht einer gleich hohen Luftſäule außerhalb.

Wird nun in einer Zeit, in der ein ſolcher Strom im Kamin von oben nach unten geht, auf dem Herde ein Feuer angezündet, ſo wirken jetzt zwei Urſachen, welche im Kamin zwei entgegengeſetzte Strömungen zu erzeugen ſtreben, und in Wirklichkeit wird jetzt der Luftſtrom im Kamin nach der Richtung der ſtärkeren dieſer

zwei Urſachen und mit dem Ueberſchuß ihrer Kraft über die der ſchwächeren ſtattfinden. Wenn nun in ſolchem Falle das Feuer auf dem Herde nur klein iſt, wenn es nicht ſenkrecht unter dem Kamin ſteht, ſondern nur unter einem häufig noch ſchlecht genug conſtruirten Kaminſchoos, durch das die Kraft des aufſteigenden Luftſtroms noch gebrochen wird, ehe er in das Kamin ſelbſt kommt, wenn endlich, wie das bei Einrichtung unſerer Kamine nothwendig iſt, die durchs Feuer erwärmte Luft auf ihrem meiſt 6—9′ langen Weg bis zur untern Mündung des Kamins mit der umgebenden Luft ſehr vermengt und abgekühlt wird, und wenn dieſe Abkühlung in unſern weiten Kaminen durch den nach unten gehenden Strom noch vermehrt wird, ſo iſt es kein Wunder, wenn unter ſolchen Umſtänden häufig der nach unten ziehende Luftſtrom das Uebergewicht gewinnt über den nach oben ziehenden, und auf dieſe Weiſe Küche und Haus auf die beläſtigendſte Weiſe mit Rauch erfüllt werden.

Als Beweis, daß hierin der Hauptgrund des Rauchens der Kamine zu ſuchen iſt, will ich nur die Jedermann bekannte Erfahrung anführen, daß dieſes Rauchen dann beſonders ſtark und läſtig wird, wenn kaltes trockenes Wetter in warmes feuchtes übergeht, wobei die äußere Luft wärmer wird als die ihm Haus. Da hiebei zugleich ſchönes Wetter in Regenwetter umſetzt, ſo wird daher vom Volke das Rauchen der Kamine nicht mit Unrecht als ein Zeichen eintretender Witterungsveränderung betrachtet. Uebrigens wird es Niemand ſchwer fallen, ſich von der Richtigkeit der hier angeführten Thatſachen an jedem rauchenden Kamin zu überzeugen.

Bei einem deßhalb angeſtellten Verſuch war ein kleiner Kunſtherd in den größeren Herd ſo eingemauert, daß ſein Abzugsrohr 2′ über dem Herd frei mündete und daß von dieſer Mündung bis zur Kaminöffnung noch ein Weg von 6′ übrig war. Dabei wurde die Temperatur ½′ über der Mündung des Abzugsrohrs noch zu 100° C. gefunden, 3′ über der Mündung zu 65°, 6, über dem Abzugsrohr, alſo an der Mündung des Kamins, zu 25—30°, je nachdem der Thermometer mehr oder weniger ſenkrecht über dem Abzugsrohr angebracht wurde; die Temperatur der äußern Luft war 21°, die im Hausöhrn 20°, dabei ging der Abzug des Rauchs ohne Schwierigkeit von Statten. — Bei einem zweiten Verſuch war die Temperatur am Anfang des Kamins 25°, die der äußern

Luft 25—26°, im Hausöhrn 19°, der Wind war gering, aber der Rauch in der Küche ſo ſtark, daß er ſehr beſchwerlich fiel.

Bei ſehr weiten und gerade aufſteigenden Kaminen kann es vorkommen, daß die beiden entgegengeſetzten Luftſtröme ſich in den Raum theilen, ſo daß an einer Seite des Kamins ein Zug in die Höhe geht, während an der andern Seite ein Strom kalter Luft nach unten zieht. Dieß geſchieht beſonders dann leicht, wenn Thüre und Fenſter der Küche geſchloſſen ſind, ſo daß es an Erſatz für die entweichende warme Luft fehlt; dabei wird ſich aber natürlich die herunterſtrömende Luft auf ihrem Wege mit vielem Rauch vermiſchen, der daher auf ſolche Weiſe in Menge wieder in die Küche zurückgeführt wird.

Auf dieſe Erfahrungen geſtützt muß es in allen vorkommenden Fällen nicht ſchwer fallen, dem unangenehmen Rauchen der Kamine zu begegnen und bei Neubauten es ganz zu vermeiden. Die Haupterforderniſſe hiezu ſind:

1) der Herd muß ſo eingerichtet werden, daß kein offenes Feuer darauf angezündet werden darf. Damit aber dabei der Holzverbrauch für gewöhnlich nicht zu groß iſt, werden in je einen gemeinſchaftlichen Feuerraum nur ſolche Häfen gebracht, welche in der Regel mit einander gebraucht werden; jedenfalls erhalten größere Häfen, namentlich ſolche, welche ſeltener gebraucht werden, immer eine eigene Feuerung.

2) Von jedem Feuerraum geht ein eigener Rauchkanal zuerſt horizontal unter der Herdplatte bis an die Feuerwand und dann in oder an dieſer in die Höhe bis in das gemeinſchaftliche Kamin.

3) Die untere Mündung des Kamins iſt mit einer eiſernen Klappe verſehen, welche fürs Reinigen des Kamins geöffnet werden kann, ſonſt aber möglichſt gut geſchloſſen iſt. Die einzelnen kleinen Rauchkanäle der beſonderen Feuerungen münden ſich nämlich erſt über der Klappe ins gemeinſchaftliche Kamin; auch iſt jeder mit einem Schieber verſehen, durch den er geſchloſſen werden kann, wenn er nicht gebraucht wird, damit jeder Weg vom Kamin in die Küche verſchloſſen iſt und dadurch jeder Zug nach unten unmöglich wird.

4) Will man ſich für außerordentliche Fälle die Möglichkeit eines offenen Feuers auf dem Herd geſichert halten, ſo kann man entweder bei der angegebenen Richtung die das Kamin verſchlieſ-

ſende Klappe öffnen, wird dann aber dadurch dem Rauchen wie früher ausgeſetzt ſeyn, oder aber kann man einen zu dieſem Zweck beſonders an der Feuerwand angebrachten Rauchkanal mit einem beweglichen Rauchfang in Verbindung ſetzen, deſſen trichterförmige Mündung möglichſt nahe über dem offenen Feuer aufgehängt wird, deſſen Rauch aufnimmt und dem größeren Kamin zuleitet.

Ich hatte Gelegenheit eine Küche mit ſolcher Einrichtung nicht nur flüchtig zu ſehen, ſondern Jahre lang zu beobachten und kann verſichern, daß ich nie einen im mindeſten beläſtigenden Rauch darin bemerkt habe. Obgleich ſie geweißnet war, hatte man doch den Anſtrich nicht öfter als in anderen geweißneten Lokalen, nämlich einmal jährlich, erneuern laſſen. Da ſie zugleich mit geſchloſſenem Waſſerſtein verſehen, alſo ganz gegen die äußere Luft abgeſchloſſen war, ſo wurde ſie im Winter durch das Kochen ſo weit erwärmt, daß die Magd ſich darin den ganzen Tag aufhalten konnte, ohne durch die Kälte beläſtigt zu werden; ein Nebenvortheil, der mancher Familie nicht unangenehm ſeyn möchte.

Vorſtehendes möge dazu dienen, daß die Urſache des Rauchens der Kamine da geſucht werde, wo ſie allermeiſt liegt, und daß man ſich nicht abmühe, durch Windfänge aller Art der Quelle eines Uebels da entgegen treten zu wollen, wo daſſelbe nicht entſpringt.

Vermiſchtes, die Gewerbe und den Handel betreffend.

Oeſtreich. Im Jahr 1840 war die Zahl ſämmtlicher Fabriken in den öſterreichiſchen Erbländern 13,500, wovon 9700 auf das lombardiſch-venetianiſche Königreich kamen. Seidenſpinnereien, Webereien, und Baumwollſpinnereien, waren zuſammen 5347, nämlich im lombardiſch-venetianiſchen Königreich 500 Seidenſpinnereien und Webereien und 187 Baumwollenſpinnereien, in den übrigen Ländern der Monarchie jedoch nur 150 Seidenſpinnereien und Webereien. Die Anzahl der Fabriken in den gewerbreichſten deutſchen Provinzen belief ſich auf 2054, ſo daß auf Oeſterreich unter der Ems 414, auf Oeſterrich ob der Ems 136, auf Böhmen 1174, auf Mähren und Schleſien 330 kommen. Die Eiſenproduction beträgt in einem Jahre circa 2 Millionen Ztnr.

Roheiſen, 330,000 Ztnr. Gußeiſen, der Ertrag davon war 9 bis 10 fl. Conv.-M. pr. Ztnr., wovon ¾ auf Privatgewerbe kommen.

Baumwolle. Die ſchwäbiſche Baumwollenmanufaktur in Baiern erblüht jetzt nicht nur in Städten durch die großartigen Fabrikanlagen, ſondern erfreut ſich auch auf dem platten Lande einer großen Ausdehnung. Ungeachtet der ſehr geringen Kunſtfertigkeit der Landweber iſt der Abſatz ihrer Waaren doch ſo ſchwunghaft, daß Alles ſich dem Webſtuhl zuwendet, und es gibt Dörfer, wo die Zahl der Geſellen und der zu der Weberei verwendeten weiblichen Gehülfen Hunderte überſteigt. Schon mangelt es an Händen für den Feldbau, und ſelbſt Landleute, welche bis zwanzig Tagwerk Grund beſitzen, arbeiten nebenbei auf eigenen Webſtühlen. Unter dieſen Verhältniſſen iſt es von höchſter Wichtigkeit, daß der den Baumwollen-Waaren bisher angediehene Schutz nicht verkümmert und das Vereinsgebiet vor Ueberſchwemmung mit außervereiniſchem Fabrikate bewahrt werde, weil ſonſt die Landweber der frühern Arbeitsloſigkeit und dem Elende preisgegeben würden. Die beſten Mittel zur Hebung ihrer Kunſtfertigkeit wäre nämlich Vertheilung von beſſern Webſtühlen und Regulatoren und Abhängigmachung der Anſäſſigkeitsgeſuche von der erworbenen Fähigkeit auf ſolchen Stühlen zu arbeiten. Vor allem wäre bei dem Baumwollenweberhandwerk die Dispenſation von der Wanderſchaftspflicht nur in den äußerſten Nothfällen zu ertheilen.
(J. f. J. H. u. Sch.)

Schnellbereitung von waſſerdichtem Leder. Dem Schuhmachergeſellen Philipp Schüßlen in München iſt ein Patent am 12. März 1838 auf 6 Jahre auf eine Erfindung in ſeinem Fache ertheilt worden, welche das Baieriſche Kunſt- und Gewerbeblatt veröffentlicht. Zuerſt die Verbeſſerung des Leders, die dadurch bewirkt wird, daß Sohlen- und Oberleder in eine Gallertlöſung gelegt werden (Leimauflöſung), worin ſie 2—3 Tage verbleiben; nachher wird das Leder getrocknet, aber die Einweichung in Gallerte noch 3—4 mal ähnlich wiederholt, bis alle Poren des Leders erfüllt ſind.

Das Leder kömmt nun in eine kleine Wanne und wird zwiſchen

jeder Lage mit gleichen Theilen fein gemahlener Loh und Knoppermehl beſtreuet, etwa eine Linie dick; Regenwaſſer daraufgegoſſen, das ſelbiges über dem Leder ſteht; ſolches beſchwert und 14 Tage, unter Zugießen des etwa verdunſteten Waſſers, ſtehen gelaſſen.

Dieſes ſo verbeſſerte Leder wird naß verarbeitet, die Sohle mit der Fleiſchſeite nach Außen. Die fertige Arbeit wird noch einmal in ein ſchwaches Leimwaſſer geſtellt, ſodann 12 Stunden lang in einem wäßrigen Extrakt von Eiſenlohe und Knoppermehl und erhält endlich vor dem Austrocknen eine Schmiere von 1 Theil Schweinefett und 3 Theilen Leinfirniß, der aus Leinöl und Menige, 1½ Loth auf 1 Pfd. Oel, durch 1½ ſtündiges Kochen über gelindem Feuer bereitet iſt. Sollen die Schuhe und Stiefeln ganz waſſerdicht werden, ſo wird auf die Brandſohle eine Sohle von Korkholz aufgelegt, mit einem Leder überzogen und dieſes Leder mit dem Oberleder an die Brandſohle miteingeſtochen, ſo daß, wenn auch durch die auf dieſe Art entſtehende Doppelnaht eine Feuchtigkeit zwiſchen dem Rahmen- und dem Oberleder, was bei noch ganz gewöhnlicher Art gefertigten Schuhen und Stiefeln, die ſchon längere Zeit getragen wurden, gewöhnlich der Fall iſt, eindringen ſollte, dieſelbe doch nicht an den Fuß ſondern höchſtens bis an die Brandſohle kommen kann, da das Korkholz ſo angebracht wird, daß der Fuß erſt einen ſchwachen Viertelzoll über der Brandſohle ſteht, ohne der guten Form zu ſchaden, was bei gewöhnlichen Korkſtiefeln nicht der Fall iſt.

Das Oberleder wird dadurch vor dem Eindringen jeder Feuchtigkeit geſichert, daß man es mit einem feinen Kalbfell füttert und zwiſchen Oberleder und Futter eine Schweinsblaſe einlegt. Die Schweinsblaſe läßt keine Feuchtigkeit durch; wird ſie aber ſelbſt naß, ſo hält jedoch das Futter dieſe Näſſe von der Einwirkung auf den Fuß ab.

Etabliſſement für Häuſerbau. Wir haben kürzlich erwähnt, daß man in Belgien anfängt, eiſerne Häuſer zu fabriziren. Ueber ein in London beſtehendes ähnliches Etabliſſement, worin fabrikmäßig alles zum Bau gewöhnlicher Gebäude nothwendige Material hergerichtet wird, gibt der Ingenieur Byſe in Köln folgende Nachricht: „In der Gegend, wo in London der Abzugskanal in die Themſe mündet, befindet ſich das Etabliſſement

des Hrn. Cubit. Hier werden alle Gegenſtände, die zu einem vollſtändigen Hauſe erforderlich ſind, fabrizirt und zwar mit Hülfe von zwei Dampfmaſchinen, zuſammen von 45 Pferdekraft. Dieſe Maſchinen, zu welchen noch eine Dritte von 40 Pferden kommen ſoll, ſchneiden Bretter, hobeln ſie glatt, zertheilen ſie in die erforderlichen Längen, ſchneiden die Fugen ein ꝛc. ꝛc., ſie ſägen und poliren Marmorplatten, Eiſenplatten, ſchneiden Schrauben und Muttern ꝛc. ꝛc. Das ganze Gebäude iſt feuerſicher eingerichtet und die Treppen ſind aus Granit erbaut worden. Das Holz zu Schreinerarbeit wird bei 78° Fahrenheit durch erwärmte Luft getrocknet, was ſehr nachahmungswerth iſt. Auch für die Oekonomie der Arbeiter iſt durch Küchen und Speiſeſäle geſorgt. Die ſchönſten Kamine aus Gußeiſen, Marmor ꝛc. ꝛc. werden eben ſo wie Kochherde und Oefen hier vollſtändig fabrizirt, und es mangelt zur Vollſtändigkeit der Häuſer nichts als der Bauplatz, die Ziegel, der Kalk, Sand und Maurerarbeit. In dieſer Fabrik werden jährlich 60 große Gebäude im Durchſchnitt gefertigt. Für die Zimmerarbeiten iſt als Zulegeplatz ein überdachter Schoppen mit Glasfenſtern, wie ein Treibhaus eingerichtet, und das Bauholz wird in einem beſondern Trockenhauſe aufgeſtoppelt. Die Steinhauerarbeiter ſtehen im Hofe, aber auch dieſe finden ein Obdach für ihre Arbeiten bei ſchlechtem Wetter. Es arbeiten außer den Maurern in dieſem Etabliſſement 400 Menſchen jeden Tag.“

(Gew. Blt.)

Neue Erfindung: Das Problem, auf dem Waſſer in aufrechter Stellung zu gehen, und dieß mit derſelben Leichtigkeit, als wenn es auf ebenem feſten Boden geſchähe, iſt kürzlich gelöst worden. Der Erfinder dieſer Art und Weiſe, ſich dem trügeriſchen Elemente, deſſen Charakter eben in der unendlichen Verſchiebbarkeit ſeiner kleinſten Theile beſteht, mit Sicherheit anzuvertrauen, iſt der Lieutenant Höökenberg, der mit Hülfe des Schwimmmeiſters Gjörke die Idee auf dem Waſſer zu promeniren praktiſch ausgeführt, und bereits bei der Regierung um ein Patent nachgeſucht hat. Bei einem kürzlich angeſtellten Verſuche ſah man einen Mann mit aufrechter Stellung, in der Hand einen langen Stab gleich einem Ruder, und an jedem Fuß ein kleines ſchmales Boot von 6—7 Ellen (ſchwediſch) Länge und ungefähr 4 Zoll

Breite, auf dem Mälarſee, da wo er in dem vom Meerwaſſer gebildeten Hafen von Stockholm mit heftigem Stromen fällt, ſpazieren gehen. Die kleinen Boote, worauf die Füße des Verwegenen ruhten, gleichen den in den nördlichen Polarkreiſen von deren Bewohner gebrauchten Schneeſchlittſchuhen (scidor auf Schwediſch) um über die mit Schnee und Eis belegten Moräſte und Berge gehen zu können. (J. f. J. H. u. Sch.)

— Die von Hrn. Chevallier erfundenen tragbaren Oefen, ruhen auf Rädchen und können von einem Zimmer, ſobald es genugſam ausgewärmt iſt, in ein anderes gebracht werden. Das zu verbrennende Holz kommt in eine gußeiſerne Glocke, und der Rauch, ſo wie die verbrannte Luft gehen durch ein horizontales Rohr in den Kamin. Die Glocke iſt in einer gewiſſen Entfernung mit Eiſenblech umgeben, und die in den dazwiſchen befindlichen Raum tretende Luft wird erwärmt und miſcht ſich mit der des Zimmers. Ein in einem großen Zimmer der Société d'encouragment (Paris) angeſtellter Verſuch mit dieſen tragbaren Oefen gelang vollkommen, da das Zimmer in weniger als 3 Stunden bis 16° erwärmt war.

Schützender Ueberzug irdener Geſchirre. Es iſt bekannt, daß Lehm und Leinöl, wenn ſie wohl mit einander vermiſcht werden, im Feuer eine feſte, dem Eiſen gleiche Maſſe erzeugen, und dieſes hat darauf geführt, — daß man fetten, dürr gemachten Lehm zu einem feinen Pulver machte, dieſes durch ein Haarſieb trieb und dann mit (wo möglich kalt geſchlagenem oder wenigſtens einige Zeit gelagertem) Leinöl innig vermiſchte, ſo daß es ein dünner Brei ward, mit dem man einen Topf überzog. Nachdem es an der Luft und Sonne gehörig getrocknet hat, füllt man den Topf mit Waſſer und ſetzt ihn erſt auf einem Dreifuß in glühende Kohlen, dann aber wenn das Waſſer zum Sieden gebracht, in lebendiges Feuer, wo er wieder längere Zeit ſtehen bleibt; dabei muß man warmes Waſſer von Zeit zu Zeit zugießen, dergeſtalt, daß der Topf ſo lange er auf dem Feuer ſteht, immer voll iſt. Denn, wenn von dem Waſſer ein Theil verkocht und verdunſtet iſt, ſo wird dieſer leer gewordene Raum in Gefahr ſtehen zu verſpringen; wenn er aber immer voll erhalten wird, ſo iſt

dieſes nicht zu beſorgen. Es iſt etwa eine Stunde Zeit zu dieſem Verfahren erforderlich, durch welchem der Topf mit einem ſolchen eiſernen Harniſch überzogen wird. (A. A.)

Trübes und unreines Mohnöl (Magſamenöl) zu läutern. Nach Egliner nimmt man auf 5 Pfd. Mohnöl 2 Pfd. Kuhmilch, und läßt beides zuſammen $^1/_4$ Stunde gut kochen. Dann ſtellt man es vom Feuer, damit es abkühle und ſich ſetze. Hierauf wird es noch lauwarm durch einen Filtrirhut auf Bouteillen gefüllt. Nach einigen Tagen wird dieſes Oel dann die Helle und den Geſchmack von gutem Olivenöl haben. (Jahrb. f. Ph.)

Surrogat für Leder. Man überſtreicht Leinwand, Kattun, Tuch oder Filz u. dgl. mit einem Gemiſch aus zu Gallerte gekochtem gemeinem Leim, feingeriebenem Bleiweiß und geſchlemmten Pfeifenthon, von jedem einen Theil, gekochten Leinöl 2 Theile und Lampenſchwarz $^1/_2$ Theil. Der Leim wird erſt hinlänglich über dem Feuer zerlaſſen, dann das gekochte Leinöl nach und nach zugeſetzt, die Miſchung bis zur vollkommenen Verbindung fleißig umgerührt, dann das Lampenſchwarz, Bleiweiß und der Thon allmälig unter ſtarkem Umrühren hinzugefügt. — Das Zeug wird nun auf dem Rahmen oder Bret aufgeſpannt und die Miſchung warm mit einem breiten Meſſer ſo aufgetragen, daß die Zwiſchenräume des Gewebes vollkommen ausgefüllt werden. Die Rahmen werden dann zugleich mit dem Gewebe der freien Luft ausgeſetzt oder in einer mäßig warmen Trockenſtube allmälig aber vollkommen getrocknet. Nachdem der erſte Auftrag vollkommen trocken iſt, wird eine zweite, dritte und wo nöthig vierte Lage aufgetragen. Doch muß jede Lage vollkommen trocken ſein, ehe eine neue aufgetragen wird, und es muß überhaupt die Miſchung ſo gleichförmig und ſo dünn als möglich aufgetragen werden.

Sechsrädrige Wagen. Dieſe patentirte Erfindung des Hrn. Claudius in Berlin bietet ſo viele Vortheile dar, daß die Verbreitung der darnach konſtruirten Wagen gewiß ſehr wünſchens-

werth erſcheint. Im Vergleich mit einem zwei= und vierrädrigen Wagen von gleichem Gewichte und gleichem Durchmeſſer der Räder, bedarf der zweirädrige 400 Pfd., der vierrädrige nur 200 Pfd. und der ſechsrädrige nur 150 Pfd. Kraft, um z. B. durch einen Querrinnſtein zu fahren. Die Unebenheit des Pflaſters verurſacht bei zweirädrigen Wagen einen bedeutenden Widerſtand; ſind ſie beladen, ſo drücken ſie ſich in die Pflaſterfugen, und nur eine bedeutende Kraft kann ſie wieder herausziehen. Dieſelbe Kraftanſtrengung iſt bei jedem folgenden Steine erforderlich, da das Fuhrwerk hier nur auf zwei Punkten laſtet, daher das ewige Schaukeln in einem Cabriolet. Weniger fühlbar iſt dies ſchon bei vierrädrigen Wagen, faſt gänzlich beſeitigt aber iſt dieſer Uebelſtand bei ſechsrädrigen Wagen; jedes Rad hat hier ſeine eigene Feder und kommt immer abwechſelnd über eine Erhöhung oder Vertiefung, dergeſtalt, daß der Fahrende auch nicht das geringſte Schaukeln oder Stoßen verſpürt, ſelbſt wenn der Wagen überhöchſt unebene und holperige Wege fährt. Es ergibt ſich ferner, daß ein Pferd auf einem ſechsrädrigen Wagen ein Dritttheil mehr Laſt als auf einem vierrädrigen fortſchaft. Durch einen Mechanismus ſind dieſe Wagen auf eine nie gekannte Art zu lenken, ſelbſt da, wo der Raum auch nicht den kleinſten Bogen geſtattet. Ein anderer Mechanismus macht das Umwerfen, ſelbſt wenn ein Rad oder die Achſe gebrochen iſt, gänzlich unmöglich. Der Claudius'ſche Wagen iſt für Frachtfuhrwerke z. B. bei engen Paſſagen, Fahren und Einbringen in enge Gaſſen, wodurch jetzt häufig Unglück geſchieht, von ganz beſonderer Wichtigkeit. Da auch die Räder, wegen der geringeren Laſt, weit weniger einſchneiden, ſo werden Chauſſeen und Straſſenpflaſter ſehr geſchont und das Fahren im Sande ungemein erleichtert. Die Anſchaffungskoſten ſollen nicht höher ſein als bei vierrädrigen Wagen.

Natur-Kunde.

Natürliche Ankündigung der Veränderung der Witterung.

Menſchen aller Stände, der Feldherr wie der Admiral und der Schiffskapitain, der Reiſende zu Waſſer noch mehr als der

Reiſende zu Lande; der Landwirth, der Forſtmann und der Gärtner, mancherlei Techniker, die Hausmutter, der Arzt und der Kranke, und endlich ſelbſt die, welche ohne nothwendige Geſchäfte bloß ihrem Vergnügen leben, fühlen faſt täglich das Bedürfniß zu wiſſen, was für Witterung herrſchen werde: naß oder trocken, heiß oder kalt, warm oder gelinde; ſtürmiſch, windig oder bloß lüftig. Es iſt alſo für Menſchen aller Klaſſen wichtig, die Witterungszuſtände und Wechſel vorausſehen zu lernen, und die Anzeigen oder Vorzeichen derſelben zu wiſſen.

I. Ankündigung des Regens.

a) Durch Vögel.

1) Wenn die Seeraben, Seemöven und Meerhühner von der See oder ſüßen Gewäſſern ans Land fliegen;

2) wenn Landvögel beſonders gegen Abend, dem Waſſer zufliegen, es aufrühren, ſich darin baden und plätſchern;

3) wenn Gänſe, Enten und Waſſerhühner untertauchen, ſich ſchütteln oder Lärm machen;

4) wenn Raben und Saatkrähen in Haufen fliegen und plötzlich verſchwinden;

5) wenn Elſtern und Holzhäher mit Getöſe fliegen, Raben und Haubenkrähen des Morgens in ununterbrochenen Tönen, auch die Krähen des Abends ſtark ſchreien;

6) wenn Reiher, Rohrdommeln und Schwalben niederfliegen;

7) wenn die Vögel ihre Nahrung verlaſſen und zu ihren Neſtern eilen, oder Hühner und Tauben ſchnell in ihre Häuſer gehen;

8) wenn das zahme Geflügel im Staube wühlt, die kleinen Vögel ſich bücken und ſich im Staube zu baden ſcheinen;

9) wenn die Hühner früh oder ſpät krähen und mit den Flügeln ſchlagen, Waldlerchen, Finken, Spatzen und Rothbrüſtchen ſich früher hören laſſen, und Pfauenhähne und Eulen ungewöhnlich ſchreien, ſo kann man auf nahen Regen ſchließen.

b) Durch Säugethiere.

1) Wenn die Eſel mehr als gewöhnlich ſchreien;

2) wenn die Schweine ſpielen, das Futter umherſtreuen und Stroh im Maule tragen;

3) wenn die Ochſen Luft durch die Naſe einziehen, nach Süden hinſehen, ſich auf die rechte Seite legen, und die Klauen belecken;

4) wenn zahme Thiere gegen Mittag nach Luft ſchnappen, Kälber heftig rennen und ſpringen, ſtreiten und ſtoßen;

5) wenn die Katzen ſich die Pfoten lecken und Geſicht und Ohren putzen;

6) wenn Hunde heftig in der Erde ſcharren, Gras freſſen und beim Bellen auch murren;

7) wenn Füchſe bellen, und Wölfe heulen;

8) wenn Maulwürfe mehr als gewöhnlich wühlen und Erde auswerfen;

9) wenn Ratten und Mäuſe ungewöhnlich unruhig ſind.

c) Durch Gewürme, Inſekten und Amphibien.

1) Wenn Würmer in großer Menge aus der Erde hervorkriechen;

2) wenn die Fliegen taumeln, unruhig ſind, und die Spinnen aus ihrem Gewebe fallen;

3) wenn die Ameiſen und Bienen zu ihren Wohnungen eilen und darin bleiben;

4) wenn die Mücken mehr als gewöhnlich toſen;

5) wenn die Fröſche aus ihren Gräben quacken, und die Krähen von Höhen herabſchreien, und beide in der Nähe von Häuſern ſich ſehen laſſen;

6) wenn die in einem Glaſe befindliche Blutegel ſich an die Oberfläche deſſelben begeben.

d) Durch lebloſe Körper.

1) Wenn trocknes Holz anſchwillt, und die Steine anfangen zu ſchwitzen;

2) wenn die Darmſaiten auf Inſtrumenten ſpringen;

3) wenn gedruckte baumwollene Zeuge und gepappte Mappen ſchlaff werden;

4) wenn das Waſſer in den Flüſſen fällt, und die Fluthen abnehmen;

5) wenn die Flamme der Lampen und Talglichter merklich funkelt, und ſich ein Hof um dieſelbe zeigt;

6) wenn Teiche trübe und ſchlammig erſcheinen, und auf ſtehenden Gewäſſern ſich ein gelber Schaum bildet;

7) wenn die Bibernelle und der Löwenzahn ſich aufſchließen, und der Klee am Stengel anſchwillt, während die Blätter ſich ſenken.

e) Durch Nebel.

1) Wenn der Nebel von den Gipfeln der Berge angezogen wird, ſo erfolgt der Regen gewöhnlich in 1 bis 2 Tagen;

2) wenn der Nebel bei trockner Witterung mehr, als gewöhnlich ſteigt, ſo erfolgt der Regen nun ganz plötzlich;

3) wenn Nebel im Neumonde ſich bilden, ſo geben ſie Regen nach dem Vollmonde;

4) wenn Nebel im Vollmonde ſich zeigen, ſo kommt der Regen im Neumonde;

5) erfolgt Regen, wenn ſich bei klarem Himmel in Südoſt ein neblicher Schein wahrnehmen läßt.

f) Durch die Wolken.

1) Wenn bei wolkigem Himmel der Wind ſich legt, die Wolken dicker werden und Felſen und Thürmen gleichen, die auf Bergſpitzen ſtehen;

2) wenn die Wolken ihren Zug oft ändern;

g) Durch die Sonne.

1) Wenn die Sonne wäſſerig und trüb aufgeht;

2) wenn bei ihrem Aufgange unter ihre Strahlen rothe und ſchwärzlichte gemiſcht ſind;

3) wenn ſie trübe und düſter, oder auch roth aufgeht, dann ſchwärzlich wird;

4) wenn ſie in eine dicke Wolke untergeht, oder bei ihrem Untergange der Himmel im Oſten roth iſt. Fällt der Regen dann plötzlich ein, ſo iſt er nicht von Dauer; wird aber die Luft dicker und die Sonne ſo wie der Mond und die Sterne immer dunkler, ſo kann man einen ſechsſtündigen Regen erwarten.

h) Durch die Sterne.

1) Wenn die Sterne groß, blaß nnd trübe erſcheinen, nicht funkeln, oder mit einem farbigen Schein umgeben ſind, ſo folgt bald Regen;

2) wenn im Sommer bei öſtlichem Winde die Sterne größer als gewöhnlich erſcheinen, ſo kommt plötzlicher Regen;

i) Durch den Mond.

1) Wenn der Mond blaß iſt oder ſeine Hörner beim Aufgehen ſtumpf erſcheinen. Die ſtumpfen Hörner innerhalb 2 oder 3 Tagen nach dem Wechſel des Mondes zeigen Regen für das ganze Viertel an.

2) Wenn der Mond beim Südwinde einen Hof mit Regenbogenfarbe hat. (Jene zeigen den Regen für den folgenden Tag, oder Südwind in der dritten Nacht nach dem Mondwechſel.)

3) Wenn bei herrſchendem Südwinde der Mond nicht vor der vierten Nacht ſichtbar wird. (In dieſem Falle regnet es den größten Theil des Monats.)

4) Vollmond im Oſtermonat, und Neu- und Vollmond im Erndtemonat bringen gewöhnlich Regen.

5) Nebenmonde ſind Vorzeichen von großem Regen, Landfluthen und Ueberſchwemmungen.

k) Durch den Regenbogen.

1) Wenn der Regenbogen nach einer langen Trockenheit erſcheint;

2) wenn die herrſchende Farbe darin grün iſt;

3) wenn die Wolken beim Erſcheinen dicker werden;

4) wenn derſelbe des Mittags erſcheint;

5) wenn er ſich im Weſten zeigt. (In den beiden letzten Fällen gibt es viel Regen, im letzten Falle ſtarken Regen mit Donner.) Sind die letzten Wochen des Hornungs und die erſten 14 Tage im Mai ſehr regneriſch, und erſcheint in dieſer Zeit häufig ein Regenbogen, ſo pflegt ein naſſer Frühling und Sommer darauf zu folgen.

II. Ankündigung des baldigen Aufhörens des Regens.

1) Wenn Ritzen in der Erde ſich plötzlich verſchließen;

2) wenn Quellen und Flüſſe merklich anwachſen;

3) wenn der Regen 1 oder 2 Stunden vor Sonnenaufgang beginnt;

4) wenn der Anfang des Regens aus Süden kommt, und es mit heftigem Winde 2 bis 3 Stunden fortregnet.

III. Ankündigung der Gewitter.

1) Wenn an ſchwülen Sommerabenden Meteore oder Lufterſcheinungen aufſchießen, oder Spalten und Riſſe in der Erde entſtehen;

2) wenn im Sommer oder Herbſt der Wind 2 oder 3 Tage ſüdlich iſt, die Hitze groß iſt und die Wolken ſich in großen weißen Hügeln aufhäufen, wovon einige auf der Spitze der andern zu ſtehen und unterhalb ſchwarz ſcheinen;

3) wenn an jeder Seite 2 Wolken aufſteigen, in welchen beiden letzten Fällen das Gewitter ſehr nahe iſt. Am meiſten donnert es bei Süd-, weniger bei Oſtwind.

IV. Ankündigung des Hagels.

1) Wenn ſich bei einem Gewitter weiße ins Helle ſpielende Wolken bilden, die ſich eines ſtarken Windes ungeachtet langſam und ſchwer bewegen;

2) wenn der Himmel im Oſten vor Sonnenaufgang ganz blaß iſt, und in dicken Wolken gebrochene Strahlen erſcheinen, in welchem Fall ſchwerer Hagel zu erwarten iſt;

3) wenn im Sommer weiße Wolken bei warmer Luft ſich zeigen;

4) wenn im Frühling die Wolken von blauweißlicher Farbe erſcheinen und ſich ſehr ausbreiten.

V. Ankündigung des kalten Wetters und Froſts.

1) Wenn Meer-Elſtern, Staare, Krammetsvögel und andere Zugvögel früh verſchwinden;

2) wenn kleine Vögel in Schaaren, und Rothbrüſtchen in der Nähe der Häuſer erſcheinen;

3) wenn die Sonne im Herbſte im Nebel untergeht, oder größer als gewöhnlich beim Untergang erſcheint;

4) wenn der Mond nach dem Wechſel glänzend und mit ſcharfen Hörnern erſcheint;

5) wenn der Wind beim Aendern ſich nach Oſten oder Norden umſetzt;

6) wenn kleine Wolken im Norden tief hängen;

7) wenn der Himmel voll dunkler Sterne iſt;

8) wenn der Schnee klein fällt, während die Wolken wie Felſen aufgethürmt erſcheinen. (Auf Froſt im Herbſte erfolgt ſtets Regen.)

VI. Ankündigung eines harten Winters.

1) Aus einem feuchten kalten Sommer und einem milden Herbſte;

2) aus einem Ueberfluß von Hagenbutten und Kreuzbeeren;

3) aus einem reichen Blüthen- und Fruchtertrage des Haſelnußſtrauches;

4) aus dem Mangel einiger ſonſt auf den Eichen vorkommenden Inſekten kann man auf einen harten Winter ſchließen.

VII. Ankündigung des Thauwetters.

1) Wenn Riſſe im Eiſe entſtehen;

2) Schnee in großen Wolken fällt;

3) die Sonne wäßrig ausſieht;

4) die Hörner des Monds ſtumpf erſcheinen;

5) die Sterne düſter ſchimmern,

6) der Wind ſich nach Süden dreht, oder ſehr veränderlich iſt, ſo ſind dieß Anzeigen des baldigen Thauwetters. Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß, wenn der Weinmonat und Wintermonat kalt und ſchneereich ſind, der darauf folgende Jänner und Hornung mild und heiter zu werden pflegen.

VIII. Ankündigung des Windes und des Sturms.

a) Durch Vögel.

1) Wenn See- und Waſſervögel in Haufen an die Ufer fliegen, und daſelbſt, beſonders des Morgens, ſpielen;

2) wenn wilde Gänſe hoch und in Rotten fliegen, und zwar oſtwärts;

3) wenn die Waſſerhühner ſchreien und unruhig ſind;

4) wenn der Wiedehopf laut ruft;

5) wenn der Eisvogel zu Lande eilt;

6) wenn die Saatkrähen in der Luft hinſchießen oder am Ufer ſüßer Waſſer ſpielen;

7) wenn die Nachtſchwalben erſcheinen.

b) Durch die Sonne.

1) Wenn die Sonne beim Aufgehen blaß und beim Untergehen roth erſcheint, mit einem Regenbogen;

2) wenn ſie beim Aufgehen ſehr groß erſcheint;

3) wenn der Himmel bei Sonnenaufgang im Norden roth erſcheint;

4) wenn die Sonne mit blutigen Farben untergeht;

5) wenn ſie bleich mit einem oder mehreren Kreiſen, oder von rothen Streifen begleitet erſcheint;

6) wenn ſie ausgehölt zu ſein ſcheint;

7) wenn ſie zertheilt erſcheint, oder wenn Nebenſonnen ſich zeigen, ſo ſtehen große Stürme oder Orkane zu erwarten.

c) Durch den Mond.

1) Wenn der Mond ſehr vergrößert oder von rother Farbe erſcheint;

2) wenn die Hörner deſſelben ſich ſcharf und ſchwärzlich zeigen;

3) wenn er von einem hellen und röthlich gelben Hof umgeben iſt, oder auch einen doppelten Hof hat, oder in mehrere Theile getrennt zu ſein ſcheint.

d) Durch die Wolken.

1) Wenn die Wolken hin- und herziehen, und plötzlich aus Süd- und Weſt erſcheinen;

2) wenn ſie roth und beſonders mit Röthe der Luft begleitet ſind;

3) wenn ſie in Nordoſt bleifarbig erſcheinen.

e) Durch die Luft.

1) Wenn der Wind die entgegengeſetzte Seite überſpringt;

2) wenn Seen ruhig ſind und murmeln;

3) wenn ein murmelndes Geräuſch von den Wäldern und Felſen ausgeht;

4) wenn bei ruhiger Luft Blätter und Federn ſehr bewegt zu ſein ſcheinen;

5) wenn die Fluth und auch das Thermometer (Wärmemeſſer) hoch ſtehen;

6) wenn Flammen zitternd und ſchwebend, und die Kohlen weiß mit einem murmelnden Getöſe brennen;

7) wenn es des Morgens bei hellem Himmel donnert, oder der Donner aus Norden kommt.

IX. Ankündigung der Verminderung des Windes.

1) Wenn nach trocknen Winden ein plötzlicher Regenguß einfällt;

2) wenn das Waſſer brauſet und häufige Blaſen darin aufſteigen;

3) wenn die Maulwürfe aus ihren Höhlen hervorkommen;

4) wenn die Spatzen anfangen friedlich zu zwitſchern;

5) wenn die Fiſche nach der Oberfläche des Waſſers ſteigen.

X. Ankündigung des ſchönen Wetters.

a) Durch Vögel.

1) Wenn Weihen, Reiher, Rohrdommeln und Schwalben hoch und mit lautem Geſchrei fliegen;

2) wenn Kibitze nicht ruhen, ſondern ſchreien;

3) wenn Spatzen nach Sonnenaufgang ſehr luſtig ſind;

4) wenn Raben, Habichte und Sperber des Morgens laut ſchreien;

5) wenn das Rothbrüſtchen hoch aufſteigt und laut ſingt, oder die Lerchen hoch fliegen und laut ſingen;

6) wenn die Eulen mit leichtem hellen Tone ſchreien;

7) die Fledermäuſe des Abends zeitig erſcheinen.

b) Durch Inſekten.

1) Wenn die Mücken in der obern Luft ſpielen;

2) die Horniſſen, Weſpen und Johanneswürmchen Abends in großer Anzahl erſcheinen;

3) die Spinnengewebe in der Luft, über Gras oder in Bäumen fliegend geſehen werden.

c) Durch die Sonne.

1) Wenn die Sonne hell aufgeht, nachdem ſie am Abend hell unterging;

2) wenn bei ihrem Aufgange die um ſie ſtehenden Wolken nach Weſten ziehen;

3) wenn ſie mit einem Hof von Regenbogenfarben umgeben aufgeht, und dieſer von allen Seiten gleichmäßig verſchwindet;

4) wenn ſie hell und nicht heiß aufgeht, nachdem ſie in röthlichen Wolken untergangen war.

d) Durch den Mond.

1) Wenn der Mond glänzende Flecken zu haben ſcheint;

2) bei vollem Licht einen hellen Hof hat;

3) wenn nach dem Mondwechſel oder 3 Tage vor dem Vollmonde heller Mondſchein iſt;

4) wenn er hell und glänzend erſcheint. Sind nach dem Eintritt des Monds am vierten Tage ſeine Hörner ſcharf, ſo bleibt das Wetter ſchön bis zum Vollmond; ſind ſie hingegen ſtumpf beim erſten Aufgehen des Mondes, oder innerhalb 2 Tagen nach dem Wechſel, ſo ſtehet in dieſem Viertel Regen bevor, in den übrigen 3 Vierteln aber ſchönes Wetter.

e) Durch die Wolken.

1) Wenn die Wolken beim Sonnenuntergang einen goldenen Saum haben, oder am Umfang abzunehmen ſcheinen;

2) kleine Wolken niedrig ſchweben oder gegen den Wind ziehen;

3) wenn ſie klein, weiß und in Nordoſt zerſtreut erſcheinen, während die Sonne hoch ſteht.

f) Durch den Regenbogen.

1) Wenn ein Regenbogen nach langem Regen erſcheint und ſeine Farben lichter werden;

2) wenn ein Regenbogen plötzlich wieder verſchwindet;

3) wenn er des Morgens erſcheint, oder gegen Abend ſich in Oſten zeigt.

g) Durch den Nebel.

1) Wenn der Nebel ſchnell verſchwindet und gleich darauf Regen fällt;

2) wenn allgemeiner Nebel vor Sonnenaufgang um die Zeit des Vollmonds eintritt. (Im letzten Falle iſt 14 Tage lang ſchönes Wetter zu erwarten.)

3) wenn vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang von Gewäſſern und Wieſen ein weißer Nebel aufſteigt, und

4) wenn an der einen Seite der Fenſterſcheiben ſich ein neblichter Thau zeigt.

XI. Ankündigung der Trockenheit.

1) Wenn ſchönes Wetter bei fortdauerndem Südwinde eine Woche lang anhält;

2) wenn der Monat Hornung durchaus trocken iſt, ſo hat man einen trocknen Frühling und Sommer zu erwarten;

3) wenn nach einem 24 ſtündigen trocknen und ſchönen Wetter Wetterleuchten erfolgt, dann pflegt es ſehr trocken zu werden.

XII. Ankündigung einer zu anſteckenden Seuchen geeigneten Witterung.

1) Ein trockner und kalter Winter mit Südwind;

2) ein naſſer Frühling und dann Trockenheit im Sommer;

3) wenn der Sommer bei Nordwind trocken und der Herbſt bei Südwind regneriſch iſt, ſo pflegen bedeutende Krankheiten zu entſtehen;

4) wenn der Frühling ſehr heiß und ohne Wind iſt;

5) wenn die Wurzelgewächſe einen ſüßen eckelhaften Geſchmack haben, während der Wind lang ſüdlich ohne Regen bleibt;

6) wenn ſtinkende Materien ſich im Dunſtkreiſe verbreiten;

7) wenn Inſekten und andere Geſchöpfe, als Fliegen, Fröſche, Schlangen, Heuſchrecken u. dgl. reichlich erſcheinen.

Tiefe des Ozeans.

Ein amerikaniſches Blatt berichtet, daß die Offiziere des franzöſiſchen Schiffes „Venus,“ während ihrer Entdeckungsreiſe unterm 57 Grad ſüdlicher Breite und 85 Grad 7 Minuten weſtlicher Länge von Paris die Tiefe des Meeres mit dem Senkblei maßen, und bei 3470 Metres (10,913 rh. Fuß), oder dritthalb engliſchen Meilen Tiefe noch keinen Grund fanden. Das Wetter war heiter, die See ruhig; 60 Matroſen hatten beinahe 2 Stunden zu arbeiten, um das Senkblei wieder hervor zuwinden. An einer andern Stelle im großen Ozean fanden ſie bei 4140 Metres (13,000 rh. Fuß) noch keinen Grund. (M. B.)

Geſchichte und Lebensbeſchreibungen.

Einige Worte über die alten Deutſchen.

„Die Erkenntniß oder die Unwiſſenheit deſſen, was man iſt und ſein ſoll, die Neigung oder Unluſt für die Mittel und Anſtalten, durch welche man beſſer werden, die Beförderung oder Mißkennung des Zweckes nach welchem man ſtreben ſoll, beſtimmen das Glück oder den Uebelſtand einer Nation.“ (Weſtenrieder)

Die Menſchen müſſen in Verbindung mit einander treten, um zum frohen Gefühle ihrer Kraft zu gelangen; ſie müſſen in Geſellſchaft leben, um der Freuden und Rechte ihres Daſeins inne zu werden. Es müſſen Familien, es müſſen Nationen, es müſſen Völker, es müſſen vielerlei Sprachen ſein, damit die Menſchen einander lieben, etwas vermögen, Achtung vor einander haben, und ſich freuen in einer fremden Sprache menſchliche Gedanken und Gefühle zu vernehmen, wo ſie dann immer, wenn ſie mit einander reden, demſelben Geſchlecht angehörend ſich erkennen. Eine wilde ſich durchlaufende Maſſe darf das Menſchengeſchlecht nicht ſein; welche gefühlloſe Gleichgültigkeit würde dann erſt eintreten, wenn ſchon in großen Städten es angenommen iſt, daß Keiner den Andern beſieht. Alſo kurz: es iſt gut, daß es Deutſche, Franzoſen, Engländer und allerlei Völker unter dem Himmel gibt, denn man muß zu einer ſelbſtſtändigen Nation gehören, um in der Welt etwas zu gelten, — aber es auch fühlen: „Ja, wenn einmal der geringſte Ruſſe ſagt,“ ich bin ein Ruſſe, dann wird es von Rußland abhängen, alle Völker zu bezwingen, welche kein Gewicht auf dem Namen ihres Volkes zu legen ſich getrauen, und bewohnten ſie die pyrenäiſche Halbinſel, nicht mehr zu ſagen wagen, ich bin ein Spanier, ich bin ein Portugieſe, oder allenfalls ſo es thun, wie man im heutigen Rom hört, „ich bin ein Römer.“

In einem kultivirten Zeitalter müßte unſtreitig ein untrügliches Mittel ſein die Nationen in ſich ſelbſt groß zu machen, wenn eine geſunde moraliſche Erziehung vom Geringſten bis zum Höchſten ſo recht aus dem Herzen den Namen vom Vaterlande aus-

ſprechen lehrte, wie hie und da in verſchiedenen Nationen einer es kann in ſofern er ſein Vaterland liebt, — ich bin ein Deutſcher, ein Schweizer, ein Franzoſe ꝛc. ꝛc.

Ich bin ein Deutſcher, und freue mich innigſt darüber, wenn ich bei meinem eigenen Volke und bei Fremden, welche zum Theil mit ihm verwandt ſind, wenn ich auch bei der entfernteſten Nation den Menſchenſinn des deutſchen Mannes entdecke.

Deutſchland iſt das Herz von Europa, nehme man es nun nach ſeiner Lage oder nach dem Gemüthe ſeiner Bewohner, oder weil es gleichſam die Mutter der meiſten europäiſchen Völkerſchaften iſt. Was man auch von der Schönheit der alten Griechen ſagen mag, die Schönſten vor Troja waren wohl nicht ſchöner, als die alten Deutſchen, auch nicht größer und ſtärker, und wie man nur eine treue Penelope *) in jener Zeit preist, ſo hatte in den deutſchen Gauen ein jeder Mann eine ſolche. Auch haben die Deutſchen mehr, als jede andere Nation, Frauentugend geehrt. Es iſt ein Hauptruhm der Deutſchen, daß bei ihnen das Weib ſo viel als der Mann gilt, und es noch immer für Schande gehalten wird wenn das erſtere vergißt, ihre Hand müſſe den Segen im Hauſe bereiten. Dieſe als Kleinigkeit ſo oft überſehene Menſcheneinigkeit iſt die Herrlichkeit des Erdenlebens, die Quelle aller Tugenden, eine Urkunde zur Seligkeit, ein Band zwiſchen Himmel und Erde.

Was alſo eigentlich die Staaten bildet und ſie erhält, den Menſchen glücklich, muthig und kräftig macht, das züchtige Familienleben iſt es, was die Deutſchen auch im roheſten Naturzuſtande über die gebildeteſten Völker des Erdbodens ſtellt. Da bildeten ſich die guten Sitten, welche mehr ſind, als die beſten Geſetze. Da blieben die Seelen rein von thörichten Phantaſien, und die Tugend, welche man in Rom bei den Veſtaliſchen Jungfrauen **), in der Chriſtenheit in den Klöſtern ſucht, wohnte in der Bruſt jedes deutſchen Mannes, in dem Herzen jedes deutſchen Weibes als Schmuck aller Humanität. Dabei übt ſich ihr geſunder Men-

*) Gemahlin des Ulyſſes, eines griechiſchen Fürſten, die, ein Muſter der häuslichen Tugenden und Treue, während der 20jährigen Abweſenheit ihres Gemahls die um ſie werbenden Freier entfernt zu halten wußte; daher Sinnbild einer fleißigen und treuen Hausfrau.

**) Wohlgeſtaltete, junge Mädchen, die im Dienſte der Göttin Veſta im Rufe der Keuſchheit und vorzüglicher Sittenreinheit ſtanden.

ſchenverſtand zu einer Klarheit und Richtigkeit des Urtheils in allen ihren Sachen, wie es nur geſchieht, wenn ſich männliche und weibliche Seelenkräfte zuſammen unterſtützen. Oft ward in den entſcheidenſten Momenten weiblichen Rathſchlägen gefolgt, und ſie glaubten, ihren tugendhaften Frauen ſeye etwas Heiliges und Ahnungsvolles angeboren, wie denn auch wirklich das weibliche Gemüth ſich gerne zum Ueberirdiſchen hinneigt und ſich leicht einen Glauben an geheim wirkende Kräfte ſchafft. Die Frauen begleiteten ihre Männer auch im Krieg, und die Braut eines Heerführers, welche von ihm die gewöhnliche Morgengabe Roß, Schild und Waffe erhielt, brach in die rührenden Worte aus: „ja ich folge dir, wohin du ziehen magſt, dieſer Schild ſoll dich decken im Gedränge der Feinde, dieſes Roß ſoll an deiner Seite mich aus dem Siege tragen, oder mit dieſer Lanze werde ich deinen Tod rächen, bis auch ich zu dir zur Erde ſinke.“ So war denn dieſes Volk doppelt ſo ſtark, als jedes andere. Da ſie beinahe unbekleidet gingen, ſo war ihr Körper abgehärtet gegen jedes Ungemach. Unbegreiflich darf es uns nicht vorkommen, wie ſie bei ihrer Nacktheit die Kälte ertragen konnten, da ja bekanntlich die, durch die Haut eindringende Luft ſich ſogleich am geſunden Blute erwärmet.

Uebrigens beſtand bei dem weiblichen Geſchlechte um die Zeit vor Chriſti Geburt der Schmuck lediglich in dem ſchönen gelben Haare, welches ſie ſogar färbten, wenn es, was jedoch ſelten war, eine andere Farbe hatte. Aber wie bei den meiſten rohen Völkern üblich iſt, die Haut durch Einätzen von wunderlichen Zeichen zu entſtellen, daran dachte ſeiner edlern Natur nach niemals ein Deutſcher. Der oberſte Gott der Deutſchen heißt Wodan, Goden, (der Gute.) Auch mit dem ſchönen Namen Allvater benannten ſie ihn. Sie ſchloſſen ihn in keinen Tempel ein, er war ihnen der Unendliche, der ſeine Säulen ſich in den hohen Eichen ihrer Wälder und Haine hatte erwachſen laſſen, in denen ſie ihn auch vorzüglich verehrten, die ſie ihm heiligten. Sonſt hatten ſie vieles mit den alten Perſern gemein, ſie verehrten das Feuer, die Sonne und achteten auf das Wiehern der Pferde, welche einen geweihten Wagen in ihre heiligen Haine zogen, daraus die Zukunft zu deuten. Hertha (die Erde) war ihre wohlthätigſte Göttin, und als ſolche hatte ſie auch ihre Verehrung. Sie glaubten an eine Unſterblichkeit der menſchlichen Seele. Ihre Verfaſſung war einfach und

zeugte gleichfalls von ihrer Einſicht in die menſchlichen Dinge und ihren klaren Sinn. „Einer für Alle und Alle für Einen auf Leben und Tod,“ war die Loſung der einzelnen oder miteinander verbundenen Stämme. Sie hatten Heerführer, wozu die Edelſten und Tapferſten gewählt wurden und, namentlich die Gothen, auch Könige.

In ihrer Lebensweiſe waren ſie indeſſen verſchieden, die Sachſen, (Saſſen, Einſaſſen) hatten feſte Wohnſitze, wo hingegen die mehr ſüdlich wohnenden Stämme der Sueven (Schweifende) eine unſtäte Lebensart führten, und unter ſich die Ordnung hatten, daß Keiner länger, als ein Jahr ein Stück Land beſitzen konnte, damit ja Keiner einen Wohnplatz lieb gewinnen möchte.

Man macht ſo viel Erhebens von den Geſetzen des Geſetzgebers Lykurg in der griechiſchen Republik Sparta; wenn das etwas ſehr Großes iſt, kein Eigenthum zu beſitzen, um immer zum Kampfe gerüſtet zu ſein, ſo hatten manche deutſche Völkerſchaften ohne einen Lykurg, gar trefflich zu einer ſolchen Heldenarmuth ſich freiwillig unter einander verſtanden, was aber nicht gerade das iſt, worüber man ſich eben freuen mag, beſonders, wenn man an das Unrecht denkt, welches ſie in der Folge den fleißigen Slaviſchen Völkern anthaten. Der dritte Hauptſtamm, die Gothen wurden ſchon früher von Königen beherrſcht, ja eine Frau ſoll mit großem Ruhme zur Verwunderung der Römer regiert und weit über Sarmatien hinein im öſtlichen Norden geherrſcht haben. Sie hat vielleicht Hermengard, (Herdenhüterin) geheißen, und nicht minder verſtändig, als in Rußland die zweite Katharina gewaltet.

Die Gothen waren wohl die edelſten deutſchen Völker, auch hatten ſie früher als andere durch das Chriſtenthum ihre Sitten gemildert. Urſprünglich hatten ſie ihren Sitz an der baltiſchen Küſte zwiſchen der Weichſel und Oder.

Die Allemannen, welche in Süden Deutſchlands bis in die Alpen hinein ſich aus allerhand Völkern der Sueven und beſonders auch Galliern in einem Bund vereinigt hatten, erſchienen in der Geſchichte erſt im dritten Jahrhundert nach Chriſti Geburt; ſo wie auch die Franken (freie Leute), welche den Rhein hinunter und bis in die Nordſee, mit Sachſen und andern vereinigt hauſeten und in Gallien bis über die Pyrenäen ihr Weſen trieben. Ja die Allemannen und Franken hatten in Gallien ſogar gegen ſiebenzig bedeutende römiſche Städte inne — bis die Deutſchen endlich —

das von den Römern einzig unbezwungene Volk — der Römerherrſchaft ein Ende machten.

Wenn man in unſern Tagen an Alles das recht denken wollte, worin unſere uralten Vorfahrer wirklich ein herrliches Volk waren, wie wir mit all unſerer Kultur nicht ſind, ſo müſſen wir uns ſchämen, daß wir uns ihrer nur rühmen, wie Junker Fritz, deſſen Großvater es zum Hauptmanne gebracht habe, und wenn er noch lebte, würde er nicht zugeben, daß man ihn, den Fritz, ſchlage.

Der Deutſche ſtehet bis auf dieſen Tag allerdings noch immer ſeinem Feinde, und iſt auch nur, wie zur Zeit der Römer durch eingeſtreute Zwietracht in den neueſten Tagen beſiegt worden, wurde aber auch ſobald wieder Sieger, als er die Ruthen römiſcher Zucht nicht mehr fürchten durfte.

Man hat ſich mit dem ſogenannten Deutſchthum viel in dieſem Zeitalter befangen, aber es wäre Vieles daran zu ſetzen, ob unter zehn Renomiſten einer weiß, ob die Franken von Anbeginn in Frankreich gewohnt, oder aus Deutſchland dahin gekommen. Die Sprache hat eine unglaubliche Gewalt über die Menſchen, aber ein echter Deutſcher läßt ſich nur durch einen gründlichen, nie durch einen blendenden Vortrag gewinnen. Darum iſt durch ſo vieles prächtige Gerede nur auf reizbare Jünglinge gewirkt worden, welche bei gründlichem Studium der Geſchichte des deutſchen Volkes hätten erkennen können, daß der Deutſche nur ein treuer, ehrlicher Mann ſein dürfe, um die alte Zeit ſeiner kräftigen Vorfahren, zum Genuſſe des von Wäldern gelichteten, mit Weinbergen geſchmückten, Vaterlandes zu haben. —

Das andere gibt ſich von ſelbſt. Die Deutſchen haben in ihrer Gemächlichkeit allerdings nie die verhältnißmäßigen Vortheile ihrer Anſtrengungen gewonnen, aber auch nie die Nachtheile der Völker erlitten, welche die Zeit übereilen wollten.

Albrecht Thaer. *)

„Der Pfad, die Thaten des Menſchen, den er vor ſich geht, die er geräuſchlos ausübt, wenn ſie edel ſind, adeln das Leben des Menſchen am meiſten.“ (Young)

Der Ackerbau, die Kunſt, den Erdboden der Menſchheit dienſtbar zu machen, iſt die erſte Stufe der Geſittung des Menſchengeſchlechtes, die Familie zu einem Zweck vereinigend, begründet er den Staat, denn er ſichert das Nothwendige, gewährt Geſundheit, Kraft, Wohlſtand im Innern und liefert zugleich die tüchtigſte Maſſe zum Widerſtand gegen Angriffe von Außen. Der Ackerbau macht die Menſchen ſtark im Wege des gemeinſchaftlichen Lebens und Wirkens in Eintracht und Liebe. — Das erſte Opfer, welches der Gott ſuchende Menſch dem Herrn darbrachte, war das des frommen Ackermannes. —

Durch Vereinigung der Bodenkultur mit der Viehzucht vermehrt der Ackerbau nicht allein die Nahrungsmittel für ſteigende Bevölkerung, ſondern ſchafft auch zahlreiche Stoffe für Manufakturen, Fabriken und Handel, wodurch er das unerſchütterliche, wahre Fundament des geſellſchaftlichen Zuſtandes wird, welchem die Menſchheit ihre mögliche Ausbildung bis zur höchſten Blüthe allein verdankt. —

Welche Kunſt belohnt überdem ihre Jünger erfreulicher, gewiſſer als dieſe, die Mutter und Pflegerin aller andern Kräfte? —

Wenn der Ackerbau ſeine fruchtreichen Kränze ſpendet, blühen auch alle übrigen Gewerbe, wo aber das Land ungebaut bleibt, da liegt auch alles Andere wüſt darnieder! —

Wie ſeltſam iſt es doch, daß, während Jeder und Alle täglich der Segnungen des Ackerbaues genießen, man es dennoch gelaſſen mitanſieht, wie jede andere Betriebſamkeit allgemein und mit weit lebhafterer Theilnahme beachtet wird!

Wir ſind es faſt gewohnt, den Ackerbau nur als eine untergeordnete, der gemeinſten Fähigkeit angehörige Thätigkeit zu betrachten; je gebildeter, gelehrter und vornehmer man ſich dünkt, um ſo ge-

*) Nach einer Schilderung in Körter's Leben A. Thaers, und in Lengerkers landw. Converſat. Lexikon.

ringſchätziger pflegt man auf den Ackerbau herabzuſehen, welchen man kaum für eine Kunſt, noch weniger für den Gegenſtand eines wiſſenſchaftlichen Strebens anerkennen mag. —

Um ſo dankbarer haben wir den wiſſenſchaftlichen, hochgebildeten und edeln Mann zu verehren, welcher dieſem weniger glänzenden Fache dennoch alle ſeine Kraft und Liebe zugewandt und ihm eine bereits ſo rühmlichſt durchwandelte glänzende Laufbahn aufgeopfert hat. —

Albrecht Thaer, welcher, obgleich ein hochgefeierter Arzt, den größten Theil ſeines Lebens dazu verwandte, dem Ackerbau die ihm gebührende Achtung in Deutſchland wieder zu gewinnen, hat ſich ſchon allein dadurch um unſer Vaterland hochverdient gemacht. Künftige Geſchlechter werden es ihm nachzurühmen haben, daß durch ſeine Lehre die menſchlichen Unterhaltungsmittel auf eine ſo wirkſame dauerhafte Art ſo außerordentlich vervielfältigt worden ſind. — So weit die Sphäre ſeiner Wirkſamkeit, ſein Beiſpiel, ſein Einfluß ſich erſtrecken konnten, werden die Menſchen bequemer, glücklicher leben und mit ihrem Glücke werden auch ihre Geſchlechter ſich mehren. —

Wenn der Ruhm dem ſiegreichen Feldherrn, welcher die Herrſchaft des Schwertes erweiterte, den blutigen Lorbeer darreicht, ſo gebührt dem ſiegreichen Landwirthe, welcher die Herrſchaft des Pfluges weiſer begründete und über die bisherigen Grenzen ausdehnte, der heiliger geachtete Oelzweig, welchen die Nachwelt dem theuern Manne dankbar um die Schläfe winden wird und deſſen Leben wir in kurzem Abriſſe in unſern Blättern zu geben für angemeſſen halten.

Albrecht Thaer wurde zu Celle im Hanöverſchen, wo ſein Vater Hofmedicus war, den 14. Mai 1752 geboren. Seinen erſten Unterricht erhielt er größtentheils durch Hauslehrer. Im Jahre 1771 bezog er die Univerſität Göttingen, wo er mit großem Eifer dem Studium der Heilkunde oblag. In Göttingen verlebte er im Kreiſe edler Freunde ſchöne Jahre, wurde von der Geſellſchaft geachtet und ſelbſt ſchon als praktiſcher Arzt in den beſten Kreiſen derſelben geſucht. Sein innigſter Freund war Leiſewitz, ein als Menſch und öffentlicher Beamter ſowohl als Schriftſteller ausgezeichneter Mann. Im Jahre 1774 erhielt Thaer die Doktorwürde und ſchrieb eine gelehrte Abhandlung, die ein unge-

wöhnliches Aufſehen erregte, in auswärtigen literariſchen Blättern vielfach beſprochen wurde und noch jetzt in der Geſchichte der Medicin Erwähnung findet. Auf den Wunſch ſeines Vaters kehrte er nach Celle zurück, lebte dort in den erſten Jahren ein ihn weniger befriedigendes Leben, machte dann mit Leiſewitz eine Reiſe nach Berlin, wo beide ſchon literariſch bekannt, bei den vorzüglichſten Männern die beſte Aufnahme fanden.

Nachdem er in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt und ſeine Zeit unter der Praxis und dem Schreibtiſche (philoſophiſch-mediciniſchen Arbeiten theilte), wuchs ſein Ruf als Arzt ſchnell und er hatte, obgleich ungenannt, an den Producten der damaligen philoſophiſchen Literatur entſchiedenen Antheil. Er erhielt mehrere ehrende Aufforderungen vom Auslande, die er aber der Verhältniſſe wegen nicht annehmen konnte.

Nach dem Tode ſeines Vaters trat er in deſſen Stelle, vermählte ſich 1786 und wurde, nachdem er abermals einen Ruf als Leibarzt eines auswärtigen Monarchen ausgeſchlagen hatte, in die erledigte Stelle eines Leibmedicus ſeiner Vaterſtadt erhoben. Er genoß jetzt ein unbegrenztes Vertrauen als Arzt und zeigte einen Umfang von Kenntniſſen und Scharfſinn mit einer theilnehmenden Zartheit vereint, wie ſie ſelten vereint gefunden werden. —

Geſundheitsumſtände und der Schmerz am Krankenbette ſeiner Freunde waren Urſache, daß er ſich der Heilkunſt entzog. Blumenliebhaberei und Gartenbau hatten ihn allmälig der Landwirthſchaft zugeführt, die er praktiſch auf einer kleinen bei Celle zuſammengekauften Beſitzung betrieb, und deren Literatur er in der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Sprache ſtudirte, in letzterer aber die meiſte Befriedigung fand. So ward er veranlaßt, 1794 ſeine „Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft“ 3 Bde., die bis jetzt in 3 Auflagen erſchienen iſt, zu ſchreiben, und welche durch Ideenreichthum, Sprache und Klarheit ein großes Aufſehen erregte. Sich von nun an immer mehr auf die bloß Erfolge zeigende Praxis beſchränkend, widmete er ſich immer mehr ſeinem neuen Fache, begann 1799 die Herausgabe ſeiner „Annalen der niederſächſiſchen Landwirthſchaft“ 3 Bde., und fing einige Jahre ſpäter an, Vorleſungen für Landwirthe zu halten, die ihr Geſchäft aus einem ſichern Geſichtspunkte aufzufaſſen wünſchten. Der Einfall der Franzoſen in ſein Vaterland 1803 raubte ihm alle Aus-

ſicht, durch Beihülfe ſeines Monarchen einen größern landwirthſchaftlichen Wirkungskreis dort zu erhalten, und er nahm daher den an ihn im folgenden Jahre ergangenen Ruf in's Preußiſche um ſo bereitwilliger an. Er erhielt hier den Titel eines Geh. Kriegsrathes und ein Erpachtungsgrundſtück im Oderbruch von 400 Morgen als Geſchenk, welches er, da es durch ſeine große Fruchtbarkeit nicht geeignet ſchien, ſeine Lehren erfolgreich in's Leben treten zu laſſen, gegen Möglin vertauſchte.

Seine jetzt ungetheilte Thätigkeit fand nun in ſeinen bekannten Annalen des Ackerbaues und in mehreren kleinen Schriften, wie in der Einrichtung ſeiner Wirthſchaft ihren Gegenſtand, bis ihn ein Verein von Freunden durch ihre Bitten bewog hier eine landwirthſchaftliche Lehranſtalt i. J. 1806 zu gründen, wobei ihn nach einander ſachkundige Männer unterſtützten. Der König hatte dieſe Anſtalt mit ſeinem Schutze und beſonderer Gunſt beehrt, und ſie ſollte eben unter den beſten Ausſichten beginnen, als das unglückliche Ende des Kriegs 1807 ihr viele der ihr zugeſagten Fonds entzog und Thaer in eine dadurch bedenkliche Lage ſtürzte. — Allein ſein Geiſt erhielt Alles, ja er machte noch einige Ausdehnung der Anſtalt möglich und nöthig und fand in der trüben Zeit Kraft, ſein großes Hauptwerk „Grundſätze der rationellen Landwirthſchaft" zu verfaſſen, was ſpäter faſt in alle Sprachen der europäiſchen Welt überſetzt wurde. Bei der Reorganiſation des Staates i. J. 1807 wurde ihm die Stelle eines Staatsrathes übertragen und er hatte einen bedeutenden Antheil an dem damals und in den folgenden Jahren erſchienenen wichtigen Reſultaten der landwirthſchaftlichen Geſetzgebung. Im Jahre 1810 wurde er Profeſſor der Landwirthſchaft an der Univerſität zu Berlin und vortragender Rath im Miniſterium des Innern. Im Jahre 1811 gründete er ſeine nachher ſo berühmt gewordene Schäferei durch Ankauf eines Stammes ſehr edler Mütter und Böcke und erlangte bald auch in dieſem Zweige ſeines Faches die mit ihm in's Grab genommene Celebrität. Im Jahre 1818 bat er um ſeine Entlaſſung von der Univerſität, weil er fand, daß ſeine dortigen Funktionen ſeinem Streben für die Wiſſenſchaft und ſeinem Inſtitut nicht vollkommen entſprachen. Im Jahre 1824 hatte er die Freude, ſein Doktorjubiläum von einer großen Zahl Freunde und Schüler gefeiert zu ſehen, erhielt von den Königen von Preußen, England,

Baiern, Würtemberg und Sachſen Ordensdekorationen als Anerkenntniß ſeiner Leiſtungen; viele gelehrten Geſellſchaften beehrten ihn mit Glückwünſchungsſchreiben und Deputationen, deren auch eine vom Bauernſtande nicht fehlte.

Beweiſe von der Achtung ſeiner Schüler erhielt Thaer auch ſchon ein Jahr vorher bei Gelegenheit der Zuſammenkunft der Schafzüchter in Leipzig. Nach dieſer Feier erleichterte er ſich ſein Geſchäftsleben durch Uebertragung der Redaktion der Annalen der von dem Könige zur Akademie des Landbaues erhobenen Lehranſtalt, blieb aber gleich thätig in ſeinen amtlichen Verhältniſſen als Lehrer, wie als Schriftſteller bis zum Spätherbſte 1827, wo die traurige Krankheit, die, noch immer zu früh, ein Jahr ſpäter den 26 Octobr. ſein Leben endete, ihm einzuhalten gebot; wenn ſie ihn, als auch ſchon der Brand den Fuß ergriffen hatte und das Licht ſeiner Augen getrübt war, auch nicht abhielt, noch für den Druck zu diktiren und ſeinen Schülern vom Krankenbette aus Lehren zu geben. Er ſtarb ſanft im Kreiſe ſeiner Familie und ſah in den immer ſeltener werdenden klaren Momenten ſeines Geiſtes den Tod ruhig herannahen. —

Die beſondern und Hauptverdienſte dieſes ſeltenen Mannes um die Landwirthſchaft hat ein ihm nahgeſtandener Gelehrter kurz aber erſchöpfend zuſammengeſtellt, indem er ſagte: „Schon in den Neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wandte er zuerſt mit Klarheit und ſeltener Beſtimmtheit die in den Naturwiſſenſchaften erforſchten Geſetze auf die Landwirthſchaft an, und in einer Sprache, die eben ſo blühend als geregelt war, ſchrieb er über dieſelbe, und machte die von ihm und Andern gefundenen Reſultate, gleichviel ob gelungen oder mißlungen, in den Annalen der niederſächſiſchen Landwirthſchaft bekannt. Er war es, der zuerſt in Deutſchland der Rechnung über Productionskoſten und Gewinn ihre Stelle anwies, die den Werth der Arbeit darthat und den Begriff von Roh- und Reinertrag auf das Beſtimmteſte entwickelte; Gegenſtände, die noch immer nicht genug beachtet und begriffen werden, und in deren Nichtbeachtung die Urſache von dem Falle manches ſonſt trefflichen Landwirthes zu ſuchen iſt. Er war es, der durch die Idee der Fruchtwechſelwirthſchaft, die er bloß als in der Natur liegend darthat, den Kartoffelbau, der bis dahin nur in Gärten und an ſehr wenigen Orten, und auch hier nur in kleinem Maß-

ſtabe auf dem Felde betrieben wurde, im Großen, beſonders für leichtere Bodenarten empfahl, und den er kurz vor dem Ende ſeines Lebens noch zu einer Höhe ſteigen ſah, die er in ſeinen mündlichen oft wiederholten Aeußerungen noch früher nicht geahnt hatte. Manche Provinz iſt durch ihn gegen Hungersnoth geſichert. Er war es, der zuerſt auf die Erſchöpfung des Bodens in Verhältnißzahl aufmerkſam machte, und eine, wenn auch nicht abſolute auf die Praxis anwendbare, doch für die Wiſſenſchaft überaus nützliche Rechnung begründete. Er war es, der die Wichtigkeit des freien Eigenthums in Beziehung auf erhöhte Kultur, ſei es in moraliſcher oder phyſiſcher Hinſicht, mit begeiſterter Lebhaftigkeit erkannte und thätigen Antheil an Allem nahm, was zur Beſeitigung aller Hinderniſſe beitragen konnte, die der freien Benutzung des Eigenthums im Wege ſtanden. An der preußiſchen Geſetzgebung, die Gemeinheits-Theilungen und die bäuerlichen Verhältniſſe betreffend, war er thätiger Mitarbeiter. Endlich bearbeitete er in den letzten 10 Jahren ſeines Lebens auf eine wahrhaft geniale Weiſe die Schafzucht und die Wollkenntniß und führte auch hier die Beſtimmtheit des Wortes und des Begriffes ein, die bis dahin als ein bloßes Taſtgefühl und als ein dunkles Bewußtſein nur in den Händen und Köpfen einzelner weniger Menſchen lag.“

Vermiſchte Gedanken, Anſichten und Maximen.

Die Quelle aller Uebel unſerer modernen Geſellſchaft iſt das Entſchwinden aller Wahrhaftigkeit als Folge der täglich wachſenden Selbſtſucht der Menſchen. Jede höhere Stufe von Erdenglück, die wir erklimmen, entfernt uns weiter von der Wahrheit. Ein Fürſt kann im Munde von ganz Europa ſein, und ihn ſelbſt wird man über ſich im Irrthum laſſen, und zwar deßwegen weil, obſchon die Aufdeckung der Wahrheit dem, dem ſie geſchieht, von Nutzen wäre, ſie gleichwohl dem Wahrheitsverkünder ſchadet, weil er ſich mehr oder weniger verhaßt macht. Dieſer Uebelſtand kömmt allerdings häufiger und in höherm Maße bei großen Glücksgütern vor, aber ſelbſt geringes Beſitzthum und niedrige Stellung ſchützt nicht davor, weil immer einiges Intereſſe vorhanden iſt ſich bei den Menſchen beliebt zu machen. Darum iſt unſer Leben

nichts als eine Kette von Täuſchungen, und man geht einzig darauf aus, ſich einander mit Lügen und Schmeichelworten zu bethören. Die wenigen Ausnahmen ändern nichts an der Wahrheit dieſes Ausſpruchs. Das unter den Menſchen noch beſtehende Band gründet ſich bloß auf dieß gegenſeitige Trugſpiel und wenig Freundſchaften würden Beſtand haben, wenn jeder erführe, was ſein Freund in der Abweſenheit von ihm urtheilt, da er doch dann ſeine wahre Meinung von ihm zu erkennen gibt. Der Menſch iſt daher in ſich ſelbſt und in Beziehung auf Andere voll Verſtellung, Lüge und Heuchelei. Er mag nicht, daß man ihm die Wahrheit ſage, und er hütet ſich, ſie Andern zu ſagen; alle dieſe der Gerechtigkeit und der Vernunft ſo ſehr widerſtrebenden Anlagen, welche in der menſchlichen Eigenliebe eine natürliche Wurzel finden, werden durch unſere heutige Erziehung groß gepflegt, und bilden die unmoraliſche Grundlage des Charakters unſerer civiliſirten Geſellſchaft. —

Pascal.

Weiſe iſt der, der nicht traurig iſt über das, was er nicht hat, vielmehr froh über das, was er hat. Epictet.

Wie ein Schiff nicht an Einem Anker hängen darf, ſo darf auch unſer Leben nicht an einer Hoffnung ſich allein feſthalten.

Derſelbe.

Schätze des Geiſtes allein verdienen den Namen des Reichthums; jeglichem andern entquillt weniger Freude als Schmerz.

Lucian.

Von allen Beſitzthümern iſt die Tugend allein unentreißbar.

Stobaeus.

Gleich wie die Blätter im Walde ſind die Geſchlechter der Menſchen. Der Wind verweht die Blätter zur Erde und der knospende Wald treibt im neuauflebenden Frühlinge wieder andere; ſo der Menſchen Geſchlecht, dieß wächst und jenes verſchwindet.

Homer.

Es wiſſe Niemand was da verſchwiegen ſein ſoll. Ein kleiner Funke zündet Idas Wälder an, und was du Einem ſagteſt, weiß bald alles. Euripides.

Das iſt die erſte Strafe des Verbrechers, daß ſein Gewiſſen ihn niemals frei ſpricht. Juvenal.

Kein Unglück kömmt, das nicht Glück mit ſich bringt. Seneca.

Im Geiſte fühlen wir mehr unſere Herrſchaft, im Körper unſere Knechtſchaft. Den einen haben wir mit der Gottheit, den andern mit den Thieren gemein. Salluſt.

Der wahre Ruhm ſchlägt Wurzeln und pflanzt ſich fort. Alles Erkünſtelte aber fällt wie Blumen ab, und kein Werk des Scheins kann ausdauern. Cicero.

Der irrt ſehr, der glaubt er herrſche ſicherer durch die Gewalt, als durch ein ſanftes liebevolles Weſen. Terent.

Es öffnet ſich für den Menſchen eine unerſchöpfliche Quelle von Freuden, ſobald er für die Schönheiten der Natur und der Kunſt empfänglich wird. Iſelin.

Hänge dein Herz an Nichts, weil Nichts dem Herzen treu bleibt. Wer ſein ganzes Gut in ein Erdenglück ſetzt, verliert es mit dieſem; wer dem Kummer nicht wehrt, verſchließt der tröſtenden Hoffnung die Bruſt. Gleichmüthig nimmt der Weiſe das Gute und Böſe und hofft Wechſel am Böſen und fürchtet Wechſel am Guten. J. E. Schmidt.

Der Menſch hat nur ſchöne Hoffnungen in dieſem dunkeln Leben, und die Erde iſt ein Garten, in dem jede Blüthe unreif abfällt und keine Frucht zeitigt. Weitzel.

Glück und Unglück ſind die beiden Bildhauer, welche dem Weſen des Menſchen die letzten Meiſterſtücke eingraben. Perez.

Reichthum gewährt nur ſelten ein anhaltendes, zufriedenes und heiteres Leben, worin doch das wahre Lebensglück beſteht. Eine der herrlichſten Erſcheinungen bleibt indeß der Reiche, der zugleich reich an Weisheit, Herzensgüte und wohlthätiger Liebe iſt.

E. Schneider.

Wer nur für ſich lebt, deſſen Andenken freſſen die Würmer! Wer für die Menſchheit lebt, iſt ſchon unſterblich. W. u. Z.

Vor dem erſten Fehltritt iſt auch der Beſte nicht ſicher; Argliſt kann ihn bethören, Neuheit durch Reize ihn locken; der erſte Fehler iſt ein Kind der Einfalt, alle folgenden aber ſind Kinder des Laſters.

Goldſhmith.

Menſchen, die ihre Rechte nicht kennen, fühlen und auszuüben wiſſen, verdienen auch keine Rechte zu haben. W. u. Z.

Die Werke und Thaten der Großen liegen unter den Ruinen ihrer Staaten, unter dem Schutte ihrer Städte begraben; aber die Worte der Weisheit leben fort in den Herzen der Menſchen. —

W. u. Z.

Wer ſäumt noch, wenn er weiß, was das Leben heißt! —

Martial.

Lebensregeln, Weisheits- und Tugendlehren, Sprichwörter.

Franklin's Lebensregeln. *)

Mäßigkeit.

Sei mäßig, damit du dich auf der geſegneten Höhe der Menſchlichkeit erhalteſt, auf welche dich die Gottheit geſtellt hat. Der

*) Vergleiche deſſen Leben und Wirken im 2 u. 3ten Hefte.

Unmäßige begibt ſich dieſes Vorzuges und tritt in die Tiefe des Thierlebens herab. — Entziehe deinem Leibe nicht, was er bedarf, um deiner Seele als gutes Werkzeug zu guten Thaten zu dienen, aber zwinge ihm auch nie mehr auf, als er bedarf. Allzuviel Speiſen beſchweren, allzuviel Getränke überſpannen und erſchöpfen und beide bringen in's häusliche und in's bürgerliche Leben viel von dem Elende, daß dieſer Zeit eigen iſt. Willſt du geſund am Körper, froh im Geiſte, geachtet in der Welt, geſegnet in deinem Berufe ſein und bleiben, und zu einem glücklichen Alter gelangen: ſo ſei und bleibe mäßig.

Schweigen.

Ueberlege ſtets erſt, was du ſprichſt oder ſchreibſt. Eine unvorſichtige Rede, eine vorlautes Wort haben ſchon oft das ganze Lebensglück eines Menſchen vernichtet. Sei überall ſchnell zum Hören, wo es nützlich und anſtändig iſt; aber langſam zum Reden. Dies will, wie ein alter Weiſer ſagt, ſchon die Natur, indem ſie uns zwei Ohren und nur eine Zunge gab. Eine beſonnene und vorſichtige Rede erweckt Achtung, eine unüberlegte, läppiſche, unvorſichtige Rede — Verachtung. Beſonders ehre die dir anvertrauten Geheimniſſe. Achte ſie als heilig und bewahre ſie unverbrüchlich. Ein verſchwiegener Menſch iſt wie ein Gefäß von koſtbarem Inhalte, ein plauderhafter, wie eine leere Tonne. Auch die Bewahrung von Briefen und andern Schriften gehören hierher. — Wie oft iſt Verdruß, Feindſchaft, lebenslängliches Unglück durch eine Nachläßigkeit oder Unvorſichtigkeit in dieſem Stücke entſtanden.

Ordnung und Reinlichkeit.

Sei ordentlich in Allem, fahrläßig in Nichts. Im Gleiſe einer nach Lage und Umſtände weiſe gewählten Lebensordnung werden deine Tage ruhig und geſegnet dahin fließen. Setze die Stunden feſt, in denen du aufſtehſt und dich niederlegſt, arbeiteſt und Erholung ſuchſt, und iß und trink immer zu beſtimmten Friſten; dann wirſt du die Vortheile davon in Erhaltung eines geſunden Körpers und munterer Kräfte und auch darin finden: das ſo werthvolle Kapital — die Zeit — auf die höchſten Intereſſen zu bringen. Schenke deiner Kleidung die nöthige Sorg-

falt und ſie wird dir um ſo anſtändiger und um ſo länger dienen. Ordnung und Reinlichkeit ſei die ſchönſte Zierde deines Anzugs. Auch alles andere, was du täglich zur Hand haben mußt, laß nicht im bunten Wirrwarr hinwandern, wohin es der Zufall wirft, damit du ſchnell finden kannſt, was du bedarfſt. Sei beſonders etwas mißtrauiſch gegen dein Gedächtniß und zeichne Alles von Wichtigkeit ſchnell auf, denn vergeſſen iſt noch immer häufiger verloren.

Zur Handhabung der Reinlichkeit ſcheue das reine kalte Waſſer und die reine friſche Luft nicht. Waſche dich fleißig mit jenem, bade dich ſorgfältig in beiden, und du wirſt einen geſunden Geiſt und einen geſunden Körper bewahren.

Entſchloſſenheit.

Was du auch Gutes vor haſt, thue es weder unbeſonnen übereilt, noch ängſtlich ſäumig! Die Unbeſonnenheit tappt blind zu, vergreift ſich leicht in den Mitteln und daher bleibt der beſte Zweck oft unerreicht; die Aengſtlichkeit läßt dagegen die Gelegenheit, die oft im Fluge erhaſcht ſein will, vorüber eilen und ſieht ſie häufig nicht wieder kommen. Schmiede das Eiſen, wenn es heiß iſt; darum aber auch raſch mit dem Hammer zum Ambos, ohne lang zögernd zu bedenken, daß uns eine Funke bei der Arbeit die Hand verwunden könne. Traue auf deinen Gott, der huldreich auf dich herab ſieht. Sei nur ein rechtſchaffnes Werkzeug ſeiner Hand, dann wird er in deiner Schwäche mächtig ſein und zu deinem feſten Willen auch das Vollbringen geben. Gott hat ſchon oft Großes durch die Geringen dieſer Welt ausgeführt.

Sparſamkeit.

Sei ſparſam alle Zeit, ſparſüchtig nimmer. Durch Sparſamkeit wirſt du dein Einkommen mehren, deine Unabhängigkeit im Leben fördern und die Mittel zum Wohlthun vervielfältigen. Habe zu dem Ende immer den Muth deinen Gelüſten und deiner Bequemlichkeit zu verſagen, was nicht von nöthen iſt und ſtreiſe die entbehrenden Feſſeln jener Nachahmungsſucht von dir, welche ihre Sklaven (die in weiſer Selbſtſtändigkeit ehrenwerthe und glückliche Originale ſein können), zu elenden Kopien Anderer macht. Damit aber deine Sparſamkeit nicht in Sparſucht aus-

arte, ſo beherzige das ernſte Wort wohl: Die da reich werden wollen, die fallen in Verſuchung und Stricke, und in viel thörichte und ſchädliche Lüſte, welche verſenken den Menſchen in's Verderben und Verdammniß. Die Sparſucht erzieht den Geiz; dieſer iſt aber eine Wurzel alles Uebels. Er läßt am Quell des Ueberfluſſes darben; macht das heiterſte Leben düſter; lähmt und bindet den geſundeſten Leib und die kräftigſte Seele.

Fleiß.

Gewöhne dich früh an einen nützlichen Gebrauch deiner Lebenszeit. Das Leben iſt ohnehin ſo flüchtig, wird oft auch durch Krankheit abgekürzt, daß die wenigſten Menſchen ihre Beſtimmung vollkommen erreichen.

Steh früh auf. Morgenſtund hat Gold im Munde. Bedenke, daß du doch den vierten Theil deines Lebens verſchläfſt, wenn du auch täglich nur ſechs Stunden dem Schlafe widmeſt. Gehe bald an dein Tagwerk und ſäume nicht, zu vollenden, was du vermagſt. Verſchiebe nichts auf die kommende Stunde, ſo haſt du immer in deiner Werkſtatt aufgeräumt. Arbeiten, die ſich zu ſehr gehäuft haben, erregen leicht Ueberdruß. Was du arbeiteſt, arbeite gut, genau, gründlich, ſo wird es dir nie an Beſchäftigung fehlen; denn erſtens wirſt du immer bald hier, bald da, etwas zu beſſern finden, und zweitens wird deine Arbeit geſucht werden. Gewöhne dich an eine regelmäßige Arbeit; greife nicht bald jenes bald dieſes an, ohne es zu vollenden; ſonſt kommſt du nicht weiter. Beſchäftige dich nicht mit Nebendingen, welche weder dir noch Andern nützlich ſind. Denke an das Sprichwort: Schuſter bleibe bei deinen Leiſten. Hüte dich vor jenem geſchäftigem Müßiggang, wobei die Menſchen den ganzen Tag in Thätigkeit ſind und niemals einen Erfolg derſelben aufweiſen können. Beſchäftige dich ſo, daß du dich deiner Arbeit am Abende freuen kannſt.

Nach geſchehener Arbeit iſt gut ruhen. Franklin ſagt, er habe die Menſchen nie wahrhaft vergnügter geſehen, als wenn ſie denn Tag über recht beſchäftigt geweſen waren.

Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit.

Sprich wie du denkſt, aber nicht alles was du weißt. Gib jedem das Seine, thue recht und ſcheue Niemand.

So wirſt du dir den Namen eines aufrichtigen und gerechten Mannes erwerben. Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit ſind Tugenden, welche im bürgerlichen Leben hochgeachtet werden — aber ſie ſind in unſern Zeiten ſelten geworden. Argloſer Jüngling! wie oft wird dein offenes Vertrauen gemißbraucht und getäuſcht werden! — Darum ſei vorſichtig, indem du nach Aufrichtigkeit ſtrebſt. Es iſt nicht gut, wenn man über manche, beſonders noch nicht zur Reife gediehene Dinge ſpricht; ſuche die Rede davon abzulenken, damit du nicht etwa zu einer ſogenannten Nothlüge genöthigt werdeſt, oder dich übereilſt. Laß deine Aufrichtigkeit nicht zur dummen Treuherzigkeit werden, wobei du ein Spielball der Menſchen biſt und unendlichen Schaden ſtiften kannſt. Aber wo es gilt zur Beförderung einer guten und gerechten Sache die Wahrheit zu reden, da fürchte dich nicht, deine Meinung ohne Rückhalt auszuſprechen — ſelbſt, wenn dir Unannehmlichkeiten und Gefahren daraus drohen. Dem Manne, der immer hinter dem Berge hält und weder kalt noch warm iſt, traut zuletzt weder der Freund noch der Feind. Sprich über dich ſelbſt aufrichtig und ſcheue dich deine Fehler zu bemänteln, zu beſchönigen oder gar zur Lüge deine Zuflucht zu nehmen, um ſie von dir abzuweiſen. Sei gerecht gegen dich und Andere, Ehre dem Ehre, Tadel dem Tadel gebührt. Fordere von keinem Menſchen mehr, als du fordern darfſt — und leiſte ſorgfältig das, was du zu leiſten ſchuldig biſt. Sei gerecht gegen Hohe und Geringe, Reiche und Arme, Freund und Feind. Laß, wo ein ſtrenges Recht drückt, gern eine zarte Billigkeit an deſſen Stelle treten und die Edlen um dich her werden dich ihrer Liebe werth finden.

Mäßigung.

„Mäßige dich.“ — In dieſen zwei Worten liegt eine Lehre, die dich vor mancher Thorheit ſchützt. Der Schöpfer hat den Menſchen empfänglich gegen die Eindrücke von Luſt und Schmerz gemacht, um dadurch das Spiel des Lebens rege zu unterhalten. — Aber nicht ganz dürfen beide Gefühle den Menſchen in ſeinen Handlungen beſtimmen. Die Vernunft, als höhere leitende Hand, halte die Zügel dieſer oft unbändigen Roße am Wagen des menſchlichen Lebens. Höre auf die Stimme deiner Vernunft, anſtatt dem augenblicklichen Eindrucke der Leidenſchaften und der Affekte

blind zu folgen. Es iſt nicht gut, wenn du in der Aufwallung deiner Gefühle handelſt.

Mäßige dich im Glücke und man wird die Freude mit dir theilen und dich nicht beneiden. — Du wirſt vor Uebermuth bewahrt, wenn du erwägſt, daß ein einziger Zufall dir es wieder rauben kann; du wirſt die Ueberlegung behalten und dein Beſtreben dahin richten, dich auf der Stufe erhalten, um vorſichtig höher zu ſteigen.

Mäßige dich im Schmerz. — Du erreichſt nichts durch heftige Ausbrüche deines Schmerzes: aber wenn du dich hingibſt, kannſt du den Augenblick verlieren, wo du noch im Stande biſt einen Theil des Unglücks abzuwenden oder wieder gut zu machen. Ein verlorner Augenblick iſt oft ein verlornes Leben.

Mäßige dich, wenn du Beleidigungen erfährſt — und gib dich nicht der Rachſucht hin. Der Schein trügt, oft hältſt du etwas für Kränkung, was es bei näherer ruhiger Prüfung nicht iſt. — Es iſt nicht edel eine Beleidigung zu erwidern und wenn es geſchieht, wird nichts dadurch gebeſſert — aber meiſtens Oel in's Feuer gegoſſen, welches leicht in ſolche Flamme auflodert, daß es dich und deinen Gegner verzehrt.

Gemüthsruhe.

Suche dir einen heitern ſorgenfreien Sinn zu bewahren. Laſſe dich daher weder durch größere noch geringere unvermeidliche Ereigniſſe beunruhigen. Gewöhne dich dieſelben mit der Ruhe zu betrachten, womit du trübe Wolken am heitern Horizont aufſteigen ſiehſt. Sie kommen und entziehen uns den milden Blick der Sonne; ſie gehen vorüber und dann lacht die Himmelskönigin um ſo freundlicher auf uns herab. Fürchte nichts und begehre nichts mit Leidenſchaft und manche Wolke wird an dir vorübergehen, die den Himmel Anderer verdunkelt. Hüte dich vor der Eitelkeit, die ſo häufig verwundet wird und die Gemüthsruhe ſtört, Lob und Tadel mögen nur dazu dienen, dich zu beſſern aber weder dein Glück begründen, noch dir eine Zufriedenheit rauben. Finde dein Glück in dir ſelbſt und mache dich vom Einfluße Anderer ſo wenig als möglich abhängig. Eigne dir dabei eine heitere Lebensanſicht an. Wie du die Welt betrachteſt, ſo ſtellt ſie ſich dir dar, und wie du das Leben nimmſt, ſo gibt ſich's dir. Du

kannſt damit in ſo manches Verhältniß Annehmlichkeiten bringen, die dem entgehen müſſen, der nur mit trübem Sinne und finſterm Argwohn durch's Leben geht. Bedenke, daß an jeder Roſe, die uns blüht, ſich auch Dornen finden, daß jede Luſt, die uns labt, endlich auch Schmerz mit ſich bringt. Dann wirſt du mit Zufriedenheit hinnehmen, was dir davon beſchieden iſt.

Das menſchliche Leben geht abwechſelnd über Freude und Trauer hin, aber wandle nur ruhig deinem Ziele entgegen, ohne dich dadurch von der rechten Bahn abbringen zu laſſen. Obgleich die Wege der Menſchen, auf welchen ſie zu denſelben gelangen, tauſendfach verſchieden ſind, ſo gibt es doch nur einen Weg zum Himmel und zur Seelenruhe: es iſt der Weg der Tugend.

Keuſchheit.

Bewahre deine Keuſchheit! Laß keine Lockung vermögend ſein, dich vom Wege der Sittlichkeit zu entfernen. Höre nicht auf die ſchlüpferigen Reden und gehe nicht mit ausſchweifenden Menſchen um; denn böſe Geſellſchaften verderben gute Sitten. Verachte den Spott leichtſinniger Jünglinge, wenn ſie deine Tugend lächerlich machen. Lies keine Bücher, welche die Sinnlichkeit reizen. Halte deine Einbildungskraft in Schranken, damit keine verführeriſchen Bilder in dir aufſteigen. Höre auf die Stimme deines Gewiſſens, welches dich warnt, wenn du eine Handlung begehen willſt, worüber du in Gegenwart Anderer erröthen müßteſt. Präge dir tief die warnenden Beiſpiele ſolcher Menſchen ein, die — indem ſie, oft nur einmal, ſich der Sinnesluſt hingaben — ihr ganzes Leben hindurch unglücklich wurden. Suche dich immer nützlich zu beſchäftigen, denn Müßiggang iſt aller Laſter Anfang. Lebe mäßig und einfach, ſo wird ein Ueberfluß an Säften nicht dein Verführer werden. Ohnehin iſt es ja gut, wenn man ſich in Zeiten an Entbehrungen gewöhnt und ſich abzuhärten ſucht. Fliehe namentlich das Uebermaaß geiſtiger Getränke. Im Taumel des Trunkes iſt ſchon mancher in den Abgrund der Wolluſt hinabgeſtürzt. Schlafe wenig und vermeide ein zu weiches, warmes Lager. Auf einem lockern Boden ſchießt gern, wie ein giftiger Schwamm, Unkeuſchheit auf. Uebe fleißig deine Körperkräfte, daß du ſtark werdeſt. Der Starke findet ſelten Gefallen an der Sünde, die im Finſtern ſchleicht. Fliehe die Einſamkeit, wenn du unbeſchäftigt biſt. Feiere

deine Erholungsſtunden in Geſellſchaft guter Menſchen. So wirſt du deine Unſchuld bewahren und mit offener Stirn und klarem, ſicherm Auge jedem Menſchen in's Geſicht ſehen können.

Demuth.

Arm und Reich, im Tode gleich! Jeder Friedhof liefert hiezu den Thatbeweis. Vergieß daher in keiner Lage und in keinem Verhältniſſe des Lebens, daß du Menſch unter Menſchen biſt: ein Kind deſſelben Gottes, den Alle Vater nennen; ein Bewohner derſelben Erde; ein Pilgrim auf derſelben Wallfahrt, deren Ziel die Ewigkeit iſt, wo aller Unterſchied im Leben, welcher oft ſchon mit der Stunde der Geburt begründet wurde, ſich unfehlbar wieder ausgleicht. Dann wirſt du in die rechte Stimmung verſezt werden, um durch den Blick deines Auges, durch die Rede deines Mundes und durch dein ganzes Benehmen Demuth zu äußern, dieſe höchſte Lebensweisheit, durch welche der Menſch den lieblichen Kranz ſeiner übrigen Tugenden und Vorzüge verherrlicht. — Und haſt du einmal dieſe echte Demuth dir angeeignet, dann wird dich auch die holde Beſcheidenheit in's Leben begleiten, und freundlich Allen empfehlen, mit welchen du in Berührung kommſt.

Menſchenliebe.

Die Menſchenliebe iſt ein köſtlicher Edelſtein. Es wird oft Betrug damit geſpielt und manches dafür ausgegeben, was nichts als den Schein hat und bei näherer Unterſuchung nur Selbſtſucht iſt. Echt, aber ungeſchliffen, findeſt du ihn, Gott ſei Dank, nicht ſelten unter dem Kittel des geringen Mannes. — Geſchliffen iſt er der ſchönſte Schmuck einer Fürſtenkrone, und ſein Glanz leuchtet ewig der Nachwelt. Von echter Menſchenliebe beſeelt betrachte jeden deiner Mitmenſchen als deinen Bruder, und ſuche ohne Rückſicht auf Vortheil und Gewinn deſſen Wohl zu befördern. Nicht die Verſchiedenheit der Religion, des Vaterlandes, der Sitten, der Denkungsart darf dich vor der Ausübung dieſer Pflicht abhalten. Uebe ſie gegen deinen Feind, wecke ihn, wenn er am Abhange ſchläft, daß er nicht hinabſtürze und verderbe. Wirf dich in die Flammen, wenn es gilt einer Mutter ihr Kind zu retten; — in die Wellen, wenn der Unterſinkende um Hilfe ruft und reiche ihm die Hand — ohne die Gefahr zu achten,

ohne Dank und Vergeltung zu erwarten. Theile mit dem Hungrigen deinen lezten Biſſen. Verſäume keine Gelegenheit dieſe Tugend zu üben und erwirb dir ſo den ſchönen Namen des Menſchenfreundes.

Sprichwörter *).

Familienkunde.

1) Haustafel für den Mann.

Heurathe das Weib, nicht die Geſtalt: Das iſt ſchwer zu hüten, was Jedermann gefällt. Schöne Weiber ſind Irrlichter, verführen die Leute bei hellem Tage.

Heurathe das Weib nicht das Geld: Nährt ein Weib den Mann, ſo muß er ihr Spielmann ſein.

Sieh auf Gleichheit: Es nimmt kein junges Weib einen alten Mann um Gotteswillen. Wer freien will, der nehme ſeines Gleichen. Gleich und gleich geſellt ſich gern.

Gib die Hand keiner Leichtſinnigen: Weiber, die ſtets am Fenſter ſtehen und Aecker, die außer der Landwehre liegen, ſind ſchwer zu hüten.

Eine Birn und eine Frau, die viel Geräuſch machen, ſind nicht viel werth.

Keiner Herrſchſüchtigen: Wenn Weiber regieren, ſteigen die Stühle auf die Bänke.

Ein blinder Mann, ein armer Mann; doch iſt der ein viel ärmerer Mann, der ſein Weib nicht bezwingen kann.

Keiner Habſüchtigen: Wenn ein Weib Geſchenke nimmt, ſo hat ſie ſich ſelbſt verkauft.

Keiner Säuferin: Trunken Weib, Gemein Leib.

Keiner Widerſprecherin: Widerbellen iſt Hunds-Tugend; aber im Hauſe thut ſie den Ohren weh.

---

*) Aus J. M. Sailer's Weisheit auf der Gaſſe, oder Sinn und Geiſt deutſcher Sprichwörter.

Keiner, die nicht ſelbſt will: Gezwungene Liebe und gefärbte Schönheit halten die Farbe nicht.

Keiner, die nicht haushalten kann: Der Frauen Augen kochen wohl, die der Magd nicht.

Ehre dein Weib. Wer ſein Weib ſchlägt, ſchlägt ihr drei Feiertage, und ſich drei Faſttage.

Der Mann hat dezo keine Ehr, daß er ſein Weib ſchlägt.

Wer ſein Weib ſchlägt, ſchlägt mit ſeiner rechten Hand ſeine linke. Wer das Weib einmal ſchlägt, ſchlägt es mehrmal.

Folge dem böſen Rathe des Weibes nicht: In böſen Räthen iſt das Weib des Mannes Männin.

Traue dem liſtigen Anſchlage des Weibes nicht: Das Weib iſt ein Geſchwinddoctor; ſie hat eine Liſt erfunden, ſo oft ſie auf die Erde ſieht.

Bringe deine Verwandten nicht ins Geſchrei: Wenn ich mir die Naſe abſchneide, ſo beſchimpfe ich ſelbſt mein Geſicht.

Entzweie dich mit deinen Verwandten nicht: Je beſſer der Wein iſt, je ſchärfer der Eſſig daraus wird.

Je näher die Blutfreundſchaft, je bitterer Feindſchaft.

Nimm ſie nicht leicht in dein Haus auf: Schwäger ſind nie beſſere Freunde, als wenn ſie weit von einander ſitzen.

Beſinne dich vor der zweiten Heurath: Wenn die Kinder eine Stiefmutter haben, ſo haben ſie auch einen Stiefvater.

Die zweiten Frauen, der erſten Kinder Diebinen. (Manchmal.)

2) Haustafel für die Frau.

Der ſchönſte Hausrath: Ein frommes Weib gewinnt dem Manne das Herz ab.

Ein frommes Weib herrſcht über ihren Mann mit lauter Gehorſam. Ein frommes Weib kann man mit Gold nicht aufwiegen.

Die Haus-Ehre. Die Haus-Ehre liegt am Weibe.

Der ſchönſte Weiberrock. Kein Kleid ſteht dem Weibe ſchöner als das Schweigen.

Wenn der Mann zürnet, ſo iſt Schweigen die beſte Antwort des Weibes.

Gern daheim ſein: Das Weib und ein Ofen ſollen zu Hauſe bleiben.

Hausfrieden: Der Hausfriede kommt von der Hausfrau.

Keine Geſchenke: Ein Weib, das gibt, bietet ihre Ehre feil. Ein Weib, das nimmt, verkauft ihre Ehre.

Der Hausſegen: Der Hausſegen beſteht in vier:
in einem gnädigen Gott,
in einem geſunden Leib,
in einem tugendſamen Weib,
in einem ſeligen Tod.

3) Haustafel für die Eltern.

Beherrſchung der Leidenſchaften: Oft eſſen die Eltern Holzäpfel, davon den Kindern die Zähne ſtumpf werden.

Aufſicht: Auf der Mutter Schoos, werden Kinder groß.

Ernſt. Mit Ueberſehen und Ueberhören ſchlagen die Kinder ihre Eltern, d. h. wenn die Eltern zu nachſichtig ſind, ſo werden die Kinder grob, wild gegen die Eltern.

Beſſer die Kinder bitten dich, als du ſie. Beſſer die Kinder weinen, als du. Barmherzige Mütter ziehen grindige Töchter. Des Vaters Strafe iſt die rechte Liebe.

Pflege der kindlichen Liebe: Ein Kind, das ſeine Mutter verachtet, hat einen ſtinkenden Athem.

Eltern verachten iſt ein Stück von einem gottloſen Menſchen. Wer Eltern ehrt, den ehrt Gott wieder.

Frühe Gottesfurcht: Gute Bäume tragen zeitig.

Die Eltern ſind wohl die Röhren, die den Kindern alles Gute zuführen, aber der Brunn iſt Gott.

Züchtigung: Je lieber das Kind, deſto ſchärfer die Ruthe. Wer ſein Kind zärtelt, ſetzt ſie ins leichte Schiff.

Brechung des Eigenſinns: Gibt man dem Kinde einen Finger lang nach, ſo will's eine Spanne haben. Wer den Eltern nicht folgt, muß dem Scharfrichter folgen.

Keine Verzärtelung: Daheim erzogen Kind, iſt in der Fremde wie ein Rind.

Ordnung und Maß in Speiſe: Kein Vielfraß wird geboren, ſondern erzogen.

Nicht zu früh'e Bildung: Aus kindiſchen Kindern werden weiſe Leute. Vorwitz macht Jungfrauen theuer.

Kein böſes Beiſpiel: Hat der Fuchs geſtohlen, ſo ſtiehlt das Füchslein auch.

Arbeitſamkeit und Sparſamkeit: Wer in jeder Woche einen blauen Montag und einen grünen Donnerſtag macht, beſcheidet ſeinen Kindern den Bettelſtab und den Gemeinkoſten.

Schickſal der beſten Erziehung: Ein gut erzogen Kind iſt eine Rechnung ohne Probe.

Ausſichten der Eltern: Es kann eh'r ein Vater zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater.

Mutter Sorgen: Große Kinder, große Sorgen.

Verſorgung der Kinder: Verheurathe deinen Sohn, wenn du willſt, deine Tochter, wenn du kannſt.

4) Haustafel für den Hausvater.

Grund der guten Haushaltung: Laß Gott mit dir haushalten.

Wachſamkeit: Ein rechter Hausvater iſt der erſte auf, und der letzte nieder.

Die vier Pfennige: Zur Haushaltung gehören vier Pfennige: Ein Nothpfennig, ein Zehrpfennig, ein Ehrenpfennig und ein Wehrpfennig.

Achtung des treuen Dieners: Ein treuer Diener iſt ein verborgener Schatz im Hauſe. Was man einem treuen Diener gibt, iſt alles zu wenig. Was man einem untreuen gibt, iſt alles zu viel.

Richtige Bezahlung: Wer richtig zahlt, dem dient man auch hinter dem Rücken.

Mehr als Lohn: Gaben haben Sporn zur Arbeit und Treue.

Feierabend: Ruh' iſt der Arbeiter Taglohn.

Eine Thür: Eine Hinterthür verderbt das Haus.

Reinlichkeit: Zur Reinlichkeit gibts kein beſſeres Inſtrument, als Menſchenbeine.

Ueberall dabei und voran ſein: Kein Miſt düngt den Acker beſſer, als den der Herr mit ſeinen Füſſen dahinträgt. Des Herrn Auge düngt den Acker. Des Herrn Fuß macht das Pferd feiſt. Wer nicht über ſeine Arbeiter wacht, der läßt ihnen ſeinen Beutel offen.

Sorge für Schuldentilgung: Wer ſeine Schulden bezahlt, legt ein Kapital an. Der Wolf frißt kein Ziel.

Schonung der Pferde: Wer mehr hinter die Roſſe, als vor ſie legt, der kann nicht lang fahren.

Der Hausherr und der Knecht: Ein Hausherr von Linden und ein Knecht von Eichen ſind gut im Hauſe.

Ernſt und Strafe: Wer das Böſe nicht ſtraft, ladet es zu Haus.

Mannigfaltiges.

Vereine und Anſtalten.

Die holländiſchen Armenkolonien. Dieſe Kolonien ſind im beſten Gedeihen und werden häufig von Fremden beſucht. Am 1. Juli 1841 zählten ſie in ſämmtlichen Etabliſſements eine Bevölkerung von 10,655 Individuen. Nebſt dem Erträgniß der Landwirthſchaft werden in den Fabriken monatlich 3,500 Stück Kattun, wöchentlich 6 bis 7000 Kaffeeſäcke und überdieß alle Kleidungsſtücke für die Geſammtzahl der Arbeiter verfertigt. Der Viehſtand betrug 83 Pferde, 1125 Rinder und 3061 Schafe.

Fürwahr, das ſind keine Armenkolonien mehr. In dieſen ſtellt ſich als Wahrheit heraus, daß Arme zu koloniſiren, weit beſſer zu einem erſprießlichen Zwecke führt, als Arbeitshäuſer ꝛc. ꝛc.

Was in Holland im Großen geſchieht, ſollte an jedem Orte im Kleinen vollführt werden. Man ſollte den Armen, beſonders kinderreiche Familien auf die wüſte liegenden Räume verweiſen und ihnen im Anfang behülflich durch Unterſtüßung ſein. So würde die Zahl der Landſtreicher und Bettler ſich ſehr verringern.

Sparkaſſen in Preußen. Nach einer Ueberſicht der Lage des Sparkaſſenweſens in Preußen, welche die preuß. Staatsztg. Nr. 229 mittheilt, hat die allgemeine geſetzliche Vorſchrift vom 12. Dez. 1838 für die Einrichtung von Sparkaſſen wohlthätig auf dieſe gemeinnützigen Hülfsanſtalten gewirkt. Der Erfolg beweiſt dieß am beſten. Es iſt dadurch insbeſondere bewirkt worden, daß, nicht dem Zwecke dieſer Anſtalt entgegen, auch wohlhabende in die Verſuchung kommen, größere Kapitalien auf längere oder kürzere Zeit in den Sparkaſſen anzulegen, was früher oft geſchah. Man darf annehmen, daß faſt die ganze große Summe der Sparkaſſenbeſtände ſich im Eigenthume der ärmern Klaſſe befindet, und daß mithin die Sparkaſſeneinrichtung als eines der wirkſamſten Mittel gegen die nachtheiligen Fortſchritte der Armuth zu betrachten iſt. Die Ueberſicht weiſt nach, daß am Schluſſe des Jahrs 1839 in den 25 Regierungsbezirken des preuß. Staates 6,076,788 Thlr. in den Sparkaſſen angelegt waren.

Hanover. Der ſeit einem Jahr beſtehende Frauenverein hat kürzlich ſeinen erſten Bericht veröffentlicht. Allgemeine Theilnahme iſt dieſem Inſtitute bald geworden und es hat in der kurzen Zeit ſeiner Wirkſamkeit ſchon Erſprießliches leiſten können. Eine andere Wohlthätigkeitsanſtalt, der Mäſſigkeitsverein, gewinnt auch mehr und mehr Theilnahme. Freilich bildet die von den Branntweinbrennereien erhobene Steuer einen zu beträchtlichen Theil der Staatseinnahme als daß von der Seite der Regierung die Völlerei mit Nachdruck bekämpft werden könnte.

Kolonie für Unverſorgte. Unter der Leitung des Hrn. Appert, Inſpektors der Gefängniſſe, wird eine ſogenannte Colonie agricole et industrielle (Kolonie für Landwirthſchaft und Gewerbe) gegründet werden, deren Zweck iſt, die Erziehung und die Zukunft der Kinder von zum Gefängniſſe oder zum Tode verurtheilten Verbrechern zu ſichern, und gleichzeitig Verbrechern, die aus dem Gefängniſſe entlaſſen, aber ohne Subſiſtenzmittel ſind, einen Weg zu eröffnen, von Neuem in die bürgerliche Geſellſchaft als nützliche Mitglieder einzutreten. Das Schloß Ringelfink in der Nähe von Saargmünd (Depart. der Moſel) iſt bereits zu dieſem Zwecke angekauft.

Armenkolonie bei Straßburg. Die Armenkolonie des Oſtwaldes, über deren Urſprung und Zweck ſchon früher in dieſen Blättern (Allgem. Ztg. vom 11. Mai und in unſerer Zeitſchrift 1tes Heft) berichtet wurde, ſchreitet, wenigſtens in den äußern Anlagen, ihrer Vollendung entgegen. Es handelt ſich jetzt darum, das vollendete Werk zu erproben, die Wohnungen zu bevölkern, die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhöhen, beſonders aber den ſittlichen Erfolg einer regelmäßigen Beſchäftigung, den Triumph eines

diſciplinirten Lebens über angeborne Trägheit oder eingewurzelten Vagabundengeiſt zu bewähren. Gewiß wird auch hier manches unerwartete Hinderniß eintreten; allein die Maaßregeln im Allgemeinen ſind gut getroffen, daß einzelne unvorhergeſehene Schwierigkeiten das Unternehmen nicht mehr gefährden können. (A. Z.)

Elſäſſiſche Koloniſation in Algier. Straßburg. Man denkt jetzt an einen Koloniſationsplan, der in Afrika ausgeführt werden ſoll. Es handelt ſich nämlich darum, in dieſem Lande befeſtigte Dörfer zu errichten und dieſelben eingewanderten Bauern aus derſelben Heimath zu überlaſſen. Alle waffenfähige Bewohner dieſer Orte ſollen militäriſch organiſirt werden, um ſo die Pflanzungen gegen die Streifzüge und Meuterein der Araber ſicher zu ſtellen. Dieſe Idee wurde ſchon vor 5 Jahren mit vieler Wärme durch das Journal „de Monde“ vertheidigt, welches damals auf das Beiſpiel der öſterreichſchen und ruſſiſchen Militärgränzen aufmerkſam machte. Jetzt wo das fremdartige Gute ſelbſt in Frankreich weniger gehäßig erſcheint, beginnt man jener Einrichtung mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Der Bürgermeiſter von Hohfelden, einem 6 Stunden unterhalb Straßburg gelegenem Dorfe, wird wahrſcheinlich den erſten Verſuch dieſer Art ſchon im kommenden Frühjahre ausführen. Er will 100 Familien in Afrika anſiedeln, welche ein ganzes Dorf einnehmen, ihren heimathlichen Lebensregeln und Kulturgewohnheiten unterworfen bleiben ſollen. Auf dieſem Wege wird offenbar das Unheimliche und Troſtloſe der Emigrationen vermindert; das ſchmerzliche Losreißen von Sprache und Sitten vertilgt nicht mehr, wie es ſonſt geſchieht, einen großen Theil der perſönlichen Energie; der Mutterwitz des Dorfes geht mit übers Meer und die neue Welt verſchönert und verbeſſert ſich durch heimiſche Gedanken. Dem übervölkerten Europa könnte vielleicht durch dieſes Mittel geholfen werden. Alle gährenden und unruhigen Elemente würden ſich bei einem größern Auswanderungsverſuche nach Afrika oder Amerika von der alten Geſellſchaft losſagen um die neuen Bedürfniſſe der Zeit in andern Zonen zu befriedigen. Das hergebrachte Recht würde aber dadurch von einem gefährlichen Feinde befreit und beide Theile könnten ſich auf dieſe Weiſe Erleichterung verſchaffen. (A. Z.)

Volksbildung und Veredlung.

In Dresden iſt im vorigen Jahre, unter dem beſondern Schutze der Königin Maria von Sachſen ein Verein zuſammengetreten, welcher dürftige Mädchen nach ihrer Entlaſſnng aus der Schule zu brauchbaren Dienſtboten heranzubilden beabſichtigt. Derſelbe erfreut ſich für dieſe „Marienſtiftung“ anſehnlicher Beiträge der Königin, der übrigen Mitglieder des königlichen Hauſes und anderer Menſchenfreunde und hat bereits einen erſten Jahresbericht über den gedeihlichen Erfolg ſeiner Bemühungen abgelegt. Die Zöglinge (jetzt 18) ſind bei den Pflegmüttern der Kinderbewahran-

ſtalten, des Findelhauſes, ꝛc. ꝛc. untergebracht, um hier neben der Wartung und Pflege kleiner Kinder in allen übrigen häuslichen und für Dienſtboten geeigneten weiblichen Arbeiten eine vorläufige Unterweiſung zu empfangen. Dabei erhalten ſie fortgeſetzten Religionsunterricht und werden im Leſen, Schreiben und Rechnen fortgeübt. Sobald dieſe Mädchen die zum Dienen nöthigen Kräfte gewonnen haben und ſich eine Gelegenheit zeigt, ſie bei einer guten Herrſchaft unterzubringen, ſo ſorgt der Ausſchuß des Vereins für dieſe Unterbringung und behält ſie noch einige Jahre in Aufſicht, wobei er für gute Aufführung Prämien ertheilt. (A. A.)

In Wien ſteht die verwitwete Kaiſerin an der Spitze einer Anſtalt welche den Zweck hat, die Töchter von Unteroffizіren und gemeinen Soldaten zu braven Dienſtboten zu erziehen. Die Augsb. allgem. Ztg. berichtet, daß dem Gedeihen der Anſtalt mancherlei in den Zeitverhältniſſen begründete Hinderniſſe entgegenſtehen. So bleiben die Mädchen wenigſtens noch eine Zeitlang unter der Aufſicht der Vorſteherin und (ſollte man es glauben?) — finden deshalb ſchwerer einen Dienſt, weil die Herrſchaften Colliſionen mit der Vorſteherin fürchten. — So ſind viele Menſchen. Sie klagen unaufhörlich über die Laſt, welche ihnen ſchlechte Dienſtboten verurſachen; aber wenn ihnen Jemand die Hand reicht, — und wär's eine kaiſerliche, — um ihnen zu helfen, ſo wird dieſe mit Undank zurückgeſtoßen. (A. A.)

Zwei der ausgezeichneteſten Genfer Aerzte, Dr. Coindet (Arzt der trefflichen Irrenanſtalt), und Dr. Lombard, haben in gegenſeitigen Briefen in phyſiſcher, moraliſcher und intellektueller Hinſicht die fürchterlichen Folgen der in unſern Gegenden immer allgemeiner werdenden Trinkſucht in klarer, einfacher Darſtellung nach ihren vielfachen Unterſuchungen und Erfahrungen auseinander geſetzt; zwei Briefe geringen Umfangs, die in Ueberſetzung auch in England und Deutſchland in zahlreichen Exemplaren unter das Volk verbreitet zu werden verdienten, und dann vielleicht entſchiedener zur Verminderung dieſes Unheils wirken dürften, als die Mäßigkeitsvereine um ſo mehr aber mit ihnen verbunden. Fänden ſich auch in unſerm Deutſchland bald Männer, die ihre Erfahrung über die Verheerungen, welche dieſes Laſter auch bei uns an manchen Orten anrichtet, Jedermann zu Nutz und Warnung veröffentlichen wollten!

In Würtemberg, zu Wildberg im O. A. Nagold, beſteht eine Unterrichts- und Erziehungsanſtalt für ſchwachſinnige Kinder mit gutem Erfolg. Dieſe Anſtalt verdankt ihre Entſtehung zunächſt den örtlichen Bedürfniſſen Wildbergs, wo eine Anzahl ſchwachſinniger armer Kinder eines beſondern Lehrers bedurften, um ihren beſchränkten

Anlagen und Verhältniſſen gemäß unterrichtet zu werden. Um dieſen Lehrer unterhalten zu können, entſchloß man ſich, auch noch auswärtige Kinder dazu zu nehmen, miethete ein Local und eröffnete die Anſtalt mit 15 Kindern. Dieſes Miethlocal war aber zu eng und unpaſſend; man entſchloß ſich daher bald, ein eigenes Gebäude um 2,500 fl. anzukaufen, wozu die Regierung 1,500 fl. beitrug. Hierdurch ward es denn auch möglich, eine noch größere Anzahl ſolcher unglücklichen Kinder aufzunehmen. Im Ganzen ſind jetzt 14 Auswärtige und 15 Einheimiſche aufgenommen worden. Die bisherigen Erfahrungen an den Kindern ermuntern zur Fortſetzung und Erweiterung der Anſtalt. Die Bedingungen der Aufnahme ſind: 1) ein, wenn auch geringer Grad von Bildungsfähigkeit; völlig Blödſinnige ſind ausgeſchloſſen; 2) die erforderliche Reinlichkeit; 3) ein eigenes Bett und jährliches Verpflegungsgeld von 40 fl. (A. A.)

Genf. Vor zwei Jahren traten die hier lebenden jungen deutſchen Handwerker zuſammen, um einen Verein zu bilden, den ſo leicht anzunehmenden welſchen Gebrauch, die Muſeſtunden in Wirthshäuſern zuzubringen, möglichſt zu bekämpfen und ſich durch Lehrſtunden und Leſen nützlicher Bücher zu tüchtigen Staatsbürgern auszubilden. Der Verein hat ſeitdem erfreuliche Fortſchritte gemacht, wozu einige hier anſäſſige Deutſche weſentlich beitrugen. Um ſeinem Zwecke ſtets näher zu kommen hat der Verein ein geräumiges Local gemiethet, welches durch die Beiträge der Mitglieder unterhalten wird. Auch iſt derſelbe eifrig bemüht, eine Sammlung von lehrreichen und bildenden Büchern zu begründen und auf dieſe Weiſe nicht blos den Mißbrauch der Muſeſtunden entgegenzuwirken, ſondern ſie mit einer nützlichen Lektüre auszufüllen. Natürlich geſtattet die ökonomiſche Stellung der meiſten Mitglieder dieſes „Vereins der jungen Deutſchen des Gewerbeſtandes“ nicht, bedeutende Beiträge zu dieſem Zwecke zu leiſten. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß wohlwollende Männer im deutſchen Vaterlande, beſonders aber die Verlagsbuchhändler, durch Zuſendung nützlicher Werke das ehrenwerthe Streben des Vereins unterſtützen und auf ſolche Weiſe zur Fortbildung ihrer im Auslande befindlichen Landsleute beitragen möchten. Früher oder ſpäter kehren die jungen Männer in die Heimath zurück, und außer dem erhebenden Bewußtſein, auch in dieſem Punkte für die Ausbreitung des Reichs der Bildung und Sittlichkeit nach Kräften mitgewirkt zu haben, dürfte ſich die Unterſtützung ſolcher Beſtrebungen vielfältig dadurch belohnen, daß ſtatt entfremdeter und zerſtörter Gemüther, tüchtige und treue Männer in den deutſchen Gewerbſtand eintreten.

(L. A. Z.)

Nordhauſen. Seid kurzem beſitzt unſere Stadt ein trefflich eingerichtetes und ſorgfältig geleitetes Leſeinſtitut für politiſche und gemeinnützige Blätter, welche etwa 50 an der Zahl theils im Locale des Inſtituts ausgelegt, theils auſſerhalb desſelben in Umlauf geſetzt werden. Es iſt gewiß

ein Glück für jede Stadt und Gegend, wenn den zahlreichen Perſonen, welche zu den Gebildeten, aber nicht zu den Gelehrten gehören, die Lectüre gemeinnütziger Blätter (bei den politiſchen hats weniger Noth) auf dieſe Weiſe erleichtert wird. Die Gelehrten vom Fach ſorgen allenfalls anderweitig dafür, ſich ſtets auf der Höhe mit der raſchfortſchreitenden Wiſſenſchaft zu erhalten. Aber der gebildete Landwirth, Gewerbtreibende Fabrikant, Kaufmann ꝛc. ꝛc. findet die Aufgabe ſchon ſchwieriger. Und doch bringt dieſen Ständen unſer an Forſchern ſo reiches Jahrhundert des Neuen und Wichtigen ununterbrochen eben ſo viel, als dem eigentlichen Gelehrten, vielleicht ſelbſt noch mehr. Denn kaum möchten andere Lehren in unſerer Zeit in einem ſo erfreulichen Wachſen nach Breite und Tiefe begriffen ſein, als die der reinen und angewandten Naturwiſſenſchaft, deren Reſultate von dem mächtigſten und unmittelbarſten Einfluße auf Landwirthſchaft, Technologie und Induſtrie, Gewerbe, Handel u. ſ. w. ſind. Kaum Einer, der ſich mit den genannten Zweigen der menſchlichen Thätigkeit ernſtlich befaſſen will, kann ohne großen geiſtigen und finanziellen Nachtheil der fortdauernden Belehrung über die neueſten Bereicherungen ſeines Faches entbehren und was unſere Univerſitäten, Realgymnaſien, Real-, Gewerbs- und polytechniſchen Schulen für die heranwachſende Jugend thun, das können für die Erwachſenen nur periodiſche Blätter liefern, deren möglichſte Verbreitung deßhalb den Einzelnen, wie den Städten und Staaten, reiche Ernten bringt. — Mögen andere Städte dem bei uns gegebenen Beiſpiele zahlreich nachfolgen! (A. A.)

Die Fortſchritte der Naturkunde in den Volksſchulen. Seitdem der Volksunterricht beſonders auch dadurch veredelt und gemeinnütziger ward, daß man die Natur immer mehr zum Jugendunterrichte machte, ſind fortwährend auch dazu die Hülfsmittel vermehrt worden. Die lebende Generation beurkundet faktiſch, daß in wahrer Bildung durch die erlangte und verbreitete Naturkenntniß ſichtbar fortgeſchritten iſt. Dieſe ward dadurch gemeinnütziger, daß ſie nicht — wie manche Zweige der Gelehrſamkeit — in der Studirſtube der Gelehrten blieb, ſondern ſich durch die Schulen unter den Gewerbsbürgern verbreitete, von dieſen erkannt und in ihren Gewerben angewendet ward. Es verdient bemerkt zu werden, daß ein großer Theil für ſich weiter ging, ſelbſt forſcht und ſich ſo im Nachdenken übte, was durch andere Wiſſenſchaften ſeltener gelang, vielleicht weil ſie minder ins Gewerbsleben eingreifen, als die naturkundlichen. Mittlerweile iſt die Naturkunde von einem höchſt ſchätzbaren Theile der Gelehrten, nämlich den, welche als Schullehrer der Welt ihre Kräfte leihen, ein weſentlicher Theil ihres Studiums geworden. Die Zahl derer, die ſich hierin auszeichnen und als Lehrer beſondere Verdienſte erwerben, iſt zur Zeit ſehr bedeutend und ſcheint mit jedem Jahr größer zu werden. Bis in die gemeinſten Dorfſchulen iſt der naturkundliche Unterricht vorgedrungen und hat zunächſt auch hier die Jugend zum Beſchauen der Naturgegenſtände angezogen, Vorurtheile bekämpft und zur Erkenntniß der Dinge geführt, welche dem

Menſchen täglich vor Augen treten. Verſtand und Gefühl ſind offenbar lebendig geworden. (Sch. Z.)

Stiftungen und Denkmale.

Der Hermanns-Verein zu Detmold feierte den Tag des 18. Octb., (Erinnerung der großen Völkerſchlacht) indem er an das Portal des Hermanns-Denkmales auf der Teuthöhe noch zwei Denkmünzen einmauern ließ, welche der Ausſchuß der freiwilligen Schaar der Stadt Frankfurt a. M. ihm überſandt hatte. Am feſtlichen Abend des Tages faßte der Verein neue Hoffnungen, daß das von ihm begonnene Denkmal der Befreiung Deutſchlands überall auch von dem Volke durch Beiträge werde gefördert werden, wie ſie die Fürſten bereits gegeben haben. Am Rhein wird jetzt für das Schwert Hermanns und von Bielefeld aus für deſſen Schild geſammelt. Von einem Vereine in Braunſchweig iſt am 18. October in begeiſterter Stunde ein neuer Aufruf zur Theilnahme am Hermanns-Denkmale über ganz Deutſchland ausgegangen. Es werden darin mancherlei dagegen erhobene Bedenken widerlegt und die Aufforderung hinzugefügt: „das geſammte deutſche Volk möge an dieſer Ehrenſäule bauen, daß ſie ihm ſelbſt ein Ehrenzeichen ſeiner Erhebung ſei, und eine Mahnung für alle Zeiten, nie zurück zuſinken in die alte Schmach, die Jahrhunderte lang auf Deutſchland gelaſtet hat und von der die kurze — doch allzulange! — Zeit der Fremdherrſchaft nur ein warnendes, die endliche Aufraffung heiſchendes Zeichen war! — Es fehlen etwa noch 25,000 Thlr. zur würdigen Ausführung des Denkmals. Allerdings wären dieſe durch Groſchenſammlungen aller deutſchgeſinnten Männer wohl leicht aufzubringen, wenn ſich hierzu aller Orten Vereine bildeten, wozu der Aufruf auffordert. (A. A.)

Die bei der 200jährigen Denkfeier von Guſtav Adolph's Siege bei Lützen, am 6. November 1832 begründete Guſtav-Adolph-Stiftung zu Leipzig und Dresden hat einen erfreulichen Bericht über den Fortgang ihrer wohlthätigen Wirkſamkeit für die Unterſtützung bedrängter evangeliſchen Gemeinden abgeſtattet. Deren Stiftungsvermögen beläuft ſich bereits auf 13,000 Thlr. Mit Recht wird bei der Gelegenheit herausgeſetzt, daß doch der vom Hofprediger Zimmermann in Darmſtadt in Antrag gebrachte Unterſtützungsverein für hülfsbedürftige proteſtantiſche Gemeinden ſeine Beſtrebungen mit denen der für denſelben Zweck bereits beſtehenden Guſtav-Adolph-Siftung vereinigen möge. (A. A.)

Der im September l. J. verſtorbene Biſchof von Paderborn Frhr. v. Ledebur hat von ſeinem hinterlaſſenen Vermögen bedeutende Summen zu wohlthätigen Zwecken beſtimmt:

Dem katholiſchen Waiſenhaus daſelbſt 65,000 Thlr. mit der Beſtimmung,

daß an den Revenuen dieſes Fonds die katholiſchen Waiſen aus der preuß. Provinz Weſtphalen, in ſo weit ſolche zur biſchöfl. Diöceſe Paderborn gehört, Theil nehmen ſollen. Der Congregation (Ordensverein) der barmherzigen Schweſtern in Paderborn iſt eine jährliche Rente von 400 Thlr. und der daſigen Sonntagsſchule für Gewerbtreibende ein Kapital von 2000 Thlr. vermacht. Zur Unterſtützung hülfsbedürftiger kathol. Schulkinder für den ganzen Bereich des biſchöflichen Sprengels Paderborn iſt ein Fonds von 10,000 Thlr. ausgeſetzt worden. Außerdem kommen noch mehrere andere Legate zu milden Zwecken vor. (Weſtph. M.)

Stuttgart. Die Beiträge für die zum Andenken an die Jubelfeier des Königs zu ſtiftenden landwirthſchaftlichen Inſtitute belaufen ſich bereits bis über 50,000 fl. und allem Anſcheine nach dürfte ſich die Summe noch um die Hälfte vermehren. (A. l. Z.)

Preisfragen.

Zur Löſung der Suringer'ſchen Preisfrage: „Warum ſo vieles Gute, was in den Schulen gelernt werde, nach dem Austritt aus denſelben ſo ſchnell vergeſſen werde, und ſolches zu verhüten ſei?“ ausgeſetzt 1839 ſind nicht weniger als 62 Bewerber aufgetreten. Die zur Begutachtung derſelben von der Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner zu Mannheim im J. 1839 niedergeſetzte Kommiſſion hat bei der dießjährigen Verſammlung zu Bonn hierüber Bericht erſtattet. Zehn der eingegangenen Abhandlungen hatten ſich der Kommiſſion zu beſonderer Achtung empfohlen und aus dieſen erklärte ſie eine für die gelungenſte, wenn auch nicht alle Anſichten und Behauptungen derſelben zu billigen ſeien. Bei Eröffnung des Namenszettels ward Dr. Curtmann Director des Schullehrerſeminar in Friedberg (Großherz. Heſſen) als deren Verfaſſer erkannt und die Auszahlung des in Mannheim hinterlegten Preiſes von 300 fl. an denſelben verfügt. Hoffentlich wird die Abhandlung gedruckt werden, und zwar mit Bemerkungen der Prüfungskommiſſion, zu welchen ſich dieſe bereit erklärt hat. (A. A.)

Der im vorigen Jahre bereits ausgeſchriebene naturhiſtoriſche Preis von 100 Dukaten ſammt Ehrenbecher, für Löſung der Aufgabe: „diejenigen zum arzneilichen und induſtriellen Gebrauch verwendbaren Körper, welche entweder in Ungarn einheimiſch ſind, oder doch erzeugt werden können, und welche gleichwohl bisher vom Auslande eingeführt, theils noch nicht ausgeführt werden, nebſt Urſachen und Rathſchlägen ꝛc. ꝛc. anzugeben“, iſt nach dem neueſten Bericht des Sekretairs der ungariſchen Akademie einſtimmig dem Dr. der Chemie D. Wagner zuerkannt. (J. f. J. u. H.)

Induſtrie.

Das Königreich Sachſen, mit ſeinem an Fleiß und Thätigkeit den Bienen vergleichbaren 1,700,000 Einwohnern, hat 130 Maſchinenſpinnereien in Strichwolle mit 72,000 Feinſpindeln und viele Kammwollſpinnereien; es producirt auf 4000 Tuchwebeſtühlen 160,000 Stück Tuch mit einem Umſatze von 5 bis 6 Millionen Thlr.; es behauptet mit ſeinen Merinos und Thibets auch auswärts den Vorrang gegen die engliſchen und franzöſiſchen. Schon im Jahre 1838 zählte man in dieſem kleinen Staate 124 Baumwollenſpinnereien mit nahe an 500,000 Feinſpindeln.

Die Induſtrieausſtellung in Brüſſel ſoll den Beweis liefern, daß man in gewerblicher Beziehung daſelbſt ſeit der letzten Ausſtellung (1835) weit vorgeſchritten iſt. So ſind denn mehrere Gewerbszweige in Belgien heimiſch geworden, wovon man früher nichts wußte. Die Ausſtellung iſt ſo bedeutend, daß Preußen, Baiern und Rußland eigene Kommiſſär nach Brüſſel geſandt haben, um eine genaue Einſicht von den induſtriellen Fortſchritten dieſes gewerbfleißigen Landes zu nehmen.

Gläſerne Kirchenglocken. Zu den neueſten Wundern der Induſtrie gehören jetzt gläſerne Kirchenglocken. Kürzlich wurde eine in Schweden gegoſſen, deren Durchmeſſer ſechs Fuß beträgt.

Filztuch-Fabrikation. Das »Echo du monde savant« meldet, daß ſich zu Suresnes gleichfalls eine Filztuchfabrik, ähnlich denen in Schottland, gebildet habe, und daß bis zum Juli alle Tuchhändler von Paris damit verſehen ſein würden, ſo daß man ſich mit Tuch von jeder Qualität und Farbe zu unendlich billigerm Preiſe als bisher werde verſehen können. Mäntel und Ueberröcke von Filztuch ſollen hinſichtlich der Solidität und der Weichheit nichts zu wünſchen übrig laſſen.

Erdbeerhandel. Die nordfranzöſiſche Stadt Harfleur iſt wegen ihrer Erdbeerzucht berühmt. Nach einer ziemlich genauen Schätzung hat die vormjährige Erdbeerärndte gegen 15,000 Kilogr. (gegen 30,000 Pfd.) geliefert, welcher Ertrag den Durchſchnittspreis pr. Kilogramm à 1½ Frank angenommen, den Gärtnern von Harfleur eine Einnahme von 20 bis 22,000 Fr. verſchafft hat. Eine intereſſante Thatſache iſt aber, daß die ungeheure Menge Erdbeerpflanzen, welche dieß Erträgniß lieferten, von nicht mehr als ſieben Setzlingen ſtammen, die vor nicht länger als 10 Jahren ein Engländer Monell dahin brachte. Ein Beweis, welche Ausdehnung man einem noch ſo

kleinen Gewerbszweig geben kann, wenn man demſelben vorzügliche Sorge angedeihen läßt und die vorhandenen günſtigen Umſtände wahrnimmt, unter die, bei der Erdbeerzucht Harfleurs, vor allem die Nähe des Hafens von Havre gezählt werden muß. (S. Gew. Blt.)

Eiſerne Brücke. Kürzlich wurde in der Fabrik von Dixon und Komp. zu Amſterdam die größte eiſerne Drehbrücke, die je in England oder auf dem Feſtlande gegoſſen wurde, glücklich vollendet. Sie iſt 24 niederländiſche Ellen lang, und man gebrauchte 14,000 niederl. Pfd. Eiſen dazu; ſie iſt für die Amſterdam-Rotterdamer Eiſenbahn beſtimmt.

Ruſſiſche Induſtrie. Ein ruſſiſches Dorf Pawlowno liefert nach ruſſiſchen Angabeu über 5 Millionen Pfd. Seife, für eine halbe Million Stahl und Stahlarbeiten, ein paar Tauſend Talglichter und gegen 80 Tauſend Fauſthandſchuhe.

Dampfwalzmühle. Die Mainzer Dampfwalzmühle malt nach dem Kölner Organ wöchentlich 1000 Malter Weizen. Sie ſteht nie ſtille, ſondern die in zwei Partien getheilten Arbeiter löſen ſich wie die auf die Wacht ziehenden Soldaten ab.

Statiſtiſches.

Brodſteuer in England. M. Kulloch ſchätzt die Konſumtion von Getreide aller Art in Großbritannien auf 52 Millionen Quarters (à 14,416 Pariſer Cubikzoll). Dem gemäß iſt jeder Schilling (à 32 kr.), um den die jetzigen Korngeſetze den Preis des Getreides pr. Quarter vertheuern, gleich einer dem Volke aufgelegten Steuer von 2,600,000 Pfd. Sterling, ſo daß bei einer Erhöhung des Preiſes um 7 Schilling, wie man ſie als den Durchſchnitt annehmen kann, das Volk von England jährlich eine Brodſteuer von 18,200,000 Pfd. Ster. zu bezahlen hat, von welcher, wie M. Kulloch berechnet, der zehnte Theil, alſo etwa 1,800,000 Pfd. Sterl. den Grundbeſitzern als Zulage zu dem Pachtzins kommt. Daraus folgt, ſetzt der Kourier hinzu, der den Nachtheil für das Volk als zu gering angegeben betrachtet, daß während der 24 Jahre des Beſtehens der Korngeſetze das Volk den Grundbeſitzern eine indirekte Steuer von faſt 637,000,000 Pfd. Sterl., alſo eine Summe bezahlt hat, die faſt hinreichen würde, die Nationalſchuld zu tilgen. (P. A)

Getreide-Production der Verein-Staaten in Brodgetreiden und andern Vegetabilien wird bei der neuen Zählung folgendermaßen in Scheffeln angegeben: Weizen 76,174,649; Roggen 17,037,600; indianiſcher Weizen

297,855,658; Hafer 106,375,192; Buchweizen 6,952,326; Gerſte 3,848,149 Kartoffeln 101,981,439. Aus den hier mitgetheilten Angaben, und wenn man verhältnißmäßig die Staaten und Gebiete einrechnet, welche dabei nicht inbegriffen ſind, ergibt ſich, daß auf jeden Einwohner 4½ Scheffel Weizen, faſt 30 Scheffel von den übrigen Getreidearten und gegen 6½ Scheffel Kartoffeln kommen; im Ganzen alſo 41 Scheffel Getreide und Kartoffeln auf jedes Individium: Männer, Weiber, Kinder, Freie und Sklaven. Hieraus ergibt ſich denn auch, daß viel ausgeführt werden kann, wenn ſich ein Markt darbietet. (H. f. H. u. J.)

Belgien hat jetzt 155 Conſuln und Viceconſuln im Auslande. Die Ausfuhr iſt ſeit 1811 von 104 auf 155 Millionen geſtiegen, die Schifffahrt von 126,000 auf 288,600 Tonnen. 1837 zählte man 23 Kooks- und 60 Holzkohlen-Hochöfen; ſeitdem ſind 20 neue entſtanden und jetzt werden jährlich 3 Millionen Ztr. Eiſen gewonnen. Flachs werden jährlich 95,000 Ztr. nach England geſandt, und man rechnet, daß jährlich für 63 Millionen Franken Flachs und Leinen erzeugt werden.

Die ruſſiſche Regierung verwendet jetzt große Aufmerkſamkeit auf die Verbreitung des Kartoffelbaues im Reiche, um durch dieſen, der mehr als andere Bodenerzeugniſſe die verſchiedenen Wechſel des Klimas zu ertragen vermag, bei mißrathenen Getreideernten dem Landmanne genügenden Erſatz gegen Brodmangel zu gewähren. Es ſollen vom Jahre 1843 an die Kartoffeln zum Branntweinbrennen verwendet, Jahresberichte über die Fortſchritte des Kartoffelbaues eingeſandt und Geldbelohnungen an die im Anbaue dieſer Frucht ſich auszeichnenden Landleute ausgetheilt werden.

Statiſtiſche Nachricht der Viehzucht in Frankreich. — Der Miniſter des Ackerbaues gab in der Pairskammer über die Rindviehzucht folgenden Bericht: Wir haben 9,130,632 Stück Rindvieh in Frankreich, worunter 4,628,317 Kühe, 1,032,990 Ochſen und 2,078,174 Kälber ſind. Wir verzehren jährlich 3,369,230 Stück Rindvieh, oder ein Dritttheil des ganzen Vorraths. Wir haben 1,700,000 Arbeitsochſen, wovon jährlich 170,000 verzehrt werden, da wir im Ganzen nur 312,848 Ochſen mäſten, aber 483,348 Ochſen ſchlachten.

Frankreichs Handel. Nach offiziellen Berichten überſtieg während des vergangenen Jahres der Werth der geſammten Ein- und Ausfuhren Frankreichs 2 Milliarden (2000 Millionen Franken); im Jahr 1830 betrug er erſt 1126 Millionen. An franzöſiſchen Produkten ſind ausgeführt worden für 747 Millionen und fremde für den Verbrauch beſtimmte Erzeugniſſe ſind eingeführt worden für 695 Millionen. Der Ueberſchuß der obigen Summe gehört dem Speditionshandel an.

Griechenlands Handel. Im Jahr 1840 belief ſich der Werth der Einfuhr auf 4,162,320 und jener der Ausfuhr 862,450 Drachmen. Dafür ſchickte Rußland hauptſächlich Getreide für 543,813, Kaviar für 13,100 und andere Lebensmittel für 2800 Dr. Oeſtereich für 1,740,990, die Türkei für 1,139,887, die Janiſchen Inſeln für 135,130, England für 301,200, Frankreich für 333,900, Italien für 78,400 Drachmen. (Gew. Blt.)

Piron berechnet, daß in Frankreich Jahr aus Jahr ein nicht weniger als $45\frac{1}{2}$ Millionen Briefe im Umlauf ſind, die nicht durch die Poſt befördert werden. (In Deutſchland darf man wohl 100 Millionen annehmen.)

Die Zahl der Strafanſtalten in dem preuß. Staate beläuft ſich nach Angaben der criminal. Ztg., auf 27; davon haben Poſen, Pommern und Sachſen je eine, Weſtphalen zwei, Preußen und Brandenburg je drei; Schleſien vier und die Rheinprovinz zwölf, von welchen letztern jedoch, nach dem dort beachteten Strafſyſtem nur eine Anſtalt mit denen der alten Provinzen gleich zu ſtellen iſt, die übrigen aber zu Detentionen oder leichtern correctionellen Strafe dienen. Die Geſammtzahl der in ſämmtlichen Strafanſtalten (aus der Rheinprovinz ſtets nur die eine gezählt) aufbewahrten Verbrecher betrug im Mai 1838: 8070. Hiervon zählte Schleſien die meiſten 1909. Dann Brandenburg 1790, Preußen 1300, Sachſen 714, die Rheinprovinz 375, Weſtphalen 540, Pommern 529, Poſen die wenigſten, 487. Berückſichtigt man nun die Zahlenverhältniſſe der Einwohner, ſo ſteigt das für Poſen günſtige Reſultat noch höher, das für Brandenburg ſo ungünſtige ſinkt noch tiefer, während Schleſien, als die bevölkerteſte Provinz, ein entſprechendes Maaß einnimmt. — Zählungen, die im Junius 1841 angeſtellt wurden, haben leider ergeben, daß die Geſammtzahl der in den Strafanſtalten befindlichen Verbrecher ſich in den ſeit 1838 verfloſſenen 3 Jahren wieder faſt um den fünften Theil, in den rheiniſchen Korrectionshäuſern ſogar um mehr als die Hälfte vermehrt hat! — (A. A.)

Auf dem franzöſiſchen Miniſterium des Ackerbaues und des Handels ward am 31. Dez. v. J. die Preistabelle des Hectaliters ($6\frac{2}{3}$ Str) Weizen feſtgeſetzt. Er war in der erſten Klaſſe zu 21 Fr. 63 Cent. in der zweiten zu 19, 10 und 21, 56, in der dritten zu 21, 91, 19, 53, und 17, 64, in der vierten zu 19, 20 und 18, 5 beſtimmt. — Der Brodpreis ward in Paris für die erſte Hälfte des Januars auf 34 Cent. (9 kr.) das Kilogramm (à 2 Pfd.) feſtgeſetzt.

Religion, Sittlichkeit, Erziehung.

Das Gebet.

„Alles betet. — Und dieſes Bedürfniß menſchlicher Seelen, ſich zu dem Urquell ihres Daſeins zurückzuwenden, iſt wie eine Urkunde ihrer höhern Abkunft und ihrer höhern Zukunft anzuſehen.“

Die lebendige Vorſtellung der Größe, der Vollkommenheiten und Eigenſchaften Gottes, die Erhebung des Herzens zum Schöpfer, das Gefühl des Verhältniſſes des Geſchöpfes zu ſeinem Urheber, die Empfindungen des Dankes für empfangene Wohlthaten; kurz, was man unter dem Ausdrucke Andacht begreift, iſt ein weſentlicher Beſtandtheil der Glückſeligkeit des Menſchen hienieden, iſt ein Schatz von edlerem Vergnügen, von höherer Wonne und kräftigem Troſte, ohne welchen wir nie vollkommen des Lebens froh ſein können.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo der Schmerz über eine getäuſchte Hoffnung unſer Herz mit einer Allgewalt ergreift, der wir vergebens unſern ſchwachen Widerſtand entgegen zu ſetzen ſuchen. — Hat dieſer ſeine Kraft verloren, ſo bleibt uns nur eine Stütze: Religion. — Sie nimmt den Wankenden in ihre Arme, gießt lindernden Balſam in die Wunden, die ihm das Schickſal ſchlug. Es bedarf der leiſen ſorgenden Hand, ſie zu berühren, damit ſie nicht aufs Neue bluten. Jene Tröſterin der Leidenden aber — Liebe und nur Liebe iſt es, mit der ſie ſorgend heilt. Die Kraft des Gebetes, wer hätte ihre Wirkungen nicht ſchon empfunden? Ein Blick nach Oben, ein Seufzer, der ſchwer beklommenen Bruſt entronnen, offenbart unſere innerſte Gefühle jenem

Weſen, das allein unſere Angſt ermißt, ſie lindern kann, ſie lindern wird, wenn es uns frommt. —

Jeder Gedanke an Gott iſt ein Gebet, denn er demüthigt unſern Geiſt; jeder freudige Gedanke an Gott preist ſeine Liebe, denn er überzeugt uns von derſelben; jeder Furchtgedanke an Gott iſt ein Schritt zur Beſſerung, denn er macht uns unſere ſittliche Verirrung fühlbar und ſchmerzlich. Dieſe Gedanken feſthalten, d. h. ſie oft erneuern, iſt der ſicherſte Weg zur Tugend.

Gebet iſt im weitern Sinne jede mit frommen Gefühlen verbundene Richtung des Gemüthes auf Gott, im engern Sinne der mündliche Ausdruck frommer Gefühle und Geſinnungen gegen Gott. Das Gebet kann Bitte ſein, Fürbitte, Dank und Lob Gottes. In den abergläubiſchen Religionen des Alterthums wurden die Gebete als Formeln von magiſcher Kraft betrachtet, deren Wirkſamkeit davon abhänge, daß ſie mit der größten Genauigkeit hergeſagt, und durch keinen Unglück bedeutenden Umſtand unterbrochen würden. Weit würdigere Begriffe über das Weſen und den Zweck des Gebetes hat das Chriſtenthum unter den Völkern verbreitet. Die religiöſen Menſchen aller Zeiten haben in dem Gebete ein wirkſames Mittel der Geiſteserhebung, des Troſtes und der Befeſtigung in guten Geſinnungen gefunden.

„Die Weiſeſten der Menſchen beten, denn in ihrer Bruſt iſt die Sehnſucht nach der Annäherung und Vereinigung mit Gott am lauteſten. — Es betet der Greis, denn ihm hat ſich Gott in den wunderbaren Ereigniſſen des Lebens heller geoffenbaret. — Es betet der König, wie ihn auch die feile Zunge des Schmeichlers preiſen mag, die ihn nicht nennen würde, ſchmückte ihn keine Krone und Gewalt; er ſelbſt fühlt ſeine Schwächen am lebhafteſten. Mitten in ſeinem Flitterglanze mahnt ihn ſein Herz: „du biſt Staub, biſt voller Sünden, und mancher deiner Unterthanen iſt frömmer, edler, gottgefälliger als du.“ — Es betet der lebhafte Jüngling, wenn er aus dem Rauſche der Zerſtreuungen zur Einſamkeit und Stille der Nacht übergeht. Er ſieht zwiſchen den Blüthen der Jugendwelt die anrückenden Sturmwolken künftiger Jahre, und zittert vor der Unſicherheit der eigenen Kräfte. Er hält feſt an Gott; er kennt keinen Freund, der treuer, keinen Vater, der gütiger, keinen Beſchützer, der mächtiger iſt. — Es betet der rohe Krieger, der Abends auf den blutigen Waffen entſchläft.

Nicht dieſe Waffen, die Vorſehung ſchützt ihn; — er geht in ſeinen ſchrecklichen Beruf; noch ein Augenblick, und ſein blutender Leichnam kann neben andern Todten liegen. — Es betet die Mutter unter ihren holden Kindern; Gott gab ihr dieſe Lebenswonne, Gott kann ſie nehmen; aber geprieſen ſei von ihr der Name des Herrn. — Es betet mit verſpäteter Bußfertigkeit der Wüſtling auf dem peinlichen Krankenlager. Das Stundenglas ſagt ihm: „dieſes Leben iſt keine Ewigkeit;“ und im Spiegel erblickt er ein Geſpenſt, das ihm gleicht. Er ſchaudert mit eben dem Abſcheu vor der ſinnloſen Vertändelung ſeines Lebens zurück, wie er einſt mit Hohn die Uebungen frommer Chriſten belächelte. — Es betet die traurige Wittwe am Sarge des theuren Gatten; die Welt iſt ihr nun verwaiſet; ſie hat ihr Beſtes verloren, doch Gott iſt ihr geblieben, und eine ſelige Hoffnung, die nicht im Grabe ſtirbt. — Es betet der menſchenfreundliche Weiſe, wenn er von guten Thaten hinauseilt, neue Kräfte im Anblick der ſchönen Natur zu ſammeln, und wenn er, von der Pracht der Schöpfung erſchüttert, eine Thräne der Rührung in ſeinen Augen fühlt.“

Der Glaube an die Kraft des Gebetes iſt ſo alt, als der erſte Seufzer, den ein Menſch an die Gottheit richtete. Die Vernunft nimmt keinen Anſtand den Spruch zu unterſchreiben: „Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernſtlich iſt. (Jak 5, 16.)“ Denn die Erhebung der Gedanken zu ihrem Vorbilde, die möglichſte Abſonderung von jedem unreinen Begehren, die ungeheuchelte Ergebung in einen heiligen untrüglichen Willen, die lebendige Zuverſicht, dieſer verweigere das Gute nur um Beſſeres zu gewähren, muß auf den Bittenden nothwendig heilſam wirken, ſeine Faſſung ſtärken und jede Kraft in ihm beleben. —

Je leichter der Menſch unter den Zerſtreuungen und Sorgen des Lebens ſeine höhere Beſtimmung vergißt, deſto mehr iſt ihm die Geiſtesſammlung, welche das Gebet gewährt, Bedürfniß, und es iſt eine heilſame Gewohnheit, mit dem frommen Andenken an Gott den Tag zu beginnen und zu beſchließen. — Das Gebet macht den guten Willen unausſprechlich beſſer, verſchönert ſogar die Züge des Bekennenden, wenn es von Herzen geht. — „Wer aber, indem er Gebete übt, mit ſeinen Verwandten, Hausgenoſſen und Bekannten in Unfrieden und Feindſchaft lebt, — wer ſchaden-

41*

froh die Fehler ſeiner Mitmenſchen aufdeckt und neidiſch ihr Gutes verkleinert, — wer Lügen gibt ſtatt Wahrheit, Untreu ſtatt Redlichkeit, Verfolgung ſtatt Wohlthat, Betrug ſtatt Edelmuth: **der hat nicht gebetet!** — Beten heißt mit Gott und in Gott ſein, wer aber in Gott iſt, der liebt Friede und Verſöhnlichkeit, ſein Herz empfindet Liebe und er wandelt nicht in der Sünde.“ —

Wenn trübe Stunden unſre Seele kränken
Wenn ſanft das Herz voll ſtiller Wonne ſchlägt,
Wenn wir den Blick wehmüthig niederſenken,
Die Freud' uns hoch auf Adlerflügeln trägt;
Wohin dann werden wir das Auge lenken? —
Hinauf zum Himmel! der die Freude hegt;
Der überall vollkommene Gaben ſpendet,
Zur Prüfung auch die trüben Stunden ſendet:

Auf heil'ger Andacht Schwingen hebt ſich freier
Der Geiſt weit über alle Sinnenluſt.
Mit ihrem reinen, Gott geweihten Feuer
Strömt namenloſe Freud in unſre Bruſt.
Nichts Irdiſches iſt mehr dem Herzen theuer,
Entfernt der Eitelkeiten ſchnöder Wuſt;
Wir fühlen uns zu Gott empor gehoben,
Und ſchau'n im Geiſt das Heimathland dort oben.

Der dreifache Tempel.

(Aus **Krummachers Feſtbüchlein.**)

Ein frommer Landmann redete einſt mit dem Pfarrherrn des Dorfes von dem Sonntage. Da ſagte er: An dieſem Tage ſteht mir ein dreifacher Tempel Gottes offen, und ich beſuche ſie alle drei, wenn ich eben kann. — Da lächelte der Pfarrer und ſprach: Wir haben doch nur eine Kirche, und wenn ich ihr reinliches Anſehen, und die Stille und Aufmerkſamkeit meiner lieben Pfarrkinder anſehe und betrachte, freilich ſo deucht mir, daß unſer Kirchlein wohl ein Tempel Gottes genannt werden könne.

Da antwortete der Landmann: Das iſt auch einer von den drei Tempeln, welche ich meine, und ich habe manch köſtliches Wörtlein der Lehre und des Troſtes mir daraus mit nach Hauſe genommen, das nicht blos auf die ſechs folgenden Wochentage, ſondern auf Lebenszeit ſich als köſtlich und ſtandhaft bewährte. —

Dabei reichte der Landmann dem alten Pfarrherrn herzlich die Hand, und ſagte: Gott erhalte Sie uns noch lange Zeit, Herr Pfarrer! Der Pfarrer drückte dem Ackersmann die Hand. Darauf fragte er: Und nun — der zweite Tempel?

Den kennen ſie beſſer als ich, erwiderte der Landmann, aber ich kann mich in meiner Einfalt wohl daran erbauen. Sehen Sie, fuhr er fort, wenn es ſich einigermaßen thun läßt, ſo gehe ich mit Weib und Kindern ins Freie. Und da ſehen wir des Morgens die Sonne an, wie ſie aufgeht und ſtrahlet, und des Abends, wenn ſie untergeht. Und dann ſchauen wir auf das Gefilde weit und breit, auf die Vögel des Himmels und die Blumen der Erde, und reden davon, nachdem uns das Herz gibt auszuſprechen. Wenn man ſo ganz frei von Arbeit iſt, und das Seinige wohl vollbracht hat, da ſieht man das Alles mit ganz andern Augen an. Man kann einer Biene, oder einem Schmetterling ordentlich nachgehen, und ſich über ein Blättchen freuen. Am Abende betrachten wir dann auch, wenns klar iſt, den Sternenhimmel. Wir wiſſen zwar mancherlei mit Namen zu nennen, aber es ſcheint mir doch ſo, als ob der ganze weite Himmel ein Gewölbe des großen Tempels Gottes wäre, und als ob man auch da, wie auf der Erde, ihn überall vernehmen könnte.

Der Pfarrer nickte ihm freundlich Beifall und ſprach: Wohl gewiß, lieber Freund, iſt das ein Tempel Gottes. Auch die heilige Schrift nennt es alſo. Und wohl kann man in ſolchem Tempel ſeiner mit Andacht gedenken.

Es iſt mir, ſagte der Landmann, als ob das Gemüth an Sonn- und Feſttagen beſonders dazu geſtimmt wäre.

Und welcher iſt denn der dritte Tempel? fragte der Pfarrer lächelnd.

Der Landmann antwortete: Mit Erlaubniß, Herr Pfarrer, mein eigenes Haus! Uns ruft dann die Arbeit nicht auseinander. Wir haben unſere beſten Kleider an, und Alles iſt in Fröhlichkeit, Liebe und Eintracht verſammelt. Mit größerer Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen ruhet dann unſer Auge auf unſern Kindern, das ganze Haus ſchließt ſich näher an einander, und jegliche gute Gabe, die wir empfangen haben, ſtehet dann lebendiger vor unſerer Seele, und erinnert uns lebhafter an den gütigen Geber, in welchem iſt kein Wechſel des Lichts und der Finſterniß. Dazu

iſt eine fröhliche Stille im Hauſe und in den Ställen — alles reinlich und geſchmückt. Ich kann mich dann des Gedankens nicht erwehren, das ſtille häusliche Leben ſei ein Tempel, in welchem Gott wohne und woran er ſein Wohlgefallen habe. —

So iſt es auch fürwahr, ſagte der Pfarrer, und ſolchen Hausvater kann man wohl einen Prieſter Gottes nennen. So war auch bei den frommen Erzvätern kein anderer Tempel, als das Haus, und der Hausvater war der Prieſter. — Iſt doch jeglicher Menſch nach dem Ausſpruche des Apoſtels, ein Tempel Gottes. Um wie viel mehr mag der ſtille Verein frommer Menſchen und der fröhliche Familienbund eine Gemeine und Tempel Gottes genannt werden!

So redeten der Pfarrherr und der Landmann unter einander.

Von der Bildung des Bürgers *).

„Indem wir ſuchen die Menſchen zu bilden, üben wir jene allgemeine Tugend, welche die Liebe Aller in ſich begreift.“ (Montesquieu)

Ein guter Chriſt iſt auch ein guter Bürger. Es darf alſo ein Regent, der den ernſtlichen Willen hat beſſere Bürger zu ſehen, nur an der Verbeſſerung der Religion arbeiten. Gewiß! er wird ſeinen edlen Zweck nicht verfehlen.

Jedoch um beſſere Bürger zu bilden, iſt der Weg der Religion nicht der einzige. Ein wohlbeſtellter Staat erfordert verſchiedene Einrichtungen, die ſich auf die Bildung und Glückſeligkeit der Bürger unmittelbar beziehen, und doch nicht unmittelbar aus dem Geſichtspunkte der Religion betrachtet werden können.

Freilich dünkt uns jener Staat glücklicher, der einer jeden Anſtalt, jedem Geſetze, jeder Einrichtung einen Anſtrich von Religion mit Wahrheit zu geben wüßte, weil doch einmal Religion das iſt, wofür Menſchen am meiſten Ehrfurcht haben.

*) Dieſen Aufſatz haben wir aus einer ſchon im vorigen Jahrhundert erſchienenen kleinen Schrift entlehnt, und ſind der Meinung, daß derſelbe nach einer geringen damit vorgenommenen Modifikation hier nicht unpaſſend erſcheine.

Wir wollen hier einige Mittel anführen, von deren allgemeinen Einführung und Anwendung nicht geringe Frucht zur Bildung der Bürger zu hoffen wäre. Ohne Zweifel werden ſie nur jene Leute geringſchätzig finden, die weder eine gute Anſtalt nach ihrem innern Werthe zu achten, noch große Folgen aus kleinen Urſachen herzuleiten wiſſen.

Wenn wir dieſelben von der Schale des Buchſtabens enthüllen, ſo finden wir dieſen Geiſt darin: Man ſollte jedem Bürger eines Staates eine ſtarke unauslöſchliche Vorſtellung ſeiner Pflichten und ihrer Heiligkeit einprägen; der Pflichten gegen ſich ſelbſt, gegen ſeine Mitbürger, gegen die Perſon des Regenten und ſeinen Willen, dann würden die zur Uebertretung gewöhnlich lockenden Beweggründe bei ſehr Vielen und ſehr oft ihre Stärke verlieren, hingegen in den Herzen der Bürger ein mächtiger Antrieb herrſchen, dem Regenten ehrerbietig und gehorſam zu ſein, und jeder ſeiner bürgerlichen Schuldigkeiten ſtets treu zu leben.

Drei Ideen treffen wir in dieſem Vorſchlage an, die wir genau zergliedern müſſen: die Idee einer ſtarken, die einer unauslöſchlichen und die Idee der Heiligkeit der bürgerlichen Pflichten.

Damit dieſe Vorſtellung ſtark würde, ſo müßte ſie, wie uns die Betrachtung der Natur des Menſchen, lehrt, dem Bürger ſchon von zarter Jugend an eingedrückt werden.

Zu dieſem Zwecke wünſchten wir, daß man Bürgerlieder verfaßte; Lieder, die das Glück des Menſchen, im Staate geboren zu ſein, und darin zu leben, dann ſeine Pflichten gegen ſich ſelbſt, beſonders Fleiß und Arbeitſamkeit; jene gegen den Mitbürger, von welchem Stand und Rang er immer ſei, gegen den Regenten und das Vaterland, deutlich, gründlich und angenehm beſchrieben. Die Mutter würde ſie dem Kinde oft vorſingen, und der Vater mit einer Miene voll Ehrfurcht dem horchenden Sohne und der Tochter erklären.

Es läßt ſich leicht errathen, was der Dichter und der Tonſetzer dieſer Lieder für einen Kopf, was für ein Herz und welche Feder ſie haben müßten, damit ihre Arbeiten den gewünſchten Nutzen ſtifteten. Wie erwärmen nicht die Schweizerlieder manchem jungen Helvetier den Buſen!

Nach den Bürgerliedern wünſchten wir zu dem nämlichen Zwecke einen Katechismus der Bürger, den man der Jugend ſo gut, wie es uns dünkt, vorlegen ſollte, als den Katechismus der Religion. — Einer der erſten Staatsrechtslehrer und Schriftſteller unſerer Zeit ſagt hierüber folgendes: „Die Kenntniß der Verfaſſung des Landes muß eine der wichtigſten ſein, auf welche ſich der Schulunterricht erſtreckt. Man muß die Verfaſſungsurkunde in einen Katechismus verfaſſen, verſtändlich für Kinder und Volk. Wer dieſen Katechismus nicht weiß, ſoll eben ſo wenig ein gutes Zeugniß erhalten, als wer in der Religionslehre zurückblieb. Bei den Juden wurde das Geſetz im Tempel verkündet. „„Lehrt den Kindern““ ſagt ein alter Philoſoph „„was ſie als Menſchen und Bürger zu wiſſen, nicht, was ſie wieder zu vergeſſen haben.““ Um endlich dieſen Veranſtaltungen das Siegel aufzudrücken, und den jungen Bürger zum künftigen Mitgliede des Staates auf das feierlichſte einzuweihen, ſcheint es ungemein vortheilhaft, wenn der Eintritt in die bürgerliche Geſellſchaft zu einer ganz beſondern feierlichen Handlung erhoben, und ein gewiſſes Alter beſtimmt wird, in welchem junge Bürger nach vorhergegangenem Unterrichte, nach ſorgfältiger Prüfung in ihrer Kenntniß der Bürgerpflichten und eidlicher Beſchwörung derſelben unter gewiſſen Feierlichkeiten in die bürgerliche Geſellſchaft als Mitglieder aufgenommen würden. Es iſt nicht bald eine Geſellſchaft auf Erden, welche die Aufnahme ihrer Mitglieder nicht zu einer feierlichen Handlung gemacht hat. Nur der größten, der wichtigſten, der erſten aller Geſellſchaften haben wir bis jetzt größten Theils die ſo wohl gebührende Ehre nicht angethan. Man ſagt, wir treten ſtillſchweigend in den Staat. Wir wiſſen es wohl, möchte es nur allenthalben überlaut geſchehen, damit wir Alle aufmerkſamer würden und beſſer lernten und beſſer erfüllten, was das große Wort heißt: ein Bürger zu ſein.

Um die Erinnerungen ſeiner Pflichten in der Seele des Bürgers unauslöſchlich zu machen, was wäre wohl kräftiger zu dieſem Ziel und Ende, als dieſelben oft in ſeinem Gedächtniß erneuern.

Schon der Geſetzgeber Moſes war davon überzeugt, weßhalb

er verordnete, daß das Geſetzbuch jedes ſiebente Jahr der Erlaſſung öffentlich und in Gegenwart des ganzen Volkes ſollte herabgeleſen werden. Eben ſo herrſcht auch in unſerer Zeit in manchen Städten ein ähnlicher Brauch, daß die Bürgerſchaft jährlich auf dem Rathhauſe an einem gewiſſen Tage ſich verſammelt, wo ihr dann von einer Magiſtratsperſon einige bürgerliche Hauptpflichten, meiſtentheils aber bloß poſitive Geſetze, z. B. von der Sicherheit der Felder, von Beobachtung dieſer und jener Veranſtaltung der Polizei u. dgl. vorgeleſen werden, die ſie hernach beſchwören muß. Dieß iſt eine uralte Gewohnheit, wir haben ſie unſern Voreltern zu danken, die dieſe Zuſammenkunft, wie manche andere, benüzten, um in deutſcher Eintracht ſich über wichtige Gegenſtände gegenſeitig zu berathen, über Uneinigkeiten ſich zu verſtändigen und Unternehmungen zu beſchließen u. ſ. w.

Da aber der Verfaſſer der Geſchichte der Könige von Scheſchian*) die vortreffliche Bemerkung gemacht hat, daß eine alte Gewohnheit, wo nicht ſchädlich, wenigſtens unnütz wird, ſo ſind wir ganz derſelben Meinung, daß dieſer Gebrauch der erneuerten Verkündigung einiger poſitiven Geſetze, nebſt dem, daß er an vielen Orten ohne Eifer betrieben, an einigen in Spaß verwandelt, anderswo zur Erſparung der Unkoſten ſeit vielen Jahren ganz unterlaſſen wird, für unſere Zeiten in ſeiner Geſtalt nicht mehr paſſe, obſchon er unſers Erachtens ſeinen wichtigen Nutzen haben könnte. Darum wünſchten wir, daß man nicht mehr poſitive, ſondern die natürlichen Staatsgeſetze und die ihnen entſprechenden allgemeinen Bürgerpflichten in eine ordentliche Schrift verfaßte, und deren alljährliche öffentliche Vorleſung zu einer feierlichen Handlung machte.

Folgendes iſt der Verſuch einer deutlichern Entwicklung dieſes Gedankens:

1) Ein beſonderer Tag des Jahrs, als etwa (damit die Feiertage nicht aufs neue vermehrt würden) Sonntag ſollte dieſer anſehnlichen Handlung gewidmet ſein.

2) Ganz beſondere Feierlichkeiten müßten dieſem Tage das ehrwürdigſte Anſehen wie billig geben. Hiemit ſolche Feierlichkeiten,

*) Ch. M. Wieland.

die an ſich von aller Zweideutigkeit und Pöbelhaftigkeit entfernt, voll Wahrheit, Einfalt und Erhabenheit erſcheinen. Die aus der Schrift oben angeführten Stellen könnten uns hierin Licht verſchaffen.

3) Würde die Pfarrkirche wohl ein zu heiliger Ort dazu ſein? — Alle Bürger ſollten alſo mit beſonderm Ernſte und Gepränge dabei erſcheinen.

4) Eine Predigt würde der feierlichen Handlung den Anfang machen. Des Redners Stoff wäre zu zeigen, bald, wie elend der Menſch im Stande der Wildheit, oder dem ſogenannten Stande der Natur; wie glücklich hingegen in dem Stande der bürgerlichen Geſellſchaft iſt; bald die Heiligkeit der Perſon des Regenten, der Staatsgeſetze, der bürgerlichen Pflichten aus der Vernunft und Religion darzuthun; bald der ewigen beſten Vorſehung väterliche Anordnungen zu preiſen u. dgl.

5) Indem nun nach vollendeter Predigt aller Bürger Herzen glühten, bereit für Fürſt und Vaterland ihr Leben zu opfern, beſtieg ein Mann mit einnehmendem, ehrwürdigem Antlitze und voll des feierlichſten Ernſtes die Kanzel oder einen erhabenen Ort und läſe mit einer wohlklingenden anſtändigen Stimme die Hauptpflichten der Bürger herab, jene nämlich, die aus der Weſenheit des Staates fließen und zwar nicht nur die allgemeinen überhaupt, ſondern auch die beſondern derjenigen, die verſchiedene Aemter begleiten oder in beſondern bürgerlichen Ständen leben.

6) Auf dieſe Handlung folgte die Erneuerung des Schwurs dem Fürſten und ſeinen Willen und jeder Bürgerpflicht ſtets gehorſam und treu zu ſein; dann der übrige Theil des Gottesdienſtes und andere Gepränge, womit man die Feierlichkeit und den feſtlichen Tag beſchließen wollte.

7) Damit aber in keinem Orte des Staates eine ſchlechte Predigt von dieſem Gegenſtande auf die Kanzel käme, ſo wäre es gut, wenn ſie von einem der beſten Redner des Landes verfaßt und in Abdrücken an alle Prediger überſchickt würde.

Wie endlich die Idee der unverletzbaren Heiligkeit ſeiner Pflichten in der Seele des Bürgers zu erwecken wäre, das iſt's, wovon wir noch ein Wort zu ſagen haben.

Es ſcheint uns anſchaulich zu ſein, daß Alles, was wir bisher bemerkt, um zu zeigen, wie die Vorſtellung ſeiner Pflichten dem Bürger ſtark und unauslöſchlich zu machen wäre, zugleich auch

dahin abzielen würde, die Idee der Heiligkeit derſelben unfehlbar zu bewirken. Denn wie könnte der Bürger die Geſetze und ſeine Pflichten anders als heilig anſehen, da man ſie ihm unter dieſem Begriffe von zarten Kinderjahren an eingedrückt, ihre Wichtigkeit ſo oft gelehrt, ihre genaue Erfüllung ſo ernſtlich empfohlen, ihre Belohnung in jener Welt und Beſtrafung ſchon auf dieſer ſo deutlich gezeigt hat, die er bei ſeiner feierlichen Aufnahme in den Staat, und nach jeder jährlichen Verkündigung ſo heilig beſchwören mußte? —

Wenn dann die geiſtlichen Redner nicht nur an dem obenbeſchriebenen Bürgerfeſte, ſondern öfters auch unter dem Jahre, beſonders nach gewiſſen wichtigern Begebenheiten im Staate, die Aufſehen erregen, oder wenn in einem Orte des Landes ein Beiſpiel einer größern Beſtrafung am Leibe oder Leben eines Bürgers ſich ereignete, wenn ſie, ſagen wir, mit Nachdruck und Eifer aus Gründen der Vernunft und Religion von der Größe und Unverletzlichkeit der bürgerlichen Geſetze und Verbindungen zu ſprechen ermahnt würden, was bis jetzt nur ſelten geſchieht; ſo hätten wir ſehr Vieles in's Werk geſetzt, das vermögend wäre, die bürgerlichen Geſetze und die ihnen entſprechenden Pflichten als die heiligſte und ehrwürdigſte Sache dem Verſtande eines jeden Bürgers vorzuſtellen und ſeinem Herzen einzuprägen.

Die hohe Bedeutung der Arbeit.

(Nach dem Franzöſiſchen der Mme. P . . . . . .)

> „Arbeiten iſt für jeden in der Geſellſchaft lebenden Menſchen unerläßliche Pflicht. Reich oder arm, ſtark oder ſchwach; jeder müßige Bürger iſt ein Nichtswürdiger.“ (Rouſſeau)

Unſere ökonomiſchen Schriftſteller geben uns eine hohe Idee vom Werth der Arbeit durch folgenden ganz richtigen Satz: „Die Arbeit iſt die Schöpferin des Reichthums.“ In der That Gold und Silber ſind nur vorſtellende Zeichen derjenigen Güter, welche die Arbeit ſchafft. Das Hervorbringen iſt das ſchönſte menſchliche Vermögen: Etwas aus Nichts machen kann nur Gott

allein: Viel aus Wenigem machen, kann aber der Menſch. Den rohen Stoff dem Verſtande unterwerfen heißt Induſtrie.

Die Ausübung dieſer Kraft des Hervorbringens gewährt dem Gemüthe einen großen Genuß; dieſes iſt eines der allgemeinen Geſetze, welches keine Ausnahme erleidet. Der Landmann, der durch ſeinen Fleiß der Erde Früchte abgewinnt, der Gelehrte, der die Grundſätze einer nützlichen Kunſt entdeckt und der Handwerker, der dieſe Grundſätze mit Genauigkeit und gutem Erfolg verwirklicht, empfinden das allervollkommenſte Vergnügen, welches dem menſchlichen Herzen vorbehalten iſt. Derjenige, der nichts hervorbringt, iſt der wahrhaft Unglückliche, weil er ſeine Beſtimmung ganz verfehlt. Das Gefühl ſeiner Werthloſigkeit quält und ſtraft ihn. Es drückt ihn wie Gewiſſensbiße, bei allem Ueberfluß der Glücksgüter und bei allen Lebensfreuden, die ſich ihm darbieten.

Die Arbeit iſt an ſich ſelbſt ſchon die Wurzel aller Genüſſen, ſie gibt dem Leben Werth und Bedeutung, erhebt und ſtärkt die Seele wider ſündhafte Neigungen; ſie iſt fruchtbringend und gewährt Glück; ſie führt zum Ueberfluß, bisweilen auch zu Reichthümern und iſt die Quelle der Selbſtachtung.

Viele Menſchen haben Mühe zu begreifen, daß die Vorſehung den Verſtand eines Menſchen mit den Händen eines andern in genauer Wechſelwirkung verbunden hat; denn ſind der Schreiner, der Metallgießer, der Schloſſer und Drechsler, dem Mathematiker nicht ebenſo unentbehrlich, als der Drucker und der Papierfabrikant dem Schriftſteller? Wir finden in allen menſchlichen Leiſtungen ſehr oft Verhältniſſe, die den Reichen vom Armen abhängig machen, und in dieſem gegenſeitigen Bedürfniſſe, das die Hülfe des Einen vom Andern nothwendig macht, iſt das wahre Band der Geſellſchaft zu ſuchen.

Wie angenehm iſt es den fleißigen Landmann am frühen Morgen auf ſeinen Acker, den braven Handwerker zu ſeiner Werkſtätte gehen zu ſehen! Aus ihrem frohen, freien und feſten Blicke ſtrahlt Selbſtachtung und das Gefühl ihres innern Werthes. Er iſt weit entfernt, andere, mehr mit den Gaben des Glückes begünſtigte Menſchen zu beneiden, weil er weiß, daß der Luxus denſelben diejenigen Bedürfniſſe nothwendig macht, die ihm durch ſeinen Gewerbfleiß Brod verſchaffen. Er wünſcht nie öffentliche Unfälle, vielmehr fürchtet er alles, wodurch die Ruhe, die er genießt, ge-

ſtört werden könnte. Die Worte Unabhängigkeit und Freiheit nimmt er im ruhigſten Sinne; denn er findet die Unabhängigkeit in der Arbeit, wovon er lebt, und nach vollendetem Tagwerk fühlt er ſich frei wie die Luft.

Wenn der Arbeiter, wie es oft geſchieht, das Loos des vornehmen Nichtsthuers beneiden wollte, dann würde er ſich irren, denn der Müßiggang iſt an ſich eine wirkliche Strafe. Und doch ſieht man eine Menge Menſchen aus allen Ständen, die ſich ſelbſt zu der entehrenden Strafe des Nichtsthuns verdammen. Ihres Daſeins müde, erhebt ſie ſich am Morgen noch voll vom Gefühle der Langweile des vergangenen Tages, um einem ebenſo langweiligen Tage wieder mit Schrecken entgegen zu gehen und ſich am Abend traurig niederzulegen, ohne ſich einer einzigen guten und nützlichen That erinnern und ſich über den Verluſt der unwiederbringlichen Zeit wieder tröſten zu können. Der Reiche ſchadet durch ſeinen Müßiggang den Menſchen, durch alles Gute, was er für ſie thun konnte und nicht that; und der Arme, der im Elende ſchmachtet, klagt den Himmel über Leiden an, die eine gerechte Folge ſeiner Faulheit ſind.

Dieſe Faulheit gibt dem Gemüthe eine ſchlimme Richtung, ſie löſt das Band, wodurch der Arme an die Geſellſchaft geknüpft iſt und welches ihn gewiſſermaßen dem Leben entfremdet und aus einem nützlichen Bürger ein Weſen macht, das andern zur Laſt und gefährlich iſt. Wer ſind denn die Menſchen, welche die öffentliche Ruhe häufig ſtören? Meiſtens ſolche, die von der Barmherzigkeit das Brod betteln, um die Vergnügungsorte und die Tribunale beſuchen zu können? Dieſe Faullenzer ſind es.

Nur die ſind Verſchwender, die den Werth der Zeit nicht kennen, und die ſind Gauner, welche ihr Brod nicht ſelbſt verdienen wollen.

Die Ruhe iſt von der Arbeit abhängig, wie das Befehlen an das Gehorchen gebunden iſt. Unterlaſſet die Arbeit, und die Ruhe wird der Seele zur Qual und zerſtört den Körper. Aber mit der Arbeit erhält die Ruhe alle ihre Reize und ihre wohlthätigen Empfindungen, ſie vollendet das Glück. Die Leerheit, die aus dem Faullenzen entſteht, iſt zum Bewundern ſchön und naiv von einer Frau bezeichnet, die, als ihre Nachbarin das Loos der Müßiggänger beneidete, ſagte: „Guter Gott, was ſollt' ich thun, wenn ich nichts zu thun hätte?“

Man kann daher nicht genug dahin ſtreben, die Menſchen arbeitſam zu machen, aber dieſe ſchaffende Thätigkeit muß verſtändig ſein, alles muß zur rechten Zeit und in gehöriger Ordnung geſchehen. Da nun der Menſch von Natur einen Hang zur Trägheit hat, ſo muß man dieſen auszurotten ſuchen und ihn vertilgen, weil er der Beſtimmung des Menſchen widerſpricht, die in der Selbſtthätigkeit beſteht, und man muß den Menſchen von früher Jugend an Arbeitſamkeit gewöhnen, denn der Fleiß iſt eine Gewohnheit, die man ſich durch lange Uebung zu eigen macht. Man gewöhne daher von den früheſten Jahren an die Kinder zur zweckmäßigen Thätigkeit, bilde ihren Verſtand aus und lehre ſie etwas erwerben; der Vortheil, ſelbſt wenn er gering iſt, iſt ein großes Reizmittel zum Arbeiten. Der Gewinn, den man ſelbſt macht, ſpornt die Thätigkeit. Aber dieſe Thätigkeit ſei mit Verſtand verbunden; ſie habe einen Zweck, der löblich und gütig iſt.

Wer ſich Kenntniſſe erwirbt, der erweitert ſeine Ausſichten und ſeine Macht, verſchafft ſich Mittel zu ſeinem Glücke und überwindet leicht Schwierigkeiten und Gefahren, die ſich ihm in den Weg werfen. Frühzeitiger Fleiß gibt ebenſoviel Muth als Stärke und erwirbt nicht bloß Liebe, ſondern gewährt auch Anſehen. Man befördere die Thätigkeit des Geiſtes und Körpers der Kinder auf die naturgemäße Art. Man fange bei dem Leichten an, gehe zum Schwereren fort und endlich löſet man jede noch ſo ſchwierige Aufgabe glücklich. Was der Menſch oft wiederholt, das wird ihm leicht. Aller Anfang iſt ſchwierig, alle Kräfte ſind zuerſt ſchwach, aber die Uebung ſtärkt ſie und die Beharrlichkeit erregt Luſt, welche ſtets zur neuen Thätigkeit anſpornt. Man liebt ſeine Kinder nicht, wenn man ſie nicht frühzeitig an Thätigkeit gewöhnt, man verſcherzt ihr Glück, wenn man ihren Geiſt und Körper nicht zeitig ausbildet, beider Kräfte ſtärkt und ihnen dadurch Selbſtvertrauen und Muth einflößt. Der Menſch iſt nicht zum Müßiggange auf dieſer Erde; er ſoll ſtark, muthig und verſtändig werden, um den großen Kampf mit den Menſchen und dem Schickſale zu beginnen, um endlich glücklich den Sieg über alles Unvernünftige, Unſittliche und Irreligiöſe zu erringen.

Geſundheitslehre und Volksarzneikunde.

Der Kaffee
und ſeine Eigenſchaft als Getränk betrachtet *).

Das Vaterland des Kaffees iſt urſprünglich Arabien. Der Baum, der dieſe Frucht trägt, gehört ſeinem Anſehen nach zu den ſchönſten. Der Stamm wird nur etliche Zoll dick und iſt mit dünnen gegen einander überſtehenden Zweigen beſetzt. Die Höhe deſſelben beträgt 12 bis 18 Fuß. Die Blätter ſind immer grün und den Lorbeerblättern ähnlich. Aus den Winkeln der Blättern kommen weiße jasminartige Blumen hervor, welche doldenweiſe in Schirmen beiſammen ſtehen und einen angenehmen Geruch haben. Sie ſind fünfſpaltig und die den Kirſchen ähnliche Früchte enthalten unter einem widerlich ſüſſen Fleiſche zwei harte Samenkernen, welche auf der Seite, wo ſie aneinander liegen, platt und mit einer Furche bezeichnet ſind, man nennt ſie Bohnen. Der Baum blüht des Jahres zweimal und hat immer, reife und unreife Früchte zugleich. Er trägt ſchon im zweiten Jahre 1—2 Pfund Bohnen. Je älter er wird, deſto beſſer ſind die Früchte.

Der Gebrauch der Früchte zur Bereitung eines Getränkes war unter den Arabern ſchon ſehr lange bekannt. Das ſchöne Anſehen und der kräftige Geruch deſſelben kann auch in der That leicht zum Genuſſe einladen.

Man rechnet, daß jährlich ungefähr 226 Millionen Pfund in Europa verbraucht werden. Die größte Menge wird aus Weſtindien (St. Domingo Cuba, Martinique) Braſilien und dem übrigen Feſtlande Südamerikas bezogen. —

Die ächten Kaffeebohnen müſſen von möglichſt gleicher Größe, oder doch nur mit wenig ausgedorrten, oder nach ihren Hülſen eingeſchloſſenen Bohnen vermengt ſein, eine friſche Farbe haben, im Waſſer zu Boden fallen, daſſelbe citronengelb färben und ihm einen dem chineſiſchen Thee ähnlichen Geſchmack mittheilen, wenn ſie eine Nacht darin gelegen haben.

Gute und friſchgebrannte Kaffeebohnen müſſen eine ſchöne, kaſtanienbraune Farbe haben, eben ſpröde genug zum Mahlen, im

*) Nach Hoffmann's Encyclopädie der Diätetik. Leipzig. 1841.

Bruche markig, von reinem, friſchem ſtarkem Wohlgeruche und pikantem Geſchmack ſein, aber auch wohl verwahrt denſelben behalten. Schlechter iſt der ſ. g. verrochene, der ſchon längere Zeit gebrannt und nicht gehörig verwahrt worden iſt, ſo wie der zu ſtark gebrannte oder vielmehr verbrannte, ganz ſchwarze, außen glänzende, mehr oder weniger verkohlte, pulverige und bitterſchmeckende Kaffee, der in wenig Tagen leicht ganz ranzig wird. Das Waſſer bekommt davon einen höchſt unangenehmen, dagegen von zu ſchwach gebrannten nur wenig Geſchmack und Reizkraft. Gemahlener Kaffee ſollte von Niemand gekauft werden, weil er leicht mit geröſtetem und zerſtoſſenem Roggen, Gerſte, Erbſen, Eicheln, Cichorien, Gelbrüben u. ſ. w. verfälſcht ſein könnte.

Aller Kaffee muß erſt geleſen werden, bevor er gebrannt wird, weil faſt aller Kaffee mit einer größern und geringern Menge ausgedörrten, tauben, zuſammengeſchrumpften Bohnen und ihren Hülſen, mit Stielen, Sand, Steinchen und anderm Unrath vermengt zu uns kommt.

Der Kaffee iſt ein Bedürfniß des Luxus und es würde außerordentlich gute Folgen haben, wenn wir uns nach und nach von demſelben möglichſt entwöhnten. — Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts lebten unſere Väter und Mütter ohne Kaffee, und waren dabei gewiß eben ſo glücklich, als wir heute ſind, bei dem täglichen Genuſſe deſſelben, oder ſie waren noch glücklicher und kräftiger, denn der Kaffee iſt nicht ſo geſund, und gibt nicht ſo viele Kräfte, als die Suppen, die unſere Voraltern ſtatt ſeiner aßen. In der neuern Zeit hat ſich aber der Kaffee ſo weit verbreitet, und derſelbe hat ſich allen Ständen, namentlich in Deutſchland, ſo unentbehrlich gemacht, wie ungefähr die Kartoffeln. Ganze Maſſen von Menſchen leben von nichts weiter den ganzen Tag, als von Kaffee und Brod oder Kartoffeln. Schon von früher Jugend an wird er uns eingeflößt, und der Organismus gewöhnt ſich ſomit an einen heftigen, eigentlich durchaus entbehrlichen und ganz gewiß vielfach nachtheiligen Reiz.

Man hat den Kaffee einen „Götter=“ man hat ihn einen „Teufelstrank“ genannt; die Wahrheit liegt aber höchſt wahrſcheinlich in der Mitte.

Der Kaffee wirkt nämlich vermöge ſeines eigenthümlichen Stoffes (Kaffeeſtoff) und des damit verbundenen, durchdringenden,

flüchtigen Weſens, das ſich beſonders beim Röſten entwickelt, und durch einen ſtarken, eigenthümlich aromatiſchen Geruch ſehr deutlich ausſpricht, als eine ſtark aufregender, erheiternder und belebender Reiz auf das Gehirn, die Nerven, die Gefäße und das Muskelſyſtem. Die Sinnesorgane werden für äußere Eindrücke empfänglich, die Seelenverrichtungen thätiger und lebhafter, die Stimmung des Gemüths heiterer; Schläfrigkeit, unangenehme Empfindungen, Müdigkeit und Abgeſchlagenheit nach körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen, Strapatzen, Nachtwachen, Düſterheit, Kopfweh u. ſ. w., welche beſonders nach Berauſchung mit geiſtigen oder betäubenden Subſtanzen zurückbleiben, werden ſchnell gehoben.

Zugleich wird die Verdauung befördert, die wurmförmige Bewegung des Darmkanals, der Abgang der Blähungen und Stuhlgang, die Zirkulation wird beſchleunigt, das Herz ſchlägt kräftiger, die Abſonderung der Milch, des Urins und die Hautausdünſtung wird reichlich, die monatliche Reinigung und Hämorrhoidalfluß befördert. Einiges Uebermaß erzeugt Unruhe im Blutgefäßſyſteme, Wallungen, Andrang der Säfte, Aengſtlichkeit, Herzpochen, Schwindeln, Kriebeln in der Naße, Blutflüße, unruhige ſchreckhafte Träume, Schlafloſigkeit, Phantaſiren, Betäubung. —

Der reichliche und anhaltende Genuß aber erzeugt Verdauungsſchwäche, Appetitloſigkeit, Neigung zur Entwicklung von Blähungen, Verſtopfung, Magenkrampf, Bläſſe des Geſichts, Magerkeit, Muskelſchwäche, Zittern der Glieder, Schwäche des männlichen Zeugungsvermögens, Unfruchtbarkeit, Reizungen zu Blutungen und Fehlgeburten, Krämpfe und Blödigkeit des Geſichts, Geiſtesſchwäche, hyſteriſche und hypochondriſche Beſchwerden, Schlagfluß u. ſ. w.

Hieraus mag man erſehen, daß, wenn man auch viel darauf geben will, daß wir größtentheils von früher Jugend auf an dieſen Reiz gewöhnt ſind Mancherlei zu bedenken und zu beachten iſt, damit unſere Geſundheit nicht von dieſer Seite gefährdet werde. Die wichtigſten Punkte, welche wir bei dem Genuſſe des Kaffees beobachten müſſen, ſind:

1) Alter, Geſchlecht, Temperament, Leibeskonſtitution u. ſ. w. — Der Kaffee iſt nur ein Getränk für das Mannes- und Greiſenalter; durchaus ſchädlich und verwerflich iſt ſein Genuß für Kinder. Das männliche Geſchlecht wird ihn mit minderm Schaden trinken, als das weibliche und er wird für

das choleriſche (heißblütige) Temperament paſſender ſein als für das ſanguiniſche (leichtblütige). Perſonen, die ſehr beleibt ſind, eine Anlage zum Schlagfluße haben, müſſen ihn ſorgfältig meiden, wogegen ihn magere, träge Perſonen mit ſchwieriger Verdauung u. ſ. w. beſſer vertragen.

2) Die Zeit ſeines Genuſſes. — Im Allgemeinen bringt der Kaffee, zum frühen Morgen getrunken, ganz gewiß den wenigſten Nachtheil; denn es ſcheint, als ob gerade zu der Zeit ein mäßig reizendes Getränk für den Körper nicht unpaſſend ſei. Wenigſtens vermag der Kaffee den nüchternen Magen dergeſtalt zu befriedigen, daß man, wenn man ſich zu dieſer Zeit nicht an feſte Speiſe und nährendes Getränk gewöhnt hat, und nicht zu viel körperlich thätig iſt, den Vormittag recht gut hinbringen kann ohne Hunger und Durſt zu empfinden. Zudem erheitert er auch und macht zu geiſtigen Arbeiten aufgelegt. Verderblich aber wird der Genuß des Kaffees gefunden, wenn er ſogleich oder auch einige Zeit nach einer Hauptmahlzeit genommen wird, beſonders wenn dabei viel reizende Speiſen und Getränke, wohl gar im Uebermaße genoſſen worden ſind. Höchſt verderblich wirkt nach ſolchen Mahlzeiten der Genuß von ſtarkem ſchwarzem Kaffee, dem man zuweilen ſogar noch Rum beiſetzt. Die Verdauung wird damit überreizt, zu ſehr beſchleunigt und daher fehlerhaft und mangelhaft. Eben ſo verderblich wirkt das Kaffeetrinken am ſpäten Abend; ein ruhiger Schlaf iſt dann nicht möglich, und Manchen hat darauf während der Nacht der Schlag getroffen.

3) Die Menge des zu genießenden Kaffees. — Es wird hierin ein doppelter Fehler begangen, nämlich man fertigt den Kaffee entweder zu ſtark, oder zu ſchwach. Beides iſt fehlerhaft. Das richtige Verhältniß ſind: 3 bis 4 gewöhnliche Taſſen auf ein Loth guten, reinen Kaffee.

Iſt er ſtärker, dann treten die oben genannten Wirkungen deſſelben um ſo heftiger und ſchneller hervor. Iſt er zu ſchwach, ſo wird er letſchig und ſtört die Verdauung im höchſten Grade, indem er zu wenig reizend und vermöge des vielen warmen Waſſers erſchlaffend auf die Magenwände und verdünnend auf den Magenſaft wirkt.

4) Die Zuſätze, welche man dem Kaffee gibt. — Die gewöhnlichſten und unſchädlichſten ſind: Zucker und Milch,

wodurch der Kaffee angenehm und weniger reizend wird. Ja es ſoll ſogar eine Taſſe voll heißen Kaffee, dem man Milch und Zucker zureichend beigeſetzt hat, unter ein Glas friſches und kaltes Waſſer gegoſſen, im Sommer bei heißer Witterung ein ungemein angenehmes, ſehr erfriſchendes Getränk geben, welches ſelbſt nach Anſtrengungen und Ermüdungen große Erquickung gewährt. Alle andern Zuſätze, die man der Wohlfeilheit wegen und ſonſt zum Kaffee zu machen pflegt, bilden ein meiſt nicht nur ungeſundes, ſondern auch ein eckelhaftes Getränk.

5) Die Bereitungsart des Kaffees. — Werden die Bohnen zu lange und ſtark geröſtet, ſo geht das ätheriſche Oel zum größten Theil verloren, werden ſie zu wenig geröſtet, ſo wird daſſelbe zu wenig entwickelt. Werden die geröſteten Bohnen zu grob gemahlen, ſo zieht das kochende Waſſer bei der Bereitung nie ſo viel Beſtandtheile aus, als es geſchieht, wenn ſie ganz fein gemahlen werden, und der Kaffee wird alſo ſchwach. Wird der Kaffee durch bloßes Aufgießen mit kochendem Waſſer bereitet, ſo enthält er faſt nur die flüchtigen Beſtandtheile der Bohnen; wird er durch Kochen dargeſtellt, ſo enthält er faſt nur ihre fixen Beſtandtheile. Am Zweckmäßigſten verfährt man daher, wenn man den Satz eines ſchon verbrauchten Kaffeeaufguſſes mit Waſſer kocht und die durchgeſeihete heiße Abkochung auf eine friſche Portion mäßig geröſteter und feingemahlener Kaffeebohnen gießt; denn man erhält dadurch die flüchtigen und fixen Beſtandtheile der Bohnen zugleich.

6) Die Temperatur des Kaffees. — Je wärmer mäßig ſtarker Kaffee getrunken wird, deſto reizender wirkt er und veranlaßt leicht Blutungen und Herzklopfen, je kühler er genoſſen wird, deſto weniger reizender wirkt er.

Nehmen wir nun Alles zuſammen, ſo kann der aus guten Bohnen auf die angegebene Weiſe bereitete Kaffee lauwarm, mäßig und als Frühſtück genoſſen beſonders Perſonen des männlichen Geſchlechts im vollen Mannes- und Greiſenalter vorzüglich dann empfohlen werden, wenn die Verrichtung der Verdauungswerkzeuge durch körperliche Anſtrengung nicht entkräftigt werden kann; wenn dergleichen Perſonen ſonſt ein mäßiges Leben führen und, obwohl nicht von robuſter Leibesbeſchaffenheit, doch übrigens geſund ſind. Kindern dagegen, Jungfrauen und Jünglinge, Perſonen, die an

Blutwallungen, beſonders am Andrang des Blutes nach Kopf und Herz oder nach den Gefäßen des Maſtdarmes (Hämorrhoiden) leiden, oder bei denen eine Vollblütigkeit in den Organen des Unterleibes bemerklich iſt; ferner ſolchen, bei denen das Nervenſyſteme überwiegend vorherrſcht, wie z. B. bei ſ. g. zarter Leibesbeſchaffenheit, dem nervöſen Temperamente, zur Zeit der Geſchlechsreife oder des Monatsflußes bei Weibern u. ſ. w.; ferner bei Perſonen, die, weil ſie ſich körperlich viel anſtrengen mehr eigentliche Nahrung gebende Stoffe zur Erhaltung ihrer Kräfte bedürfen, wie z. B. der Landmann u. ſ. w.; dann wieder ſolchen, die ſehr beleibt ſind und fett, Anlagen zum Schlagfluße haben, und ein üppiges und dabei träges Leben führen, oder doch der nothwendigen körperlichen Bewegung ermangeln; ferner bei allen Perſonen, bei denen natürliche oder bereits zur Gewohnheit gewordene Blutflüße eben im Gange ſind, wie z. B. zur Zeit der Menſtruation (monatlichen Reinigung) u. ſ. w. und endlich bei Schwangern und Wöchnerinnen; iſt der Genuß des Kaffees durchaus unzuläſſig und vermag ſehr großen Nachtheil herbeizuführen. —

Bei Kindern verſtärkt der Kaffee den ohnehin ſchon ſtattfindenden Blutandrang nach dem Kopfe. Dadurch wird das Gehirn und das geſammte Nervenſyſtem überreizt; die Kinder werden unruhig, ſchreckhaft, aufgeregt und verfallen endlich in die Auszehrung. Im Alter der Geſchlechtsreife vermehrt der Kaffee den Andrang des Bluts nach den Geſchlechtstheilen, macht dieſelben zum Sitz einer ohnehin ſchon geſteigerten Empfindlichkeit und bewirkt auch Andrang nach den ohnehin ſchon in einem höhern Leben und auf dem Wege der vollſtändigen Ausbildung begriffenen Organen der Bruſt. Dadurch entſteht einerſeits ſchmerzhafte, unordentliche Menſtruation, weißer Fluß, oder auch heftiger Blutſturz, Bleichſucht, Hyſterie, häufige nächtliche Samenergießungen, Hinneigung zur Onanie u. ſ. w., andererſeits Bruſtentzündungen, Schwindſucht &c. &c. Die Vollblütigkeit in den Organen des Unterleibs vermehrt der Kaffee augenſcheinlich und führt die Folgen derſelben raſcher herbei: Stockungen, Leberverhärtungen, Waſſerſucht u. ſ. w. Er vermehrt das ſchon vorhandene Vorſchlagen des Nervenlebens, z. B. die Krämpfe bei Mutterbeſchwerden, vermehrt die trüben Lebensanſichten bei Hypochondriſten (Schwermüthigen) und verſetzt in Melancholie und Wahnſinn u. ſ. w. —

Er reizt beim Landmann die Verdauung auf, ohne daß derſelben zur Verarbeitung ein kräftiger Nahrungsſtoff geboten wird, und ſtört deshalb die Verdauung auf nachtheilige Weiſe. Bei Anlage zum Schlagfluſſe führt der Kaffee zum Schlagfluſſe; er ſteigert vorhandene Blutungen bis zum Blutſturz, bewirkt bei Schwangern Abortus (Fehlgeburt) und bei Wöchnerinnen, beſonders in den erſten Tagen, zu große Aufregung, Entzündung der Unterleibes-eingeweide, der Gebärmutter u. ſ. w. —

In wirklichen Krankheiten darf der Kaffee als diätetiſches Mittel niemals, auſſer auf Anrathen des Arztes angewendet werden; am allerwenigſten iſt er für ſolche Kranke als Getränk erlaubt, welche an Fiebern, Entzündungen 2c. 2c. leiden. — Bei Stillenden wendet man ihn gewöhnlich an, um die ſtockende Milchabſonderung wieder in gehörigen Fluß zu bringen.

Neuerdings iſt entdeckt worden, daß man in dem Dunſt des gebrannten Kaffees, ſo lange derſelbe noch heiß iſt, das trefflichſte Zerſtörungsmittel für üble und ſchädliche Gerüche beſitze.

Die faſt bis zur Tollheit ausgeartete Sucht Kaffee zu trinken, und, wenn man den ächten nicht bezahlen kann, doch wenigſtens ein Getränk zu haben, welches ungefähr der Farbe nach dem Kaffee gleich kommt, hat zur Aufſuchung der verſchiedenen ſogenannten Surrogate (Erſatzmittel) des Kaffees, welche, weil einheimiſch, auch weit wohlfeiler ſind, Veranlaſſung gegeben.

Betrügerei und Gewinnſucht haben daraus Vortheile zu ziehen geſucht, indem ſie die Länder mit ſolchen einheimiſchen, fabrikmäßig gefertigten und oftmals noch vielfach verfälſchten Kaffeeſorten überſchwemmen, oder indem man dieſelben, wie an öffentlichen Orten, in Gaſthäuſern u. ſ. w., dem ächten Kaffee beigemengt, und als ſolchen ſich bezahlen läßt.

Der Gebrauch ſolches fabrizirten Kaffees, dem man dem ächten bald beimiſcht, bald für ſich trinkt, iſt ſo allgemein, beſonders auf dem Lande und unter den ärmern Klaſſen, und der Betrug, der ſo häufig damit getrieben wird, iſt — weil er Verluſt des Geldes und der Geſundheit zugleich zur Folge hat — ſo ſchmählich und ſtrafbar, daß die Geſundheits-Polizei eines jeden Landes niemals verfehlen ſollte, ein höchſt wachſames Auge darauf zu richten, und jenen Gebrauch und dieſen Betrug mit allen Kräften auszurotten ſuchen ſollte.

Dem Kaffee gleichen übrigens alle Surrogate, welche übrigens wie derſelbe geröſtet und bereitet werden, durchaus in keiner Hinſicht, als höchſtens zuweilen in der Farbe. Sie geben ein eckelhaftes, weder nährendes, noch die Verdauung einigermaßen anregendes, ſondern dieſelbe im höchſten Grade ſchwächendes, ungeſundes und gefährliches Getränk. — Dem ungefähren Grade ihrer Gefährlichkeit nach ſind folgende:

1) Cich'orienkaffee. Die verſchiedenen Arten des fabrikmäßig bereiteten Cichorienkaffees unterſcheiden ſich beſonders nach dem Verhältniſſe ihrer Beimiſchungen, und es beſteht der ſ. g. ächte gewöhnlich nur aus zwei Theilen wahren Cichorien, $1/2$ Theil Runkelrüben und $1/2$ Theil geröſteter Erbſen, der ordinäre aus 1 Theil Cichorien, 2 Theilen Runkelrüben und 1 Theil Erbſen, die man betrügeriſcher Weiſe beiſetzt, um die fetten Runkelrüben, welche nach dem Kochen weit mehr als die Cichorienwurzeln aufſchwellen, zu verſtecken.

Die Cichorie beſitzt ungefähr die nämliche Bitterkeit wie der Kaffee, aber es geht ihr jenes Arom (Gewürzhafte) jener angenehme Geſchmack ab, welcher die Kaffeebohne in einem ſo hohen Grade auszeichnet. Sogleich nach ſeinem Genuß tritt das unangenehme Gefühl einer länger dauernden Sättigung ein, die trotz alles ſcheinbaren Wohlgeſchmacks den Genießenden hindert, ſo viel zu trinken, als er vom ächten Kaffee trinken würde. Darauf erfolgen Trägheit, Schwere der Glieder, Mißbehagen, ungemeine Aufregung im Gefäßſyſteme, Wallungen, heftiges Kopfweh, Eckel, und bei etwas ſtärkerm häufigerm Gebrauch, Geſichtsſchwäche und Blindheit. —

Dem Armen, dem Handwerker, Landmann ꝛc. ꝛc würde zum Frühſtücke eine nährende Mehl-, Brod-, Grützſuppe u. ſ. w. weit dienlicher ſein, als irgend eins der Surrogate des Kaffees.

2) Eichelkaffe wird aus den geröſteten Eicheln gefertigt, und meiſtentheils den verſchiedenen Surrogaten deſſelben zugeſetzt, ſelten für ſich allein getrunken.

Die Eicheln verurſachen Trockenheit, Hitze, Magenbeſchwerden, aufgetriebenen Leib, Schmerzen, Geſchwulſt, Leibes- und Drüſenverſtopfung, Bruſtbeklemmung, Angſt, Eckel und Durſt.

3) Der Runkelrüben-, Erdmandeln-, Gelbrüben-

Kaffee gibt ein ſüßliches, letſchiges, die Verdauung beſchwerendes und ſtörendes Getränk.

Von allen bis jetzt genannten Surrogaten kann man höchſtens einen kleinen Zuſatz der Runkelrüben zum ächten Kaffee denen geſtatten, die den Schein eines gehörig bereiteten und ſtarken Kaffees bewahren wollen, aber wegen Armuth und ſonſt nicht vermögend ſind, einen ſolchen ſich herzuſtellen.

4) Endlich gilt auch daſſelbe von den Kaffeeſurrogaten aus Gerſte, Roggen, Weizen, mit denen man, wie überhaupt mit allen Kaffeeſurrogaten — da eigentlich ein Erſatzmittel des Kaffee's ewig ein Unding bleiben wird — bloß den Vortheil erzwingen kann, daß dadurch ächter Kaffee erſpart wird. Uebrigens erzeugt dieſer Gerſten-, Roggen- und Weizen-Kaffee, weil man ihm durch das Brennen den größten Theil ſeiner nährenden Stoffe raubt, ſehr leicht Erſchlaffung des Magens, woraus mancherlei Unterleibsbeſchwerden entſpringen. Will man kräftig nähren, dann ſind Tränke und Suppen aus Mehl von Roggen, Weizen ꝛc. ꝛc. viel paſſender, als der aus dieſen Stoffen bereitete ſogenannte Kaffee.

Die ſchwächliche Erziehung.

Kein gewiſſeres Mittel gibt es, den Lebensfaden eines Geſchöpfes gleich vom Anfang an recht kurz und vergänglich anzulegen, als wenn man ihm, in den erſten Lebensjahren, eine recht warme, zärtliche Erziehung gibt, auch dabei nichts verſäumt, es übermäßig mit Nahrungsmitteln auszuſtopfen, und durch Kaffee, Chocolade, Wein, Gewürze und ähnliche Dinge, die für ein Kind nichts als Gift ſind, übermäßig zu reizen. Dadurch wird nun die innere Lebensverzehrung ſo beſchleunigt, die Kraft des innern Lebens ſo frühzeitig überſpannt, die Organe ſo ſchwach, zart und empfindlich gemacht, daß die Lebensdauer durchaus nicht mit Kraft beſtehen oder ſonſt das mögliche Alter erreicht werden kann. Gewiß in einer ſolchen Treibhauserziehung liegt ein Hauptgrund der ſo großen Sterblichkeit der Kinder. (Hufeland).

Einfaches Mittel gegen den Geſichtskrampf.

Für Perſonen, die am Geſichtskrampf leiden, wird die Anwendung von Dämpfen von gequetſchten und mit kochendem Waſſer überbrühten Wachholderbeeren angerathen.

Man hält das Geſicht ſo warm wie man es leiden kann über den Topf, worin daſſelbe ſich befindet, indem man zugleich ein Tuch oder einen Teppich über ſich herdeckt und ſich nachher gegen Erkältung verwahrt. (Allg. Anz. d. D.)

Populäre Staats- und Volkswirthſchaft.

Ueber den Urſprung des Staates.

„Die Ordnung des Staates iſt heilig, und ſie dient zur Stütze aller übrigen Verhältniſſe.“ (Rouſſeau).

Der Menſch hat vermöge ſeiner ſittlichen Natur eine Würde an ſich, die ihn über alle andern Geſchöpfe der Erde erhebt, und die darin beſteht, daß er durch ſeine Vernunft ſich Zwecke ſeines Strebens und Handelns vorſetzt. Die Erreichung ſeines Zweckes hienieden iſt aber hauptſächlich dadurch bedungen, daß er in mannigfacher Verbindung und Einigung anderer Menſchen lebt, und eine dieſer wichtigſten Verbindungen iſt unſtreitig der Staat.

Daß wir nicht umſtändlich wiſſen, wie die Welt entſtanden, das iſt freilich eine ſehr natürliche Sache, denn kein Menſch war dabei zugegen. Und weil ſie von einem unendlichen höhern Weſen aufrecht erhalten wird, als der Menſch iſt, und ihre Geſetze auf ganz andern Kräften beruhen, als denen des Sterblichen, ſo können wir heute die Bedingungen ihres Beſtehens nur ahnen und vorausſetzen, nicht aber abmeſſen und berechnen. Allein der Staat iſt doch von Menſchen gegründet worden; hat Jahrtauſende unter Menſchen beſtanden; er beſteht durch die Menſchen und ſein Gedeihen oder Sinken hängt von der Weisheit und Tugend oder von der Thorheit und Verdorbenheit der Menſchen ab.

Da iſt es nun freilich kein Wunder, daß die Gelehrten ſchon ſo lange über die Entſtehung des Staates gegrübelt haben und

bis jetzt noch nicht darüber einig geworden ſind. Ohne Zweifel iſt es lange, daß der erſte Staat entſtanden iſt, und wie wir kein Volk auf Erden kennen, wie wild und ungeſchlacht es auch ſein mag, daß nicht in einer Art von Staat lebte, ſo finden wir auch in der Vergangenheit, ſo weit die Geſchichte zurückreicht, überall Staaten. Aber wie ſie eigentlich entſtanden ſind, das ſteht nirgends geſchrieben, und da müſſen uns freilich die Gelehrten, wenn wir ſie darüber fragen, berichten, wie ſie es ſich denken.

Die Meiſten, und dieſe mögen wohl Recht haben — denken ſich, der Staat ſei aus der Familie entſtanden. Daß Adam, der erſte Menſch, der Herr und König ſeiner Kinder, Enkel und Urenkel und aller ſeiner Sprößlinge war, deren Geburt er erlebte, iſt wohl natürlich. Als er ſtarb übernahm ſein Sohn das Regiment aus denſelben Gründen. Es gibt aber auch nichts Vernünftigeres und Natürlicheres, als die Gewalt des Vaters über ſeine Kinder. Sie iſt eine Gewalt der Liebe. Aber bald mußte der Fall vorkommen, daß der gemeinſchaftliche Stammvater todt war, und nun eine Menge Familien neben einander lebten, die von Brüdern oder Vettern gegründet waren.

Wer ſollte dann regieren? Der Aelteſte? Warum, wenn er nicht der Verſtändigſte war? Hier geht nun aber die Frage an, wie man es gehalten habe, als die elterliche Gewalt nicht mehr ausreichte.

Nun ſagen Andere, da hat der Stärkſte geherrſcht. So ein kräftiger Jäger, wie Nimrod, der hat mehr Kraft und Mark in den Knochen, als der ſtille Schäfer; er hat auch mehr Muth und Entſchloſſenheit und zwang die Uebrigen ihm zu dienen.

Nun mag ſo etwas wohl nicht ſelten vorgekommen ſein. Aber daß eine ſolche Herrſchaft ſich hält, und nicht über kurz oder lang wieder auseinander fällt, iſt eben das Wunderbare. Auch iſt es wohl vorgekommen, daß ein roher Gewalthaber fortgejagt wurde — aber der Staat beſtand doch fort. Er muß alſo doch auf etwas Anderem beruht haben, als der bloßen Gewalt.

Allerdings, ſagen die Meiſten, er beruht auf Vertrag. Die Menſchen haben den Staat gewollt, und haben deßhalb in uralter Zeit einen Urvertrag geſchloſſen über die Anordnung ihrer gemeinſchaftlichen Verhältniſſe.

Vor alten Zeiten ſind aber die Leute viel roher und unwiſſender geweſen als jetzt, da lebten, ſo ſagen die Gelehrten, die

Menſchen in dem Naturzuſtande völliger Freiheit, aus dieſem traten ſie freiwillig heraus und beſchränkten ihre Freiheit zum Beſten des Ganzen.

Erſt im Staate konnte der Menſch wahrhaft frei werden; hier hat er die Bedingungen zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt und ſeiner Beſtimmung gefunden; erſt hier findet er überall Förderung und Erleichterung zur Erreichung ſeiner vernünftigen Zwecke; erſt hier Schutz und Hülfe gegen Hinderniſſe und Störungen. Außer dem Staate iſt der Menſch der Sklave jeder äußern Gewalt. Im Staate wird er nur zu dem angehalten, wozu ihn ſeine eigene Vernunft ſchon antreibt.

Wie Alles in der Welt, ſo iſt auch der Staat mit Gottes Hülfe entſtanden. Er iſt eine natürliche Folge der Einrichtung geweſen, die Gott den menſchlichen Dingen gegeben hat. Die Menſchen haben ſich im Staate befunden und wenig darüber nachgedacht, wie ſie hineingekommen ſind. Es kam ſo, weil es ſo kommen ſollte und mußte. Hier hat ſich die Familieherrſchaft lange Zeit fortgeſetzt; dort hat ein Gewalthaber ein Reich behauptet, bis ihn ein Stärkerer forttrieb, den vielleicht ſpäter das Volk ſtürzte. Hier haben ſich Familien zu Gemeinden und dieſe zu Staaten vereinigt; dort kam ein Volk gezogen, ſetzte ſich irgendwo feſt, und vertheilte ſich nun erſt in Gemeinden. Der einzelne Staat iſt auf verſchiedenen Wegen entſtanden; der Staat im Ganzen iſt eine natürliche Folge der allgemeinen Weltordnung; er iſt eine Folge davon: daß Gott den Menſchen als ein ſchwaches und der Hülfe bedürftiges Weſen geſchaffen, ihm aber die Kraft, durch Vereinigung das Größte und Edelſte zu wirken, und den Trieb gegeben hat, ſich in Freuden und Leiden zu Mitgenuß und Mithülfe an ſeine Brüder anzuſchließen.

Wie aber die Menſchen nun allmälig aus Kindern zu Jünglingen und Männern und erfahrenen Greiſen werden, ſo reift auch die Menſchheit im Ganzen nun allmälig, unter Irrthümern und ſcheinbaren Rückſchritten herauf. Unſere Voreltern haben ihre Staatseinrichtungen ihren damaligen Verhältniſſen und ihrer Bildungsſtuffe gemäß geordnet. Wo beides niedrig und roh war, da ſind auch die Einrichtungen unvollkommen und nach unſern Anſichten fehlerhaft geweſen. Lange Zeit haben Gewaltthätigkeit und Uebermuth in den Staaten geherrſcht. Das kam aber allemal

daher, daß nicht wahre Aufklärung, Religioſität und richtige Erkenntniß des Guten unter den Menſchen verbreitet war. Nur allmälig bildet ſich die Menſchheit zu höherer Würde aus; mit ihr der Staat. Alles daher, was die Menſchen fähiger, vernünftiger und beſſer macht, führt auch zu einer immer mehr vervollkommneten Einrichtung ihres öffentlichen Lebens hin, und kein Spruch iſt ſo wahr, als das Wort des Dichters:

Laßt uns beſſer werden,
Gleich wirds beſſer ſein.

Ueber den Nutzen der Verſicherungs-Anſtalten *).

„Die Aufgabe der verſchiedenen Vereine und Anſtalten ſey: dem Geſchäftsloſen Arbeit, dem Kranken, Elenden und Bedrängten aber Unterſtützung zu verſchaffen.“ (E. Girardin.)

Unter den vielen verſchiedenen Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft ſind unſtreitig die mannigfaltigen Verſicherungsanſtalten vom wohlthätigſten Einfluſſe, ſowohl für den Einzelnen als für das Geſammtwohl.

Zu denjenigen Anſtalten, die beſtimmt ſind die Sparpfennige der Einzelnen zu ſammeln, und daraus ein Kapital für Nothfälle zu bilden, ſind nicht allein die Sparkaſſen zu rechnen, ſondern auch alle Aſſekuranz-Geſellſchaften, Feuerſocietäten, Lebensverſicherungen, Rentenanſtalten, Wittwen-, Kranken- und Sterbekaſſen, Hagelverſicherung ꝛc. ꝛc. Sie ſind alle mehr oder weniger darauf gegründet, daß die Theilnehmer meiſtens durch periodiſche geringe Beiträge, unter Hinzufügung der davon gewonnenen Zinſen ſich ein Kapital bilden, welches ihnen in vorkommenden Unglücks- und Nothfällen zu Gute kommt, wobei zugleich meiſtens das größere Unglück des Einen von den Uebrigen mitgetragen wird.

Dieſe Geſellſchaften wirken äußerſt wohlthätig und können nicht genug vervielfältigt werden, vorausgeſetzt, daß ſie nicht blos eine Spekulation von Unternehmern ſind, um ſich auf Koſten Un-

*) v. Prittwitz Volkswirthſchaft.

erfahrner zu bereichern, was indeſſen das Publikum bald heraus⸗findet. Dieſe Vereine gewähren insbeſondere den großen Vortheil, daß ſie eben durch die Geringfügigkeit der Beiträge auch den Un⸗bemittelten die Theilnahme geſtatten, und durch die Nothwendigkeit, dieſe Beiträge fortwährend zu zahlen, dieſelben in gewiſſer Art nöthigen, den einmal gefaßten Beſchluß, zu dieſem Zweck fort⸗während etwas zu ſparen, folgerecht durchzuführen, wobei noch wohl zu beachten iſt, daß nach einer überall ſich wiederholenden Erfahrung der Menſch dann viel geneigter iſt zu ſparen, wenn er nur erſt den Anfang damit gemacht hat, — hauptſächlich wohl, weil die erſten Erſparniſſe in der Regel ſo unbedeutend ſind, daß ſie die Mühe des Aufhebens nicht zu verlohnen ſcheinen. Außerdem beugen die Verſicherungsanſtalten gerade denjenigen Fällen vor, wo die Noth der Einzelnen durch unerwartete Unglücksfälle am höchſten zu ſteigen pflegt, und wo das eigene Kapital keinesfalls ausreichen würde, den erlittenen Verluſt zu decken. Dieſe An⸗ſtalten, deren es unzählige gibt, ſind daher vorzugsweiſe für die weniger bemittelten Klaſſen vortheilhaft.

Da es faſt für alle möglichen Unfälle dergleichen Verſicherungs⸗anſtalten gibt, und mit ſeltenen Ausnahmen jeder wirthliche Menſch im Stande iſt, ſeinen Haushalt ſo zu ordnen, daß er mit ſeinen Einnahmen auskomme, wenn nur nicht dergleichen unerwartete Unfälle ihn treffen, die Lebensverſicherungen ihm aber auch geſtatten ſeinen Kindern ein beſtimmtes Erbtheil zu ſichern, ſo ſind dieſe Verſicherungsanſtalten das ſicherſte, je vielleicht einzige Mittel, um verſchuldeter Armuth zu ſteuern und bilden den Gegenſatz des Lotterie⸗ und Börſenſpiels, durch welche in der großen Maſſe nur fieberhafte Hoffnung rege gemacht wird, ohne Anſtrengung, Fleiß und Sparſamkeit auf Koſten Anderer reich zu werden.

Dieſe wohlthätigen Wirkungen der Verſicherungsanſtalten, bei denen entweder eine wechſelſeitige Verſicherung oder eine Garantie durch Aktionäre ſtattfindet, dürften es wohl in vielen Fällen recht⸗fertigen, wenn der Staat oder die Gemeinden die Befugniß er⸗hielten, um ſich vor künftigen Anſprüchen auf Unterſtützung und Almoſen zu ſichern, in gewiſſen Fällen z. B. bei allen Ehen von Unbemittelten, bei Aufnahmen von neuen Gemeindemitgliedern ꝛc. ꝛc. den Beitritt zu einer Sparkaſſe, zu einer Lebensverſicherungsge⸗ſellſchaft, Kranken⸗ und Sterbekaſſe zur Pflicht zu machen, eben

ſo wie den Beamten der Beitritt zu einer Wittwenkaſſe zur Pflicht gemacht iſt. Was man auch gegen die Einmiſchung der Behörden und Obrigkeiten ſagen möge, eine ſolche Einrichtung dürfte ſich ohne Zweifel am beſten rechtfertigen laſſen.

Das deutſche Eiſenbahnſyſtem *).

Das Eiſenbahnſyſtem und der Zollverein ſind ſiameſiſche Zwillinge; zu gleicher Zeit geboren, körperlich an einander gewachſen. Eines Geiſtes und Sinnes unterſtützen ſie ſich wechſelſeitig, ſtreben ſie nach einem und demſelben großen Ziele nach Vereinigung der deutſchen Stämme zu einer großen und gebildeten, zu einer reichen und mächtigen und unantaſtbaren Nation. Ohne Zollverein wäre ein deutſches Eiſenbahnſyſtem nie zur Sprache, geſchweige zur Ausführung gekommen. Nur mit Hülfe dieſes deutſchen Eiſenbahnſyſtems vermag die geſellſchaftliche Oekonomie der Deutſchen zu nationaler Größe ſich emporzuſchwingen, und erſt in Folge dieſes Aufſchwunges kann das Eiſenbahnſyſtem zu voller Bedeutung gelangen.

Das deuſche Eiſenbahnſyſtem wirkt indeſſen nicht blos zur Förderung der materiellen Nationalintereſſen, es wirkt auch durch Stärkung aller geiſtigen und politiſchen Kräfte auf die Vervollkommung der deutſchen Nationalzuſtände: — als National-Vertheidigungs-Inſtrument; denn es erleichtert die Zuſammenziehung, Vertheilung und Direktion der Nationalſtreitkräfte; — als Kulturbeförderungsmittel; denn es beſchleunigt die Vertheilung aller Literaturprodukte und aller Erzeugniſſe der Künſte und Wiſſenſchaften; es bringt Talente, Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten jeder Art in Wechſelwirkung; es vermehrt die Bildungs- und Belehrungsmittel aller Individuen, von jedem Stand und Alter; — als Aſſekuranzanſtalt gegen Theurungs- und Hungersnoth und gegen übermäßiges Schwanken in den Preiſen der erſten Lebensbedürfniſſe; — als Geſundheitsanſtalt, denn es vernichtet die Entfernung zwiſchen dem Leidenden und dem Heilmittel; — als Vermittler des gemüthlichen Verkehrs;

*) Im Auszug aus der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift.“

denn es verbindet den Freund mit dem Freunde, den Verwandten mit dem Verwandten; — als Stärkungsmittel des Nationalgeiſtes; denn es vernichtet die Uebel der Kleinſtädterei und des provinziellen Eigendünkels und Vorurtheils; — als ein feſter Gürtel um die Lenden der deutſchen Nation, der ihre Glieder zu einem ſtreitbaren und kraftvollen Körper verbindet; — als das Nervenſyſtem des Gemeingeiſtes, wie der geſetzlichen Ordnung, denn es verleiht in gleichem Maaße Kraft der öffentlichen Meinung, wie der Staatsgewalt. —

In allen dieſen Beziehungen iſt das Eiſenbahnſyſtem, für keine Nation von ſo großer Bedeutung, wie für die deutſche. — Durch ihre geographiſche Lage von allen Seiten fremden Angriffen blos geſtellt und von der Natur nur kärglich mit Kommunikationsmitteln ausgeſtattet, bedarf keine ſo ſehr künſtlicher Mittel, um ihre Vertheidigungskräfte zu konzentriren und ſie mit Schnelligkeit von einem Grenzpunkte nach dem andern zu werfen. — Ohne Centralpunkt für Wiſſenſchaft, Kunſt, Literatur und Bildung iſt erleichterter und ſchneller Kommunikationsmittel die Kultur nirgends ſo bedürftig, wie in Deutſchland, werden die letztern in dieſer Beziehung nirgends ſo großen Nutzen ſtiften. Durch frühere Zerriſſenheit faſt aller Eigenſchaften der Nationalität entkleidet, bedarf keine Nation ſo ſehr inniger Verbindung ihrer Glieder. Durch dieſes Verbindungsmittel gelangt Deutſchland in den Beſitz jener unermeßlichen Vortheile, welche andern Nationen aus ihren großen Nationalhauptſtädten erwachſen, ohne die damit verbundenen großen Uebelſtände; dadurch wird Deutſchland der Vortheil des Centraliſationsſyſtems theilhaftig, ohne der Segnungen des Föderativſyſtems verluſtig zu werden. —

Land- und Hauswirthſchaft.

Das Pferd und ſein Schickſal.

Unter allen Thieren, welche der Menſch der Wildheit entzog und zähmte, iſt unſtreitig das Pferd eines der nützlichſten, be-

liebteſten und nebſt dem Hunde der getreueſte Gefährte des Menſchen; daher iſt es auch, obgleich es ſonſt ſeinem natürlichen Urſprunge nach dem gemäßigten beſſern Klima angehört, und das mildere Aſien zu ſeinem Vaterlande hat, faſt überall, wo Menſchen ſind, auf der Erde verbreitet. In den heißen und brennenden Sandwüſten von Aſien und Afrika trägt es den Wanderer und ſeine Habe traulich und genügſam durch glühenden Sand, ſtürzt mit dem Araber den Löwen entgegen, und bringt den Reiſenden ſicher über die rauhen beſchneeten Pfade der Alpen und ſtarren Eisfelder Sibiriens. Ueberall iſt es in Geſellſchaft der Menſchen und überall iſt es wegen ſeiner Schönheit, und Gelehrigkeit, wegen ſeiner edlen anſtändigen Haltung und Folgſamkeit geſchätzt und geachtet.

Schon unſere älteſten Vorfahren, die alten Teutſchen, ſchäzten die Pferde ſo hoch, daß ſie ſelbſt ihrem Gotte Wodan, den ſie in dunklen Hainen verehrten, weiße Pferde unterhielten, und der größte Reichthum bei Verehlichung ihrer Töchter, beſtand nicht in Gold und Silber, in koſtbaren Meubles, Geld und Schmuckwaaren, ſondern vorzüglich in ſchönen Pferden, welche die Braut ihrem Manne als Mitgift brachte.

In neuerer Zeit hat die Aufmerkſamkeit, die man dem Pferde gewährt, ſogar Kunſt und Wiſſenſchaft in Anſpruch genommen, wie verſchiedene Zeichnungen, Kupferwerke, Gemälde, und die mannigfaltigen Werke über die Natur, Arten, Raſſen, Dreſſur, Pfleg und Wartung der Pferde in geſunden und kranken Tagen ſo klar zu erkennen geben.

Im Reiche der Thiere ſteht das Pferd wie der Menſch einzig in ſeiner Gattung da. Ausgezeichnet durch ſo ſchöne ihm eigene Merkmale beſonders durch den ungeſpaltenen Huf, und ſeine 6 vordern Schneidzähne oben und unten. Von dem ihm hierin verwandten langohrigen Eſel, und dem braun und weiß geſtreiften Zebra unterſcheidet es ſich beſonders durch ſeine kleine ſpitzigen Ohren, ſeine zottige Mähne über den ſchlanken glatten Nacken, den ſchönen von der Wurzel aus zottigen Schweif, und durch ſein ſchön groſzes grün funkelndes Auge, das Muth und Verſtand verkündet, überhaupt durch das ſchönere Ebenmaaß ſeines ganzen Körperbaues ſteht es ausgezeichnet da. Das männliche Pferd heißt gewöhnlich Hengſt oder Beſchäler, der verſchnittene Hengſt,

Wallach, die weibliche Stute, Gurre, das junge Pferd, Fohlen oder Füllen, das ſchlechte Pferd, Mähre, Klepper u. ſ. w. Sonſt wird oft auch das Pferd, Gaul, Roß u. dgl. genannt. Sein Geſchrei heißt Wiehern. Sein Gang iſt der Schritt, der Trab oder Trott und der Galopp. Im Paßgang tritt das Pferd außergewöhnlich mit beiden Füßen einer Seite zugleich vor. Der Mittelpaß iſt eigentlich ein geſchwinder Trab, ſo wie der kleine Galopp.

Wie uns die Schriftſteller Herodot, Strabo, Ariſtoteles, Plinius und Varro erzählen, ſo gab es noch vor etwa 2000 Jahren wilde Pferde; ob aber die Pferde, welche heute noch im mittleren Aſien beſonders im ſüdlichen Rußland und am Kaſpiſchen Meere gefunden werden, wirklich noch wilde, oder blos verwilderte Pferde ſeien, wird jetzt in Zweifel gezogen, und iſt nicht genau zu beſtimmen; daß aber die Pferde, welche in den Wäldern des ſüdlichen Amerikas ſich aufhalten, wirklich nur verwilderte Pferde ſind, iſt keinem Zweifel unterworfen, weil man beſtimmt weiß, daß die Andaluſier, welche 1535 nach Buenos Ayres in Amerika kamen, und Pferde mitbrachten, bald aber wieder nach Paraquai auswanderten, einen Theil ihrer Pferde ſich ſelbſt übergeben auf den Weiden und in den Wäldern zurückließen. Dieſe verwilderten ſind in ungeheuren Herden angewachſen, und ſind jetzt vom Plataſtrom ſüdlich bis Patagonien und weit ins nördliche Amerika verbreitet, wo ſie jetzt noch in Herden zu 100 bis 1000 und noch mehr angetroffen werden, und ſehr ſchädlich ſind, weil ſie die Weiden abweiden, die zahmen Pferde aufſuchen, durch Wiehern und Schmeicheln an ſich locken und mit fortführen. Ja ſelbſt die Pferde der Reiſenden werden oft mißleitet, wenn man in ihre Nähe kömmt.

Dieſe wilden oder verwilderten Pferde von Aſien und Amerika ſind ſich übrigens faſt ganz gleich an Geſtalt, Größe, Natur, Farbe und Lebensweiſe u. ſ. w. Sie ſind alle von mittlerer Größe, nicht ſo ſchön und wohl gebaut, wie die zahmen. Sie haben etwas dicke Köpfe und Beine, längere Ohren, ſtruppige Mähnen, längere Haare und einen weniger behaarten Schweif. Die Farbe iſt gewöhnlich graubraun, mehr oder weniger hell oder dunkel, ſelten ſchwarz oder gefleckt, noch ſeltener ganz weiß. Sie leben Trupp- oder Rudelweis zu 20 bis 30 Stück beiſammen, und

werden gewöhnlich von einem alten Hengſte angeführt, der kein mannbares männliches Pferd bei ſeiner Geſellſchaft duldet. Junge Hengſte, wie ſie mannbar geworden ſind, müſſen ſich von ſolchen Truppen entfernt halten, weil ſich der alte Hengſt auf Leben und Tod gegen jeden andern vertheidigt. Dem jungen Hengſte bleibt nun Nichts übrig, als durch Schmeicheln und Liebkoſung ſich Stuten zu erwerben, was ihm auch nicht ſo ſchwer wird, indem ſich gewöhnlich gerne junge Stuten von gleichem oder nicht viel verſchiedenem Alter zu ihm geſellen, bis ihm ſeine gehörige Anzahl geworden iſt. Der Hengſt führt nun bei allen Zügen die Trupp an, ſteht in Gefahr voran, macht durch Wiehern, Schnauben und Scharren mit den Vorderbeinen die Stuten aufmerkſam auf die bevorſtehende Gefahr, wo ſie dann in Reihen zuſammenſpringen und die Flucht ergreifen, oder ſie in einen Kreis vereinigen, die Köpfe gegeneinander richten, und mit den Hinterbeinen ausſchlagen, ſo daß ſie dann die geringſten Thiere, Bären, Wölfe, Löwen, Tiger, Jaguar u. dgl. in die Flucht ſchlagen. Solche Rudeln leben oft in großer Menge in nicht weiter Entfernung beiſammen, ſo, daß man oft in einzelnen Strecken der Wälder Heerden von 100 bis 1000 ja ſelbſt bis 10,000 Stücke wilde Pferde finden kann; wenn ſie durch die Jagd zuſammengetrieben werden, oder ihre Züge und Auswanderungen anſtellen; oder der Aufenthalt reißender Thiere in ihre Gegend die Weiden unſicher macht, wo ſie ſich zu näheren genöthigt ſind. Sie ſehen, hören und riechen ſehr gut, und wittern den Menſchen und ihre ſonſtige Feinde auf weite Entfernung. Selbſt bodenloſe gefährliche Stellen werden ſie gewahr. Sie beriechen gefährliche Wege, ſtampfen mit den Vorderfüſſen, um die Feſtigkeit des Bodens zu unterſuchen, bevor ſie weiter gehen. Sie finden bei Nacht und Nebel die Wege durch die dichteſten Wälder, und wiſſen einen einmal gehabten Weidegang nach vielen Jahren wieder zu finden.

Sie behalten gerne ihre alten Weidplätze, und verlaſſen dieſe nur, wenn bei langer anhaltender Trockenheit die Weide ausgeht, und die Quellen verſiegen, oder wenn langes Regenwetter einfällt, ſtarke Gewitter toben, 'oder gefährliche Thiere ihren Aufenthalt unſicher machen. In ſolchen Fällen wandern ſie oft ſchnell aus, ſo daß in wenigen Tagen alle verſchwunden ſind. Sie ziehen dann gewöhnlich in graden Zügen Tag und Nacht durch Wälder

und Gebirge fort, ſchwimmen über Flüſſe und Waſſer, und legen ſo oft in wenigen Tagen Strecken von 80 bis 100 Stunden zurück, bis ſie wieder gehörige Weiden und gefällige Aufenthaltsorte gefunden haben. So erſcheinen ſie oft plötzlich in großer Menge an Gegenden, wo man ſonſt wenig oder keine ſah, und verſchwinden oft eben ſo plötzlich wieder, indem ſie gewöhnlich nach einiger Zeit ihre alten verlaſſenen Weidplätze wieder aufſuchen, und auch leicht wieder finden. Sie ertragen Hitze und Kälte, Hunger und Durſt mit der größten Geduld, ſind furchtlos und muthig, und äußerſt vorſichtig bei ihrem Weiden und Wandern; darum ſind ſie auch ſchwer zu erjagen. Man umgeht ſie gewöhnlich an windſtillen Abenden, oder an neblichen Tagen und tödtet ſie mit Lanzen und Gewehren, oder man treibt ſie in Fallen und Schlingen um ſie zu fangen, letzteres geſchieht vorzüglich durch Erjagen mit wohl abgerichteten Pferden, mit welchen man beſonders den jüngern nachjagt und 2 bis 3 Schuh lange Seile, an deren Ende Steine oder Bleigewichte befeſtigt ſind, unter ſie wirft, wodurch ſie ſich die Füße verwickeln und dann gefangen werden. Von den getödteten benützt man Fleiſch, Haut, Haare, Knochen, Fett, Sehnen u. dgl. Die Gefangenen werden mit Stricken oder einem ledernen Kopfzaum an Pfähle gebunden. Hier läßt man ſie hungern und durſten, gibt ihnen anfangs nur ſpärlich Futter und Waſſer, daß ſie ſich nach und nach an den Menſchen gewöhnen. Wenn ſie etwas zahm geworden ſind, was bald geſchieht, ſo werden ſie zur Arbeit, wie die zahmen Pferde abgerichtet, und die männlichen Pferde gewallacht. Sie übertreffen die zahmen Pferde an Stärke, Schnelligkeit, und Ausdauer, in Wetter und Witterung u. dgl. ſind aber nicht ſo ſchön. Beſonders ſind ſie zu Reiſepferden gut, weil ſie weit beſſer und ſicherer, als die zahmen Pferde, die Wege finden, und die gefährlichſten Stellen wittern und ſicher durchkommen. Der Wanderer darf ſich ihnen bei Tag und Nacht ruhig überlaſſen, ſie bringen ihn beſtimmt wieder der Heimath zu.

Um den zahmen Pferden die Eigenſchaften der wilden Pferde zu geben, ſucht man ſolche in der Wildheit zu erziehen, wie es beſonders im ſüdlichen Rußland z. B. in der Tartarei, Mongolei und in Amerika der Fall iſt. Man läßt gewöhnlich 20 bis 30 Stuten mit einem Hengſte in den Wäldern laufen, und ihre Weiden aufſuchen, ſucht ſie von 8 Tage zu 8 Tage wieder auf

und treibt ſie zuſammen, daß ſie ſich nicht zerſtreuen, zu ſehr verſcheuen und den Menſchen entwöhnen. Wenn nun die Fohlen 4 Jahre alt ſind, ſo werden ſie eingefangen, gewallacht, und zur Arbeit angehalten. Nur bei allzuſtrengen Wintern werden ſie in leichte Stallungen oder Hütten getrieben, wo ihnen einiges Futter gegeben wird. Iſt der Schnee nicht gar zu groß oder zu ſtark gefroren, ſo wiſſen ſie wie die Wilden ihre Nahrung unter dem Schnee mit dem Fuße hervorzuſcharren, oder an warmen Quellen und weniger beſchneeten Orten aufzuſuchen; auch ſich mit Baummoos, Flechten, Knoſpen, Reißig, Rinden u. dgl. zu nähren. So erhalten natürlich dieſe Pferde die Ausdauer der Wetter und Witterung, Geſundheit und Stärke der wilden Pferde, und lernen Mangel und Arbeit beſſer ertragen. Man vergleiche z. B. das Pferd eines Koſaken, Mongolen, Tartaren u. dgl. mit den unſrigen. Dieſe Pferde, welche in dem uns noch ſo wohl bekannten Freiheits-Kampfe in kurzer Zeit von den entfernteſten Gränzen Europas, ja ſelbſt aus Aſien herüber kamen, ungeheure Märſche, Schlachten u. ſ. w. bei der ungünſtigſten Witterung und Jahrszeit mitgemacht hatten, und dabei nicht ſelten vom Schmalhans und Hunger bedient wurden, waren in der Entfernung von einigen hundert Stunden, die ſie in weniger Zeit durchwanderten, ſo luſtig und muthig, wie wenn ſie erſt aus dem Stalle gekommen wären, um die Strapatzen zu beginnen. Eine ſolche Ausdauer wird dieſen Thieren nur durch die Erziehung zu Theil. Man ſucht nun auch bei uns, wo die Pferdezucht ernſtlich betrieben wird, Etwas ähnliches zu erzwecken, durch die ſogenannten Fohlenweiden, wo die jungen Thiere den Sommer über im Freien auf Weiden etwas mehr ſich ſelbſt und der Witterung überlaſſen bleiben, damit ſie mehr ertragen lernen, und beſſer erſtarken u. ſ. w. Indeſſen iſt dieſe Zucht noch weit entfernt von jener der Ruſſen und der Amerikaner.

Es iſt nun natürlich, daß dieſe Thiere haltbarer und kräftiger werden, daß alle ihre Sinne, Kräfte, und natürliche Eigenſchaften ſich beſſer ausbilden, als die im Stalle erzogenen. Von dieſen der Wildheit gewiſſermaßen überlaſſenen Thiere geſchieht nun nicht ſelten auch, daß ſie ſich verlaufen, von den wilden und verwilderten Pferden verlockt werden, und ſelbſt wieder verwildern, und auch nach und nach die Eigenſchaften der wilden Pferde

wieder erhalten; denn in der Wildheit gibt es keine beſondern Pferderaçen. Die wilden oder verwilderten Pferde in Aſien ſind eben ſo an Geſtalt, Größe, Lebensart, Farbe und andern Eigenſchaften ꝛc. ꝛc. wie die in Amerika beſchaffen. Nur in Chili will man Pferde gefunden haben, die zwei bis drei Zoll lange Hörner, und geſpaltene Hufen hatten, ſich mit den Hörnern vertheidigten, da ſonſt doch die Hinterhufen die Waffen des Pferdes ſind. Im Uebrigen ſollen dieſe wiehern, wie die Pferde, und deſſen beſondere Eigenſchaften haben, nur in ſeiner äußern Geſtalt etwas mehr an den Eſel erinnern. Auch erzählt Thomas Bartolin, daß er in Coppenhagen Pferde geſehen habe, welche 4 Zoll lange Hörner hinter den Ohren hatten, die aber nicht, wie bei dem Rind, mit den Knochen ſondern nur mit der Haut verwachſen und daher beweglich waren, in 2—3 Monaten aber ausfielen, und wieder durch andere erſetzt werden. Der berühmte Taveriner will in Hindoſtan alte Pferde geſehen haben, die nicht größer, als ein Windhund geweſen ſein ſollen. Dieſe gehörnten Pferde in dem Andesgebirge zu Chili ſind dort einheimiſch, aber nicht ſehr verbreitet, und bilden eine beſondere Raçe. Die verſchiedenen Pferdraçen aber, wie man ſie jetzt in verſchiedenen Ländern und Gegenden antrifft, haben ſich durch Veränderung des Aufenthaltes, des Klimas, durch Nahrung, Haltung, Pflege, Gebrauch, Arbeit u. dgl. gebildet; daher ſchon jedes Land, oft jede Gegend ihre eigene Raçe nährt, die ſich auf ihre Größe, Geſtalt, Haltung, Schönheit und Brauchbarkeit bezieht, und daher auch nach dem verſchiedenen Zwecke des Gebrauchs und der Verwendung verſchiedene Vorzüge haben, und mehr oder weniger geſucht und beliebt ſind. —

In Hinſicht des Gebrauches unterſcheidet man ſchon Reitpferde, Jagdpferde, Schuß- und Kriegspferde, Packpferde, Kutſchenpferde, Wagenpferde u. ſ. w. weil es für Pferde immer nachtheilig iſt, ſie wechſelweis zum Reiten und Ziehen, zum Schnell- oder Langſamfahren, zum Tragen oder Ziehen größerer Laſten zu verwenden, und ſich ſchon auch die Pflege und Abrichtung, oder die Dreſſur darnach richten muß. Bei Reitpferden und Pferden zu leichtern und ſchnellern Fuhrwerken ſieht man ſchon mehr auf einen leichteren ſchlankeren und gefälligeren Bau; bei Laſt- und Wagenpferden hingegen auf einen ſtärkeren und kraftvolleren Körperbau.

Im Allgemeinen unterſcheidet man die eigentlichen Pferderaçen nach dem Welttheil, ihren beſondern Ländern und Gegenden, ſo hat man z. B. die Aſiatiſche, Europäiſche, und Amerikaniſche; dann die Arabiſche, Barbariſche, Perſiſche, Türkiſche, Spaniſche, Engliſche, Ruſſiſche, Polniſche, Ungariſche, Friesländiſche, Däniſche, Deutſche u. ſ. w. Selbſt in einzelnen Ländern werden dann wieder einzelne Provinzial-Raçen unterſchieden, wie z. B. die Mecklenburger, Holſteiner, Hartpferde u. ſ. w.

Bei der Reinhaltung der Raçen durch die Zucht ſetzen verſchiedene Nationen ihren Stolz und ihre Ehre darein ausgezeichnete Pferde zu haben, und verwenden darauf ihre größte Sorgfalt, auf die es denn auch bei der Pferdeerziehung vorzüglich ankömmt. Unter allen Völkern aber ſind es vorzüglich die Araber, welche auf die Reinhaltung und Veredlung ihrer Pferde die größte Aufmerkſamkeit verwenden, und darüber eigene Stammregiſter führen, und darein mehr Stolz ſetzen, als ſelbſt mancher deutſche Stammadel, wenn ſie die Abſtammung ihrer Pferde recht weit in die Vorzeit hinaufſetzen können. Man hat ſogar Stammtafeln, die ihre Pferde bis auf 2000 Jahre hinaufführen, und ſogar ihre Pferde von dem Reitpferde des Königs Salomons und dem Leibpferde des Propheten Mohamet abſtammen laſſen. Die Hauptraçe derſelben, Koechlani genannt, wird als ſolche vorzüglich geſchätzt und geachtet. Man baut ihnen eigene Zellen, die weit ſchöner ſind, als die Wohnungen manches noch ziemlich begüterten Arabers. Solche Pferde haben ihre eigene Dienerſchaft, und haben eine Art von beſonderer Verehrung.

Die arabiſchen Pferde ſind von mittlerer Größe, mehr mager und ſchlank, als fett und dick, edel und ſtolz in der Haltung, leicht und ſchnell im Laufe, ausdauernd, und wenig empfindlich gegen Wetter und Mangel. Nach den Arabern ſind die Barbaren, oder Berber die beſten; ſollen eigentlich arabiſchen Urſprungs ſein. Von dieſen beiden Raçen ſtammen die engliſchen Pferde ab, und die Engländer ſind es auch, welche von jeher eine vorzügliche Sorgfalt auf ihre Pferdezucht verwendeten, und es hält heute noch äußerſt ſchwer, von ihnen, ſelbſt um die bedeutendſten Preiſe vollkommene Hengſte oder Stuten zu erhalten. Es war ſogar lange

Zeit ſelbſt unter Galeerenſtrafe verboten, einen engliſchen Beſchäler außer Land zu verkaufen.

Die Schönheit und Vollkommenheit eines Pferdes wird von verſchiedenen Pferdeliebhabern verſchieden angegeben, und es kömmt hiebei auch ſehr auf den Zweck an, zu welchem man ein Pferd verwenden will z. B. zu Reitpferden oder Wagenpferden. In jedem Fall müſſen immer die einzelnen Körpertheile des Pferdes in einem ſchönen Verhältniſſe und Ebenmaß zuſammen ſtehen, und es darf kein auffallendes Mißverhältniß in ſeinem Gliederbaue Statt finden, und ſeine Bildung muß ſeinem beſtimmten Dienſte angemeſſen ſein. Ueberhaupt verlangen die Sachverſtändigen an einem ſchönen Pferde ungefähr folgende Beſchaffenheit der einzelnen Körpertheile:

1) Der Kopf darf nicht zu groß ſein, und iſt um ſo ſchöner, je weniger fleiſchig er iſt. Die Stirne muß ſchön breit, die Ohren klein, ſpitzig und gut geſtellt ſein. Die Augen ſollen ſchön groß, hell, lebhaft; die Naſe grad, aber doch nicht zu ſtark gebogen, die Naſenlöcher weit und groß, das Maul ſpitzig nicht zu weit geſpalten, und das Kinn nicht zu ſcharf ſein.

2) Der Hals ſoll frei von der Bruſt aufſteigen, gehörig lang, nicht zu dick oder zu dünn ſein, ſich im obern Theil ſchön krümmen, am Kopfe gut eingefügt, am Kamme ſcharf und ſchneidend, und mit einer ſchönen Mähne verſehen ſein.

3) Der Widerriſt d. i. der Theil zwiſchen dem Halſe und dem Rücken muß gehörig hoch und ſcharf, mehr mager als fett und fleiſchig ſein, und ſich paſſend mit dem Rücken und Halſe verlaufen.

4) Die Bruſt muß kraftvoll weder zu ſchmal noch zu breit ſein; denn bei einer zu breiten Bruſt ſtehen gewöhnlich die Vorderbeine zu weit voneinander, ihr Gang wird etwas ſchwankend und ſchwerfällig, und taugen daher nicht wohl zu Reitpferden, wohl aber zu Wagenpferden.

5) Der Rücken und die Lenden ſollen wohl mit einander verbunden ſein, eine gerade Linie bilden, ordentlich breit und nicht zu lang ſein, und eigentlich keine in der Mitte der Länge nach laufende Rinne haben, ſondern lieber etwas erhaben und hübſch nach den Seiten hin abgerundet ſein.

6) Die Rippen- oder Bruſtſeiten ſollen ſchön ausgebogen, und die Bruſt gewölbt ſein.

7) Der Bauch mit den Flanken ſoll ebenfalls eine ſchöne Rundung haben, und nach hinten zu weder zu dünn noch zu groß und hängend ſein. Nur bei Stuten, die ſchon trächtig waren, iſt hiebei einige Nachſicht zu nehmen.

8) Das Kreuz oder die Kruppe ſoll gehörig lang, breit, und muskulös ſein, mit den Lenden in gleicher Höhe anfangen, und gegen den Schweif und die Seiten ſchön voll oval ablaufen und keine beſonders merkliche Rinne haben.

9) Die Hüften oder Hanken d. i. die beiden Seitentheile der Kruppe müſſen den Flanken faſt gleichlaufen und ſchön abgerundet ſein, nicht zu weit vorſtehen oder gar ungleich ſein, wodurch die Einhüftigkeit entſteht. —

10) Der Schweif muß wohl angeſetzt ſein, d. h. er ſoll aus einem vollen und ovalen Rücken hervorgehen, nicht zu tief ſitzen, eine rechte, derbe, feſte, nicht zu dicke Rube oder Wurzel, und ſchöne lange, dichte Haare haben. —

11) Die Vorderfüſſe müſſen ein ſchönes Ebenmaß und Verhältniß haben. Die Schulter ſchön ſchief und breit ſein, und nicht zu flach an der Bruſt anliegen. Die Bugſtütze nicht zu ſpitzig noch hervorragend, ſondern wohl groß und abgerundet ſein. Von der Seite betrachtet ſollen die Vorſchenkel kraftvoll und breit, und das Knie ſo wie das Schienbein und den daran befindlichen Sehnen ebenfalls kräftig und wohl gerad geſtellt ſein. Die Feſſel oder der obere Theil des Fußgelenkes bis zur Krone oder dem obern Theil des Hufes muß nicht ſo kurz noch ſo lang ſein. Der Huf muß eine ſchöne glatte feine Wand, und weder Reife im Umkreis noch Riſſe und Spalte der Länge nach haben, und unten hübſch hohl und nicht eben ſein. Von vorn betrachtet müſſen die Vorderſchenkel in einer geraden gleichen oder parallelen Richtung ſtehen, und nicht auswärts noch einwärts gerichtet ſein, oder ſchief ſtehen.

12) Die Hinterfüſſe müſſen ähnlich, wie die Vorderbeine beſchaffen ſein. Das Sprunggelenk, darf nicht zu grad noch zu ſchief geſtellt, und alle Theile kraftvoll und wohl gebaut ſein, ohne zu dick und plump zu erſcheinen u. ſ. w. Freilich werden dann bei einer oder der andern Pferderace, noch eine oder die

andere Eigenſchaft mehr verlangt, wie auch bei Reit- und Zugpferden eine oder die andere Eigenſchaft mehr oder weniger beachtet wird. Auch kömmt es ſehr darauf an, ob es Hengſte oder Stuten ſind, wo eine oder die andere Eigenſchaft mehr oder weniger in Betrachtung gezogen wird. Beſonders bei Hengſten, welche zur Zucht benutzt werden, muß man ſehr darauf ſehen; weil ſich immer bei der Fortpflanzung an den Füllen mehr die äußere Form und Geſtalt des Hengſtes zeigt. Solche Thiere müſſen daher beſonders frei ſein von ſogenannten Erbfehlern, d. h. ſolche die ſich gewöhnlich forterben z. B. ein im Ganzen oder in ſeinen Theilen entſtalteter Kopf; ein unverhältnißmäßig langer, kurzer, oder dicker Hals; eine ſchmale, zu weit vorſtehende Bruſt; ein zu hohler, oder zu hoher, zu kurzer, oder zu langer Rücken; ſchwache Lenden; flacher gedrückter Rippenbau; ein zu großer hängender Bauch; ein zu hohes und ſpitziges Kreuz; ſchmale Hüften; ein zu tief eingeſetzter, nur mit wenigen oder kurzen Haaren beſetzter Schweif, ſchwache, loſe Schultern; ein- oder auswärts ſtehende Vorder- oder Hinterbeine; rückwärts ſtehende Vorderbeine; zu dünne und zu lange, oder zu grad ſtehende Feſſeln; ſchlechte, zu kleine, flache, oder ſonſt fehlerhafte Hufen u. ſ. w., dann die Mondblindheit, der Staar; Engbrüſtigkeit; Dummkoller; Knochenſpat; Haſenhacke; Ueberbeine; Schale; des Koppen u. dgl. —

Was die Farbe betrifft, dieſe iſt dann gewöhnlich eine Liebhaberei, und man hat beſonders bei Zugpferden immer gerne gleichfarbige. Man unterſcheidet ſchwarze Pferde, (Rappen); weiße, (Schimmel); rothe, (Füchſe); Braune; fahlgelbe, (Iſabelle); dann Apfelſchimmel, Eiſenſchimmel, Sand- oder Schweißſchimmel, Schäcken u. ſ. w. In der Zucht nimmt das Fohlen am gewöhnlichſten die Farbe der Mutter, oder eine leichte Miſchung von beiden. In Hinſicht der Kraft und Dauer, ſind weiße und mehr hellfarbige Pferde immer etwas ſchwächer, als dunkelfarbige, leiden aber weniger vom Ungeziefer.

Nun wird man wohl ſelten ein Pferd treffen, das alle erwünſchte Vollkommenheiten beſitzt, wie denn auf der Welt nichts ganz vollkommen iſt; allein man begnügt ſich dann, wenn ſich nur die meiſten Vollkommenheiten vorfinden und keine allzu auffallende und Hauptfehler oder Erbfehler zeigen. —

Durch eine genaue Aufſicht und Sorgfalt bei der Pferdezucht

beſonders bei der Paarung und Pflege u. ſ. w. verſchwinden ſolche Fehler immer mehr, und die Vollkommenheit der Raçe ſtellen ſich immer reiner dar. Es iſt auch ſeit einigen Jahren gar viel hierin geſchehen, und man hat einſehen gelernt, und beſonders unſere Landleute lernen immer noch mehr einſehen, wie vortheilhaft eine ſorgfältige Pferdezucht ſei: Die in verſchiedenen Theilen unſeres Vaterlandes angeordneten Stutereien, welche unter der Aufſicht und Leitung der Sachverſtändigen und Kenner geleitet werden, haben hierin Treffliches bewirkt. Mit Vergnügen ſieht man, wie vor den meiſten Wagen unſerer Landleute ſelbſt erzogene ſchöne Pferde geſpannt ſind; wie jetzt die dem Militär nöthigen Pferde im Lande ſelbſt angekauft werden, zur Begünſtigung des Wohlſtandes unſerer Bauern; da man noch vor gar nicht langer Zeit Tauſende von Geldſummen für Pferde ins Ausland ſchicken mußte. Mit Stolz ſehen wir, wie man jetzt ſelbſt von angrenzenden größeren Staaten Pferde bei uns holt, und dadurch bedeutende Summen Geld ins Land kommen, und ſo ein neuer erfreulicher Erhöhungszweig des Wohlſtandes für den Landmann erwachſen iſt, indem man einjährige Fohlen zu 20—40 fl. zweijährige zu 60—80 fl., dreijährige zu 100—200 fl. und gut dreſſirte wohl auch zu 30 Louis'dor und noch höher verkauft. Wie oft hat man jetzt das Vergnügen Füllen zu ſehen, die eine wahre Pracht der Thierwelt ſind, wie ſie leicht und ſtolz auf Weiden oder am Wagen neben der Mutter einherhüpfen, die kurze krauſe Mähne ſträuben, ſich leicht, wie ein Reh, links und rechts, durch Hecken und Gebüſche über Steine und Gräben ſchwingen, oft die kleinen ſchlanken Beine und Hufen hoch in die Lüfte ſchlagen, und dutzend und dutzend Mal die Mutter umkreiſen, die es mit ſtolzem und ſorgſamen Blicke bewacht u. ſ. w.

Nur Schade! daß der Eigennutz der meiſten Landleute ſich noch nicht darin überwinden kann, die jungen Pferde auch gehörig auswachſen und reifen zu laſſen, bevor ſie ſolche zur Arbeit gebrauchen. Vor dem vollendeten 4ten Jahre ſoll kein Pferd zu ſtrenger Arbeit angehalten, und vor dieſer Zeit keine Stute, vor dem 5ten Jahre kein Hengſt zur Zucht und Paarung verwendet werden. Es iſt ein großer Fehler in der Zucht, wenn hierin Mißgriffe gemacht werden; und ein ſchädliches und verderbliches Vorurtheil der Landleute Wunder zu glauben, wieviel ſie gewinnen, wenn ſie ihre Pferde ½

oder 1 Jahr früher zur Arbeit brauchen, und nicht wiſſen, daß dadurch das Pferd nicht gehörig auswächſt, nicht recht erſtarkt, alſo viel früher altert und in Abgang kömmt, und folglich für die Zukunft ungleich mehr geſchadet wird. Wenn auch geſagt wird, daß mit dem 3ten Jahre das Pferd unter den Sattel oder an den Zug allmählig gewöhnt werden müſſe, ſo darf das immer nur ſpielweiſe geſchehen, und das Verfahren bei dieſer Dreſſur darf weder zu lange und anhaltend dauern, noch zu ſchwer ſein.

(Schluß folgt.)

Von der Anlage einer Baumſchule.

„Nach dem Feldbau iſt unſtreitig der Obſtbau das edelſte, ſchönſte und nützlichſte Geſchäft, nicht nur für den Landmann, ſondern auch für jeden Hausvater, der einen Garten, oder auch nur ſo viel Grund beſitzt, wo eine Henne ſcharren kann.“ (Geiger.)

Bei der Anlage einer Baumſchule iſt es nicht gleichgültig, welchen Platz man dazu beſtimmt; Lage und Boden ſind weſentliche Dinge zum Gedeihen der jungen Zöglinge. Hat man die Wahl, ſo nehme man einen Platz, welcher eine freie, luftige und ſonnige Lage hat, jedoch vor dem Nord- und beſonders Weſtwinde geſchützt iſt. Denn der Nordwind kann verurſachen, daß, beſonders in ſtrengen Wintern, ganze Pflanzungen verderben; der Weſtwind hingegen, welcher am meiſten und gewöhnlich am heftigſten weht, gibt den jungen Stämmen ſammt und ſonders eine ſchiefe Richtung, welches doch ein Uebelſtand iſt, welchem man natürlich gerne entgeht; zudem bricht er auch viele junge veredelte Stämme, beſonders im erſten Jahre ihres Wachsthums ab.

Die beſte Lage zu einer Baumſchule iſt ein mäßiger Abhang von Weſten nach Oſten, oder von Norden nach Süden; jedoch iſt erſtere vorzuziehen, weil die Morgenſonne für die jungen Stämme ſtärkend iſt, ohne ſie zu ſehr zu erwärmen, die Mittagsſonne trocknet den Boden bei einer abſchüſſigen Lage zu ſehr aus. Auf keinen Fall aber wähle man einen Abhang von Süden nach Norden, man würde ſich, wie ein Jeder natürlich einſehen wird, nur ver-

gebliche Mühe machen. Ohne Bedenken kann man aber auch einen ebenen Platz wählen, wenn es ſonſt die Beſchaffenheit des Bodens zuläßt.

Hat man einen ſchicklichen Platz gefunden, ſo nehme man nun auf den Boden Rückſicht. Iſt derſelbe mehr lehm- oder thonartig, ſo kann man ihn leicht durch Beimiſchung einer leichtern Erdart verbeſſern. Beſteht er aber aus Kies, ſo ſpare man alle Mühe; denn ſolch ein Boden eignet ſich durchaus nicht zu einer Baumſchule, man wähle dafür lieber ein Stück Land bei einer weniger günſtigen Lage.

Kann man es haben, ſo bringe man ſeine Baumſchule in ein regelmäßiges Viereck, ſie gewinnt dadurch an Anſehen, es erleichtert auch das Pflanzen ſelbſt. Liegt der Platz frei, ſo umgebe man ihn mit einem Zaune oder Hecke. Iſt dieſes beendigt, ſo theile man das Ganze durch Kreuzwege in vier gleiche Theile, und laſſe nun die ganze Baumſchule rigolen (tief umgraben); denn Gewächſe, welche ihre Wurzeln ſo tief in die Erde machen, wie Obſtbäume, müſſen auch tief hinunter lockern Boden haben, denn hievon hängt das Gedeihen derſelben hauptſächlich mit ab. Man beabſichtigt bei dieſem Umgraben, wie ſchon erwähnt, den jungen Stämmen lockern Boden zu verſchaffen; man bewirkt aber auch zugleich, daß der ſchlechtere Boden, welcher in der Tiefe ſteht und zur Ernährung der Gewächſe untauglich iſt, hervorgeholt, und durch den Einfluß der Witterung und durch Bearbeiten fruchtbar gemacht und der beſſere Boden in die Tiefe gebracht werde.

Beabſichtigt man die Anlage einer Baumſchule, ſo ſei man auch früh genug auf Obſtkerne bedacht. Am leichteſten wird man dazu kommen, wenn man darauf bedacht iſt bei jeder paſſenden Gelegenheit ſolche zurückzulegen.

Man wird freilich nicht immer verhindern können, daß man nicht allerlei Sorten durch einander bekomme, welches darum nicht gut iſt, weil ſpäterhin nicht jedes Reis auf jeden Wildling paſſen wird. Beſſer iſt es auf jeden Fall, wenn man Sorte auf Sorte bringen kann, ſo daß man das Reis von einem Prinzenapfelbaume nicht auf einen Wildling von Borsdorfer oder Reinette, ſondern wieder auf einen Stamm von einem Prinzenapfelbaum bringt. — So viel als möglich ſuche man jede Sorte von Kernen beſonders aufzubewahren, beſonders zu ſäen und mit

derſelben Sorte zu veredeln. Es iſt aber ſehr umſtändlich, deßhalb ſehe man nur in der Folge darauf, daß man Sorten von ähnlicher Art mit einander in Verbindung bringe. Hat man eine Quantität Kerne beiſammen, ſo lege man ſie an einen ſchattigen, doch luftigen Ort, damit ſie erſt gehörig abtrocknen, thue ſie dann in eine Schachtel mit getrocknetem Sande und fahre auf dieſe Weiſe fort bis man glaubt, genug zu haben. Man ſammle aber nicht nur Kerne von Aepfeln und Birnen, ſondern auch von Zwetſchgen und Kirſchen, und hebe ſie auf gleiche Weiſe bis zur Saatzeit auf.

Iſt die Baumſchule umgegraben, ſo ziehe man auf einer der nach Süden gelegenen Abtheilung der Baumſchule nach der Gartenlinie kleine Gräben, ungefähr einen guten Zoll tief, lege die Kerne einzeln hinein, und mache einen guten Schuh davon entfernt wieder einen neuen Graben und fahre ſo fort, bis man ſeine Kerne alle gelegt hat, und mache nun die Gräben behutſam zu und trete die Erde auf den Reihen etwas feſt.

Einige Obſtbaukundige behaupten zwar, das Säen der Kerne wäre dem Einlegen in Reihen vorzuziehen, weil die Mäuſe die in den Reihen liegenden Kerne leichter fänden; jedoch lehrt die Erfahrung, daß ſie die geſäeten ebenſowohl finden, als die in die Reihen gelegten. Das Einlegen in die Reihen iſt darum beſſer, weil man hier die Stämme von Unkraut rein erhalten kann. Man kann mit der Hacke beſſer zwiſchen die Reihen kommen und den Boden zugleich auflockern, was zum Wachsthum der jungen Pflanzen erforderlich iſt. Dieß Alles kann bei den geſäeten Kernen nicht geſchehen.

Zwetſchgen- und Kirſchenkerne bringt man an einen andern Ort, legt ſie aber etwas tiefer als jene. Da von Zwetſchgen- und Kirſchenkernen in der Regel ſehr wenig aufgehen, ſelbſt wenn ſie vierzehn Tage bis 3 Wochen in Miſtjauche eingelegt waren, ſo wird man wohl thun, wenn man gleich einige Reihen Wurzelausläufer von Zwetſchgen und Wildlinge von Kirſchen, wie ſie hin und wieder im Walde zu finden ſind, pflanzt; man kömmt damit früher zum Zwecke, als mit Kernenſtämmen, welches kein anderer iſt: als ſie mit beſſern Zwetſchgenſorten und Pflaumen ſelbſt mit Abrikoſen und Pfirſichen zu veredeln.

Nach vielfach gemachter Erfahrung iſt es beſſer, die Baum-

ſchule im Herbſte als im Frühjahre anzulegen, ſo wie auch Stämme zu pflanzen.

Im Monate April des folgenden Jahres werden die im vorigen Herbſte gelegten Kerne faſt alle aufgegangen ſein. Hiebei hat man vorläufig weiter nichts zu thun, als die durch den Froſt um die Stämmchen gemachten Ritzen vorſichtig mit Erde zuzumachen. Wollte man dieſes unterlaſſen, ſo würden ſie zu loſe ſtehen und umfallen.

Von jetzt an darf man kein Unkraut in der Baumſchule aufkommen laſſen. Zwiſchen den Reihen laſſe man alle 4 bis 6 Wochen mit einer kleinen Hacke die Erde auflockern, und die jungen Stämme dann und wann des Abends mit Fluß-, Teich oder in der Sonne erwärmtem Waſſer begießen. Begießt man ſie, was freilich nicht zu oft geſchehen muß, mit Miſtjauche, ſo wird es zu ihrem Fortkommen ſehr förderlich ſein.

Das ausgehackte und ausgejätete Unkraut laſſe man in irgend einen Winkel in der Nähe der Baumſchule bringen, mit Straßenkoth u. dgl. vermiſchen, um es in der Folge als Düngungsmittel in der Baumſchule gebrauchen zu können.

Nachdem die Pflanzen die Stärke eines Pfeifenſtiels erreicht haben, ſind ſie zum Verſetzen fähig. Sie müſſen, nachdem ſie ausgenommen, vor dem Verpflanzen genau beſehen, und jede beſchädigte Wurzel beſchnitten werden. Da junge Stämme gewöhnlich eine ſtarke Pfahlwurzel haben, ſchneide man dieſelbe größtentheils weg. Den jungen Stamm ſelbſt zu beſchneiden wird von Manchen nicht für gut gehalten, und man hat viele Beiſpiele, daß dieſe verkrüppelten, während die nicht beſchnittenen ſpäter freudig empor wuchſen.

Sind die Wurzeln beſchnitten, ſo pflanze man auf folgende Art: Die Stämmchen kommen jetzt in einer Entfernung von 2 Schuh in der Linie und 1 Schuh in der Entfernung der Reihen, oder 1½ Schuh in der Linie und 1½ Schuh in der Entfernung der Reihen zu ſtehen; es würden die Reihen folgende Geſtalt haben:

. . . . . .
 . . . . .
. . . . . .

Man hat dadurch den Vortheil, daß die Stämme in der Erde mehr Raum haben, ihre Wurzeln alſo mehr Nahrungstheile an

ſich ziehen können, und ihre Zweige über die Erde einander nicht zu ſehr beſchatten, Luft und Sonne freier auf ſie wirken können.

Einige nützliche Rathſchläge für den Landmann.

„Wer guten Rath ſelbſt finden kann,
wer guten Rath kann nehmen an.
Wer beiden recht zu brauchen weiß,
hat eines klugen Mannes Preis.“
(R . . . . .)

Die ſich immer mehr verändernden Zeit- und Wirthſchaftsverhältniſſe machen es nöthig, daß der Landmann über ſeine Lage und wirthſchaftlichen Verhältniſſe gehörig nachdenkt und ſolche Einrichtungen trifft, wodurch es ihm möglich wird, nicht allein ſeine Verpflichtungen zu erfüllen, ſondern auch ſeine Lage überhaupt zu verbeſſern.

Dem Landmanne, der freier Eigenthümer iſt, ſind dazu alle Mittel geboten.

1) Der Landmann bebaue ſein Feld mit größter Sorgfalt, bemühe ſich, das Verfahren anderer geſchickter Land-Wirthe kennen zu lernen, und bewahre ſich vor dem lächerlichen Dünkel, als ob er von Andern nichts mehr lernen könne.

2) Er gebe ſeiner Wirthſchaft eine ſolche Einrichtung, daß es niemals an Futter und Einſtreu für ſein Vieh mangle. Ein zureichender Anbau von Futterkräutern, namentlich Klee, wie auch Kartoffeln und Rüben, ferner ein ſtarker Roggenbau und nach Umſtänden Roggen nach Roggen, wodurch viel Stroh gewonnen wird, ſind dazu die erſten Bedingungen. Das Düngen der Wieſen, wo hinreichende Wäſſerung fehlt, darf nicht verſäumt werden.

3) Die Aufhebung des Weidegangs für das Rindvieh, wo derſelbe noch üblich iſt, muß dann erfolgen, wenn man dasſelbe genugſam im Stalle ernähren kann, theils, wenn man überhaupt mehr Vortheil davon hat, theils, um deren Weiden, wenn ſolches die Oertlichkeit räthlich macht, zu vertheilen und zu Acker oder Wieſen benutzen zu können.

4) Eine faſt noch überall ſtattfindende zu große Zerſtückelung des Ackerfeldes vermehrt leider die Koſten der Bewirthſchaftung

ſehr bedeutend. Eine Zuſammenlegung dieſer Grundſtücke in der Art, daß jeder Hofbeſitzer ſein Land auf wenigen, oder wo ſich dieß einrichten läßt, auf einer Stelle zuſammen erhielte, würde von dem allergrößten Nutzen ſein, weil dadurch die Wirthſchaftskoſten bedeutend geringer werden, auch eine beſſere Kultur und Fruchtfolge möglich iſt. Aber die Umſtände ſind ſelten, wo ſich dieß ausführen läßt.

5) Der beſte Wirth iſt der, welcher ſeinen Haushalt mit den geringſten Koſten auf die beſte Weiſe zu betreiben verſteht. Deßhalb dürfen nur ſo viele Menſchen und kein größerer Anſpann gehalten werden, als eben nöthig iſt. Ganz beſonders durch das Halten zu vieler Pferde hat der Landmann nicht allein viele Unkoſten für deren Beſchläg und Geſchirr, ſondern es verzehren die Pferde auch ein koſtſpieligeres Futter, und wenn ein thörichtes Vorurtheil den Landmann bisher verhinderte, da wo es angeht, Ochſen und Kühe zum Zuge zu halten, ſo muß ſich daran ein verſtändiger Mann künftig nicht weiter kehren. Schon haben in manchen Gemeinden, die eine ziemlich ebene Feldmark und keinen zu ſchweren Boden beſitzen, Einzelne dieſe Anſpannung verſucht; ſie waren klug genug, ſich über den Spott der übrigen hinwegzuſetzen, haben aber dafür jetzt die Genugthuung, daß ihr Beiſpiel viele Nachahmer und namentlich bei denen findet, welche zu rechnen verſtehen; denn ſo viel iſt gewiß, daß eine Anſpannung mit Ochſen, beſonders aber mit Kühen, in den meiſten Gegenden nur halb ſo hoch als mit Pferden kommt.

6) Wenn oben vom Rechnen beim Betriebe der landwirthſchaftlichen Geſchäfte die Rede war, ſo möchte es vielleicht Manchem ſcheinen, als habe der Landmann, welcher ohne dasſelbe ſo lange fertig geworden ſei, dieß auch ferner nicht nöthig. Daß iſt nun aber gerade ein großer Irrthum, und man darf dreiſt behaupten, daß die bäuerlichen Wirtſchaften dadurch, daß in ihnen nichts aufgeſchrieben, nichts berechnet wird, von jeher mancherlei Nachtheile gehabt haben. Das ſoll aber ganz anders ſein! Warum wird in den Dorfſchulen Schreiben und Rechnen gelernt, wenn faſt Niemand in ſeinen ſpätern Berufsgeſchäften davon Gebrauch machen will? Jeder ſorgſame Landwirth ſollte doch vernünftiger Weiſe nach geſchehener Ernte ſeinen Ueberſchlag machen, was ihm von den in eigener Wirthſchaft zu verwendenden Früchten noch ver-

käuflich bleibt, um beurtheilen zu können, ob die hieraus und aus den übrigen Haushaltungsgegenſtänden mit Wahrſcheinlichkeit erfolgenden baaren Geldeinnahmen hinreichen, um davon die nothwendigen Ausgaben zu beſtreiten. Findet er nun, daß die Einnahmen zu ſchwach ſind, ſo iſt größere Erſparung nöthig. Hiedurch wird es dann mitunter dem Hausherrn auch klar, daß ſeine innere und äußere Wirthſchaft einer beſſern Einrichtung bedarf. Ohne zu ſchreiben und zu rechnen wird er aber damit gar nicht zu Stande kommen. Je mehr er über Verbeſſerung in dieſer Hinſicht nachdenkt, die Koſten der einen oder andern Einrichtung wenn auch nur im Kopfe berechnet, zu einer um ſo beſſern Einſicht wird er gelangen. Man frage den Landmann, wie viel er geerntet habe, er wird ſelten die genaue Angabe zu geben im Stande ſein u. ſ. w.

Jeder, der es mit den im Allgemeinen ſo fleißigen Landleuten gut meint, wird damit einverſtanden ſein, daß dieſelben über Einnahmen und Ausgaben, ſowohl der Feldfrüchte als des Geldes, das Nothwendigſte einſchreiben und berechnen müſſen. Keineswegs aber iſt man der Meinung, daß der Landmann große Regiſter führen ſoll; zu ſeiner ganzen Schreiberei wird ein mit Papier durchſchoſſener Kalender hinreichen. Hieraus muß ſich dann am Schluſſe des Erntejahrs ergeben:

a) Wie viel geerntet und an Körnern gedroſchen?

b) Was und wie viel davon durch Menſchen und vom Vieh verzehrt, ſo wie zur Saat verwendet?

c) Wie viel für den verkauften Ueberſchuß, ſo wie von andern Haushaltungsgegenſtänden durch den Verkauf eingenommen?

d) Wofür dieß Geld ausgegeben worden?

Wie mancher Landwirth, der früher das Aufſchreiben und Berechnen nicht liebte; ſpäter aber einſah, wie nöthig es ſei, machte dadurch die Entdeckung, daß dieſer oder jener Wirthſchaftszweig, den er für vortheilhaft gehalten hatte, ihm nur Schaden brachte, wogegen ein anderer, bisher ziemlich vernachläßigter Gegenſtand, ſeinem Haushalt Vortheil brachte, und zwar um ſo mehr, je aufmerkſamer man ihn ſpäter betrieb.

Von der Bearbeitung des Ackerbodens. *)

Die Bearbeitung des Bodens durch dazu beſtimmte Werkzeuge und mit Hülfe des Geſpanns iſt von Jugend auf die Beſchäftigung des Landmanns; Jeder kennt dieſelben und weiß den Pflug oder ſtatt deſſen den Hacken, wenn er ortsüblich iſt, die Egge, die Walze u. ſ. w. zu gebrauchen. Es bedarf daher einer nähern Beſchreibung dieſer Werkzeuge hier nicht; aber es iſt nützlich den Zweck der Ackerwerkzeuge hier hervorzuheben und die bewährteſten Arten derſelben anzudeuten.

Die gebräuchlichſten erſten Ackerwerkzeuge ſind der Pflug und der Hacken.

Beide Ackerwerkzeuge dienen dazu, den Boden bis zu der erforderlichen Tiefe damit aufzubrechen, zu wenden, zu lockern, das Unkraut zu zerſtören, den Dünger, auch wohl den Samen unterzubringen, und endlich der Oberfläche eine gewiſſe angemeſſene Geſtalt zu geben.

Um dieſen Zwecken zu entſprechen, muß

α. ein Pflug

1) zum Flach- und Tiefpflügen eingerichtet ſein und ſich dazu leicht und ſicher ſtellen laſſen;
2) er muß leicht und ſicher ſo geſtellt werden können, daß man nach Maaßgabe des Schaars einen ſchmalen oder einen breiten Streifen pflügen kann;
3) er muß den auf das Schaar gehobenen Erdſtreifen ſenkrecht und wagrecht abſchneiden, und beſonders eine reine klare Furche hinterlaſſen;
4) er muß den Erdſtreifen gut umwenden;
5) er muß im Verhältniß der geleiſteten Arbeit nicht zu ſchwer gehen, nämlich nicht zu viel Kraftaufwand erfordern. Als dann
6) muß er nach Verhältniß des zu bearbeitenden Bodens dauerhaft und dabei doch nicht zu koſtſpielig ſein; und endlich
7) muß er beim Pflügen keine außerordentliche Aufmerkſamkeit

*) Nach Dantz's Elementarlehre der Landwirthſchafts-Wiſſenſchaft 1ter Bd. Leipzig 1841.

erfordern, ſondern ſicher gehen und mit Leichtigkeit geführt werden können.

Es gibt verſchiedene Arten Pflüge und man hat ſich ſchon viele Mühe gegeben zweckmäßige Pflüge zu erfinden. Mehrere der neuen Erfindungen dieſer Art haben ſich nicht als nützlich gezeigt. Die anerkannt brauchbarſten Arten unterſcheiden ſich: in Räderpflüge, oder ſolche, die ein Vordergeſtell mit Rädern und eiſerne Axe haben, und in Stelzpflüge; dieſe haben bloß einen in der Grindel eingeſetzten Fuß.

Bei den Räderpflügen unterſcheiden ſich:

a) Der Beetpflug, das iſt unſer allgemeiner bekannter Pflug. Er hat auf einer, gewöhnlich auf der rechten Seite, in Flandern aber auf der linken Seite, ein feſt ſtehendes Streichbrett (Rüſter) und ein ziemlich rechtwinklig geformtes Schaar.

β. Der Wendepflug. Dieſer hat ein bewegliches Streichbrett, das von einer Seite zur andern verſetzt werden kann.

Bei beiden Pflugarten hängt von der Form des Schaars und Streichbretts, und der zweckmäßigen Verbindung mit einander es ab, ob der Pflug für den betreffenden Boden, der damit bearbeitet werden ſoll, allen Anforderungen gut entſprechen kann; ob er nämlich rein abpflügt, gut umwendet und zerkrümmelt, und nicht ſchwer geht.

Bei einem bündigen, ſtarken oder ſchweren Boden taugt ein ſehr breites Schaar nicht, es taugt nur für nicht ſtark gebundenen und ſteinloſen Boden.

Im ſteinigen Boden iſt ein ſchmales nach oben gewölbtes Schaar nöthig.

Ein gerades Streichbrett führt immer eine ſtarke Reibung des vom Schaar gehobenen Erdſtreifes herbei und erſchwert die Arbeit, wogegen durch ein gut geſchweiftes Streichbrett die Erdſtreifen leichter gehoben und umgedreht werden, auch der Pflug geringere Zugkraft erfordert und ſicherer geht.

Die Schwingpflüge ſtammen aus England, erfordern die wenigſte Zugkraft, aber ihr Gang iſt unſicher und die Tiefe der Furche bleibt nicht immer gleich. Sie ſind hie und da bei uns in Deutſchland eingeführt und in mehrern Arten beſonders der Schmaltiſche Schwingpflug hinlänglich bekannt.

Der neulich in England erfundene, ſogenannte, ſich ſelbſt vereinigende Imperialpflug, ganz von Schmiede- und Gußeiſen gefertigt, ſoll aber den Anforderungen noch mehr entſprechen.

Die Stelzpflüge gehen dagegen leichter und ſicherer. Uns ſind ſie da unanwendbar, wo der Boden holperig und uneben oder ſtark abhängig iſt, und wo viele Steine vorhanden ſind. Am mehrſten findet man ſie in Belgien.

b) Der Hacken muß ebenfalls zum Flach- und Tiefpflügen eingerichtet ſein. Je nachdem Ochſen oder Pferde die Anſpannung oder Zugkräfte bilden, iſt ſeine Einrichtung verſchieden; man hat für Pferdekraft Hacken mit Rädergeſtell, auch mit einer Stelze, mit Rad oder Fuß, für Ochſen aber gewöhnlich kein Rädergeſtell, ſondern es iſt der Hackenbaum an einem Joche befeſtigt, das von den Ochſen auf dem Halſe getragen wird.

Er unterſcheidet ſich von dem Pfluge beſonders auch dadurch, daß er kein Streichbrett und ein Schaar hat, das gleichſeitig, aber überhaupt in der Form ſehr verſchieden iſt, bald breit, bald ſchmal, bald ſpitz, auch abgerundet, bald mit einer Spitze verſehen.

Der Zweck des Hackens iſt wie der des Pfluges, Lockerung und Vermengung des Bodens, Vermiſchung des Düngers mit dem Boden, die Zerſtörung des Unkrauts und die Unterbringung der Saat.

Beſonders nützlich iſt er zum Bearbeiten in die Quere, und wenn die erſte Furche mit dem Pfluge bearbeitet iſt, alsdann die zweite Furche mit dem Hacken zu geben.

Beim Pflügen ſelbſt iſt von Wichtigkeit:

a) Die richtige Beſtimmung, wie tief gepflügt werden ſoll? Denn es iſt der Ertrag von einem zu gehöriger Tiefe gelockerten Boden allemal größer und ſicherer.

Es iſt dabei die Beſchaffenheit des Untergrundes von großer Wichtigkeit und der Gewächſe, welche gebaut werden ſollen.

Nach Maaßgabe derſelben iſt zu beurtheilen, ob die zu bauenden Früchte der heraufgebrachten rohen unter der Ackerkrume ſtehenden Boden vertragen, ob man durch ſtarke Düngung nachhelfen kann, und welche Tiefe gelockerten Bodens die Früchte zum zweckentſprechenden Gedeihen erfordern?

Jede nur einigermaßen bedeutende Vertiefung der Ackerkrume muß immer nach und nach bewirkt werden, und die tiefe Be-

ackerung bei abgetragenem Felde, das friſch gedüngt wird, vor Winter ſtattfinden.

b) Die Breite der Furche. —

Dieſe muß ſich nach der Breite des Schaars und nach der mehr oder mindern Feſtigkeit und Bindung des Bodens richten. Je mehr dem Boden Auflockerung Noth thut, und je zuſammenhängender der Boden iſt, je ſchmäler ſoll man die Furche nehmen.

c) Die Beſtimmung, ob der Acker in etwas gewölbte Abtheilungen, nämlich in ſchmale oder breitere Beete, gelegt, oder das Feld ganz eben gepflügt werden ſoll?

Die Breite ſolcher Beete iſt verſchieden, die ſchmalſten ſind 5—8 Fuß, breitere von 12—16 Fuß und von 24—36 Fuß.

Feldlagen, welche bedeutende Näſſe haben, und wo plötzlich zuſammenſtrömendes Waſſer fortzuſchaffen iſt, machen die Anlage ſolcher Beete mit Zwiſchenfurchen nöthig, weil dadurch der ſchnellere Waſſerabfluß befördert und der Boden eher trocken wird.

Thoniger Boden und undurchlaſſender Ackergrund, überhaupt, wo das Land an Näſſe leidet, erfordert die Anlage ſolcher Beete, deren Breite darnach eingerichtet ſein muß, daß der Zweck erreicht wird.

d) Wie oft der Acker bis zur Beſäung und Bepflanzung zu pflügen iſt, hängt von der Beſchaffenheit des Bodens, von den anzubauenden Gewächſen, und auch von der Witterung ab.

e) Das Querpflügen, nämlich das Feld auch einmal mit Pflug oder Hacken in der Quere zu bearbeiten, gibt den Vortheil einer vollkommenen Lockerung und Vermengung des Bodens. Es iſt aber dieß nur auf breiten möglichſt viereckigen und zugleich ebenen Feldlagen ausführbar.

Wie beim Pflügen überhaupt zu verfahren iſt, kann nur durch Uebung erlernt werden. Man lernt durch Uebung, wie ein Pflug am beſten zu ſtellen und zu führen ſei, und es kann darin viel Geſchicklichkeit erlangt werden.

Das Erſte, was ein Anfänger in der Kunſt des Pflügens zu erlernen hat, um ein guter Pflüger zu werden, iſt das Anlegen gerader und überall gleich breiter Ackerbeete. Dieß, beſonders die nette Form eines Beetes, wird beſonders dadurch erreicht, daß jede Furche gleich breit und gleich tief gehalten wird, damit weder

Gras noch Unkraut nach dem Pflügen auf irgend einem Punkte wie die Mähne eines Pferdes herausſtehen.

Die accurate Form eines Beets hängt lediglich von der Geſchicklichkeit des Pflügers ab, und da iſt dieſe Accurateſſe höchſt wichtig, denn wenn ein Beet nicht in allen Punkten gleich breit, vielmehr krumm, oder gar im Zickzack, oder in Winkel und Dreiecke geformt iſt, ſo werden alle andern folgende Beſtellungsarten erſchwert, eine gleichmäßige Vertheilung des Düngers und der breitwürfigen Saat unmöglich gemacht, auch das Behacken der anſtehenden Gewächſe mannigfach gehindert und verzögert.

Vorzüglich hat man beim Pflügen zu beachten:

1) Es müſſen die Zugthiere dem Pfluge ſo nahe als möglich geſpannt werden, als es nur ohne Hinderung ihres freien Schritts möglich iſt, weil der Widerſtand leichter überwunden wird, je näher ſie dem Zugpunkte ſind.

2) Wenn die Pferde neben einander geſpannt werden, muß das flinkeſte und kräftigſte in der Furche gehen, werden ſie aber hinter einander geſpannt, ſo ſoll ſtets das größte und ſtärkſte dem Pfluge zunächſt gehen, wenn es übrigens im Temperament dem andern gleich iſt.

3) Es muß das Pflügen immer in einem ſo gleichmäßigen und ſchnellen Schritt geſchehen, als es die Bodenbeſchaffenheit erlaubt, weil dadurch die Ueberwindung des Widerſtandes erleichtert und das Anhängen des Bodens am Sech vermindert, auch das Land mehr zerkrümmelt wird.

4) Iſt beſtimmt, wie tief und breit die Furchen gepflügt werden ſollen, ſo muß der Pflug gerade gehalten werden, damit er nicht ſchwankt und nur gerade Furchen mit völlig horizontaler Sohle entſtehen.

5) Der Pflüger darf ſich nicht auf die Sterze legen, muß möglichſt aufrecht gehen und überhaupt weiter keine Kraft anwenden, als wie zum Geradehalten des Pflugs nothwendig iſt; er ſoll die Zugthiere möglichſt ruhig einen gleichmäßigen Schritt gehen laſſen, und ſie durch Treiben und Schelten nicht confus machen.

6) Muß der Pflüger den Bau und die Einrichtung des Pflugs und den Zweck jedes Stücks und beſondern Theils davon, genau kennen.

So wie zu jeder Arbeit ein eigenes Geſchick gehört, um ſie bald und gut zu lernen, ſo auch zum Pflügen. Mancher geht faſt nur ſpielend hinter dem Pfluge und weiß ihn mit tiefem Druck der Hand die rechte Richtung wieder zu geben, ſobald er eine Abweichung davon bemerkt; er liefert ſo mit leichter Mühe und ohne Anſtrengung der Zugthiere eine gute Ackerung, anſtatt ein ungeſchickter plumper Kerl dagegen ſich und das Vieh abplagt und ſeine Arbeit doch nichts taugt.

Vermiſchtes Land- und Hauswirthſchaftliches.

Regeln für die Milchwirthſchaft. Die Kuh milcht durch den Hals; je beſſer gefüttert wird, deſto mehr und beſſere Milch gewinnt man. Zu gleicher Fütterung gehört Regelmäßigkeit in den Fütterungszeiten, und gutes Futter in hinlänglicher Menge.

Die meiſte und beſte Milch erhält man von den Pflanzen, die viel Zucker, Waſſer und Kleber (Eiweißſtoff) enthalten, wie die Wurzelgewächſe; daher beſonders eine Beimiſchung von geſtoſſenen Kohl- oder Runkelrüben und dünne und mehlige Tränke die Milch und deren Güte befördern. Spargelheu iſt ein ſehr gutes Milchfutter.

Das Euter muß möglichſt rein ausgewaſchen werden; die letzte Milch iſt die fetteſte; wenn die Milch im Ganzen 12 Procent Sahne (Rahm) hat, ſo hat die erſte die aus dem Euter kommt, nur 8, die letzte dagegen 26 Procent.

Wer nun wenig Kühe hat und in ſeiner Wirthſchaft friſche Milch unabgerahmt verbrauchen muß, der beobachte daher, um nicht mehr als nöthig iſt, zu verlieren, folgendes Verfahren: die erſte Milch der Kühe wird zum Kochen und Vorweg gemolken, die letztere, fettere zum Ausrahmen und Buttern genommen.

Soll die Milch vollſtändig ausrahmen, ſo muß ſie vor dem Seihen ſo wie nach demſelben, nicht geſchüttelt werden; ebenſo muß ſie in Kellertemperatur ſtehen, weil dabei die Fett-Theile (der Rahm) nicht flüſſig genug bleiben, um aufzuſteigen. Ferner muß die Milch in Gefäßen nur eine 2 bis 3 Zoll hohe Schicht bilden, weil die Fetttheile eine hohe Milchſäule nicht durchbrechen können. Die Gewohnheit, Milch in Töpfen abrahmen zu laſſen, bringt daher großen Verluſt, iſt aber leider noch ziemlich allgemein verbreitet.

Reinlichkeit, beſonders aller Milchgeſchirre iſt eine Hauptbedingung einer guten Milchwirthſchaft. Die Magd waſche ſich und das Euter der Kuh jedesmahl vor dem Melken, benutze aber dazu nicht den Milchkübel, wie es nur zu oft geſchieht.

Irdene Gefäße ſind reinlicher zu erhalten als hölzerne.

Die Milch nimmt aus der Luft fremdartige Stoffe, üble Gerüche und ſchlechten Geſchmack an; ſie muß daher an reinlichen, luftigen Orten ſtehen, darf nicht in Wohnzimmern auch nicht in dumpfige Keller geſtellt werden.

Je friſcher der Rahm gebuttert wird, deſto feinere, beſſere und mehr Butter erhält man.

Der Rahm muß an einem kühlen Orte und in einem wohl verſchloſſenen Gefäße aufbewahrt werden.

Die Hauptplage, daß die Butter nicht werden will, iſt oft die Folge von Unreinlichkeit; kömmt etwas Seife oder Zucker in den Rahm, ſo kann man tagelang buttern und erhält doch keine Butter.

Zum Waſchen der Butter taugt Waſſer, welches viel aufgelöste Kalkerde enthält, gar nicht, weil dieſe der Butter einen unangenehmen Geſchmack gibt. Zur größern Haltbarkeit der Butter dient recht fleißiges Auswaſchen, damit alle Milch- und Käſetheile daraus entfernt werden, auch recht inniges Vermengen des Salzes mit der Butter durch wiederholtes Knetten. (B.- u. B. Z.)

Runkelrübenzucker-Fabrik des Amtsrath Koppe zu Kienitz bei Küſtrin (Brandenburg.) Es werden in dieſer Fabrik jährlich 60 bis 90,000 Ztnr. Rüben verarbeitet und iſt damit Raffinerie des Zuckers verbunden. Mit Ausſchluß der Monate Juli und Auguſt, wo die Rüben wenig Arbeit verurſachen, beſchäftigt der Rübenbau und die Zuckerfabrik faſt immer 150 bis 200 Menſchen. Um die Aufſeher in der Nähe zu haben, ſind 18 neue Wohnungen errichtet; die übrigen Arbeiter kommen aus den umliegenden Dörfern. In der Kienitzer Wirthſchaft tritt ſeit dem Beſtehen der Fabrik nie ein Zeitpunkt ein, wo es an gewinnreicher Beſchäftigung für das Spannvieh fehlt. Dasſelbe iſt zu allen Zeiten mit dem Anführen der Rüben des Brennmaterials und anderer Fabrikbedürfniſſe, ſo wie mit dem Verfahren des Zuckers beſchäftigt. Die Rückſtände von den gepreßten Rüben ernähren ſämmtliche Zugochſen, Kühe und Schafe in der Kienitzer Wirth-

ſchaft, ſo lange die Rohzuckerbereitung im Gange iſt. Nach dem Aufhören derſelben werden in der Regel 50 bis 60 Zugochſen mit Melaſſe ernährt. — Von 2,200 Morgen werden jährlich 600 mit Rüben und Kartoffeln bebaut. Durch die dabei ſtattfindende Vertiefung der Ackerkrume und die ſorgfältige Reinigung des Landes muß zuletzt die ganze nutzbare Fläche dieſer Wirthſchaft in einen gartenähnlichen Zuſtand kommen. Schönere Halmfrüchte, als ſchon jetzt in Kienitz erbaut werden, kann man auf gleichem Boden nicht treffen.

In dieſer zweckmäßigen Verbindung der Rübenzuckererzeugung mit dem ganzen Ackerbau liegt ein großer Segen und für alle Fabriken, welche hierauf baſirt ſind, iſt das Beſtehen nicht nur, ſondern ſelbſt das Fortſchreiten geſichert, ſo wie die Geſchäfte des Rübenbaues und der Zuckererzeugung von vielen Leuten eingeübt ſind, wonach mit denſelben Händen das Doppelte und mehr geſchafft wird, als ungeübte Arbeiter zu leiſten vermögen.

Pflege der Schweine. Es wird behauptet, daß das Schwein von Natur kein ſo unreinliches, träges und ſtupides Thier iſt, als wofür es gewöhnlich gehalten wird. Erſt die unrichtige Behandlung der Menſchen läßt es dahin ausarten. Ausgemacht iſt, daß Schweine, die reinlich und in keinen zu engen Räumen gehalten werden, wenn zugleich angemeſſen gefüttert, viel beſſer gedeihen und ein viel geſunderes, kräftigeres Fleiſch geben, als wenn das Gegentheil ſtattfindet. In einigen Gegenden Südamerikas geht die Sorge für die Schweine ſo weit, daß man große, helle und luftige Gebäude für ſie errichtet, Alles thut, ſie in einem Zuſtande guter Geſundheit und Reinlichkeit zu halten, ſelbſt jedes lärmende, unangenehme Geräuſch von ihnen entfernt.

Belgiens gegenwärtige Flachskultur. Belgien beſtellt ungefähr 41,000 Hectaren etwa 160,000 Morgen oder circa den 36. Theil ſeines kulturfähigen Bodens mit Flachs. Oſt-Flandern zählt darunter 15,000, Weſtflandern, 12,700, Hennegau 5,200 und Brabant 3,200; die beiden Flandern repräſentiren alſo $^3/_4$ der ganzen Kultur. Die Production dieſer 41,000 Hectaren beträgt

jährlich im Durchſchnitt 21 Millionen Kilogramm (45 $^1/_2$ Millionen Pfund). In dem Zeitraum vom Jahr 1825 bis 1840 hat ſich die mit Flachs beſtellte Fläche um 509 Hectaren vermehrt.

Würtemberg. Weinbau. Wie viel bei dem Bau und der Bearbeitung des Weines auf die Behandlung überhaupt und beſonders auf die richtige Auswahl der für die Oertlichkeit paſſenden Sorten ankommt, zeigt die Erfahrung fortwährend. Die innere allgemeinere Ausrottung unpaſſender Sorten und Pflanzung frühreifender an deren Stelle, die für das Klima geeigneter ſind, haben auf das Reutlinger Wachsthum beſonders günſtig gewirkt, wie man aus folgender Ueberſicht über den Gehalt des dortigen Moſtes erſieht. Die beiden erſten Zeilen enthalten das Gewicht im Allgemeinen, die übrigen geben das einzelner Sorten von Privatweinbergen in den beſten Lagen in Graden an:

Gewicht	1834.	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.
höchſtes	89.	67.	82.	65.	71.	78.	84.	87.
niedrigſtes	65.	50.	62.	42.	52.	61.	54.	62.
Klevner.	150.	—	92.	85.	87.	93.	90.	99.
Ruländer	100.	—	84.	83.	91.	88.	—	97.
Silvaner	89.	—	82.	67.	75.	82.	—	85.
Traminer	96.	—	81.	77.	84.	87.	76.	82.
Elblinge	80.	—	65.	62.	60.	69.	—	67.
Gutedel	95.	—	79.	67.	77.	72.	—	—

Notitz über das Fleiſchgewicht einiger Hausthiere in England. Nach dem Marklam Expreß vom 30 Dez. 1839 wog bei einer Thierſchau in London auf dem Smithfieldmarkt der ſchwerſte Ochſe, 4 Jahr 8½ Monate alt, 3227 Pfund preußiſch, und hatte loſes Fett 318 Pfd.

Die Prämie erhielt:

1 Ochſe von 4 Jahr 7 M. ſchwer 2862 Pfd. mit 216 Pfd Fett. 1 Ochſe von 3 Jahr 9 M. wog 2657 Pfd. mit 351 Pfd. Fett, die ſchwerſte Kuh 8 J. 9 M. wog 2133 Pfd. mit 230 Pfd. Fett, eine andere Kuh 4 J. 9 M. wog 1938 Pfd. mit 353Pfd. Fett; die zwei ſchwerſten Schafe wogen 338 Pfd. jedes 169 Pfd. ein

Schwein von 28 Wochen 3 Tagen 409 Pfd., die Schafe und Hammel hatten 15—17 Pfd. loſes Fett. (L. D. Z.)

Anweiſung ein ſehr geſundes und geſchmackvolles Brod zuzubreiten. Man nehme: 1) drei Pfund Reis, 2) ſechs Pfd. Kartoffeln, 3) drei Pfd. feines Weizenmehl. Der Reis wird mit der gehörigen Portion Waſſer ſo lange gekocht, bis er einen weichen Brei bildet; noch zweckmäßiger müßte es ſein, wenn der Reis auf einer Mühle gemahlen würde. Dann werden die Kartoffeln in Dampf, oder noch beſſer in einem Backofen, in einem verſchloſſenen Topfe ohne Waſſer gekocht, hierauf fein gerieben und mit dem Reis wohl vermiſcht, die ganze Maſſe aber endlich mit dem Weizenmehl und Waſſer ſo lange vermengt, bis ein Teig entſteht, der indeſſen vermöge eines Zuſatzes von Hefen gähren oder aufgehen muß, ehe er gebacken wird. Dieſes Brod empfiehlt ſich ſeiner Verdaulichkeit und ſeines Wohlgeſchmacks wegen vorzüglich bei Perſonen mit ſchwachen Verdauungsorganen, beſonders aber zur Ernährung für Kinder, die an Scropheln leiden.

Will man den Wohlgeſchmack dieſes Brodes, ohne Rückſicht auf ſchwache Verdauungsorgane, erhöhen, ſo kann man den Reis in Milch kochen, dann Zucker, Zimmt und das Abgeriebene von Citronenſchalen hinzuſetzen, und ihn auf dieſe Weiſe mit den Kartoffeln und dem Mehle vermiſcht, zu einer Art Kuchen oder feinem Brode, das zugleich des Morgens zum Kaffee genoſſen werden kann, umwandeln. (A. A.)

Kartoffelmehl. Schon ſeit geraumer Zeit werden aus dem nördlichen und weſtlichen Deutſchland, auf der Elbe und dem Rhein, bedeutende Partieen Kartoffelmehl nach London verſendet, von wo dieſer werthvolle Artikel nach Oſtindien, Weſtindien, und ſelbſt bis nach Auſtralien geht. In der Fabrikation des Kartoffelmehls iſt ſeit Kurzem eine bedeutende Verbeſſerung eingetreten, indem man früher aus 100 Pfd. Kartoffeln 11½ Pfd. Mehl zog, nunmehr aber mehr als das Doppelte, 26 Pfd. gewinnt. Dieſes Mehl kommt an Weiße dem ſchönen Weizenmehl gleich und koſtet in Folge der neuen Fabrikationsmethode 6 fl. der Zentner. In großen Partieen würde es noch billiger abgegeben werden. Das Kartoffelmehl

hat die Eigenſchaft, daß es den ſchädlichen Einwirkungen der Hitze und Feuchtigkeit vollkommen widerſteht. Denſelben Vortheil erlangt man, wie bekannt, auch für das Getreide, wenn man es auf Walzmühlen (ohne das Korn naß zu machen) mahlt. Auf dieſe Weiſe mahlt gegenwärtig die Mainzer Dampfmühle tauſend Malter Weizen jede Woche. Sie ſteht nie ſtille, ſondern die in zwei Partieen getheilten Arbeiter löſen ſich, wie die auf die Wache ziehenden Soldaten, ab. Die Dampfmühle iſt das Eigenthum einer Schweizer Geſellſchaft.

Neue Art die Thiere zu kaſtriren. In den Andréſchen ökonomiſchen Neuigkeiten leſen wir in Nr. 7 vom Jahre 1841 folgende überraſchende Mittheilung:

„Geſtern hatte ich eine eigene Art Unterhaltung. Es kamen nämlich bekannte Huſaren-Offiziere aus Siebenbürgen mit zwei ſehr ſchönen Hengſten, Araber Abkömmlinge, zu mir, mit dem Anſuchen ich möchte ſie ihnen kaſtriren. Dieſe Operation nahm ich denn auch nach meiner Art vor, nämlich ohne die Thiere zu werfen, in ſtehender Stellung und ich glaube, ich bin der Einzige in der ganzen Monarchie, der auf dieſe Weiſe kaſtrirt. Ich bediene mich bei der Operation einer drei Klafter langen ſeidenen grünen Rebſchnur, die ich in künſtlicher Schlinge dem Thier (Pferd, Stier oder Widder) an den Hodenſack lege, mache in dieſen zwei ſehr kleine Einſchnitte und drücke durch dieſe die reinen Hoden mit Gewalt heraus. Hierauf wird auf die Einſchnitte eine ganze Viertelſtunde lang Eis gehalten, dann die Schnur langſam abgenommen und die Operation iſt vollendet. Ich brauche weiter keine Salbe, keine Unterbinde, kurz weiter gar nichts. Unmittelbar nach der Operation kann man die eben kaſtrirten Pferde einſpannen oder reiten, ohne allen Schaden. So geſchah es auch hier. Voll Erſtaunen und mit großem Danke ſind die Offiziere abgereiſt. Dieſe Art ſtehend zu kaſtriren hat den großen Vortheil, das Pferd nicht werfen zu dürfen, wobei ſo oft und nicht leicht eine Rippe oder ein Bein gebrochen wird.“ Anton Gräf.

Gewerbe und Handel.

Die Getreidemühlen und Segemühlen der ältern und neuern Zeit.

(Schluß.)

Zwar iſt uns im Bezug auf einen Fortſchritt das Ausland rückſichtlich der Getreidemühleneinrichtung neuerlich wirklich zuvorgekommen: im Bezug auf die ſogenannten amerikaniſchen Dampf- und Walzenmühlen; indeſſen hat man ſich auch dieſe wichtige Erfindung bei uns ſchon zu eigen gemacht.

Das Weſentliche dieſer Erfindung beruht in Folgendem:

Schon gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatte man durch mancherlei einzelne Erfahrungen — namentlich bei der chemiſchen Zerſetzung einiger Subſtanzen auf dem ſogenannten naſſen Wege mit erhitztem Waſſer in hermetiſch verſchloſſenen Töpfen, zuſammengehalten mit dem Experimente des ſogenannten Heronsbrunnens, d. h., jenes tragbaren, ſchon von dem Alexandriner Hero zweihundert Jahre v. Chr. G. erfundenen Springbrunnens, wobei der Strahl durch den Druck einer vom Waſſer ſelbſt verdichteten Luft emporgetrieben ward — einen hohen Begriff von der Kraft der heißen Waſſerdämpfe bekommen, und wirklich ſollen ſchon damals Vorſchläge gemacht worden ſein, dieſe ungewöhnliche Kraft in der Mechanik als Bewegungselement zu benutzen. Indeſſen kam hiervon erſt dann etwas zur Anwendung, als man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in den engliſchen Bergwerken die Pumpen zur Ausbringung der Grubenwaſſer mit heißem Dampfe in Bewegung zu ſetzen verſuchte; was zuerſt in den Jahren 1708—1725 geſchah; während faſt gleichzeitig in den Bergwerksgruben zu Schemnitz in Ungarn eine dort erfundene Lufthebungsmaſchine in gleicher Abſicht zur Anwendung kam. Doch war die Vorrichtung dazu noch ziemlich ſchwerfällig, und wegen der außerordentlichen Conſumtion von Brennmaterial noch äußerſt koſtſpielig. Es wurde nämlich dabei der große Kolben eines ſehr weiten eiſernen Cylinders durch die in einer eigenen, engen Röhre von dem Dampfkeſſel herbeiſtrömenden Dämpfe gewaltſam in die

Höhe getrieben; in dem Augenblicke aber, wo er ſeinen höchſten Stand erreicht hatte, ſpritzte ein, durch eine beſondere Röhre herbeigeführter Strahl kalten Waſſers unter ihn, vernichtete die Dämpfe durch Abkühlung, und erzeugte unter dem Kolben einen ſolchen luftleeren Raum, daß nun der Druck der äußern Luft den Kolben mit großer Gewalt wieder hinuntertrieb, wo dann daſſelbe Spiel von Neuem anfing. Jedenfalls leuchtet es von ſelbſt ein, daß bei der hier eintretenden beſtändigen Wiedervernichtung eines großen Theiles von dem erſt vorher künſtlich erzeugten heißen Dampfe, zu dieſer Erzeugung außerordentlich viel Brennmaterial nöthig war. Die bewegende Kraft ſelbſt übrigens wurde den Maſchinentheilen, die in Thätigkeit geſetzt werden ſollten, bei dieſer urſprünglichen Dampfmaſchine dadurch mitgetheilt, daß die ſtarke Kolbenſtange mit einem großen Waagebaum (ſpäter Balancier genannt) zuſammenhing, und dieſen in eine auf- und niedergehende Bewegung brachte, die durch kleine Geſtänge und Kunſtkreuze weiterhin auf die eigentlichen Maſchinentheile verpflanzt ward.

Schon im Jahre 1764 ward dieſe urſprüngliche Dampfmaſchine durch James Watt zu Glasgow weſentlich verbeſſert. Watt ſtrebte anfangs nur dahin, dem elaſtiſchen Waſſerdampfe dadurch eine erhöhete Stärke zu geben, daß er bei der Verdichtung deſſelben den Raum unter dem Kolben bei Weitem luftleerer zu machen ſuchte, als er bisher geweſen war: allein bald gelang es ihm, dieſen luftleeren Raum ganz unnöthig zu machen, und es dahin zu bringen, daß der Dampf ſchon an ſich den Kolben ſowohl hinauf- als hinuntertreiben mußte; und hiermit erſt waren eigentlich die wirklichen Dampfmaſchinen — die man im Gegenſatze zu den urſprünglich vorhandenen ſpäterhin doppelt wirkende zu nennen begann — wahrhaft erfunden. Sie bedurften einer viel geringeren Feuerung, weil dabei kein kaltes Waſſer in den Cylinder ſpritzte, und die kaum erzeugten heißen Dämpfe ſtets wieder vernichtete, demnach auch letztere nicht in der früheren Weiſe auf verſchwenderiſche Art angehäuft zu werden brauchten.

Als einmal dieſe Stufe der Vervollkommung der Dampfmaſchinen errungen war, konnte es einem ſo ausgezeichneten Mechaniker, wie Watt — der ſich übrigens im Jahre 1774 mit dem gleich verdienſtvollen Bulton verbunden hatte — nicht weiter ſchwer fallen, ſeine Erfindung theils überhaupt zur Betreibung von Fa-

brikmaſchinen anzuwenden, theils insbeſondere auf das ſo wichtige Mühlenweſen überzutragen.

Die Aufforderung dazu lag um ſo näher, je empfindlicher man es bis dahin oft im gewöhnlichen Leben gefühlt hatte, daß weder die von dem Waſſerſtande abhängigen Waſſermühlen, noch die eben ſo ſehr an den veränderlichen Windwechſel gebundenen Windmühlen dem ununterbrochen fortdauernden Bedürfniſſe der Mehlbereitung genügend zu entſprechen vermöchten.

Allerdings hatte man es ſchon vor Erfindung der Dampfmaſchinen verſucht, Waſſermühlen ohne Rad und Drilling zu erbauen; wenigſtens brachte der Engländer Barker um das Jahr 1755 eine ſolche Maſchine zu Stande, wobei er ſich auf die Conſtruction und praktiſchen Reſultate des, im Jahre 1747 von dem, als Mathematiker ausgezeichneten Profeſſor Segner zu Göttingen erfundenen, ſogenannten Segnerſchen Waſſerrades ſtützte. Allein obſchon der Engländer Ramſay und der Deutſche Hollenberg dieſe neue Waſſermühle zu verbeſſern ſuchten und auch der bekannte Erfinder der berühmten Schachmaſchine, von Kempelen aus Preßburg, ſich für die Vervollkommnung der Segnerſchen Maſchine intereſſirte, und vermöge der Benutzung heißer Waſſerdämpfe (ſtatt des gewöhnlichen Waſſers) zur Bewegung eines Rückwirkungsrades, wirklich bereits eine Art von Dampfmühle ohne Rad und Drilling zu Stande brachte: ſo erhielten dieſe Erfahrungen doch erſt ſeit der Exiſtenz der Watt-Bulton'ſchen Dampfmaſchinen ihre praktiſche Geltung im Mühlenbauweſen.

Daß die großartigſten Wirkungen hiervon in neueſter Zeit bei amerikaniſchen Etabliſſements dieſer Art ſich kund gaben, läßt ſich ohne Mühe erklären.

Gerade in Amerika nämlich, wo der kaufmänniſche Speculationsgeiſt ſich vorzugsweiſe gern an die ausgedehnteſte fabrikmäßige Bereitung der erſten Nahrungsmittel anheftet, weil in dieſem Lande ein wohlbenutzter Grundbeſitz die reichſte Quelle des Erwerbs darbietet, und alſo immer Grundeigenthümer genug ſich finden, die einem Fabrikanten dieſer Art durch geſteigerte Bodencultur raſch in die Hände arbeiten — ſind ſeit zwanzig, dreißig Jahren umfaſſende Mühlenanſtalten (denn anders kann man ſie nicht nennen) ſehr häufig geworden.

Wie gut man es dort verſteht, dergleichen Anſtalten ſelbſt ohne Dampfapparat mit der ſinnreichſten Berechnung in einem überraſchenden Grade wirkſam zu machen, davon liefert die große Mühle des Amerikaners Ellirot am Okehamfluſſe in Virginien einen glänzenden Beweis, welche in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts angelegt wurde.

Dieſe Mühle hat drei Waſſerräder und ſechs Mahlgänge. Man trägt in derſelben das Getreide nicht erſt die Treppe hinauf, um es in den Rumpf zu ſchütten, ſondern die Mühle ſchafft es durch eine ganz einfache Maſchinerie ſelbſt hinauf, zieht es bis auf den oberſten Boden, und bringt es dort in die Speicher, wo es entweder aufbewahrt, oder auf die Mühlſteine geleitet wird. Hier ſiebt und ſchwingt man das Getreide nicht auf mühſame Art mit der Hand, ſondern die Mühle fegt abermals ſelbſt ihr Getreide ſo rein, als nur möglich, ehe ſie es aufſchüttet. Das Mehl wird um ſo gleichmäßiger, weil hier die Steine niemals leer, und niemals überladen laufen; und die Mühle ſelbſt bringt das Mehl, nachdem ſie für deſſen Verkühlung geſorgt hat, an den Ort, wo die Mehlfäſſer ſtehen, ja, ſie ſchüttet es auch ſelbſt in dieſe Fäſſer hinein. Da das Mahlen ununterbrochen Tag und Nacht fortgeht, ſo vermag dieſe Mühle in kurzer Zeit eine große Menge reines Mehl zu liefern; auch ſtäubt ſie wenig, und man berechnet die Erſparung an dem ſonſt verloren gehenden Staubmehl bis auf drei Pfund für den engliſchen Scheffel, welches auf den ſächſiſchen Scheffel gegen acht Pfund beträgt, noch ungerechnet die Erſparniß deſſen, was in den gewöhnlichen Mühlen alter Art durch das Umſacken, das Zertreten einzelner Körner, das Wegfreſſen derſelben durch die Hühner u. dgl. verloren geht. Auch bedarf dieſe Mahlmaſchine der menſchlichen Beihülfe faſt gar nicht; nur zum Aufziehen der Schiebethüren in den Beutelrollen iſt dieſelbe nöthig.

Natürlich waren unter dieſen Umſtänden die nordamerikaniſchen Mühlenerbauer vorzugsweiſe dazu disponirt, ſich nicht nur die Kraft der Dampfmaſchinen, ſondern auch die ſo wichtige, von dem Engländer Bramah herſtammende Erfindung der hydromechaniſchen Preſſen für ihre Etabliſſements anzueignen: und ſo darf es nicht befremden, in den großen amerikaniſchen Walz- und Dampfmühlenanlagen jetzt die Reſultate beider Erfindungen auf das Kunſtreichſte vereinigt zu ſehen.

Bekanntlich hat man ſich dieſe neuen Einrichtungen in neuſter Zeit nicht nur in Deutſchland, ſondern ſelbſt in unſerem Sachſen ſehr gut zu Nutze gemacht, und ſie ſehr geſchickt ſelbſt auf gewöhnliche Waſſermühlen übergetragen.

Als eine beſondere Gattung der Getreidemühlen verdienen hier auch noch die Graupenmühlen Erwähnung. Sie dienen bekanntlich dazu, die Getreidekörner zu enthülſen und abzurunden, damit dieſe als Graupen genoſſen werden können. Anfangs bewirkte man dieß nur durch Stampfen, ſpäter aber begann man ſie auch zu dieſem Zweck förmlich zu mahlen, weil ſo das Abrunden beſſer gelang; und ſeitdem unterſchied man die Perlgraupen von den geſtampften Graupen. Im Allgemeinen ſtimmt die Bauart der Graupenmühlen mit der Conſtruktion der Mehlmühlen überein; und man pflegt daher auch häufig nur einen beſondern Graupengang in den gewöhnlichen Mühlen anzubringen: indeſſen liegt doch ein weſentlicher Unterſchied darin, daß bei den Graupenmühlen der Läufer nicht glatt, ſondern nach ſeinem Umfange rauh iſt, und nicht einen Bodenſtein unter ſich hat, ſondern nur in einer hölzernen Einfaſſung herumläuft, in deren blechener Ausfütterung ſich ſcharfe, aufgeworfene Löcher, wie an einem Reibeiſen befinden. Iſt nun die Gerſte auf den Stein geſchüttet, ſo treibt dieſer ſie in die Löcher hinein, reibt ſie an denſelben ab, und bewirkt ſo die Enthülſung und Abrundung derſelben; worauf nur noch durch ein Siebwerk nachgeholfen zu werden braucht.

Die erſten Graupenmühlen wurden in Deutſchland eingerichtet. Doch verbreitete ſich dieſe Erfindung von hier bald nach Holland, wo zu Saardam um das Jahr 1660 zuerſt eine Graupenmühle erbauet ward; und nach Verlauf von fünfzig Jahren zählte namentlich die Stadt ſchon gegen fünfzig ſehr einträgliche Perlgraupenmühlen

Weſentlich verſchieden von den Getreidemühlen, jedoch in ihrer Art nicht weniger nützlich, ſind die Sägemühlen.

Im Kindesalter der Menſchheit behauete man die zu Nutzholz beſtimmten Baumſtämme mit der Axt, und ſpaltete ſie dann mit Keilen in zwei dicke Pfoſten. Dadurch ward aber natürlich das beſte Nutzholz in bloſe Brennſpäne zerſplittert, und ging für ſeine eigentliche Beſtimmung verloren; und wenn man ſie auch allmählig etwas dünner ſpalten lernte, ſo gab doch ſelbſt ein dicker Baumſtamm auf dieſe Art höchſtens drei bis vier wahrhaft nutzbare Bretter.

Ob nun gleich dieſe verſchwenderiſche und unbeholfene Art, Breter zu machen, in ſehr holzreichen Gegenden, wie z. B. in Norwegen und Rußland, noch bis zum ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert in Gebrauch blieb, ſo mußte man doch in Ländern, wo man eine ſo große Auswahl nutzbarer Baumſtämme nicht beſaß, ſehr bald die Nothwendigkeit fühlen, auf eine andere Herſtellung der Breter und Bearbeitung des Nutzholzes zu denken.

Dieß führte natürlich auf die Erfindung der Säge. So einfach aber auch unſere gewöhnliche Handſäge iſt, ſo blieb doch gewiß dieſes Inſtrument vielen Völkern Jahrhunderte lang unbekannt; eben weil ſie in ihren Urwäldern, von endloſem Nutzholz umgeben, nicht durch die Noth zu dieſer Erfindung gedrängt wurden: ein Grund, weshalb z. B. die Urbewohner von Amerika noch keine Sägen kannten, als die Europäer zuerſt dort erſchienen. In Griechenland dagegen, wo es bereits in den älteren Zeiten viele holzarme Landſtrecken gab, mußte man ſchon eher darauf verfallen, Erſparniß am Nutzholz bei der Breterbereitung durch irgend ein paſſendes Inſtrument zu bewirken: und wie ſehr die Griechen dieſe Erfindung zu ſchätzen wußten, geht daraus hervor, daß ſie in ihrer Sagengeſchichte die Erfindung der Säge einem ihrer größten mechaniſchen Künſtler, dem Dädalus, entweder ſelbſt zuſchreiben, oder deſſen Schweſterſohn, Talus, als Erfinder nennen und dann beifügen, Dädalus habe aus Verdruß darüber, auf ein ſo wichtiges Inſtrument nicht ſelbſt gekommen zu ſein, und den Ruhm dieſer Erfindung ſeinem Neffen laſſen zu müſſen, dieſen durch Herabſtürzen von einem hohen Thurme getödtet.

Wenn dabei andere alte Schriftſteller noch erwähnen, daß der Erfinder — der übrigens anderwärts auch unter dem Namen Perdix vorkommt, jedoch dann ebenfalls als Schweſterſohn des Dädalus bezeichnet wird — durch die gezähnte Kinnlade einer Schlange, oder durch das zackige Rückgrat eines Fiſches auf die Geſtaltung der Säge geführt worden ſei: ſo liegt darin durchaus nichts Unwahrſcheinliches. Noch heutzutage brauchen die, ziemlich auf der unterſten Stufe der Cultur ſtehenden Eskimeaux am Nordpol das Rückgrat der Wallroſſe ſehr häufig als eine nothdürftige Säge; und es iſt gar nicht nöthig, zu dem Rüſſel des ſogenannten Sägefiſches als Vermittelungsgegenſtand für die Erfindung der Säge, die Zuflucht zu nehmen, obwohl man wirklich

erzählt, daß die älteſten Bewohner der Inſel Madeira ſich dieſes Rüſſels als Säge bedient hätten, und dabei noch in Anſchlag bringt, daß der Sägefiſch ſelbſt ſowohl von den Griechen, als Lateinern die Säge (πρίστις, serra) genannt worden ſei:

Daß übrigens ſchon bei den Griechen die Säge ihre heutige Geſtalt hatte, beweiſet eine Abbildung davon auf den zu Pompeji und Herculanum wieder aufgefundenen alten Gemälden; und einer ſehr künſtlichen römiſchen Säge, womit ein Dieb den Boden eines Schrankes herausgeſägt hatte, gedenkt Cicero in ſeinen Reden.

Mit der Zeit ging man in der Geſtaltung der Sägewerkzeuge immer weiter vorwärts; die ſinnreichſte Verbeſſerung indeſſen, die man damit vornahm, lag in der Erfindung der von Waſſer oder Wind getriebenen Sägemühlen.

An der Roer und Moſel in den Niederlanden ſollen ſchon im vierten Jahrhunderte nach Chr. dergleichen Mühlen vorgekommen ſein, wo nicht nur Holzklötze, ſondern auch Steine mit Sägen zerſchnitten wurden. Da nun die Kunſt, Marmor mit Sägen zu zerſchneiden, ſchon den Griechen bekannt war, ſo ſcheint es faſt als wären die Sägemühlen anfangs mehr für Steine, als für Holz eingerichtet geweſen. So viel indeſſen iſt gewiß, daß es um das Jahr 1322 ſchon eine Sägemühle zum Bretſchneiden in Augsburg gab; daß im Jahre 1427 die Stadt Breslau eine dergleichen beſaß, die jährlich drei Mark Pachtgeld zahlte, und daß im Jahre 1490 ſolche Mühlen bei Erfurt angelegt wurden, um die Bäume eines benachbarten Waldes zu Nutzholz zerſchneiden zu laſſen.

Seit dem ſiebenzehnten Jahrhunderte verbreiteten ſich dann die Sägemühlen durch alle Theile von Europa. Daß hundert und fünfzig Jahre ſpäter die größten Etabliſſements dieſer Art nicht mehr, wie früher in Holland waren, ſondern ſich nach dem Norden zogen, erklärt ſich aus dem größeren Holzreichthume dieſer letzteren Gegenden. Bemerkenswerth iſt es übrigens, daß in England das Volk die Sägemühlen lange Zeit nicht aufkommen laſſen wollte, weil man darin eine zu große Schmälerung des Verdienſtes für die Handarbeiter ſah. Noch im Jahre 1768 wurde ein ſehr umfaſſendes, von James Stansfield zu Limehouſe bei London mit Unterſtützung der Londoner ökonomiſchen Geſellſchaft angelegtes Werk dieſer Art von dem zuſammengelaufenen Pöbel gänzlich zerſtört.

Doch erſetzte das Parlament den Schaden, und es trat bald ein neues Werk an die Stelle des alten.

In neuern Zeiten hat es an wichtigen Verbeſſerungen der Sägemühlen nicht gefehlt. So erfand z. B. der Franzoſe Callas im Jahre 1825 eine ſehr künſtliche Sägemühle mit ſenkrecht ſtehenden Sägen, deren Geſtell ganz aus Gußeiſen beſteht, und an welcher jedes Sägeblatt achtzig Züge in der Minute thut. Ebenſo brachten die Engländer Sayner und Greenwood zu eben dieſer Zeit eine Verbeſſerung an den Sägemühlen namentlich zum Behuf des Lattenſchneidens an; und der Engländer Munding erdachte 1826 zum Schneiden der Fournierhölzer eine eigenthümliche Circularſäge, die es ihm möglich machte, einen Holzblock von nur 1 Zoll Stärke in 20 Fournierblätter zu zerſägen.

Das Oberhoheitsrecht des Staates rückſichtlich der Anlegung von Mühlen, und der ſogenannte Mühlenzwang beziehen ſich nur auf die Getreidemühlen, doch ſind dabei ſowohl Waſſer- als Windmühlen betheiligt. Urſprünglich galt allerdings der, auch im römiſchen Rechte anerkannte Grundſatz, daß jeder auf ſeinem Grunde und Boden erbauen könne, was er wolle, alſo auch Waſſer- und Windmühlen. Allein die Verpflichtung des Staatsoberhauptes, für das Beſte der geſammten Staatsgeſellſchaft zu ſorgen, mußte für erſteres eine lebhafte Aufforderung ſein, darauf zu ſehen, daß Niemand öffentliche Ströme und Flüſſe auf eine Art benutze, die deren allgemeinen Gebrauch ſtöre, oder gar vereitle. So wurden denn die Landesherrn darauf gebracht, bald nach Vermehrung der Waſſermühlen das Recht zu deren Anlegung zu beſchränken, und die Erlaubniß dazu nur nach vorausgegangener Unterſuchung über die Unſchädlichkeit der fraglichen Anlage für den gemeinen Gebrauch der Flüſſe zu ertheilen: und wie überhaupt namentlich in Deutſchland ſchon ſeit den Zeiten Kaiſer Friederich's I. ein Staatshoheitsrecht über die Gewäſſer üblich ward, ſo dehnte man daſſelbe insbeſondere auch auf die Waſſermühlen aus.

Anfangs hatte man dabei freilich nur die Anlegung von Waſſermühlen an großen ſchiffbaren Strömen im Auge, und ließ an kleineren, nicht ſchiffbaren Flüſſen die Ufereigenthümer ohne Controle dergleichen Anlagen machen: allmälig indeſſen fanden die meiſten geiſtlichen und weltlichen Landesherren durch die Ausſicht auf anſehnlichen Gewinn für ihre Kämmereikaſſen ſich bewogen,

das fragliche Landeshoheitsrecht nicht nur über alle Ströme, ſondern auch über die Benutzung der Luft durch die Windmühlen auszudehnen, und ſie lebhaft zu vertheidigen, wenn etwa nichtſouveraine Grundeigenthümer mitunter dergleichen Anſprüche geltend machten. Als z. B. um das Jahr 1340 das damals berühmte, jetzt aber längſt nicht mehr exiſtirende Auguſtinerkloſter zu Windsheim bei Zwoll in der niederländiſchen Provinz Ober-Yſſel, eine Windmühle bauen laſſen wollte, ſuchte ein benachbarter Grundherr dieß durch die Behauptung zu hindern, daß der Wind in der dortigen Gegend ſein Eigenthum ſei. Die Mönche baten hierauf ihren Obern, den Biſchof von Utrecht, um Entſcheidung der Sache, und dieſer erklärte ſofort, daß ihm, dem Biſchofe, ausſchließlich aller Wind in der ganzen Provinz gehöre, und ertheilte deshalb im Jahre 1341 dieſem Kloſter die ausdrückliche Erlaubniß, eine Windmühle nach Belieben anzulegen. Eine ähnliche Erlaubniß erhielt die Stadt Harlem im Jahre 1394 von dem damaligen Pfalzgrafen bei Rhein, Albert.

Faſt ſcheint es, als hätten die Regenten um ſo ſtrenger auf ihre Mühlenoberherrlichkeit gehalten, je gewiſſer ſie in der Vermehrung der Windmühlen eine Schmälerung ihres directen oder indirecten Einkommens von den regaliſirten Waſſermühlen erblickten. Nur in einigen wenigen Theilen von Deutſchland, wie z. B. in Mecklenburg, haben die Grundeigenthümer bis in die neueſte Zeit das freie Recht behalten, auf ihrem Beſitzthum Mühlen anzulegen.

In genauer Verbindung mit der nurberührten Oberherrlichkeit ſtehen die Verhältniſſe der Zwangs- und Bann-Mühlen.

Bei der Art und Weiſe nämlich, wie der Bauernſtand ganz allmälig zur Befreiung aus der Leibeigenſchaft gelangte, lag es ziemlich nahe, daß die Oberherrn ihren Unterthanen, zur Erinnerung an ihre bisherige Abhängigkeit, und um ſich ſelbſt noch einigen Vortheil zu ſichern, die Verbindlichkeit auflegten, fortwährend, und gegen Entrichtung einer Abgabe, ihr Korn auf der herrſchaftlichen Mühle zu mahlen: ſo gut, wie ſie anderwärts verpflichtet wurden, ihr Brod in herrſchaftlichen Oefen zu backen, und ihren Wein in herrſchaftlichen Keltern preſſen zu laſſen.

Uebrigens muß die Exiſtenz des Mühlenzwanges, d. h. das Beſtehen der Verbindlichkeit der Einwohner eines Ortes oder einer Gegend, ihr zum Hausbedarfe beſtimmtes Korn auf einer beſtimmten

Zwangsmühle mahlen zu laſſen, ſtets beſonders für jeden einzelnen Fall erwieſen werden, weil Mühlen, die zu Folge des, dem Landesherrn über einen Fluß zuſtehenden Oberhoheitsrechts angelegt wurden, blos darum noch keineswegs Zwangsmühlen ſind. Solche Mühlen, die das Recht der Bannmeile gegen fremde Mühlen haben, d. h. die fremden Mühlenbeſitzern verbieten dürfen, Getreide von den Feldbeſitzern oder Einwohnern eines gewiſſen Umkreiſes zum Mahlen anzunehmen, kommen übrigens ſchon in ältern Zeiten und bereits ſeit dem elften Jahrhunderte eben ſo häufig vor, als die vorgenannten Zwangsmühlen erſterer Gattung.

Bauweſen *).

Etwas über Piſebau.

Eine gewiß noch nicht genug berückſichtigte Art zu bauen iſt der Piſebau, oder das Verfahren, die Gebäude aus bloßer Erde aufzuſtampfen. Zum Theil mag Vorurtheil der Volksmaſſen, daß ja ein Haus, aus bloßer Erde aufgebaut, unmöglich für die Dauer haltbar ſein könne, zum Theil aber auch der verächtliche Hinblick der Bauverſtändigen ſelbſt auf dieſe Bauart daran Urſache ſein, daß der Piſebau bisher noch ſo wenig Eingang gefunden hat. Exempla docent, ſagt ein lateiniſches Sprüchwort. Ein ſolch' belehrendes Exempel findet ſich zu Bad Liebenſtein im Herzogthum Meiningen. Der Inſtrumentenmacher Vogt daſelbſt baute ſich im Laufe verfloſſenen Sommers ein zweiſtöckiges, 55 Fuß langes und 40 Fuß breites Wohnhaus von Grund bis zum Dache von Piſe, und dieſes bloß von einer „Anweiſung zum Piſebau" des Fabrikbeſitzers Wimpf zu Weilburg. Manchmal wurde wohl beim Beginne des Baues über das „ſonderbare Project des Mannes" gelacht und geſpottet; aber das Werk ſteht jetzt, trotzend der Zeit, lobend ſeinen Meiſter, als eine Augenweide für Kenner und Nichtkenner vollendet da. Welche Vortheile dieſe Bauart gewährt, ſoll hier nur in aller Kürze angedeutet werden.

1) Sie erſpart Holz. Von allen Seiten hört man Klagen über Holzmangel, ſo daß täglich, möchte man ſagen, die Holz-

---

*) Allg. Anz. ꝛc. d. D. 2r Bd. 1841.

preiſe ſteigen und ſowohl Brenn- als Nutzholz im Preiſe eine Höhe erreicht hat, die faſt übertrieben genannt werden könnte. Zu einem Hauſe von Piſe gebaut braucht man weiter kein Holz, als das zum Dache und zu den Balken der Decken; denn auch die Scheidewände ſind von Erde. Welchen Einfluß müßte es auf den Holzmangel haben, baute man allenthalben, wo es nur irgend thunlich wäre, ſeine Gebäude von Piſe!

2) Sie erſpart ferner dem Bauenden einen nicht unbeträchtlichen Theil des Koſtenaufwandes. Der Koſtenaufwand bei einem Piſebau verhält ſich ungefähr zu dem von Holz wie 1 zu 3. Ein Haus nämlich, wozu das Holz 900 fl. koſten würde, kann bei günſtiger Witterung und Thätigkeit der Arbeiter mit dem dritten Theil dieſes Werthes, alſo mit 300 fl. von Piſe aufgebaut werden. Ein Gebäude aus Holz muß nun erſt, nachdem es in Holz fertig daſteht, geſtickt, geklebt und überzogen werden, ehe es bewohnbar wird (welche Koſten!), während hingegen ein Piſegebäude, wenn es aufgeſtampft iſt, weiter nichts bedarf, als einen leichten Ueberzug, um die Zimmer dann zu weißen oder zu tapezieren. Man denke ſich alſo dieſe außerordentliche Erſparniß. Mancher arme Mann, der keine große Wohnung bedarf, iſt nach dieſer Bauart im Stande, ſich und ſeiner Familie mit Wenigem ein dauerhaftes und geſundes Obdach zu verſchaffen; denn die paſſende Erde findet ſich faſt an jedem Bauplatze.

3) Sie verſchafft dauerhaftere und geſundere Wohnungen. Wie leicht Wohnungen aus Holz der Zerſtörung durch Witterung und ſonſtige Unfälle ausgeſetzt, und wie oft daher Reparaturen nothwendig ſind, weiß ein Jeder. Dieſes Alles iſt beim Piſebau nicht der Fall. Die Erde verbindet ſich durch das Stampfen ſo feſt, daß ſie einer Steinmaſſe gleicht. Ja, kleine Steinchen, die ſich hie und da in der Erde befinden, haben ſich ſo mit der Maſſe verbunden, daß ſie ſich zwar mit dem Hammer zerſchlagen laſſen, aber durch keine Gewalt ganz aus der Maſſe zu bringen ſind. Die Wände ſind alſo maſſiv und für die Zukunft ſind alle Reparaturen, die bei einem Holzhauſe unentbehrlich ſind, erſpart. Auf eine Wohnung aus Holz erbaut hat die Veränderung der Witterung ſehr merklichen Einfluß. Vorzüglich ſchlägt Kälte und Näſſe in den Winter- und Herbſtmonaten gar leicht durch die dünnen Holzwände und macht die Wohnungen ungeſund. Eine

Piſewand, wenn ſie erſt gehörig ausgetrocknet, iſt dieſem Witterungs-wechſel vermöge ihrer Stärke weit weniger unterworfen; man iſt durch ſie im Winter vor Kälte und Näſſe, im Sommer vor Hitze geſchützt.

4) Endlich verſchafft ſie feuerfeſte Wohnungen. Wie vieles Unheil bringen oft Feuersbrünſte über Städte und Dörfer! Ruhiger kann ſich der Bewohner eines Piſegebäudes nach voll-brachtem Tagewerk dem ſtärkenden Schlafe überlaſſen. Ihn ſchützen ſeine maſſiven Wände gegen die verzehrende Flamme; denn jede Wand iſt eine Feuermauer, und bei einem ſich ereignenden Brand-unglücke kann ihm höchſtens das Dach abbrennen.

Der Vortheile des Piſebaues ließen ſich wohl noch mehrere auf-zählen; doch mögen es deren bis jetzt genug ſein, um nur darauf aufmerkſam zu machen, wie erſprießlich dieſe Bauart iſt und wie ſehr zu wünſchen wäre, daß ſie allenthalben mehr Eingang fände. Mögen alle Vorurtheile auch in Bezug auf den Piſebau ſchwinden und die Menſchen auch hierin erkennen, was zu ihrem Frieden dient. Dank aber, öffentlichen Dank hier noch dem edlen Wimpf zu Weilburg, der in ſeinem Schriftchen über den Piſebau ſeine Er-fahrungen darin veröffentlichte, und das in einer Sprache, die auch der ſchlichteſte Mann verſteht und wodurch das Werkchen für jeden Bauluſtigen, dem Kopf und Herz nicht fehlt, ein un-ſchätzbarer Rathgeber wird *).

Vermiſchtes Handel und Gewerbe betreffend.

Das Journal des Débats theilt intereſſante ſtatiſtiſche Angaben über die Runkelrübenzucker-Fabrikation in Frankreich mit. Nach amtlichen Erhebungen belief ſich in den drei Monaten September bis November erzeugte Zuckermaſſe auf 8,366,000 Ki-

*) Denjenigen, die ſich näher von dieſem Gegenſtande unterrichten wollen, empfehlen wir daher erwähnte Schrift, welche unter folgendem Titel 1837 erſchienen iſt:

„Wimpf, der Piſe-Bau, oder vollſt. Anweiſung äußerſt wohlfeile, dauer-hafte, warme und feuerfeſte Wohnungen aus bloßer geſtampfter Erde, Piſe-Bau genannt, zu erbauen. Aus 36 jähr. eigener Erfahrung geſchöpft, mit litographirten Tafeln erläutert gr. 8. Weilburg bei Lanz.“

Preis fl. 1. 12 kr. D. R.

logramm (à 2 Pfd.), d. h. den dritten Theil deſſen, was in dem lezten, mit dem Monat Auguſt abgeſchloſſenen Fabrikationsjahre erzielt wurde. Die Rübenzucker-Fabrikation hat demnach troz der legislativen Maaßregeln, welche ſie bedrohen keineswegs nachgelaſſen, und die Regſamkeit, die ſie entfaltet, ſo wie die Hülfsquellen, welche ſie beſizt, verdienen jedenfalls eine genaue Beachtung. Im Jahr 1838 bis 1839 betrug die einheimiſche Zuckerfabrikation 39,199,000 Kilogr.; im Jahr 1839 bis 1840: 22,749,000 Kilogr.; im Jahr 1840 bis 1841: 26,940,000 Kilogr.; endlich im erſten Quartal 1841 bis 1842: 8,366,000 Kilogr. zuſammen 97 Millionen Kilogramme. Da nun der Verbrauch an Colonialzucker während derſelben Zeit auf 240 Millionen Kilogr. ſich belief, ſo ergibt ſich, daß die Rübenzuckerfabriken während dieſer Periode den dritten Theil des ganzen Bedarfs geliefert haben. Nach vorſtehenden Berechnungen beträgt in Frankreich die jährliche Zuckerconſumtion 3½ Kilogr. für den Kopf, d. h. nur etwa ein Drittel ſo viel, als in England.

Gewerbe-Ausſtellung zu Boſton und Fortſchritte der Induſtrie in den Verein-Staaten. Höchſt intereſſant (heißt es im lezten der Briefe aus den Verein-Staaten in der L. A. Z.) war ſeither die in Boſton ſtattfindende jährliche Gewerbeausſtellung, die ſich mit dem von New-York oder Philadelphia nicht vergleichen läßt. Sie iſt durchaus ſelbſtſtändig, wie den Maſſachuſetts in ſeinem Manufaktur- und Induſtrieſyſteme durchaus eine von den ſüdlichern größern Staaten getrennte Manufakturinduſtrie hat, der ſich die ſämmtlichen Neu-Englandſtaaten anſchließen. Man ſah hier Modelle der Schiffbaukunſt, die ſchönſten, vielleicht ſelbſt die engliſchen übertreffenden Ackergeräthſchaften, die vortrefflichſten Web- und Strumpfwirkerſtühle, (welche leztere auch die Strümpfe zuſammennähen), Maſchinen für faſt alle Handwerker unter andern auch Kammmacher) die ſchönſten chirurgiſchen, ausgezeichnete Handwerksinſtrumente, gute Holzarbeiten ſo vortreffliche Stücke nebſt vervollkommneten Maſchinen dazu, wie ſie nur irgend in Deutſchland zu ſehen ſind. Eine ſolche Ausſtellung hat einen ganz andern Anſtrich. Alles iſt hier elegant; man kann keine Miſtgabel ohne polirten Stiel und ohne Stahl-

gabel, keinen Ackerpflug ohne lackirte oder mindeſtens gefirnißte-Holz- und blauangelaufene Eiſenarbeit ſehen. Kein Gentlemann darf ſich dieſer Werkzeuge ſchämen. So aber iſt es durchaus und dieſe Eleganz, obgleich nicht wohlfeil, ein Gelegenheitsmittel zur Volksgleichheit. Auf dem Wege, welchen man hier in Hinſicht des Manufakturweſens einſchlägt, dürfte Amerika bei erhöhten Zöllen in 10—20 Jahren ſehr unabhängig von Europa werden. Ja ſogar die Spielſachen der Kinder, die mit dem zunehmenden Luxus mehr und mehr Nachfrage finden, beginnt man in Neuengland zu machen, macht ſie zum Theil recht gut und wenigſtens eben ſo billig als man ſie aus Europa haben kann. Sollte wohl der deutſche Handel ſich auf dieſes Amerika für die Dauer verlaſſen können? Sollte nicht, was bereits ſchon ſo vielfach geſchehen, ein Manufakturzweig nach dem andern hierher auswandern? Die Schwarzwälder Uhren z. B. werden hier von Schwarzwäldern vollkommener, eleganter und eben ſo billig gemacht als in Deutſchland, und doch werden die Leute, die ſie machen, beſſer bezahlt. Wer wollte in Deutſchland der Sklave eines Fabrikherrn ſein, während er hier ein freier Mann werden kann, der täglich einen Dollar (fl. 2 24 kr.) oder ³/₄ Dollar verdient. Kommt man nach den großen Fabrikorten, z. B. Lowel, ſo erſtaunt man, wie gegen 8,000 Mädchen dort auf das anſtändigſte durch ihren geregelten zehnſtündigen täglichen Fleiß erhalten werden und ſich in 3—4 Jahren, je nach ihrer Geſchicklichkeit, 300—600 Doll. erſparen. (S. Gew. B.

Belgiens Handel im J. 1840. Belgiens Handel erreichte im Jahr 1840 die Summe von 430 Millionen Franken, faſt den fünften Theil des franzöſiſchen Handels obwohl die Bevölkerung nur den zehnten Theil der Volksmenge Frankreichs zählt. Die Einfuhr betrug 246, die Ausfuhr 184 Millionen Fr. Darunter war Tranſit für 84 Mill. Fr.; zum eigenen Gebrauch wurden für 206 Mill. eingeführt, an eigenen Produkten für 140 Mill. Fr. ausgeführt. Frankreichs Tranſit beträgt 30 Prozent. Belgiens Tranſithandel hat ſich in den lezten 6 Jahren verdreifacht; in Frankreich nahm er eher ab als zu. Belgien erhielt ³/₅ der Einfuhr zur See; ²/₃ der Ausfuhr gehen über die Landgränzen. Die belgiſche Schifffahrt beförderte von der etwa 60 Mill. Fr. be-

tragenden Ausfuhr zur See nur etwa 16½ Mill. Fr. Frankreich erhielt faſt die Hälfte der ganzen Ausfuhr, nämlich für 85 Mill. Fr., während es ſelbſt nur für 52 Mill. Fr., worunter bloß für 45 Mill. eigene Produkte, in Belgien einführte. (J. f. H. u. J.)

Schweiz. Einfuhr. Im Jahr 1840 wurden an Gütern und Waaren aller Art eingeführt: in Baſel 777,846, Genf 273,636, Teſſin 151,135, Neuſchatel 148,739, Schaffhauſen 131,062, St. Gallen 124,131, Graubündten 107,357, Thurgau 56,705, Aargau 50,271, Waadt 34,334, Bern 24,561, Wallis 1017 und in Zürch 548, zuſammen 1,890,345 Ztnr. 44,148 Ztnr. mehr als 1839. Hievon ſich beſonders folgende Einfuhren vermehrt: Baumwolle 230,887 (gegen 151,631 in 1839) Seide 29,726 (g. 24,956), Kaffee 109,736 (g. 96,224), Zucker 150,358 (g. 123,201) und Taback 43,942 (g. 39,424 Ztnr).

(J. f. H. u. J.)

Flachsmaſchinenſpinnerei. Einen Beweis, welchen Vorſprung ein Land mit ausgebildetem Maſchinenweſen hinſichtlich der Einführung neuer Gewerbszweige vor andern Ländern hat, liefert die Einführung und Ausbreitung der Flachsmaſchinenſpinnerei in England. Nachdem von Girardin in den Jahren 1810—1815 in Frankreich die erſten derartigen Spinnereien eingerichtet hatte, wurde dieſe Erfindung 1815 nach England verpflanzt. Bis 1826 konnte man daſelbſt nur grobe Nummern ſpinnen; nachdem aber engliſche Techniker das Verfahren, den Flachs mit warmem Waſſer (behufs der Auflöſung des Harzes in den Faſern) in Frankreich kennen gelernt hatten, ſtieg die Flachsmaſchinenſpinnerei in England dergeſtalt, daß, während 1834 in Frankreich ſich nur einige kleine Flachsſpinnereien befanden, erſteres Land 1833 ſchon für 1,800,000 Fr. Leinengarn ausführte. Im Jahr 1837 betrug dieſe Ausfuhr 11,982,675 Fr., und 1838 verkauften die Engländer allein an Frankreich für 23,000,000 Fr. Maſchinenleinengarn. Hierdurch aufmerkſam gemacht, führten jetzt die Franzoſen mit der größten Schwierigkeit und beträchtlichem Aufwande engliſche Maſchinen nach Frankreich ein. Gegenwärtig hat daſſelbe 35 Spinnereien im Gange. (A. A.)

Schleſien Flachsbau. Während die Leinwandbereitung zurückgeht, nimmt die Baumwollenmanufaktur einen außerordentlichen Aufſchwung. Der Flachserzeugung eröffnen ſich günſtigere Ausſichten; nicht allein verſpinnen die Maſchinen in der Provinz eine enorme Maſſe, ſondern es bahnt ſich auch in Folge der gegenwärtigen vorzüglichen Zubereitung für den rohen Flachs ein Handelsweg nach England.

Deutſcher Champagner. Der Profeſſor und Chemiker Döbereiner in Jena hat mit zweien Weinkennern den mouſſirenden Wein der Ortenau im Großherzogthum Baden (bereitet durch Knapp in Appenweier) unterſucht und darüber folgendes Zeugniß abgegeben. „Wir fanden den Wein in aller Hinſicht vortrefflich, und mit allen Eigenſchaften begabt, welche den mouſſirenden Champagner charakteriſiren. Derſelbe iſt von blaßgelber Farbe und von glänzender Klarheit, ſchäumt bei einer Temperatur von 15 Grad nach Reaumur ſo ſtark wie der beſte Champagner, duftet während des Schäumens ſowohl als nachher, wenn er durch langes Stehen an der Luft ſeine Kohlenſäure verloren hat, höchſt angenehm, ſchmeckt lieblich ſtechend, den Gaumen kitzelnd, angenehm ſüß und geiſtig, wirkt erheiternd, und ſteigert bei fortgeſeztem Trinken die erregte Heiterkeit bis zur fröhlichen Ausgelaſſenheit. Wir glauben demnach überzeugt ſein zu dürfen, daß der in der Ortenau erzeugte mouſſirende Wein ganz geeignet ſei, die Stelle des Champagners zu vertreten, und empfehlen ihn deswegen Allen, welche ſolchen Wein und heitere Gemüthsſtimmung lieben und ſich für das Gedeihen der Fabrikation deſſelben intereſſiren, angelegentlichſt und mit der Verſicherung, daß er auch in ſeiner chemiſchen Conſtitution mit der des mouſſirenden Champagners übereinkommt.“

Holzwerk gegen Feuer zu ſichern. Man ſtreiche die zu ſichernde Oberfläche des Holzes mit Leimwaſſer an und beſtreue dieſelbe mit einem Pulver aus 1 Theile gepulvertem Schwefel, 1 Theil rothem Ocker und 6 Theil grünem Vitriol. Selbſt in den hellſten Flammen brennt das Holz nicht.

Aehnliches wird erreicht, wenn man eine geſättigte Pottaſcheauflöſung macht und damit die Gegenſtände beſtreicht, hierauf die Löſung mit etwas Waſſer verdünnt, mit ſo vieler gelber Lehm-

erde vermiſcht, bis ſie die Dicke gewöhnlicher Holzfarbe erhalten hat, etwas Mehlkleiſter hinzurührt, und mit dieſer Miſchung 3—4 mal das Holzwerk beſtreicht. Eine Quadrat-Ruthe Tannenbreter zu beſtreichen, koſtet mit dem Arbeitslohne ungefähr 11 gl. (40 kr.) (N. d. pr. Pharm.)

Neuer Mörtel. Dieſer Mörtel, den ein gewiſſer Rang im Darmſtädtiſchen erfunden hat, beſteht aus abgelöſchtem Kalk und durchgeſiebter Steinkohlenaſche, welche leztere demnach jetzt nützlich angewandt werden kann. Man nimmt Kalk, der ſeit einigen Wochen abgelöſcht und noch klebrig iſt (ohne den körnigen Bodenſatz), ſiebt dann Steinkohlenaſche durch, und zwar dritthalb bis drei Theile Umfang auf einen Theil Kalk und arbeitet die Maſſe tüchtig durch.

Dieſen Mörtel kann man beliebig auf Holz, Stein, trockenen Lehmboden und Mauerſpeiſe auftragen, und er wird durch öfteres Abglätten dem Marmor vollkommen ähnlich. Die Maſſe wird in 4 bis 8 Tagen trocken und die Verbindung beider Theile iſt ſo innig, daß ſie im Waſſer wie in der Luft nach Jahren unverändert bleibt, und daß ihr auch die Kälte nicht im Geringſten ſchadet. Sie eignet ſich daher zum Belegen von Hausfluren, Frucht- und Heuböden, für Wände und Decken in allen Zimmern, indem ſie jede beliebige Farbe annimmt. Man braucht ſie nur einen halben bis drei viertel Zoll dick aufzutragen, und der Quadratſchuh koſtet höchſtens 1 Kreuzer! Was die Erfindung noch außerordentlich nützlich machen ſoll, iſt der Umſtand, daß dieſer Mörtel auch dem Feuer widerſteht.

Heizung mit Dampf. Der Gebrauch naſſen Holzes zur Heizung iſt bekanntlich darum unwirthſchaftlich, weil ein großer Theil der ſich entwickelnden Wärme zur Bildung des Waſſerdampfes verwendet wird und, in dieſem gebunden, unbenutzt entweicht. Dagegen wird die Hitze vermehrt und die vollſtändige Verbrennung des Holzes oder anderer Brennmaterialien befördert, wenn man Waſſerdämpfe in das Feuer leitet. Dieſe zerſetzen ſich nämlich in die Beſtandtheile des Waſſers, Sauerſtoff und Waſſerſtoff, und treten mit dem Kohlenſtoffe des Brennmaterials in ſehr brennbare Verbindungen zuſammen. Man bringt zu dieſem Behufe in dem

Ofen ein waſſerdichtes Gefäß an, welches von außen durch eine mit einem leicht ſchließenden Deckel verſehene Oefnung mit Waſſer gefüllt werden kann. In der Decke dieſes Gefäßes ſind ein paar Röhren, welche ſich nach untenbiegen und unmittelbar unter dem Feuerroſte ausmünden. Durch ſie wird das Feuer mit Waſſerdampf geſpeiſt. Der Deckel des Gefäßes darf durch den Dampf nicht empor gehoben werden können. (A. A.)

Unverbrennlicher Firniß. Folgendes Gemiſch ſcheint ſich am vorzüglichſten zum unverbrennlichen Ueberzuge für Geräthe aller Art, auch wohl für Theile der Hautoberfläche des menſchlichen Leibes und für Ueberziehkleider bei Feuersgefahr zu eignen.

Man löst eine gewiſſe Quantität Hauſenblaſe in heißem Waſſer und bereitet gleichzeitig eine Löſung von einer gleichen Menge Alaun in Waſſer. Man miſcht dann beide Löſungen und taucht darin wiederholt oder beſtreicht damit einigemal ſorgfältig die Oberfläche des gegen den Angriff des Feuers zu ſchützenden Gegenſtandes. Eine zweimalige Eintauchung oder Ueberſtreichung, wobei die erſte vollkommen trocken ſein muß, ehe die andere darüber kommt iſt mindeſtens nöthig. Etwas Weineſſig, den man hinzufügt, erhöht noch die Unentzündlichkeit. Hat man ein hölzernes Gefäß auf dieſe Art überfirnißirt, ſo kann man es dem Flammenfeuer ausſetzen und Flüßigkeiten darin kochen, ohne daß es anbrennt. Nämlich der Ueberzug iſt wenigſtens ein eben ſo guter Wärmeleiter als das Holz, welches bekanntlich zu den ſchlechtern Wärmeleitern gehört, und läßt daher wohl die Wärme hindurch, welche zum Sieden der im Gefäße befindlichen Flüßigkeit nöthig war, verhindert aber den Zutritt der Luft und der Flamme zur Holzſubſtanz. (P)

Leinwand und Garn ſchnell und wohlfeil zu bleichen. Das leinene Garn wird zuerſt mit guter geſiebter Aſche gekocht, und dann getrocknet; hierauf wird es mit einer hinreichenden Menge Waſſer und Kohlenpulver (auf 6 Gebind Garn gehören 7 Loth Kohlenpulver von Holz) eine Stunde gekocht. Wenn es ausgewaſchen und getrocknet iſt, ſo hat es eine völlige und beſſere

Weiße als man durch Bäuchen und Bleichen hält. Die Leinwand wird eben ſo behandelt. Zum Kohlenpulver werden die ganz durchgeklühten, aus dem Backofen gezogenen Kohlen in einem eiſernen Deckeltopfe der Luft entzogen, und getödtet, von der Aſche befreit und pulveriſirt.

Natur-Kunde.

Die Unendlichkeit und der Zuſammenhang des Weltalls *).

Der Begriff des Unendlichen iſt freilich nicht faßbar für den menſchlichen Verſtand, doch vermag er ſich demſelben, wenn auch nur ſchwach, zu nähern, indem er allmählig von den niedern Graden des Endlichen zu immer höheren aufſteigt. Die Unendlichkeit des Weltalls kann in mehreren Hinſichten betrachtet werden. Es iſt zuvörderſt unendlich in Beziehung auf den Raum, den es einnimmt: nirgends ein Anfang, nirgends ein Ende. Denn ſobald ich eine Grenze ſetzen will, bleibt die Frage unbeantwortlich, was denn jenſeits dieſer Grenze ſei? Es iſt auch unendlich in Beziehung auf die Zeit. Iſt die Gottheit ewig, ſo iſt es auch ihre Wirkſamkeit und Thätigkeit; denn als das vollkommenſte Weſen iſt ſie auch unveränderlich, alſo kann ihr Schaffen in keinem Zeitpunkte weder anfangen noch aufhören.

Sprechen wir aber von den einzelnen Theilen der Welt, ſo iſt für dieſe Anfang und Ende möglich, nämlich in Beziehung auf ihre Form, nicht hinſichtlich ihres Weſens. Weltkörper können zerſtört, d. h. in ihre Elemente aufgelöſt und aus dieſen wieder neue Schöpfungen gebildet werden. Aber dieß iſt nur eine Umformung der Geſtalt, auch wohl der Qualitäten, aber nicht eine neue Schöpfung aus Nichts. So war unſer Erdkörper, ja unſer ganzes Sonnenſyſtem ſeiner gegenwärtigen Form nach irgend einmal nicht da, aber die Stoffe, woraus es beſteht, die Kräfte, welche in demſelben wirken, waren vorhanden. Eben ſo werden Erde, Sonne

1) Allg. Anz. ꝛc. d. D. 2. Bd. 1841

und Planeten irgend einmal das Ende ihrer gegenwärtigen Geſtaltung erreichen und in einer andern wieder erſcheinen, und dieſer Wechſel des Aeußern ſind der Zeit nach eben ſo unendlich viele, als das Weltall unendlich iſt. Haben wir doch ſchon Erſcheinungen am Himmel bemerkt, die auf ſolche ſcheinbare Weltuntergänge hindeuten, und wieder andere, die ein neues Bilden der Stoffe zu Welten ahnen laſſen. Dahin gehören das plötzliche Aufflammen und Wiederverſchwinden vorher bekannter Sterne, wie es unter Anderen Tycho und Keppler beobachteten, und die Wahrnehmung Herſchel's von ungeformten Weltſtoffen in den tiefen Räumen des Himmels und von Bewegungen in denſelben, die auf ein Bilden zu neuen Sonnen Planeten ſchließen laſſen. In dieſem Sinne iſt die Schöpfung noch unvollendet und in einem ewigen Fortſchritte der Ausbildung begriffen. Denn unendlich iſt auch das Weltall in Beziehung auf die Wirkſamkeit der in demſelben herrſchenden Kräfte. Aus den beiden, ſo weit menſchliche Beobachtungen gehen, allgemein waltenden Grundkräften, der Anziehungs- und Abſtoßungs- oder Ausdehnungskraft, hat ſich eine für uns unendliche Zahl untergeordneter Kräfte entwickelt und werden ſich in Zukunft bei jeder neuen Umformung immer neue entwickeln und dieſer Fortſchritt wird nicht minder in's Unendliche fortgehen.

Von der Unendlichkeit des Weltalls dem Raume nach, ſo wie von dem Zuſammenhange ſeiner Theile durch die in ihm waltenden Kräfte kann vornehmlich die Aſtronomie uns eine annähernde Vorſtellung verſchaffen. Gehen wir von uns aus, ſo finden wir unſere Erde als Theil eines größern Ganzen, dem wir den Namen Sonnenſyſtem (wir möchten lieber ſagen: Planetenſyſtem) geben. Die Sonne, dieſer gewaltige, die Erde faſt $1\frac{1}{2}$ Millionen mal an Größe und über 350000 mal an Maſſe übertreffende Körper, iſt der beherrſchende Mittelpunkt eines ungeheuren Gebiets, einer Kugel, deren Halbmeſſer wohl 2 Billionen Meilen in ſich faſſen mag. In dieſem Raume drehen ſich ziemlich in Einer Ebene 11 Hauptplaneten um dieſelbe und erhalten von ihr Licht, Leben und Wärme. Die größern dieſer Planeten ſind wieder Centralkörper beſonderer Syſteme, indem ſie durch die Kraft ihrer Anziehung kleinere Weltkörper um ſich herum und während ihres Laufs um die Sonne auch um dieſe führen. Die Scheibe, in der alle Planeten und ihre Monde ſich bewegen, hat, wenn Uranus

der letzte derſelben iſt, einen Durchmeſſer von 800 Millionen Meilen und nimmt alſo einen ſehr kleinen, für uns freilich ſchon ſehr großen, Theil des Sonnengebietes ein.

Aber warum ſoll die Anziehungskraft der Sonne ſich nur nach Einer und nicht vielmehr nach allen nur möglichen Richtungen erſtrecken? Die Natur dieſer Kraft erfordert es, daß ſie von dem Centralkörper ſich radienförmig nach allen Seiten hin ausbreite und den Raum des oben angegebenen Sonnengebietes ausfülle. Wenn es alſo außerhalb der Planetenebene im Bereiche der Anziehung der Sonne noch andere Maſſen gibt, die ſich zu Weltkörpern gebildet haben, ſo werden auch dieſe von der Sonne angezogen und in andere Bahnebenen um dieſelbe geführt werden. Dazu gehören nun die Cometen, welche, mehrere Millionen der Zahl nach umfaſſend, nach allen möglichen Richtungen in kleinern oder größern, meiſtens aber ſehr länglichen Bahnen die Sonne umkreiſen. Wir kennen nur die wenigſten, nämlich bloß die, deren Sonnennähe nicht außer den Bereich unſerer natürlichen oder bewaffneten Sehkraft fällt. Auch dieſe ſehen wir nur in einem ſehr kleinen Theile ihrer Bahn, denn bei den meiſten fällt die Sonnenferne wenigſtens über die Jupitersbahn, oder gar weit über alle Planetenbahnen hinaus und ihre Umlaufszeit dauert oft mehrere tauſend Jahre. Hunderttauſende aber, die ihre Sonnennähe jenſeits der Bahn des Mars oder Jupiter und noch weiterhin haben, kommen uns niemals zu Geſicht. Dieſe Weltkörper füllen alſo den ganzen übrigen Theil des kugelförmigen Sonnengebietes aus und viele von ihnen mögen in ihren weiteſten Abſtänden dem Gebiete anderer Sonnen wohl nahe kommen, doch nicht ſo nahe, um in ihren Wirkungskreis zu fallen und ihrer jetzigen Beherrſcherin entführt zu werden. Denn weite Räume hat die göttliche Weisheit zwiſchen die Gebiete der einzelnen Sonnen geſetzt, damit ihre mächtigen Anziehungskräfte nicht ſtörend gegenſeitig einwirken, ſo wie aus demſelben Grunde auch die Planeten in deſto größeren Abſtänden von einander ſich bewegen, je mächtiger die ihrer Maſſe proportionalen Anziehungskräfte ſind.

Unſer Sonnengebiet umfaßt nur einen ſehr kleinen, ja man kann wohl ſagen, unendlich kleinen Theil des Univerſums. Denn alle Fixſterne, die ein heiterer Abend uns in ſo ungemeſſener Zahl vor das Auge führt, ſind eben ſolche Sonnen, wie die unſere, und

zum Theil an Größe ſie weit übertreffend. So kann man füglich den Durchmeſſer der Wege auf einige Millionen Meilen ſchätzen, während der unſerer Sonne noch nicht 200,000 zählt. Dieſe Firſterne ſind beſonders Gegenſtand der Beobachtung der neuern Aſtronomen geworden, die ungeahnete Wunder in den Räumen derſelben entdeckt haben. So z. B. iſt es von ihnen als ausgemacht bewieſen worden, daß ſie ebenfalls Weltkörper ſind, die eine im Raume fortſchreitende Bewegung haben, daß ſie alſo unter einander in ähnlichen Beziehungen ſtehen, wie die Planeten unſerer Sonne, d. h. daß ſie um irgend einen mächtigen Centralkörper ſich ſämmtlich herumbewegen und von der Kraft ſeiner Anziehung beherrſcht werden. Auch unſere Sonne mit allen ihren Cometen und Planeten hat eine ſolche fortſchreitende Bewegung im Weltraume und gehört daher mit vielen Tauſenden anderer Sonnen zu einem Syſteme, dem man im eigentlichern Sinne den Namen eines Sonnenſyſtems geben kann. Der Folgezeit bleibt es aber vorbehalten, die Größe dieſer Kreisbewegungen nach Zeit und Raum zu beſtimmen; nur das Eine ſcheint gewiß, daß man die Umdrehungszeit aller dieſer Sonnen nur nach Millionen Jahren und die Halbmeſſer ihrer Bahnen nur nach Billionen Meilen ſchätzen kann. Wieviel Tauſende von Sonnen zu einem ſolchen Syſteme gehören und wo der Centralkörper iſt, um den ſie ſich bewegen, darüber haben die Forſchungen noch nichts ausgemacht; aber ſehr wahrſcheinlich iſt es, daß es ſolcher Sonnenſyſteme mehrere Hunderte wo nicht Tauſende, gebe, daß ſie ſämmtlich wieder in ſofern miteinander in Verbindung ſtehen, daß alle zuſammen mit ihren Centralkörpern ein Syſtem nach höherer Ordnung bilden, das von einem noch weit mächtigern Centralkörper beherrſcht wird. Einzelne Sonnenſyſteme mögen vielleicht die Plejaden im Stier, die Krippe im Krebs, das Haar der Berenice und andere Sterngruppen bilden, das Syſtem der höheren Ordnung aber ſcheint uns in der Milchſtraße angedeutet zu werden.

Dieſer merkwürdige Gürtel, der den Himmel beinahe als ein größter Kreis umzieht, erſcheint uns bekanntlich als ein lichter Nebel, den aber vollkommene Fernröhre wenigſtens in den meiſten Theilen in einzelne Sterne auflöſen. Die Zahl dieſer Sterne in der Milchſtraße beträgt nach den Schätzungen der Kundigen gewiß mehr als 100 Millionen. Herſchel hat gezeigt, daß man die

Geſtalt dieſes ungeheuern Sternhaufens ſich wie den Körper einer Linſe denken müſſe und daß unſer eigenes Sonnenſyſtem nahe an der Mitte derſelben liege. Blicken wir nun von uns aus nach dem ſcharfen Rande der Linſe, ſo müſſen wir nothwendig in dieſer Richtung die Sterne in großen Maſſen hintereinander, alſo ungeheuer dicht zuſammengedrängt und deßwegen als Lichtnebel erblicken; je mehr wir aber das Auge vom Rande entfernen und nach der Mitte der beiden großen Seitenflächen, oder gegen die Pole der Milchſtraße zu richten, deſto mehr werden wir die Sterne von einander getrennt und einzeln wahrnehmen, ja an den Polen ſelbſt, da wo das Haar der Berenice und die Bildhauerwerkſtatt ſich befinden, den Himmel faſt ganz ſternenleer ſehen. So iſt es denn auch in der That. Alle Sterne alſo, die wir am Himmel erblicken, gehören zu dem Einen unermeßlichen Sternhaufen der Milchſtraße. Er begreift alle die einzelnen Sonnenſyſteme mit ihren Centralkörpern, zu denen unſere Sonne mit ihren Planeten als Theil eines derſelben gezählt werden muß. Alle dieſe Sonnenſyſteme mögen ſich nur ſehr wahrſcheinlich wieder um einen, ihrer Zahl und Maſſe angemeſſen großen Centralkörper herumbewegen. Dieß gebe nun ein Sonnenſyſtem des 3. Grades, wenn wir unſer Planetenſyſtem als den niedrigſten, das Syſtem von Sonnen, zu dem wir unmittelbar gehören, als den 2. und ſo das Aggregat aller dieſer Syſteme, nämlich die Milchſtraße, als den 3. Grad anſehen. Welche Größe mag ſchon der Centralkörper haben, der im Syſtem des 2. Grades ſo viel tauſend Sonnen um ſich herumführt; wie unendlich vielmal aber wird er von dem übertroffen werden, der das Centrum der Milchſtraße bildet und weit über 100 Millionen Sonnen in Bewegung zu ſetzen vermag! Selbſt die Phantaſie des Menſchen möchte ihr gegen die Wirklichkeit weit zurückbleiben. Daß es aber Weltkörper von ſo ungeheurer Ausdehnung geben könne, davon haben die Aſtronomen durch die Beobachtung der ſogenannten planetariſchen Nebelflecke ſich überzeugt. Dieſe erſcheinen durch gute Fernröhre als kreisrunde, ſcharfbegrenzte, mattleuchtende Scheiben von mehrern Secunden, ja bisweilen von einigen Minuten, die ſelbſt bis zur Zahl 15 ſteigen, im Durchmeſſer. Herſchel ſetzt aus gewichtigen Gründen ihren Abſtand von uns auf 40,000 Billionen Meilen. In dieſer Weite müßte ein ſolcher Körper, deſſen ſcheinbarer Durchmeſſer nur

20 Secunden wäre, ſchon einen wirklichen von beinahe 4 Billionen Meilen haben. Aller Beobachtung nach ſind es aber keine Nebelmaſſen, ſondern wirklich ſolide Körper.

Sind wir denn aber nun bis zur Grenze des Weltalls gelangt? Bei weitem nicht. Daß wir die Milchſtraße als einen Gürtel an der hohlen Himmelskugel erblicken und ſie beinahe durch unſern Scheitelpunkt gehen ſehen, kommt eben daher, daß das Syſtem unſerer Sonne dem Mittelpunkte dieſes Sternhaufens ſich nahe befindet; wäre es mehr ſeitwärts, ſo müßten wir ihn als einen kleinern, vom Scheitelpunkt mehr entfernten Ring wahrnehmen und dieſer Ring würde immer kleiner erſcheinen, je größer unſer Abſtand von der Mitte wäre. Es läßt ſich berechnen, daß, wenn derſelbe 100 Durchmeſſer der Milchſtraße betrüge, der ganze Gürtel uns nur unter einem Winkel von 36 Minuten, alſo wenig größer als die Sonne und noch etwas kleiner als der Nebelfleck in der Andromeda erſcheinen würde, und in einem Abſtande von 10,000 Sternweiten, deren jede 4 Billionen Meilen beträgt, weil man annehmen kann, daß der uns nächſte Fixſtern wenigſtens eine ſolche Entfernung haben müſſe, würde ſie nur eine Raumſecunde am Himmel einnehmen, alſo uns ganz unſichtbar ſein. Geſetzt alſo, es gebe mehrere ſolcher Sternhaufen in ähnlichen Abſtänden im Weltall, ſo könnten wir dieſelben nur als kleine Nebelflecke wahrnehmen, in denen ſich einzelne Sterne nicht mehr unterſcheiden ließen. Aber dergleichen erblicken wir in der That am Himmel und gewiß über 1000 derſelben ſind nicht wirklicher Nebel (noch ungeformte Schöpfungsſtoffe), ſondern in der That ſehr entfernte ungeheuere Sternhaufen, die zum Theil noch weit größer ſein mögen, als unſere Milchſtraße. Dort in jenen Räumen ſieht alſo der Bewohner eines Sterns einen ganz andern Himmel. Unſere ganze Sternenwelt erblickt er dort in weiter Entfernung als einen kleinen Nebelfleck und weiß nichts von unſerem Orion, unſern Zwillingen, Fuhrmann, Stier u. ſ. w., noch weniger etwas von unſerer Sonne, der Erde und den andern Planeten. Aber über ihm glänzen Millionen neuer Sonnen, die von andern Planeten umſchwebt werden, und die göttliche Allmacht, Weisheit und Liebe offenbart ſich ihm in neuen, von uns ungeahneten Wundern.

Bewegen ſich nun die einzelnen Sonnen in einem Syſtem des

zweiten Grades um einen Centralkörper und dieſe einzelnen Syſteme, welche zuſammen die Milchſtraße bilden, wiederum um einen Centralkörper höherer Ordnung: ſo werden auch wieder alle Milchſtraßenſyſteme in dem dem bewaffneten Auge erreichbaren oder vielleicht auch nicht erreichbaren Theile des Univerſums mit einander ein Syſtem von noch höherem Grade ausmachen und um einen noch unermeßlichern Centralkörper ſich bewegen. Denn überall im Weltganzen walten die wunderbaren Grundkräfte der Anziehung und Abſtoßung, und wo dieſe die Herrſchaft führen, da kann es keine Ruhe, ſondern nur Bewegung geben. Der wirkliche Stillſtand eines einzigen Syſtems müßte ſogleich Verwirrung und Zerſtörung über alle andere verbreiten. Alles hängt in der Natur auf's genaueſte zuſammen und die ungeheueren Räume, welche Sonnen von Sonnen, Sonnen- und Milchſtraßenſyſteme von andern trennen, ſind keine leeren, ſondern mit jener unendlich feinen Materie erfüllt, welche man Aether zu nennen pflegt und deren Daſein von den neuern Aſtronomen ebenfalls auf's beſtimmteſte bewieſen worden iſt.

So weit aber auch die Milchſtraßenſyſteme in den Raum des Weltalls hinein reichen, doch können ſie noch nicht das Ende ſein; vielmehr machen ſie wieder nur einen kleinen Theil des Unendlichen aus. Es wird alſo immer neue Sproſſen in der unendlichen Leiter geben und dieſes muß ohne Ende ſo fortgehen. Der ewige Mittelpunkt von Allem aber iſt Gott, deſſen allmächtige Kraft das Ganze leitet und der mit gleicher Liebe auf den Wurm im Staube, wie auf Weltſyſteme herabblickt. Wir fühlen freilich unſere Schwachheit, wenn wir in jene Unermeßlichkeiten uns erheben wollen, dennoch aber ſind Betrachtungen der Art uns nützlich und Gottes würdig. Wenn wir ein Raub der Sinnlichkeit und Leidenſchaft werden wollen, ſo ſollen ſie den Geiſt erheben und ſtärken, zum muthigen Gegenkampfe, aber ſie ſollen auch unſern Stolz demüthigen, denn was ſind wir in dem unendlichen Reiche der von Gott geſchaffenen Weſen? Wie tief ſtehen wir noch auf der ewigen Leiter zu immer höherer Vervollkommnung? Doch auch verzagen ſollen wir nicht. Ein unſterblicher Geiſt, ein Funke aus dem göttlichen Lichtmeere, waltet in uns; ſeine Beſtimmung iſt ewiges Daſein, ewiges Aufſteigen und Vervollkommnen während ſeiner Wanderung durch das Univerſum. Immer reiner, höher

und angemeſſener werden ſeine Begriffe von Gott und ſeinen Wundern werden; in immer vollkommneren Organiſationen wird er die ihm von Gott verliehenen Kräfte entwickeln und ſo immer reiner und ſeliger werden. Der Tod eines Organs iſt für ihn die Geburtsſtunde in einem neuen und beſſern, der Abſchied von der Erde die Ankunft auf einem andern Schauplatz des Lebens und der Entwickelung. Darum, o Menſch, wende deine Augen zum Himmel und laß den Blick deines Geiſtes ſeine ungemeſſenen Fernen durchirren, damit das Anſchauen Gottes dich entzücke und deine Seele zum Kampfe gegen jede Unſittlichkeit der Erde erſtarke, damit du Kraft findeſt, dem Tode mit feſtem Blicke in's Antlitz zu ſchauen, und ihn nicht als Feind zu fürchten, ſondern als den treueſten und liebſten Freund zu umarmen. Je rein ſittlicher du ſchon auf der Erde lebteſt, in deſto ſeligere Räume wird er dich geleiten; du wirſt aufwärts und nicht abwärts ſteigen, um erſt noch in dunkleren Tiefen durch Leiden aller Art gebeſſert und von der ewigen Liebe zur Reue und zum Erkennen deiner ſelbſt gerufen zu werden.

Der Mehl= oder Honigthau.

Der Mehl= oder Honigthau nennt man diejenige Erſcheinung, wenn Pflanzen und Bäume, beſonders aber die Getreideähren mit einem klebrichten ſüßlichten Saft überzogen werden, welcher entweder gelblichweis ausſieht, als wenn ſie mit Mehl beſtreut wären oder braune Flecken bilden. Die mit Melthau überzogenen Getreideähren werden taub und ihre Körner enthalten wenig oder gar kein Mehl und die Blätter der Bäume ſchrumpfen zuſammen und verdorren. Am häufigſten bemerkt man den Mehlthau im hohen Sommer zwiſchen Johanni und Bartholomäi, beſonders wenn bei Sonnenſchein und Windſtille ein Donner und ſanfter Regen fällt. Nicht alle Pflanzen und Bäume leiden davon, und manche in größerm und geringerm Grade. Wenn in dem nämlichen Garten oder auf dem nämlichen Acker eine Pflanzenart davon ganz verderbt, ſo kann eine andere neben ihr ſtehen, die ganz unbeſchädigt bleibt.

Unter den gewöhnlichſten Producten der deutſchen Landwirthſchaft

ſind ihm die Hülſenfrüchte, der Dinkel, Roggen und Flachs am meiſten ausgeſetzt. Auf fettem, wohlgedüngtem Boden bemerkt man dieſe Erſcheinung häufiger als auf hohen, magern und ſteinigten Plätzen. Freie, dem Zug der Luft ausgeſetzte Felder werden davon ſelten betroffen, um ſo öfter aber die von Mauern und Hecken eingeſchloſſenen, und ſelbſt auf dieſen bemerkt man ihn am ſtärkſten zunächſt an den Einſchließungen. Das Getreide beſchädigt er, wenn es in der Milch ſteht, kurz vor der Reife.

Der Mehlthau gehört unter diejenigen Naturerſcheinungen, über welche die Naturforſcher ſehr verſchiedener Meinungen ſind. Einige glauben er falle aus der Luft, andere leiten ihn von Inſekten ab, und noch andere, welchen auch wir beitreten halten ihn für einen Ausfluß der Pflanzen und Bäume ſelbſt, der durch eine ihn befördernde Witterung veranlaßt wird.

Die Meinung, daß er wie der Regen aus der Luft herabfalle, wurde natürlicherweiſe bei dem Mangel genauer Beobachtungen, dadurch veranlaßt, weil man ihn faſt immer nach einem feinen ſanften, und warmen Regen bei Sonnenſchein beobachtete. Allein wenn dieſe Meinung gegründet wäre, ſo müßte der Mehlthau am nämlichen Orte alle und nicht nur einige Pflanzen beſchädigen und zwar in der Mitte des eingeſchloſſenen Feldes mehr als die zunächſt an den Hecken und Mauern. Wäre er hingegen bloß eine Wirkung der Inſekten, ſo müßte man die Wirkung des Mehlthaues an allen denjenigen Pflanzen ſehen, welchen die nämliche Art von Inſekten nachgeht, was aber der Erfahrung widerſpricht.

Aus den angeführten Beobachtungen erklären wir uns den Mehlthau ſo:

Wenn ſich die Feldfrüchte ihrer Reife nähern, ſind ſie am ſaftreichſten. Wenn bei großer Hitze und Sonnenſchein ein warmer gelinder Regen fällt, ſo iſt der Antrieb der Nahrungsſäfte gegen den fruchtbringenden Theil der Pflanzen ſo ſtark, daß ihm die ohnehin ſchon vollen und reichen und durch die Wärme ausgedehnten Gefäße nicht wiederſtehen können. Sie öffnen ſich daher und laſſen den Milchſaft herausfließen, welcher ſich in der Luft in einen zähen und klebrichten Firniß verwandelt, die Pflanze überzieht, ihre Poren zuklebt und ſie zu Grunde richtet. Geht bei einem ſolchen Regen ein Wind, oder iſt der natürliche Zug der Luft nicht durch Einzäumungen gehemmt, ſo ſchüttelt er den ausgetre-

tenen Saft, ehe er zähe wird, von der Pflanze ab und ſie leidet weniger, ſo wie auch der Wind und die Zugluft ſchon die allzu=große Hitze mildert und die allzuſtarke Anhäufung der Säfte hin=dert. Bleibt hingegen der ausgetretene Saft auf den Blättern der Bäume oder auf den Pflanzen ſtehen und wird klebricht, ſo findet ſich bald eine Menge von mancherlei Inſekten und beſonders von Blattläuſen ein, welche ihn begierig einſchlucken und in einer noch verdorbeneren Geſtalt wieder von ſich geben, auf die Pflanzen und Baumblätter fallen laſſen, und dieſe dadurch noch mehr verderben.

Aus dieſer Theorie werden ſich alle bisher angeſtellten Beob=achtungen leicht erklären laſſen. Der Mehlthau erſcheint meiſtens wie ſchon erwähnt, zwiſchen Johanni und Bartholomäi, weil um dieſe Zeit die Hitze am größten und die Getreidepflanzen am ſaft=reichſten ſind. Warme Regen bei Windſtille und Sonnenſchein be=günſtigen ihn, weil ſie die Anhäufung der Säfte in den Pflanzen befördern, die Getreidekörner werden davon taub, weil ſie ihren Milchſaft verlieren, welcher zu Mehl hätte werden ſollen. Fette und wohlgedüngte Felder werden vom Mehlthau öfter und ſtärker betroffen als magere, weil jene den Pflanzen und Bäumen mehr Nahrungsſaft mittheilen; bei ſtarkem Regen kann er nicht entſtehen weil ſich durch dieſen die Hitze in der Atmosphäre der Pflanzen mildert, und weil ſtarker Regen den allenfalls ausgetretenen kleb=richten Saft abſpühlt und die Inſekten davon abhälte.

Hecken und Zäune begünſtigen den Mehlthau, weil ſie den Wind davon abhalten und den Zug der Luft hindern, und weil jene ein beſtändiger Sammelplatz von mancherlei Inſekten ſind. Nicht alle Pflanzen leiden endlich vom Mehlthaue, weil nicht alle gleiche Säfte und gleiche Gefäße haben, bei welchen eine unge=wöhnliche Anhäufung jener und eine Zerreiſſung dieſer ſo leicht ſtattfindet.

Nach dieſer Theorie des Mehlthaues kann man denjenigen Ackerfeldern, welche oft daran leiden durch Abhauung der Hecken und Bäume, durch Unterlaſſung des allzuſtarken Düngers und durch eine frühere Saat abhelfen; wenn aber dieſe Mittel nicht ange=wendet werden können, oder nicht wirkſam genug ſind, ſo iſt es am rathſamſten ihre Kultur zu verändern und ſolche Gewächſe darauf zu pflanzen, welche dem Mehlthaue weniger oder gar nicht

ausgeſetzt ſind. In Gärten hält es ſchwerer, den Mangel an Zugluft zu erſetzen, dagegen aber leiden die Gartengewächſe ſeltener davon als die Feldfrüchte, und den Spalierbäumen, welche von dem Mehlthau öfter betroffen werden als die hochſtämmigen, kann man dadurch zu Hülfe kommen, wenn man bei beobachtenden ſanften Regen, während dem Sonnenſchein und großer Hitze, oder gleich unmittelbar darauf, ihre Zweige und Blätter mit Waſſer ſtark beſprengt, damit das Waſſer den Mehlthau abwaſche, ehe er ſehr klebricht wird.

Geſchichte und Lebensbeſchreibungen.

Deutſchland, wie es jetzt iſt.

(Nach Luden.)

„Im Leben und in der Heimath des Deutſchen beſteht ſo Vieles, zum Theil von Achtung einflößender Größe und Kraft, welches lehrreiche und erhebende Erinnerungen in ihm weckt.“

(P.)

Die weiten Fluren, die ſich mannigfaltig durchſchnitten, von den höchſten Alpen über dem mittelländiſchen und dem adriatiſchen Meere, in unbeſtimmten Grenzen, weſtlich an den Ufern der Maas und der Schelde hinüber zur Oder, bis zum Ausfluß der Weichſel ausdehnen, nennen wir Deutſchland.

Dieſes Land, in dieſer Ausdehnung, gehört zu den ſchönſten Ländern, welche die Sonne begrüßt in ihrem ewigen Laufe.

Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der ſengenden Luft des Südens, wie mit der Erſtarrung nördlicher Gegenden, die größte Abwechslung, die reichſte Mannigfaltigkeit, köſtlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, darbietend, bringt Deutſchland Alles hervor, was der Menſch bedarf zur Erhaltung und Förderung des Geiſtes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden iſt fähig zu jeglichem Anbau. Hier ſcheint ſich die hervorbringende Kraft geſammelt zu haben, die dort verſagt ward. Unter dem bleibenden Schnee der

Alpen dehnen ſich die herrlichſten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. An der kahlen Felswand zieht ſich ein üppiges Thal hinweg. Neben Moor und Haide, nur von der bleichen Binſe und von der Brombeerſtaude belebt, und menſchlichem Fleiß nichts gewährend, als die magere Frucht des Buchweizens oder des Hafers, erfreuen das Auge des Menſchen die kräftigſten Fluren, geeignet zu den ſchönſten Saatfeldern und zu den herrlichſten Erzeugniſſen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom ſauern Holzapfel bis zur lieblichen Pfirſiche. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt, unter Buchen und Tannen, die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köſtlichen Wein hervorbringen, die Freude der Menſchen, in der Ferne wie in der Nähe geſucht und gewünſcht von Hohen wie von Geringen.

Kein reißendes Thier ſchreckt, kein giftiges Gewürm bedroht, kein häßliches Ungeziefer quält die Menſchen. Aber Ueberfluß gewährt das Land an Vieh, kleinen ſowohl, als großen, für des Menſchen Arbeit, Zwecke und Genüſſe nützlich. Das Schaf trägt Wolle für das feinſte Geſpinnſt; der Stier verkündet Kraft und Stärke im Bau und Geſtalt; das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerke, prächtig vor dem Wagen der Großen und ſtolz als Kampfroß unter dem Krieger, hier ausdauernd, wie dort.

In ihrem Innern verbirgt die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen unerſchöpflichen Quellen ſprudelt ſie freiwillig dem Menſchen Heilung, Geſundheit und Heiterkeit zu. Den fleißigen Bergmann belohnt ſie bald mit dem edelſten Gewürze, dem Salze; bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und die Verzierung des Lebens; bald mit Eiſen in Menge, dem Mann zur Waffe und Wehr, zum Schutz und Schirm dem Volke.

Ein ſolches Land, mit ſo reichen Gaben, Eigenſchaften und Kräften ausgeſtattet, iſt von der Natur unverkennbar beſtimmt, ein großes und ſtarkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend und eine hohe Bildung des Geiſtes in dieſem Volke durch Uebung und Anſtrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern.

Auch iſt das Land nicht umſonſt beſtimmter Grenzen beraubt, gegen Morgen wie gegen Abend, und ſelbſt gegen Mitternacht. Die Bewohner können ſich gegen den Neid, die Habſucht und den

Uebermuth fremder Völker auf nichts verlaſſen, als auf ihre eigene Kraft. Es gibt für ſie keine Sicherheit, als in ihrem feſten Zuſammenhalten, in ihrer Einigkeit und in ihrer ſittlichen Stärke.

Endlich iſt den Bewohnern dieſes Landes durch große und ſchöne Ströme das Meer geöffnet und der Zugang zur Welt. Aber das Meer drängt ſich nicht verführeriſch an ſie hinan oder zwiſchen ſie hinein, daß ſie verlockt und dem heimathlichen Boden entfremdet werden könnten. Vielmehr kann der edlere Menſch dem Gedanken an eine deutſche Erde und an einen deutſchen Himmel nicht entgehen, und dieſer Gedanke ſcheint in ihm die Sehnſucht erhalten zu müſſen nach der Welt ſeiner Geburt und die Liebe zu dem Boden ſeines Vaterlandes. —

Gottlob Nathuſius *)

liefert ein ermunterndes Beiſpiel, wie ein Menſch, ohne Vermögen bloß durch ſich ſelbſt, durch geſchickte Benutzung der ihm begegnenden Umſtände, die größten Hinderniſſe überwinden, ſeinen Geiſt durch Anſtrengung, durch ernſte, unermüdete Thätigkeit, ohne alle fremde Hülfe ausbilden und durch Beharrlichkeit in Verfolgung ſeiner Vorſätze die nützlichſten Plane auszuführen im Stande iſt. An ihm erkennt man, wie der Menſch der Schöpfer ſeines eigenen Glückes iſt, und daß ein Menſch viel vermag, wenn er den feſten Willen hat, viel zu wollen. Gottlob Nathuſius wurde den 30. April 1760 zu Baruth, im ehemaligen ſächſiſchen Kurkreiſe, von dürftigen, aber rechtſchaffenen Eltern geboren. Sein Vater begleitete eine Acciseinnehmerſtelle, die ihm monatlich nur 5 Thlr. 20 Gr. eintrug, welches Einkommen einer Familie, welche nach und nach durch vier Kinder Zuwachs erhielt, kaum das Allernothdürftigſte verſchaffen konnte. Indeſſen legte die betriebſame Mutter im 7jährigen Kriege eine kleine Branntweinbrennerei an, durch deren Gewinn ſie der Wirthſchaft zu Hülfe kam, und davon ſogar in einigen Jahren, wo das Geſchäft gut ging, nach und nach ein Kapital von 500 Thalern geſammelt hatte, wovon ſie ihrem Manne erſt dann etwas ſagte, bis ſich Gelegenheit fand, ein kleines

*) Nach einer Schilderung in den Zeitgenoſſen und in Pohl's Archiv.

Gütchen zu erkaufen. Der bisher geheimgehaltene Schatz machte jetzt unendliche Freude. Das Gütchen wurde gekauft, die kleine Wirthſchaft gut eingerichtet und mit großer Sorgfalt betrieben. Die ökonomiſchen Umſtände der Familie wurden hierdurch ſehr verbeſſert und die Kinder in die Schule geſchickt, wo freilich außer Leſen und Schreiben wenig zu erlernen war. Im Hauſe war die Erziehung ſehr religiös. Die Mutter war eine fromme Frau, las fleißig in der Bibel, beſuchte pünktlich die Kirche und gab ihren Kindern frühzeitig eine religiöſe Stimmung. Bei der größten Ordnung und Sparſamkeit war ſie nach dem Maaße ihres Vermögens wohlthätig und unterſtützte viele Nothleidende und Arme. Gegen ihren Mann erfüllte ſie ihre Pflicht aufs ſtrengſte. Dieſer war ein ernſter und ſtrenger Mann; voll der tiefſten Ehrfurcht gegen Gott, hielt er ſtrenge Pflichterfüllung für das einzige Mittel, ihm zu gefallen. Er war dabei ſehr freimüthig, tadelte ſtark, wo er Schlechtigkeit bemerkte, und da er unbeſtechlich in ſeinem Amte, deſſen Pflichten gegen Jedermann ohne Unterſchied erfüllte, ſo erwarb er ſich, insbeſondere unter den Vornehmen, welche Nachſicht zu erwarten gewohnt waren, nicht viele Freunde, und gerieth mit ihnen in mancherlei Händel, wobei er leicht heftig ward. Die Mutter trat indeſſen oft dazwiſchen, ihn zur Milde ermahnend. Gegen ſeine Kinder war er zwar nicht minder ſtreng, aber doch dabei ſehr gütig, ſo daß er im Hauſe und bei Allen, die ihn näher kannten, große Achtung genoß.

So ging Alles gut im Hauſe, bis die theuern Jahre 1771 und 1772 große Noth brachten, die das häusliche Glück heftig angriff. Es war unmöglich, die bisherigen Bedürfniſſe für eine ſo ſtarke Familie herbeizuſchaffen. Der Scheffel Roggen, Berliner Maaß, galt 5 bis 6 Thlr., ein Preis, der für die Familie nicht zu erſchwingen war; ſie mußte ihre Ernährung auf Kartoffeln, Mohnblätter, Gurken und Aehnliches beſchränken.

Unter dieſem Drucke mußte der oft gegen die Eltern geäußerte Wunſch Nathuſius, ſich dem Studiren zu widmen, wohl unberückſichtigt bleiben. Der Vater ſtellte ihm die Unmöglichkeit vor und rieth ihm, ein Handwerk zu erlernen. Indeſſen hatten dazu weder er, noch ſeine drei Brüder Luſt. Letztere entſchloſſen ſich zum Soldatenleben, weil ein vornehmer Gönner des Vaters, wenn

ſie einige Zeit gedient haben würden, ſie zu Civilſtellen zu befördern verſprach, was auch nach dem Tode des Vaters wirklich geſchah.

Unſer Nathuſius hatte jedoch keine Luſt dazu, ſondern nährte noch immer den Gedanken, ſo viel zu lernen, daß er auf eine höhere Schule und die Univerſität gehen könnte, und da er Gelegenheit gefunden hatte, Clavier ſpielen zu lernen, auch ſich zuweilen auf der Orgel verſuchte, ſo glaubte er, es darin ſo weit zu bringen, daß er ſich durch Unterricht in der Muſik ſein Brod auf der Univerſität würde verdienen können. Dabei hatte er ſeine Hoffnung, wie ſich aber nachher auswies, vergeblich auf einen Secretär, der ſein Pathe war, gebaut, den er für reich hielt, und von dem er glaubte, daß er ihn unterſtützen würde. Dieſer Mann, der ſich immer ſehr freundlich gegen ihn benahm, ſtellte ihm nicht nur ſeine Mittelloſigkeit vor, ſondern zeigte ihm zugleich auch die großen Schwierigkeiten, auf die er bei Ausführung eines ſolchen Vorſatzes ſtoßen würde, und wie höchſt ungewiß es ſey, ob er auf dieſem Wege je ſein Glück machen könne. Indeſſen ſchlug er ihm vor, lieber Kaufmann zu werden, und verſprach, ihn einem ſeiner Bekannten unter den Kaufleuten in Berlin zum Lehrburſchen zu empfehlen.

Nathuſius nahm dieſen Vorſchlag an, und ſo kam er zu dem Kaufmann Herr in Berlin, was jedoch nicht ohne Schwierigkeit bewirkt wurde, denn Herr verlangte nicht nur, daß Nathuſius eine Lehrzeit von 6 Jahren aushalten, ſondern auch von den Eltern während dieſer Zeit in Kleidung und Wäſche unterhalten, und der Vater Bürgſchaft für alle Schäden leiſten ſolle, welche ſein Sohn während der Lehrzeit durch ſeine Schuld ihm zufügen möchte. Letzteres ſchlug der Vater unbedingt ab und erklärte ſich auch für zu unvermögend, ſeinen Sohn in Kleidung zu unterhalten, verwilligte jedoch 10 Thaler jährlich. Dieß ward vom Lehrherrn angenommen.

Allein in dieſer Handlung hatte Nathuſius keine ſonderliche Gelegenheit, viel zu lernen. Als jüngſter Lehrburſche hatte er nichts zu thun, als nach der Poſt zu gehen, Waaren aus dem Magazin oder aus dem Keller zu holen, und ſonſt wie ein Taglöhner zu arbeiten, Abends Tüten zu drehen und zu kleiſtern, Kaffee auf Vorrath zu mahlen, den Laden zu kehren, die Tiſche zu ſcheuern, dem Herrn und den Dienern die Schuhe zu putzen

u. ſ. w. Die Koſt war ſchlecht und Jeder mußte ſeine Portion auseſſen. Ein Negerjunge mag es leicht beſſer haben, als es Nathuſius hier hatte. Dabei fehlte es nicht an Maulſchellen, die insbeſondere die Ladendiener nach Belieben und Laune austheilten. Auch ſeine Mitlehrburſchen behandelten ihn verächtlich, weil er ſchlecht gekleidet ging, und er wurde, ſeines ärmlichen äußern Anſehens wegen, oft geneckt und aus einem Winkel in den andern geſtoßen.

Dieß Alles machte Nathuſius ſehr niedergeſchlagen und tiefſinnig, ſo daß wenig frohe Empfindungen in ſeiner Bruſt aufkamen. Dabei war er jedoch fleißig, verrichtete ſeine Geſchäfte pünktlich und genau, ſo daß ihm der Herr wohl wollte. Als aber der Winter herbei kam, erfror er in dem kalten Gewölbe und ohne gehörige warme Bekleidung Hände und Füße, und gerieth in einen ſo kläglichen Zuſtand, daß der Herr im Sinne hatte, ihn wieder nach Hauſe zu ſchicken. Eine bejahrte Köchin, die im Hauſe viel galt, nahm ſich jedoch ſeiner mitleidig an, und hatte großen Theil daran, daß er behalten und im Hauſe etwas beſſer behandelt wurde. Gegen die Mißhandlungen der Diener vermochte ſie ihn jedoch nicht zu ſchützen. Dieſe waren um ſo ergrimmter gegen ihn, da er ſich zu ihrer Schlechtigkeit nicht hergeben wollte. Sie hielten nämlich Sonntags in einem fremden Hauſe Zuſammenkünfte und verlangten von ihm, daß er Kaffee, Zucker ꝛc. aus dem Laden dahin bringen ſollte, welches er aber durchaus nicht that. Da ſich endlich die Mißhandlungen bis zur Unerträglichkeit ſteigerten, zeigte er dem Herrn die Sache an. Und da dieſer bei einer ſtrengen Unterſuchung die Anklage gegründet fand, jagte er ſie fort, wodurch Nathuſius Ruhe erhielt, denn die nachfolgenden Diener waren viel beſſer, und er kam von nun an in eine weit erträglichere Lage.

So war er nach und nach der älteſte Lehrburſche geworden und hatte ſich mit der Zeit die Achtung ſowohl ſeines Herrn, als auch der Diener erworben.

Indeſſen war in dieſer Handlung nichts von Kaufmannswiſſenſchaften zu erlernen. Sie beſtand aus einem gewöhnlichen Detailkrame, und der Herr ſelbſt hatte keinen Begriff vom höhern kaufmänniſchen Rechnungsweſen, vom ordentlichen Buchhalten, oder ſonſt von einer eigentlichen Handelswiſſenſchaft. An Ertheilung

von Unterricht in kaufmänniſchen Geſchäften wurde gar nicht gedacht. Die Lehrzeit war 1780 zu Ende, und obgleich Nathuſius wohl anderswo ein Unterkommen hätte finden können, ſo entſchloß er ſich doch, auf das freundliche Zureden ſeines Herrn, als Diener mit 30 Thrln. jährlichen Gehalts bei ihm zu bleiben.

Als Diener wünſchte er ſich nun freilich etwas beſſer auszuſtatten, um mit Anſtand unter ſeinen Kameraden erſcheinen zu können. Allein es fehlte dem Armen an Allem. Er hatte weder ein anſtändiges Kleid, noch Oberhemd, noch Manſchetten, noch ſonſt etwas, was zum anſtändigen Erſcheinen eines Kaufmannsdieners damals gehörte. Er ſchrieb daher an ſeinen Vater und bat um einigen Zuſchuß dazu, den er in 2 Jahren zurück zu erſtatten verſprach, konnte aber von ihm nicht mehr, als 1 Louisd'or und einige Hemden erhalten, was denn freilich nicht hinreichte, um ſich ſo auszuſtaffiren, als es erforderlich war. Er lebte deßhalb ſehr eingezogen und verwandte alle erübrigte Zeit auf ſeine Ausbildung.

Schon als Lehrburſche fühlte er große Neigung, mehr von der Handlung zu erlernen, als er an ſeinen Umgebungen bemerkte und lernen konnte. Beim Tütenmachen wendete er ſeine Augen gern auf die ihm in die Hände kommende Maculatur, und wenn er darin etwas fand, was ſich auf die Handlung bezog, ſo legte er es bei Seite, um es am Abend, oder früh, oder des Sonntags durchzuleſen. So glückte es ihm einige Mal, mehrere Bogen von der allgemeinen deutſchen Bibliothek zu erhaſchen, worin encyklopädiſche Schriften und Bücher über Rechnungsweſen und Handlung ausführlich ausgezogen waren. Dieſe las er mit großer Aufmerkſamkeit und wiederholt; er hielt dadurch einige deutliche Begriffe von dem Umkreiſe und Zuſammenhange der Wiſſenſchaften überhaupt, ſo wie von dem Inhalte der Handlungswiſſenſchaft insbeſondere. Ob er gleich unwiſſend in die Lehre gekommen war, und faſt nichts mehr, als leſen und etwas ſchreiben konnte, ſo war doch ſeine Begierde, mehr zu lernen, ſehr groß.

Da der Wißbegierige täglich einen Dreier zu Frühſtück erhielt, ſo ſparte er denſelben, um ſich bei einem Antiquar, der in der Nähe wohnte, alte Bücher zu kaufen. Auf dieſe Weiſe gelangte er ſchon während ſeiner Lehrjahre zu Gottſcheds deutſcher Grammatik und zu May's Handlungswiſſenſchaft, die er als theure

Schätze verehrte und aufs fleißigſte ſtudirte; auch hatte er Gelegenheit gefunden, Gellerts Schriften zu leſen, worin ihn beſonders die Briefe anzogen. Dieß ſetzte er als Diener, wo er mehr Mittel und Gelegenheit dazu hatte, eifrigſt fort. So ſtieß er auf ein Buch über die doppelte Buchhaltung, das ihn bewog, um es ganz zu verſtehen, ſich mit der Rechenkunſt, wozu er ebenfalls eine alte Anleitung ſich verſchafft hatte, noch genauer bekannt zu machen, welches ihm auch ſehr gut gelang. Die Lehre von den Wechſeln, vom Gold- und Silberhandel, von Münzen, von den Curſen wurde von ihm genau ſtudirt. Endlich kamen auch Büſchs Schriften und Smith vom Nationalreichthum in ſeine Hände. Das letzte Werk zog ihn ſo an, daß er es faſt auswendig lernte.

Während er die Wiſſenſchaft ſtudirte, ſuchte er ſich vorzüglich in praktiſchen Aufſätzen über Handelsgegenſtände zu üben. Er fingirte ſich eine eigene Handlung, eröffnete mit verſchiedenen erdichteten Handelsfreunden eine Correſpondenz und führte Rechnung über eingebildete Geſchäfte, errichtete ſich eine eigene Buchhalterei nach den Regeln der doppelten Buchhaltung, und brachte ſo eine zuſammenhängende Correſpondenz von mehreren hundert Bogen, ein ſich darauf beziehendes Journal und ein Hauptbuch zu Stande. Alles dieß betrieb er, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr.

Er wünſchte nun auch mit der Chemie bekannt zu werden, weil er ihren Einfluß auf die Gewerbskenntniſſe gewahr ward. Da er aber die Schriften unvollkommen verſtand, weil ihm dazu die nöthigen Vorkenntniſſe mangelten, ſo wandte er ſich zur Naturgeſchichte und beſchäftigte ſich ſehr fleißig damit.

Durch ſein fleißiges Leſen und Forſchen über Alles, was ihm nützlich zu ſein ſchien, erwarb er ſich mehr und mehr Kenntniſſe, und es wurde nach und nach immer heller in ſeinem Kopfe, ſo daß er nun Chemie und Phyſik von Tag zu Tag intereſſanter fand und ſich daraus immer mehr Aufſchlüſſe über die Erſcheinungen in der Natur verſchaffte.

Bei dem Wachsthume ſeiner im Stillen erworbenen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten entſtand natürlicher Weiſe auch das Bewußtſein in ihm, daß er wohl zu etwas Beſſerem tauge, als zu einem bloß mechaniſchen Krämergeſchäfte. Er entſchloß ſich, eine Comptoirſtelle in Stettin mit einem Gehalte von 60 Thalern anzunehmen. Allein ſein Lehrherr rieth ihm nicht nur davon ab, ſondern machte

ihm auch Vorwürfe, als wäre es von ihm undankbar, ihn zu verlaſſen. Er bot ihm ebenfalls 60 Thlr. Gehalt, und ſo blieb er. Nathuſius machte noch die Bedingung, daß er ihn beim Bankdirector Roſe empfehlen möchte, um ihm einſt eine Stelle ihn der Bank zu verſchaffen, welche der Endpunkt ſeiner Wünſche war. Der Principal verſprach auch dieß zu thun, und ihn dann gern zu entlaſſen, wenn er noch einige Jahre bei ihm bleibe.

Während dieſer Zeit ſetzte er bei beſſern Mitteln ſeine oben erwähnten Studien fort, weil ihn der Wunſch, eine Anſtellung in der Bank zu bekommen, noch mehr dazu antrieb. In dieſer Zeit war es, wo er ſich die fingirte Handlung anlegte.

Nach Verfluß von 3 Jahren ereignete ſich eine Vacanz in der Bank. Zu ſeinem Leidweſen erfuhr nun Nathuſius, daß die gewünſchte Empfehlung unterblieben ſei, ein Empfehlungsbrief aber den er dem Bankdirector behändigte, mußte nutzlos bleiben, da die Stelle bereits vergeben war.

Dieſe Verſäumniß des Principals verdroß Nathuſius dermaßen, daß er den Entſchluß faßte, nicht länger bei ihm zu bleiben, und da er aus den Zeitungen erfuhr, daß die damals berühmte Sengewald'ſche Handlung in Magdeburg einen erſten Buchhalter ſuchte, ſchrieb Nathuſius an Sengewald, erzählte ihm ausführlich die Geſchichte ſeiner Bildung, was er gethan und wie er ſich für größere Handelsgeſchäfte vorbereitet habe, und bat, es mit ihm zu verſuchen und ihm nur die unterſte Stelle auf dem Comptoir anzuvertrauen. Der Brief machte auf Sengewald einen ſo vortheilhaften Eindruck, daß er ihm antwortete, wenn er das an ihn erlaſſene Schreiben wirklich ſelbſt geſchrieben habe, ſo möchte er nur zu ihm kommen, er wolle ihm die vacante erſte Buchhalterſtelle anvertrauen. Dieſes erweckte in dem jungen Manne die größte Freude, und er bat um Entlaſſung bei ſeinem Principal, welcher ihn über ſeine Vermeſſenheit hart anließ, und ſagte, er hätte nicht geglaubt, daß er eine ſo unmäßige Einbildung von ſich haben und ſich zutrauen könne, eine Stelle zu begehren, welcher er ganz und gar nicht gewachſen ſei; er werde dort keine 14 Tage bleiben können, und mit Schimpf und Schande zurückgeſchickt werden; es werde ja dort doppelte Buchhaltung geführt, und überhaupt würden dort Kenntniſſe verlangt, von denen er gar

nichts wüßte. Vergeblich bemühte ſich Nathuſius, ihm durch Vorlegung ſeiner Arbeiten zu beweiſen, daß er Alles, was gefordert würde, für ſich betrieben habe. Der erzürnte Principal ſah ſie indeß kaum an, und behauptete dieß wären nur abgeſchriebene Sachen, die zu nichts helfen könnten, er ſelbſt ſei bei der Handlung grau geworden, und hätte die italieniſche Buchhaltung nicht begreifen können, wie wolle er ſie für ſich erlernt haben? „Laſſe Er,“ fuhr er gutmüthig fort, „den Hochmuth fahren und bleibe Er bei mir, ich meine es gut mit Ihm, und will auch ſeinen Gehalt um etwas erhöhen.“ Da Nathuſius ſeinen Vorſatz nicht aufgeben wollte, wurde Herr böſe, aber ſein Unwille ſprach ſich doch ſehr rührend für Nathuſius aus. „Gut!“ ſagte er, „Er glaubt ſein Glück zu machen, ich bin aber überzeugt, er rennt in ſein Unglück. Ich bin Ihm gut, deßhalb rathe ich Ihm ab. Aber damit Er nicht denke, ich rede ſo, weil ich Ihn nicht fortlaſſen will, ſo gehe Er in Gottes Namen und verſuche Sein Heil. Ich will Seine Stelle 4 Wochen unbeſetzt laſſen. Geht's dort nicht, wie ich gewiß glaube, ſo komme Er wieder zu mir zurück, und ich will Ihn als Freund und Vater ſo aufnehmen, als ob gar nichts zwiſchen uns vorgefallen wäre.“

Nathuſius wurde am Ende ſelbſt mißtrauiſch gegen ſich, und die Wohlgewogenheit und Güte des Principals, die ſich in ſeiner Rede ausſprach, rührte ihn. „Es wäre freilich traurig, wenn ich mich in mir ſelbſt irren ſollte, und das nicht leiſten könnte, was ich zu verſtehen glaube. Ich bitte Sie daher, Hr. Herr, mir ein Billet an den Hrn. Bankdirector Roſe zu geben und denſelben zu erſuchen, mich in der Buchhaltungswiſſenſchaft zu examiniren, damit Sie und ich erfahren, ob ich mir bloß einbilde etwas zu wiſſen, oder ob ich es wirklich weiß.“ Herr erfüllte die Bitte; Nathuſius packte einige ſeiner Schriften, ſeine Correſpondenz, ſein Hauptbuch, ſein Journal ꝛc., die er für ſich geführt hatte, zuſammen, und erſchien bei Hrn. Roſe. Dieſer trug das Examen dem Buchhalter Bandow auf, welcher ihn anfänglich faſt mitleidig anſah, und nachdem er ſich hatte erzählen laſſen wie er es angefangen, um ſich ſeine Kenntniſſe zu erwerben, einige Blicke auf ſeine Schriften warf und meinte, es ſeien dieſes wohl Abſchriften aus Büchern. Da Nathuſius ihm nun verſicherte, daß er Alles aus dem Kopfe entworfen, entgegnete er ihm, daß

eine ernſtlichere Prüfung eine längere Zeit erfordere, als er jetzt habe, und er den andern Tag wieder kommen möge.

Bandow hatte indeſſen die Manuſcripte durchgeſehen und von Nathuſius eine andere Meinung gewonnen. Als er ſich nun mit ihm in eine mündliche Unterredung einließ, und fand, daß Nathuſius über Alles, was er geſchrieben, deutliche Rechenſchaft geben konnte, daß er die Buchhaltung vollkommen begriffen, ſeine Correſpondenz und ſein Hauptbuch richtig und zuſammenhängend geführt, über Alles deutlichen und hinreichenden Aufſchluß geben, auch ſchwere Rechnungsaufgaben geſchwind löſen und die rationellen Grundſätze entwickeln konnte, ging er immer in ein tieferes und ſtrengeres Examen ein, und äußerte dann ſeine Zufriedenheit. Er ſtellte ihm nicht nur ein vortheilhaftes Zeugniß aus, ſondern machte ihm auch bei ſeinem nächſten Beſuche folgende Eröffnung: er ſei ein alter Mann und ſuche ſchon längſt Jemand, der ihm beiſtehe, und den er dann als ſeinen Adjunct beim Miniſterium empfehlen wollte. Wenn er dazu Neigung habe, ſo möchte er in Berlin bleiben, und er hoffe, das Miniſterium würde ſeiner Empfehlung entſprechen.

Nathuſius gerieth über dieſen Antrag in wahres Entzücken, denn bei der Bank, und noch dazu eine ſo hohe Stelle zu erhalten war ja von jeher das Ziel aller ſeiner Wünſche geweſen. Indeß glaubte er doch dieſe mäßigen zu müſſen, und zweifelte, daß das Miniſterium ihm, als einem jungen noch unbekannten Diener eines Krämers, Aufmerkſamkeit ſchenken möchte, und es ſchien ihm daher angemeſſener, vor der Hand die Anſtellung in Magdeburg anzutreten, daſelbſt auf einem ſo anſehnlichen Comptoir ſich zu üben und Ruf zu verſchaffen, und bat Bandow, ihn dann vorzuſchlagen. Letzterer ging darauf ein, und ſo ſchied Nathuſius von ihm, und nahm deſſen Achtung und gute Wünſche mit ſich.

Als ſein Principal das Urtheil des Buchhalters über Nathuſius erfuhr, veränderte ſich plötzlich das ganze Betragen gegen ihn. Er bewies ihm von jetzt an die größte Achtung und Werthſchätzung, und ertheilte ihm den ehrenvollſten Abſchied. Beide ſchieden als herzliche Freunde im beſten Vernehmen, wobei ihm Herr das Verſprechen abnahm, wieder in ſein Haus zurückzukehren wenn es ihm in ſeiner neuen Lage nicht gefallen ſollte.

Nathuſius war eben 24 Jahr alt, als er in der Handlung

Sengewalds in Magdeburg als erſter Comptoriſt Anſtellung fand. Seine Einführung auf dem Comptoir war feierlich. Der Principal wies ihm ſeine Stellung an, und ſchärfte den übrigen Comptoriſten ein, ihn als ihr Oberhaupt und in ſeiner Abweſenheit als Principal anzuſehen und ſeinen Anordnungen zu folgen. Er erhielt gar bald eine große Autorität in der Handlung, führte einen beſſern Geſchäftsgang ein, und vernahm täglich Aeußerungen des Principals über ſeine Zufriedenheit.

In der Sengewald'ſchen Handlung herrſchte in der Geſchäftsführung eine gewiſſe Unordnung, indem die Hauptbücher auf 3 Jahre zurück waren; Nathuſius ſollte dieß nachholen. Da er aber fand, daß dieß bei den vielen laufenden Geſchäften unmöglich ſei, ſo that er Sengewald den Vorſchlag, die alten Bücher lieber gänzlich zurückzuſtellen, und auf den Grund einer Inventur neue anzulegen. Allein dazu war Sengewald nicht zu bringen, ſondern die Sache wurde abgelehnt und aufgeſchoben. Hierdurch kam Nathuſius auf den nicht ungegründeten Verdacht daß Sengewald ſeinen eigenen Vermögensumſtänden ſelbſt nicht traute und ſich ſcheute, auf den Grund zu kommen. Sengewald ſtand ſeit dem Jahre 1776 mit Ballenſtädt in Compagnie, und hatte ſich ſeit 1780 getrennt. Von dieſer Zeit an waren die Hauptbücher zurück. Aus deu Büchern der Societätshandlung, die wegen eines Proceſſes lange auf dem Rathhauſe gelegen hatten, entnahm Nathuſius, daß jeder Geſellſchafter bei der Theilung nur 6000 Thlr. gehabt hatte. Dieſe konnten leicht eingehandelt ſein, da Sengewald zum Theil gewagte Geſchäfte betrieb, ſich viel in Getreidehandel eingelaſſen und ſich oft durch Wechſelreiterei geholfen hatte.

Nathuſius hatte ſich jedoch im erſten halben Jahre Sengewalds volles Zutrauen erworben und bereits auf den Principal Einfluß gewonnen. Ein Beiſpiel mag das beweiſen. Sengewald hatte einen Bruder in Hamburg, mit dem er Wechſelgeſchäfte in blanco trieb, der aber auch in beſchränkten Umſtänden lebte, jedoch dabei unternehmend war. Dieſer ſchrieb, daß der Roggen in Hamburg ſchon geſtiegen wäre, und daß, wenn er von Riga bezogen würde, wohl 30 Proc. dabei zu verdienen ſeien. Er habe bereits eine Ladung verſchrieben, weil er glaube, der Bruder würde ſich zur Hälfte für das Geſchäft intereſſiren, und mithin auch die

Hälfte des Geldes dazu anſchaffen, und überſchickte zugleich den Calcul. Der Principal ſehr darüber erfreut, behändigte Nathuſius Brief und Calcul zum Berechnen, und trug ihm auf, dem Bruder zu ſchreiben, daß er in das Geſchäft eingehen wolle und daß er auf ihn rechnen könne.

In dieſem Briefe machte Nathuſius für ſich den Zuſatz: „Aber, lieber Bruder, ich gebe Dir wohl zu erwägen, ob wir nicht zu ſpät auf den Markt in Riga kommen und daher in höhere Preiſe fallen. Deßhalb iſt es nöthig, daß Du den Preis, ſo wie er im Calcul ſteht, limitireſt. Andere, welche in Riga zuerſt wohlfeil gekauft, kommen früher als wir auf den Markt zu Hamburg. Dadurch wird der Preis wohlfeiler, und wir können ſtatt Vortheil leicht Schaden haben.“ Dieſen Brief legte Nathuſius dem Principal zur Unterſchrift vor. Dieſer ward darüber ſtutzig, und das Geſchäft ward abgeſchrieben. Dieß war ein großes Glück für die Handlung, denn was Nathuſius geahnet hatte, traf ein. Die Preiſe waren in Riga geſtiegen und fielen bei der Ankunft der vielen Vorräthe in Hamburg, ſo daß viele Speculanten dabei großen Schaden litten.

So gewann nun Nathuſius Sengewalds vollſtes Zutrauen und leitete faſt Alles allein. In dieſer erfreulichen Lage mochte er auch auf die erhaltenen Vorſchläge ſeines alten Principals nicht eingehen, der ihn einlud nach Berlin zurückzukehren, ihn zu ſeinem Compagnon zu machen und zum Erben ſeines Vermögens einzuſetzen, weil er keine Kinder hätte und von ihm treuen Beiſtand erwartete. Auch der Buchhalter Bandow erinnerte ihn an ſein Verſprechen. Durch das Zutrauen beider Männer fand er ſich ſo geſchmeichelt, daß er ſich entſchloß, Berlin zu beſuchen. Bandow fand er todt und das Anerbieten ſeines Lehrherrn lehnte er zwar ab, ward aber dadurch doch ſehr gerührt, und ſchied in größerer Freundſchaft von dem ihm ſo wohlwollenden Manne.

Von Sengewald genoß Nathuſius die freundſchaftlichſte Behandlung. Jedoch dauerte es nicht lange, daß Sengewald ſtarb. In ſeinem Teſtamente hat dieſer verordnet, daß, wenn die Handlung nach ſeinem Tode fortgeſetzt werden ſollte, dieſes nicht anders geſchehen könnte und ſollte, als wenn Nathuſius Compagnon und Dirigent derſelben würde.

Nathuſius bat ſich, als die Erben ſeine Erklärung hierüber

forderten, einige Bedenkzeit aus, um erſt den Vermögenszuſtand des Verſtorbenen genau zu erforſchen. Er nahm eine vollſtändige Inventur auf, und fand, was er ſchon vermuthet hatte, daß der Vermögenszuſtand höchſt mißlich war und Activa und Paſſiva ſich völlig ausglichen, ſo daß für die Familie ſo viel als nichts übrig blieb. Deſſen ungeachtet war er nicht abgeneigt, ſich in die Handlung einzulaſſen, wenn er ſich nur erſt eines ſichern Bodens vergewiſſert hätte. Er reiste nach Hamburg zum Bruder des verſtorbenen Principals. Sie hatten ſich gegenſeitig Credit **in blanco** gegeben, und die Wechſelreiterei ſtark betrieben, ihre Lage ſtand ſo, daß, wenn der eine brach, der andere, wie eine große Reihe von Häuſern mit ihnen, fallen mußte; und Nathuſius offenbarte deßhalb dem Hamburger Bruder den Vermögenszuſtand ſeines verſtorbenen Principals und deſſen letzten Willen. Er erklärte, daß er zwar bereit ſei, dieſen zu erfüllen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Bruder des Verſtorbenen ihm den bisherigen Credit verſtatte, auch mit ihm Geduld haben wolle, wenn Fälle einträten, wo er nicht ſo prompt Rath ſchaffen könnte, als es der Handelskredit ſonſt fordere. Da der Hamburger Sengewald einſah, wie nothwendig für ihn ſelbſt die Aufrechthaltung des Magdeburger Hauſes war, und er überdieß großes Zutrauen zu Nathuſius gefaßt hatte, ſo entſprach er dem Geſuche Nathuſius, der nun förmlich das Geſchäft unter der Firma: Richter (Schwiegerſohn des Principals) und Nathuſius übernahm, aber dabei den Vermögenszuſtand ſeines Hauſes verbarg.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Gedanken, Anſichten und Maximen.

Die Liebe des Vaterlandes iſt das kräftigſte Mittel, welches man anwenden muß, um die Bürger zu lehren gut und tugendhaft zu ſein; ihren eigenen Willen dem Willen der Geſammtheit zu unterwerfen. In der That durch dieſe Liebe des Vaterlandes wurden die größten Wunder der Tugend erzeugt.

(J. J. Rouſſeau.)

Nichts trägt ſchnellere und gewiſſere Zinſen, als eine gewiſſe Selbſtüberwindung. Jeder Tag lagert einiges Läſtige vor uns hin,

das, wenn wir uns nicht allſobald zum Wegräumen entſchließen, als ein verworrener Wuſt von Dingen uns überwächſt und unſer klares Daſein trübt. (Bührlen.)

Wer ſeinem eigenen Ruhme vor dem Gefühle der Menſchlichkeit den Vorzug gibt, iſt ein ſtolzes Ungeheuer, und kein menſchliches Weſen. (Fenelon).

Lernet das Gute, das ihr heute habt erkennen und genießen, ſo werdet ihr auf geſtern mit Zufriedenheit, auf morgen mit Hoffnung ſehen, und alſo heute wie erſehnt dreifach genießen. Aber das iſt das Unglück, daß ihr die guten Kräuter, die in euerm Garten wachſen nicht achtet und nach fremden Gewächſen lüſtet, die ihr mit Mühe und Unkoſten herbeiſchafft, um euch den Magen zu verderben. (Deme).

Man muß ſein Glück, wie ſeine Geſundheit regieren, daſſelbe genießen, wenn es gut iſt und Geduld haben, wenn es uns drückt; und nie ohne die äußerſte Nothwendigkeit große Heilmittel anwenden. (La Rochefoucauld).

Ich beneide den Sterblichen, der ein gefahrloſes Leben vollbracht, ungekannt, ungerühmt; die in Ehren leben, beneide ich nicht. (Euripides).

Oft wohnt beſcheidenes Verdienſt weit über eiteln Pomp erhaben, in niedriger Verborgenheit. (Thomſon).

Glücklich derjenige, dem der Himmel ein Stück Brod gibt, ohne die Verbindlichkeit einem Andern dafür zu danken, als nur dem Himmel allein. (Cervantes).

Menſchen vom Glücke begünſtigt beſſern ſich ſelten, ſie glauben immer Recht zu haben, wenn daſſelbe ſie auf ihrem verkehrten Wandel unterſtützt. (La Rochefoucauld).

Der Menſch hat zwei Richter, deren Urtheil er nicht entgehen kann, das Gewiſſen und das Publikum. Er kann dem leztern ausweichen, aber nie entſchlüpft er dem erſtern. (St. Lambert).

Wie glücklich wäre die Erde und wie ſchnell würde das Menſchengeſchlecht auf der Bahn, auf welcher es niemals ſtille ſtehen ſoll vorwärts ſchreiten, wenn das Recht immer in Ehren gehalten und die Pflicht immer erfüllt würde. (Lamennais).

Das Recht iſt's, das da frei macht; aber die Pflicht iſt's, die da einigt. Und die Einigung iſt das Leben. (Lamennais).

Die einzige Kraftäußerung, mit welcher wir uns auf dem gähen Pfade zum Verderben aufhalten, zeugt allein von einer größern Stärke der Tugend, als hundert gerechte Handlungen.
(Goldſmith).

Der Weinſtock trägt dreierlei Trauben; die eine bringt Vergnügen, die andere Trunkenheit und die dritte Schmach und Schande.
(Epictet).

Diejenigen welche kleine Vorurtheile bekämpfen, haben nicht ſelten die allergrößten. (Kornmann).

Mittelmäßige Geiſter verdammen gewöhnlich das, was über ihre Fähigkeit hinausgeht. (La Rochefoucauld).

Der Menſch hat bereits kein Uebel, als das, welches er ſich ſelber ſchafft und dieß nicht ſelten ohne Mühe und Anſtrengung. Theuer läßt uns die Natur die Geringſchätzung ihrer Lehren bezahlen. (J. J. Rouſſeau).

Lebensregeln, Weisheits- und Sittenlehren und Sprüchwörter.

Sittliche Grundſätze und Lebensregeln.

Vernimm mein Sohn, (ſo ſprach ein alter, erfahrener und weiſer Vater zu ſeinem von ihm ſcheidenden geliebten Sohne) — vernimm die treuen Lehren deines Vaters, und erinnere dich daran, wenn du in der Entfernung meine dich warnende Stimme nicht mehr hörſt. Du gehſt nicht geringen Gefahren entgegen, aber unter der Leitung der Vernunft und der Religion wirſt du unverlezt und glücklich hindurch kommen, zumal wenn du folgende und ähnliche Regeln beobachten willſt:

1) Ohne Menſchenkenntniß in die Welt eintreten, heißt, bei finſterer Nacht ohne Fackel durch einen gefahrvollen Wald gehen.
2) Willſt du die wahren Geſinnungen eines Menſchen gegen dich mit gewiſſer Zuverläſſigkeit erfahren, ſo gib acht, wie er es mit Andern treibt, die in eben dem Verhältniſſe mit ihm ſtehen; wie er von ihnen in ihrer Abweſenheit anders ſpricht, als in ihrer Gegenwart ſo von dir.
3) Beim Anfang einer neuen Bekanntſchaft an einem fremden Orte, deſſen Verfaſſung, Menſchen, Sitten und herrſchende Vorurtheile dir alſo auch nicht bekannt ſein können, ſei zurückhaltend und beobachtend, doch ohne Beides merken zu laſſen.
4) Fliehe den Religionsſpötter; fliehe den, der über Laſter ſcherzt und Miſſethaten für ein Poſſenſpiel hält. Wer Gott und die Religion nicht achtet, wird er dich achten?
5) Die Wahl deiner Geſellſchaft iſt von äußerſter Wichtigkeit; ſage mir, mit wem du umgehſt, und ſo will ich dir ſagen, was du für ein Mann biſt.
6) Bemühe dich weniger, deine Gedanken und Geſinnungen Andern zu entdecken, als von Andern die ihrigen zu erfahren.
7) Es iſt beſſer, du bewahreſt dein Geheimniß, als ein Anderer.

8) Leute, die gern in die Geheimniſſe Anderer eindringen, ſind keiner Vertraulichkeit fähig.
9) Zu viel von den Menſchen erwarten, iſt eben ſo nachtheilig für unſere Ruhe, als ihnen zu wenig zutrauen.
10) Argwohn vertreibt die beſten Freunde.
11) Man muß boshafte Menſchen nicht fürchten, ſondern fliehen.
12) Meide den wie einen Feind, der immer nur Ja ſagt, Zehnmal denkt er dabei im Herzen: Nein.
13) Bleibe feſt darauf, nicht das Geringſte zu verſprechen, wovon du nicht völlig gewiß biſt es ſo halten zu können, wie du es verſprochen haſt. — Wahrhafter Mund beſteht immerdar.
14) Gefälligkeit vereint mit Redlichkeit und zuvorkommender Güte, ſind die beſten Empfehlungsſchreiben, die du überall mitbringen kannſt.
15) Der Weiſe weiß gut, leicht, genau und zu rechter Zeit zu ſprechen.
16) Erlaube dir keine Geſpräche von Dingen, über welche dein Mitmenſch erröthen muß.
17) Spiele nicht die Rolle eines Witzlings, am wenigſten auf Koſten Anderer; dieß verräth nie einen guten Charakter, und ſelten erwirbt man dadurch Achtung für ſich, daß man Andere zu lachen macht.
18) Der Witz iſt ein zweiſchneidig Schwert; es verlezt den Andern und dich ſelbſt.
19) Suche im geſelligen Umgange mehr die Unterhaltung Anderer geltend zu machen, als ſelbſt zu glänzen.
20) Rede frei, wo dein Gewiſſen es heiſcht. Unvorſichtige Freimüthigkeit iſt nicht Jedem willkommen. Du machſt dir Feinde ohne daß es nöthig geweſen wäre.
21) Dulde die Meinungen Anderer, die nicht Grundlagen zu ſchlechten Handlungen ſind, wenn du ſie nicht eines beſſern belehren kannſt.
22) Wenn du Anderer Fehler nicht entſchuldigen kannſt, ſo ſchweige wenigſtens davon.
23) Höflichkeit gehört unter die ſchönſten Bande des geſelligen Lebens, und iſt diejenige Eigenſchaft, wodurch die Zufriedenheit im Umgange mit Menſchen vollendet wird.

24) Freundlichkeit gegen Leute, die weniger ſind als wir, bringt gewiß dem, der ſie ausübt, eben ſo viel Ehre, als ſie demjenigen Vergnügen macht, der dadurch aufgemuntert wird.

25) Thue nichts, wodurch du Jemanden eine Freude verdirbſt, wenn ſie auch noch ſo unbedeutend wäre.

26) Das einzige, was du den Menſchen zeigſt, ſei deine Liebe; alle deine andern Tugenden verbirg, wie ein Heuchler ſeine Laſter.

27) Der hat eine Wohlthat empfangen, der ſie einem Würdigen erwieſen hat.

28) Das allerſüßeſte Vergnügen iſt und ſei dir ſtets: dem Andern erlaubte mit deinem Vermögen im Verhältniß ſtehende Vergnügen zu machen.

29) Die wahre Großmuth iſt uneigennützig, daß ſie weder an Dankbarkeit, noch an Undankbarkeit voraus denkt.

30) Sei demüthig ohne kriechende Erniedrigung, die immer nur ein heimlicher Hochmuth iſt.

31) Vergilt das Böſe mit Gutem; aber entweihe die göttlichſte Handlung, welcher der Menſch fähig iſt, ja nicht durch den Vorſatz, deinen Feind zu beſchämen.

32) Durch eines Feindes Bosheit gebeſſert werden, heißt: eine große Wohlthat empfangen.

33) Der Weiſe zieht mehr Vortheil von ſeinem Feinde, als der Thor von ſeinem Freunde.

34) Verſüße die bittere Wahrheit mit einem Zuſatz vom Zeichen der Achtung gegen den, dem du ſie ſagen mußt; ſo wirſt du auch den Feind dir zum Freunde zu machen wiſſen.

Sprüchwörter *)

Arbeitſamkeit und Fleiß. Eine kräftige Fauſt iſt beſſer als ein zierlicher Bart.

Vom Ackerpfluge zum Waſſerkruge.

Je mehr man den Boden pflügt deſto fruchtbarer wird er.

Vor die Laſt, dann die Raſt.

(* Aus Wanders Scheidemünze 2 Bd. Leipz

Wer den Boden mit eigenem Schweiße düngt, dem wächſt Gottes Segen darauf.

Sagt das Glück eins, ſo ſpricht die Arbeit zwei.

Wo Berge abzutragen ſind, da reicht das Händereiben nicht hin.

Den Arm regen, heißt den Leib pflegen.

Erſt ſpring, dann ſing.

Arbeite früh, ſo haſt du des Mittags Brüh.

Ein Finger der thut, iſt mehr werth, als eine Hand, die ruht.

Bedürfniß. Große Löffel machen kleine Schüſſeln bald leer.

Eine Rieſe ißt mit keinem Theelöffel.

Das größte Schiff iſt ein kleiner Brocken für's Meer.

Große Küche — großer Schornſtein.

Ein Armer kann ſchwelgen, wo ein Reicher vom Darben ſpricht.

Beharrlichkeit. Ein Anlauf nimmt keine Feſtung.

Ein Blaſen erweckt kein Feuer.

Auf einen guten Fiſch wartet der Fiſcher nicht zu lange.

Wen der erſte Sprung nicht über die Schwelle bringt, der muß noch einen wagen.

Beiſpiel. Gut Beiſpiel iſt eine Glocke, die zur Kirche ruft.

Dem Widder folgen die Lämmer.

Wie des Vaters Athem, ſo riecht's auch dem Sohne aus dem Munde.

Wenn die Thurmuhr geſchlagen, ſo klingen auch die Hausuhren.

Beruf. Wenn der Tiſchler den Hobel verkauft, wird er bald betteln gehn.

Wenn die Wächter in die Schenke gehen, müſſen die Spieße Wache ſtehn.

Wer will hoch ſitzen, muß früh und ſpät ſchwitzen.

Hohe Gebäude trifft der Blitz am erſten.

Beſcheidenheit. Wenn die Sonne ſcheint, verbirgt ſich der Mond.

Beſſerung. Mancher ergibt ſich Gott, wenn ihn der Teufel abdankt.

Jäteſt du, ſo greif nach der Wurzel!

Erſt ſelber glatt, dann Andere hobeln.

Beicht macht leicht.

Bekannte That — das beſte Bad.

Wer rein werden will, muß nicht ſeinen Nachbar in's Bad ſchicken.

Beſtimmung. Wen Gott zum Krieger beſtimmt hat, dem ſchmiedet er auch die Waffen.

Wenn der Same reif iſt, ſpringt die Kaſpel auf.

Was zum Hämmerlein gemacht iſt, wird nie ein Hammer werden.

Wenn das Leder nicht zu Pantoffelln reicht, ſchneide keine Stiefeln zu!

Bildung. Ein Sonnenſtrahl macht keinen Tag.

Was für die Ewigkeit ſoll, muß man nicht mit Waſſerfarbe ſchreiben.

Es iſt nicht leicht aus einem Klotz einen Zahnſtocher zu ſchnitzen.

Wer auf den Gipfel will, muß beim Fuß anfangen.

Oft wird aus dem größten Klotze die ſchönſte Säule.

Ein guter Edelſtein findet überall gute Faſſung.

Auf einem Berge ſieht man mehr, als auf zehn Hügeln.

Die Fackel der Wahrheit hat kein Feuer für Mordbrenner.

Die Sonne leuchtet ſich nicht aus, wenn auch die Bettler ſehen.

Das Gewiſſen eines Irrlichts verträgt den Sonnenſchein nicht.

Gemalte Fenſter machen die Stube nicht hell.

Ein Licht, das Gott angezündet, das kann der Teufel wohl an=, aber nicht ausblaſen.

Ehre. Verdienſt ſind die beſten Ahnen.

Ehre iſt der Tugend Lieblingstochter.

Keine Ehre ohne Gefahr.

Glasſcherben muß man nicht in Gold einfaſſen.

Was nüzt der Lorbeer auf dem Kopf bei einem leeren Magen.

Keiner iſt ſo groß, dem nicht ein Knabe ein Loch in den Kopf werfen könnte.

Wer einen Orden hat, verſteckt ihn nicht unter den Rock.

Mancher ſteigt einen Zoll, um ſieben Klafter zu ſinken.

Willſt du den Preis, ſo opfere Fleiß.

Beſſer vor Hunger ſterben, als ſich mit der Schande füttern.

Wenn der Teufel Kronen austheilt, ſo erhält er viele Seelen.

Wer ſich täglich im Weihrauch badet, den erſtickt der Rauch.

Große Ehr' macht den Beutel leer.

Wo der Ruhm am höchſten, iſt der Fall am nächſten.

Eigenthum. Eigener Rock wärmt mehr als ein geſchenkter Mantel.

Kein Gericht beſſer, als was man auf eig'nem Herde kocht.

Aus eig'nem Faſſe ſchmekt der Wein gut.

Gut verloren — Blut verloren.

Erfahrung. Es bekommen nicht Alle Beulen, die ſich ſtoßen.

Auf einen ſteinernen Kopf gehört eine Mütze von Gußeiſen.

Erziehung. In weiches Wachs kann man Teufel und Engel drucken.

Wo die Natur den Samen nicht treibt, da hat die Kunſt umſonſt gepflügt.

Wer Zähne hat, dem gehört keine Amme.

Ein ſtrenger Gärtner ſchneidet jeden Zweig ab, der über ſein Maaß wächst.

Was ſtaubige Eltern gewonnen, verzehren blanke Kinder.

Wenn die Eltern Wolken ſammeln, ſo kommt das Gewitter über die Kinder.

Eine gute Mutter hört das Walzerſpiel nicht, wenn ihr Kind ſchreit.

Falſchheit. Hüte dich vor Engelsblicken, wenn der Teufel ſie ſchickt!

Ein Uhrzeiger iſt auf der einen Seite Herz, auf der andern Pfeil.

Es iſt ein böſer Menſch, der einen Tigerkopf und Schlangenſchwanz hat.

Aus einem Becher kann man nicht Eſſig und Honig zugleich trinken.

Fehler. Kein Engel ohne Mängel.

Wer einen ſchlimmen Fuß hat, dem bleibt kein Schuh gerade.

Es gibt Steine, über die auch ein Kluger fällt.

Mannigfaltiges.

Vereine und Anſtalten.

Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfwiſſenſchaften in Frankfurt a. M. hat am 28 Nov. v. J. ihre 25 jährige Jubelfeier begangen. Eine Ueberſicht deſſen, was dieſelbe in den verſchiedenſten gemeinnützigſten Richtungen gewirkt und gethan, war höchſt befriedigend. Ihre Sonntags- und Gewerbsſchule, der von ihr begründete Gewerbeverein, ihre Sparanſtalten, ihre Sorge für Förderung des Feld- und Gartenbaues, ihre Sittlichsanſtalt für die dienende Klaſſe, ihre Blindenanſtalt und

vieles Andere zeugen fortdauernd davon, was vereinte Kräfte vieler Einſichtigen für das Gute und Nützliche in der Menſchengeſellſchaft zu leiſten vermögen. (A. A.)

In der preuß. Uckermark hat ſich ein Verein gebildet, um durch Stiftung eine Leſebibliothek der ländlichen Bevölkerung Bücher zum Leſen darzubieten, welche Geiſt und Herz zu veredeln und nützliche Kenntniſſe zu verbreiten geeignet ſind.

Verſicherungsweſen. Die rühmlichſt genannte Lebensverſicherung für Deutſchland in Gotha hat an ihrem letztabgelaufenen Geſchäftsjahre eine Summe von 280,000 Thlr. an die Hinterbliebenen von 155 geſtorbenen Mitgliedern vergütet. Während dieſes Jahres wurden wieder 1,600,000 Thlr. neue Verſicherungen auf das Leben von etwa 1,000 Perſonen lautend, abgeſchloſſen, ſo daß der Verſicherungsſtand am Schluß des Jahres 10,880 Verſicherte mit einer Verſicherungsſumme von 17,660,000 Thlrn. erhob. Die Einnahme an Prämien und Zinſen betrug 740,000 Thlr. und der Fonds ſtieg an nahe 3 Millionen Thlr. Die Dividende vom Jahre 1837, nach fünfjähriger Aufbewahrung im Sicherheitsfonds 1842 ausbezahlt, beträgt 20 Prozent. (S. Gew. B).

Die Pariſer Sparkaſſe hat im Jahr 1841 ſowohl in Einzahlungen, als in am Ende Dezember kapitaliſirten Zinſen die Summe von 40,041,548 Fr. 30 Cent. eingenommen. Heimgezahlt hat ſie 26,911,458 Fr. 78 Cent. Der Zuwachs im Jahre betrug ſonach 13,130,089 Fr. 52 Cent.

Berlin. Am 24. Jänner wurde hier die allgemeine Feier des Geburtstages Friedrich des Großen durch den „Verein für Gewerbfleiß," der bekanntlich ſein Stiftungs-Feſt auf dieſen Tag gelegt hat begangen. Die Theilnahme für dieſes aus dem Kern praktiſcher Intelligenz und geſunder Volksbildung hervorgehende Feſt wird in jedem Jahr größer. Der Verein feiert ſein 21ſtes Jahresfeſt. Er zählt jezt über 1,000 Mitglieder, unter denen ein Dritttheil einheimiſche, zwei Dritttheile auswärtige. Das Vermögen der Geſellſchaft beträgt jezt 35,000 Thlr. ungerechnet die beiden großen ihr zugehörigen Stiftungen, von denen die ſogenannte Seydlitz'ſche 110,000 Thlr. beträgt, von deren Zinſen jährlich 12 junge Leute, die ſich dem Gewerbfach widmen, anſehnliche Stipendien erhalten, die andern, die von dem Rath Weber herrührt 10,000 Thlr. vermag, von deren Zinſen in jedem Winter populäre Vorleſungen für Handwerker über Phyſik, Chemie, Mathematik u. dgl. gehalten werden. (A. Z.)

Die Wiener Landwirthſchaftsgeſellſchaft hat beſchloſſen, neben den bisherigen Mitgliedern künftig auch Wirthſchaftsbeſitzer aus dem Gewerbe- und Bauernſtand aufzunehmen. Solche Mitglieder ſollen keinen Geldbeitrag zahlen.

Zu Calw in Würtemberg iſt ein Verein zuſammengetreten, welcher Verſuche mit dem Eſſen des Pferdefleiſches anſtellen und daſſelbe befördern will. Die Dänen ſind bis jetzt in Europa das einzige Volk, welches das Vorurtheil gegen das Pferdefleiſch überwunden hat. Es beſteht in Kopenhagen eine eigene Pferdeſchlächterei, welche der Aufſicht der Thierarzneiſchule unterworfen iſt.

Volksbildung und Veredlung.

Wer die Quellen der Armuth ſicher abgraben will, muß die Kinder der Armen zu ſittlicher Bildung führen, mit nützlichen Kenntniſſen für ihr Fortkommen ausſtatten und den Sinn des Fleißes in ihnen wecken und nähren. Das geſchieht zu Darmſtadt durch eine Knaben-Arbeits-Anſtalt, die ſeit 12 Jahren von einem wohlthätigen Verein gepflegt und erhalten wird. Eine Schrift: „Die Knaben-Arbeits-Anſtalt zu Darmſtadt; nebſt Andeutungen über ihre Nachbildung für Stadt und Land,“ Darmſtadt, bei Jonghaus, gibt Beamten, Geiſtlichen, Schullehrern und Ortsvorſtänden ſehr beachtungswerthe Fingerzeige, was ſie wohl ihres Orts hierin thun könnten. Man muß nur Liebe zu guter Sache haben. (A. A.)

K. Reinthaler, Vorſteher des Martinſtiftes in Erfurt, fährt fort das gute Werk der Volkserziehung mit unermüdetem Eifer zu betreiben. Sein in bekannter Weiſe abgefaßter 21. Jahresbericht von 1840 gibt davon gutes Zeugniß. Die Anſtalt ſorgte wieder geiſtig und leiblich für 108 eigentliche Zöglinge und 387 Kinder der Erwerbſchule. Der König von Preußen, ſeit lange ein treuer Gönner des Martinſtifts, hat die Baukoſten zu deſſen neuer Herſtellung mit 26,000 Thlr. genehmigt. (A. A.)

Der Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften in Sachſen unter der Leitung des Kirchen- und Schulraths Dr. Döhner in Zwickau hat zum Zwecke: im Einklang mit dem Geiſte des Chriſtenthums durch paſſende im Volkstone abgefaßte Schriften, die Segnungen einer vernünftigen und zeitgemäßen Aufklärung und chriſtlicher Geſittung ſoviel als möglich allgemein, namentlich auch zum Eigenthume der untern und ärmern Volksklaſſe zu machen. Dieſer Verein hat jetzt zwei Schriften herausgegeben, die in alle Dorf- und Volksbibliotheken aufgenommen zu werden verdienen. Die erſte hat den Titel: „Vater Richard oder bete und arbeite. Eine Erzählung zunächſt für Landleute; von K. J. Kell,

Rektor an der Bürgerſchule zu Kirchberg.“ Sie iſt eine gelungene Darſtellung des Landmannes, wie er ſein ſollte, in das anſprechende Gewand der Erzählung gekleidet, die auch den Leſeſcheuen feſſeln möchte. Die zweite Schrift iſt von dem bekannten Volksſchriftſteller G. Nieritz verfaßt und ihr Titel lautet: „Wie die arme Gertrud ihre Kinder leiblich und geiſtig erzog.“ Es kann nicht fehlen, daß dieſe praktiſche Erziehungsſchule, auf chriſtliches Gottvertrauen und Redlichkeit gegründet, ihren Weg in die Herzen des Volks finden wird.

Veredlung und Verbeſſerung der Arbeiterklaſſen in England. Das mit der ſchwankenden Lage der Arbeiterklaſſen in England wachſende Mißtrauen unter denſelben gegen die Arbeitsherren hat viele Menſchenfreunde unter den Leztern veranlaßt, auf Mittel zu denken, dieſes Mißtrauen zu entfernen, und zugleich durch eine freiwillige Erziehung und Bildung ihrer Arbeiter dieſelben in den Stand zu ſetzen, ſowohl ihre Lage zu verbeſſern, als ſie aus dem Schmutz der Unſittlichkeit und Gemeinheit zu erheben. Ein gewiſſer Hr. Fairborn, Fabrikant in Mancheſter hat zu dieſem Zwecke unlängſt eine Schrift herausgegeben, worin er die Frage beantwortet: „Sollen die arbeitenden Klaſſen Bildung und Unterricht empfangen.“ Neulich nennt man einen zweiten ſolchen Menſchenfreund und Ehrenmann, Hr. Marſchall, einer der reichſten Spinnereibeſitzer in Großbritannien, deſſen Etabliſſement das größte Werk der Welt genannt werden kann. Er iſt der ſtandhafte Vertheidiger der arbeitenden Klaſſen gegen die gegen dieſelben gerichteten Vorwürfe, und ſelbſt das Mißtrauen, dem er oft von Seiten dieſer Klaſſen bei ſeinen menſchenfreundlichen Beſtrebungen begegnet, ſchreckt ihn nicht von der eifrigen Verfolgung ſeines Zieles ab. —

Aber die Beiſpiele ſolcher, die Bedürfniſſe ihrer Zeit erkennenden Fabrikanten ſteht nicht allein da. In einer nördlichen Grafſchaft Englands haben die dortigen Bergwerksbeſitzer ein umfaſſendes Syſtem moraliſcher und phyſiſcher Erziehung ihrer Arbeiter ins Werk geſetzt. Sie haben Schulen, ſowohl für die Abende der Wochentage, als für die Sonntage zum Unterricht der Kinder ihrer Arbeiter eröffnet. Sie haben zu dieſem Zwecke ein eigenes Gebäude beſtimmt, deſſen Säle an gewiſſen Tagen ebenfalls zum Unterricht der erwachſenen jungen Leute und zur Erholung für dieſelben dienen. Das Leſen nützlicher Schriften und Muſik ſind die vorzüglichſten Erholungen. Beſonders die letztere, welche vor allem zur Milderung der Sitten beiträgt, bildet den Hauptzug dieſes Syſtems. Mehrere junge Männer und Mädchen, die in den umherliegenden Töpfereien beſchäftiget ſind, haben ziemliche Fertigkeit im Singen erlangt. Mitglieder der Fabrikanten Familien haben ſelbſt den Unterricht darin übernommen. Auch eine landwirthſchaftliche Geſellſchaft iſt damit verbunden. Dreimal im Jahre wird eine kleine Ausſtellung veranſtaltet, wobei Preiſe vertheilt werden; dieß bezweckt Liebe zum Gartenbau zu erwecken, und die Gartenliebhaberei wirkt als eines der

größten Erſatzmittel des Wirthshauſes. Auch ein Spielplatz iſt angelegt worden; und auch dieß hat eine ähnliche günſtige Wirkung, indem es eine geſunde Gliederbewegung gewährt. Dieſes Syſtem erhält ſeine hauptſächlichſte Belebung dadurch, daß die Mitglieder der Fabrikanten perſönlich bei den Erholungen, Spielen und Muſebeſchäftigungen ihrer Arbeiter erſcheinen. „Sie halten,“ äußert der engliſche Berichterſtatter über dieſe Einrichtung, „ihre Arbeitsleute nicht drei Schritt vom Leibe, ſondern ſie miſchen ſich unter ſie und behandeln ſie mit Theilnahme, mit einem Wort — wie ihre Mitgeſchöpfe; eine Behandlung, worüber die Vorrechtler ſpotten werden, aber welche diejenigen, welche die wahren Intereſſen der Geſellſchaft kennen, als das einzige Mittel, die Letztere auf die Dauer zu retten, mit Beifall begrüßen werden.“

Nachahmungswerthes Beiſpiel. Der Allg. Anzeiger der Deutſchen enthielt vor einiger Zeit eine dringende Aufforderung, auch auf Dörfern Bücherſammlungen (Bibliotheken) für den Landmann anzulegen, damit der Letztere aus ſeiner „geiſtigen Verdumpfung und Verbauerung aufgerüttelt werde.“ Dieſer Aufforderung folgend, meldeten ſich kurz hintereinander in Thüringen 10 Dörfer, denen 53 der neueſten und beſten Volksſchriften mitgetheilt wurden. Jedes Dorf erhält monatlich ein Buch religiöſen, eines landwirthſchaftlichen, eines geographiſchen, eines unterhaltenden und eines vermiſchten Inhalts.

Denkmale und Stiftungen.

Zu Baireuth ſteht ſeit dem 14. November v. J. ein Denkmal, welches König Ludwig von Baiern den von ihm hochverehrten Jean Paul Fr. Richter hat errichten laſſen. In der Nähe des Hauſes, in dem Jean Paul ſo manches ſeiner trefflichen Werke ſchrieb und ſein irdiſches Leben vollendete, auf einem prachtvollen Piedeſtal aus Granit von Wunſiedel, ſeiner Vaterſtadt, erhebt ſich die vollendete Statue des Verewigten, von Schwanthaler gefertigt, ein treues Abbild des genialen Mannes. Das Weihefeſt dieſes Denkmals war recht ergreifend. Auch eine Jean-Pauls-Stiftung iſt an dem Tage gegründet worden, welche die Rettung und Erziehung armer verwahrloſter Kinder zum Gegenſtande hat. Ein in München geprägter Geſchichtsthaler, mit Jean Paul's Standbild und dem Bruſtbilde des Königs, gibt in einfacher Umſchrift die Bedeutuug des Ereigniſſes an.

Die Stadt Ulm hat am Regierungsfeſte des Königs von Würtemberg eine Jubeldenkmünze prägen laſſen und eine „Wihlhelms-Stiftung“ von 25,000 fl. zu Stipendien für talentvolle junge Künſtler und Gewerbtreibende aus der Klaſſe der Bürger gemacht, welche auf höheren Lehranſtalten als die Stadt Ulm ſolche darbietet, oder auf Reiſen ſich weiter ausbilden.

Preisfragen.

Die von der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen für die nächſten vier Termine aufgegebenen ökonomiſchen Preisfragen ſind folgende:

1) Für den Julius 1842: „Eine möglichſt vollſtändige Geſchichte der Einführung des Kartoffelbaues in den europäiſchen Ländern, nebſt einer Darſtellung des Einfluſſes, den die Verbreitung dieſes Kulturzweiges auf die Landwirthſchaft in Europa gehabt hat.“

2) Für den November 1842: „Die gründliche und umfaſſende Beſchreibung der Landwirthſchaft einer Provinz oder Gegend des Königreichs Hannover, von welcher bis jezt eine ſolche noch nicht geliefert worden.“

3) Für den Julius 1843: Die neuerlich von Kuhlmann gemachte Entdeckung eines Gehalts von Kali und Natrum in einigen Kalkſteinarten iſt in Beziehung auf die techniſche und ökonomiſche Benützung des Kalkes von beſonderem Intereſſe. Es iſt aus dieſem Grunde wünſchenswerth, genauere Kunde darüber zu erlangen, wie ſich jener Gehalt in Kalkſteinarten aus verſchiedenen Gebirgsformationen und Gegenden verhalten mag, und ob derſelbe nicht auch manchen Mergelarten eigen iſt. Die königl. Societät macht daher zum Gegenſtand einer Preisaufgabe:

„Die Unterſuchung von Kalkſtein- und Mergelarten verſchiedener Gebirgsformation und Gegenden auf einen Gehalt an Kali und Natrum.“

Wenn gleich die königl. Societät den Umfang dieſer Unterſuchung nicht beſchränken will, ſo wünſcht ſie doch, daß vorzüglich Kalkſtein- und Mergelarten des Königsreichs Hannover und der angrenzenden Länder berückſichtigt werden mögen. Dabei wird die Unterſuchung nicht bloß auf das Quantitative des Gehalts an Kali und Natrum, ſondern auch auf die Art der Verbindung, namentlich darauf zu richten ſein, ob jene Alkalien, wie zu vermuthen, an den Thongehalt der Kalkſtein- und Mergelarten gebunden ſind. Auch erwartet die königl. Societät, daß die geprüften Mineralien genau bezeichnet und Proben derſelben eingeſandt werden.

Der für die beſte Löſung jeder der vorſtehenden ökonomiſchen Aufgaben ausgeſetzte Preis beträgt zwölf Ducaten, und der äußerſte Termin, bis zu welchem die zur Bewerbung zuläſſigen Schriften bei der königl. Societät portofrei eingeſandt ſein müſſen, iſt für die auf den Julius ausgeſetzten Preisfragen der Ausgang des Maies, ſo wie hinſichtlich der für den November aufgegebenen das Ende des Septembers der bez. Jahre.

(A. A.)

Von dem Vereine gegen das Quälen der Thiere zu Dresden iſt eine ſehr beachtungswerthe Preisaufgabe gemacht worden. — Der Verein iſt der Ueberzeugung, daß es ſehr weſentlich zur Erreichung ſeiner Zwecke beitragen werde, wenn die Jugend ſogleich beim erſten Unterrichte darauf hin-

gewieſen würde, wie ſehr alles abſichtliche und gleichwohl unnöthige Quälen der Thiere mit den Vorſchriften der Religion und Sittenlehre und demnach mit der eigenen Würde des Menſchen im Widerſpruche ſteht. Es fehlt jedoch bis jetzt an einer Schrift, welche zu dieſem Behuf den Lehrern als Leitfaden dienen könnte, und hinreichend klar und ſo allgemein faßlich wäre, um zugleich die kindlichen Gemüther ſelbſt anzuſprechen. Deßhalb fand der Verein ſich bewogen, für diejenige Schrift dieſer Art, welche ein aus ſeiner Mitte niederzuſetzender Ausſchuß als die für dieſen Zweck geeigneteſte und beſte anerkennen wird, einen Preis von zehn Dukaten, neben welchem dem Verfaſſer das Eigenthum der Schrift verbleiben würde, auszuſetzen. Schriften, welche um dieſen Preis mitbewerben ſollen, würden längſtens bis Johannis 1842, mit einem Motto und dem verſiegelten Namen des Verfaſſers verſehen, an das Direktorium des Vereins nach Dresden einzuſenden ſein und den Umfang von ungefähr zwei bis höchſtens ſechs Druckbogen nicht überſteigen dürfen. (A. A.)

Induſtrie.

Lyons Seidenverbrauch. Die Stadt Lyon verbraucht an roher und gedrehter Seide jährlich 100,000 Kilogramm (à 2 Pfd). Um ein Gramm Seide zu erhalten ſind 4 Cocons erforderlich; mithin verbraucht Lyon jährlich 4 Milliarden und 200 Millionen ſolcher Cocons. Die Länge des Seidenfadens eines Cocons beträgt im Mittel etwa 500 Metre. Die vier Milliard. und 200 Mill. Kilometer Länge geben. (J. f. H. u. J.)

Steinſalz in Frankreich. Im Departement der obern Saone iſt von Hrn. A. Köchlin zu Mühlhauſen ein großes Steinſalzlager entdeckt worden, auch hat man ſchon ermittelt, daß man darauf Schachte zur Gewinnung der Salzſohle in großer Anzahl anlegen kann. Die Auffindung von Salzlagern wird, wie man ſieht, immer häufiger, was man jedenfalls der Verbeſſerung der Bohrmethoden und der Vervollkommnung der Bohrgeräthſchaften verdankt. Mögen mit der erweiterten Zutageförderung dieſes Minerals nach und nach die hohen Steuern aufgehoben werden, die in den meiſten Staaten auf den nothwendigſten aller Bedürfniſſe liegen und die beſonders die niedern Klaſſen drücken.

Strohflechterei. Es werden in Deutſchland jährlich für ungefähr 3 Millionen Flechten zu Strohhüten eingeführt, welche wohl, wenn nicht ganz doch zum größten Theile in Deutſchland ſelbſt verdient werden könnten. Der Abſatz der deutſchen Strohflechten unterliegt keiner Schwierigkeit, weil dieſer in Deutſchland noch nicht ganz heimiſche Induſtriezweig durch einen Schutzzoll begünſtigt iſt. Wie durch Verfertigung von Strohflechten viele Hände beſchäftigt werden können, zeigt unter Anderm der

Ort Gedern in Oberheſſen (auch einige Orte des bad. Schwarzwaldes.) An erſterm Orte machten ſich eine Anzahl ehrbarer Männer die Aufgabe, der ärmern Klaſſe Beſchäftigung zu verſchaffen, und brachten es bald ſo weit, daß mehr als 100 Perſonen, größtentheils Kinder von 9 bis 14 Jahren — Beſchäftigung folglich auch Verdienſt erhielten und daß in den Monaten November, Dezember, Januar und Februar des vorigen Winters durchſchnittlich 200 bis 250 Erwachſene und Kinder mit Flechten beſchäftiget waren. Die Fertigkeit im Flechten wurde auf eine überraſchende ſchnelle Weiſe erlernt, und es wurden in 120 Arbeitstagen feine Geflechte von geſpaltenem Stroh und faſt eben ſo viele von ganzem Stroh gefertigt, deren Werth zwiſchen 800 bis 900 fl. netto angeſchlagen wird. (Gew. Blt.)

Frankreich. Rübenzucker. Seit dem Angfang 18⁴¹/₄₂ wurden nach officiellen Angaben von 44 beſchäftigten Fabriken (328 waren ohne Arbeit und beſaßen noch Zucker) im Septbr. 138,425 Kilogramm (à 2 Pfd.) verarbeitet und 744,187 Kilogramm der Conſumtion übergeben. Vorher waren 4,587,296 Kilogramm producirt worden.

In England, wie in ziemlich allen handeltreibenden Ländern folgen von Jahr zu Jahr die Handelskriſen ſchneller aufeinander, ja man kann ſagen, daß ſeit 1836 die Erſcheinungen in der Handelswelt eine fortlaufende Kette von Unglücksfällen und ſchlimmen Konjunkturen geweſen ſind, wovon bald dieſer bald ein anderer Handelszweig oft aber alle zugleich betroffen wurden. In den drei letzten Jahren haben die Bankerotte in England um 80 Proc. zugenommen. Im Jahre 1838 betrugen dieſelben 1407; im J. 1839 nicht weniger als 1485 und 1840 ſteigen ſie gar auf 1897.

Eiſenverbrauch durch Eiſenbahnen. Für den Bedarf der projektirten großen Eiſenbahnlinien in Frankreich an Schienen ꝛc. ꝛc. ſind auf die zur Herſtellung derſelben erforderliche Zeit von 10 Jahren ein Quantum von 25,000 Tonnen (500,000 Zentner) veranſchlagt. (Belgien produzirt allein jährlich 200,000 Tonnen.) Bis jetzt ſind für die franzöſiſchen Bahnen für 200 Stunden Schienen geliefert worden, und trotzdem iſt das Eiſen um 20 Prozent im Preiſe gefallen. (S. G. B.)

Gewehrfabrikation. Ein Franzoſe, Philipp Malchieu hat ein neues Syſtem von Jagdgewehren mit ſechs Läufen erfunden, welche ſo leicht und ſo bequem wie die gewöhnlichen Jagddoppelflinten zu handhaben ſeien, auch im Uebrigen ſich als vortrefflich im Gebrauch bewährt haben ſollen.

Statiſtiſches.

Eiſenbahnen. Deutſchland beſitzt bis jetzt bereits 175 Meilen fertige und 166 Meilen im Bau begriffene Eiſenbahnen. Jene haben etwa, 38,940,000 Rthlr. (pro Meile durchſchnittlich 222,000) gekoſtet, dieſe werden einen muthmaßlichen Koſtenaufwand von 43,357,000 Rthlr. erfordern. In Großbritannien betragen die vollendeten und im Baue begriffenen Eiſenbahnen 382 Meilen; das Anlegekapital ſtellt die Summe von 404,000,000 Rthlr. dar.

In den Verein. Staaten von Nordamerika betragen die bis jetzt fahrbaren Eiſenbahnen 745 Meilen, ferner ſind 1,300 deutſche Meilen projektirt. Die Bevölkerung beträgt: in Deutſchland 39,500,000; in Großbritannien 18,665,000; in den Verein Staaten 17,000,000. —

— Die Baden'ſche Eiſenbahn ſoll Mannheim und Baſel als Endpunkte haben. Der Koſtenanſchlag für die Geſammtlänge von 37 Meilen mit einem Geleiſe 9,698,000 Rthlr., mit zwei Geleiſen 13,138,000 Rthlr. Die am 13. Septbr. 1840 eröffnete 2 Meilen lange Strecke zwiſchen Mannheim und Heidelberg hat 693,000 Rthlr. gekoſtet.

Die Stadt London. In dem ſächſiſchen Volkskalender findet ſich die nachſtehende intereſſante Vergleichung: Das Königreich Sachſen zählt 143 Städte und 3270 Dörfer und Flecken. Schiebt man alle dieſe auf einen Platz zuſammen und ſtopft die Bewohner hinein, ſo hat man London. Geht man von Dresden nach Freiberg, 4 Meilen weit, ſo hat man London der Länge nach durchwandert. Um ſich die Namen der 14,000 Straßen zu merken, bedürfte man das Gedächtniß eines Mithritades; die Stelle deſſelben vertritt ein dickes Wörterbuch. Läßt man die ganze aus 12,000 Mann beſtehende ſächſiſche Armee an ſich vorbeimarſchiren 3 Reiterregimenter, eben ſo viele Infanterieregimenter, dazu die leichte Infanterie, ein Regiment Artillerie ꝛc. ꝛc. — ſo hat man erſt die Nachtwächter von London geſehen, die alſo eine kleine Armee bilden. London ſoll 300,000 Häuſer haben, die Schornſteine dürfen ſich leicht auf eine Million belaufen, die zu ihrer Reinigung ein ganzes Regiment von 18,000 bis 20,000 Schornſteinfeger erfordern. Stellte man die anderthalb Million Einwohner Londons einzeln neben einander, ſo würde eine $62^{1}/_{3}$ M. lange Reihe gebildet werden, eine Reihe, welche die größte Länge Sachſens zweimal mißt. Sollten die Londoner jemals gezwungen werden, ihre Stadt zu verlaſſen, ſo würde ihr Auszug ungleich länger dauern, als jener der Kinder Iſraels aus Egypten.

Getreide-Verbrauch in England. Durch die in England unter den arbeitenden Klaſſen herrſchende Noth hat ſich in Vergleich zu vorigem Jahre der Verbrauch an Weizen um ein Achttheil vermindert, was, den Geſammtverbrauch auf 18 Millionen Quarter (circa 13 Str.) angeſchlagen, $2^{1}/_{4}$ Mill. Quarter beträgt. Aus dieſem Umſtande erklärt man es auch, daß

trotz des Ausfalls in der Ernte vom vorigen Jahre, die Einfuhr fremden Getreides keinen günſtigen Markt finde. (S. G. B.)

Armuth in Europa. Nach dem ſtatiſtiſchen Werke Villeneuve-Bargemont zählt man in Europa bei einer Bevölkerung von 223,446,200 Seelen nicht weniger als 10,897,333 Arme, die gänzlich von Andern erhalten werden müſſen. Auf England ſollen davon 3,900,000; auf Deutſchland 680,000; auf Oeſterreich 1,283,000; auf Spanien 450,000; auf Frankreich 1,600,000; auf Italien 750,000; auf Rußland 525,000; auf Portugal 141,000; auf die Schweiz 62,000 Arme ꝛc. ꝛc. kommen. Dieſe Zahlen möchten freilich nicht überall genau und zuverläſſig ſein.

Jährliche Salzproduction der deutſchen Bundesſtaaten. Die jährliche Salzproduction in ganz Europa wird berechnet zu 36 Millionen Ztnr., wozu die Staaten des deutſchen Bundes nahe an 5 Millionen Ztnr. beitragen.

Es liefern nämlich jährlich Oeſterreichs deutſche Bundesſtaaten 1,667,370 Preußens deutſche Bundesſtaaten 1,216,090, Baiern 555,500, Würtemberg 300,000, Hannover 293,528, Baden 250,000, Kurheſſen 178,428, Heſſen-Darmſtadt 105,000, Sachſen-Meinigen-Hildburghauſen 71,500, Schwarzburg-Rudolſtadt 55,000, Mecklenburg-Schwerin 50,000, Holſtein-Lauenburg 35,227, Sachſen 30,000, Braunſchweig 24,000, Sachſen-Coburg-Gotha 13,300, Lippe-Detmold 11,600, Sachſen-Weimar 10.800, Naſſau 4000, und Waldeck 4000 Ztnr. Nach dieſer Scale haben von den 38 Staaten des deutſchen Bundes unter 19 Salz.

Religion, Sittlichkeit, Erziehung.

Einige Worte über die Häuslichkeit als Bedingung des wahren Familienglücks.

„Ein geordnetes häusliches Leben iſt das beſte Gegengift wider das Sittenverderbniß.“
(Rouſſeau, Emil.)

Wichtig und einflußreich ſind gute Familien, nicht nur in Beziehung auf einzelne Menſchen, ſondern auch für das Beſte des Staates.

Zur Gründung guter und glücklicher Familien iſt die Häuslichkeit die unumgängliche Bedingung; ja ſie iſt eine Tugend, ohne welche kein Familienglück denkbar iſt. —

So klar nun dieſes erwieſen iſt, ſo ſehr jeder die Nothwendigkeit dieſer Tugend fühlt, ſo wird man doch eingeſtehen müſſen, daß dieſe wichtige Tugend ſo wenig erkannt und vielleicht zu keiner Zeit mehr vernachläßigt wurde, als zu unſerer Zeit.

Beobachtet man das Thun und Treiben der meiſten Menſchen, ſo wird man gewahr, wie ſie ſich bemühen, wie ſie darauf hinarbeiten, die edle Sitteneinfalt, wodurch ſich einſt unſere Voreltern ſo rühmlich auszeichneten, zu verdrängen.

Es gibt bereits keinen Beruf, keine Volksklaſſe, die nicht die Gränze ihres Standes überſchreitet. Ein maaßloſes, leidenſchaftliches Drängen nach dem Glänzenden, Gemächlichen, nach Sinnengenuß und Vergänglichem bewegt alle Klaſſen. Luxus und Weichlichkeit hat ſich in allen Ständen eingeſchlichen. Der Diener will es dem Herrn, die Magd der Frau, der Landmann dem reichen Gutsbeſitzer, der gewöhnliche Bürger dem vornehmen Herrn u. ſ. w. nachthun; man wird faſt keinen Unterſchied zwiſchen Hohen und Niedern gewahr; denn nicht nach dem Verdienſte und dem Ein-

kommen richtet ſich da, wo Luxus und Vergnügungsſucht herrſcht, der Aufwand, ſondern nach einer unbegrenzten Lüſternheit.

Wie viele innere Unruhe und Kämpfe, wie viele Noth und Bedrängniß die Menſchen in unſeren Tagen um des Luxus und der Weichlichkeit willen zu beſtehen haben, wie ſehr häuslicher Wohlſtand, Zufriedenheit, Religioſität und Sittlichkeit darunter leiden, wird jedem nur etwas aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen, und es iſt unleugbare Wahrheit, daß ohne die beſcheidene Tugend der Häuslichkeit kein Familienglück blühen und gedeihen kann.

Häuslichkeit iſt Liebe zu unſern häuslichen Geſchäften, in Uebereinſtimmung der mannigfachen Angelegenheiten der Haushaltung.

Sie beſteht in der verſtändigen Führung des Hausweſens, Alles umfaßt ſie, was die gute Hausordnung betrifft. Sie iſt die ruhige, ſtille und anſpruchsloſe Thätigkeit im Familienkreiſe, die nicht zu glänzen ſucht, ſondern nützen will. Mit reinem Eifer ſind wir von ihr angetrieben, Alles gerne und mit Luſt zu thun, was unſer Stand von uns fordert. Die Häuslichkeit iſt Liebe und Anhänglichkeit an die Unſrigen. Wir befinden uns gerne in ihrem Kreiſe, ihre Geſellſchaft macht uns Freude und es iſt uns wahres Bedürfniß, in ihrer Nähe oder in ihrer Mitte zu ſein.

Wir nehmen an Allem Antheil, was den Unſrigen begegnet; wir helfen mittragen, was ihnen Widriges widerfährt, überhaupt unſerer Anfmerkſamkeit entgeht nichts, was die Unſrigen betrifft. Bei wem das Gegentheil ſtattfindet, wer jeden ſcheinbaren Vorwand benützt, dem Umgang und der Sorge der Seinigen auszuweichen, wer in ihrer Geſellſchaft ſogleich lange Weile fühlt und ihr allerlei Zerſtreuungen und ſchale Vergügungen vorzieht; wer es nicht der Mühe werth achtet, ihre Angelegenheiten zu den ſeinigen zu machen, deſſen Lebensweiſe ſteht mit ſeinen häuslichen Verhältniſſen im Widerſpruche; ihm mangelt jene ſchöne Tugend, ohne welche das Glück einer Familie nicht erreicht werden kann.

Die Häuslichkeit iſt Liebe zur Zurückgezogenheit, Beſcheidenheit und Stille; ſie iſt der Gegenſatz zur Zerſtreuungs- und Vergnügungsſucht, Verſchwendung und Vornehmthuerei. Ein Menſch, der von der Sucht der Zerſtreuung und ſinnlicher Vergnügen beherrſcht wird, gefällt ſich nirgends weniger als in ſeinem Hauſe, es iſt ihm überall zu enge; er ſucht alſo außer dem Hauſe,

entfernt von den Seinigen, Vergnügungen und Erholungen, ohne zu bedenken, daß dadurch ſeine Berufsgeſchäfte gefährdet und ſein Aufwand verſtärkt werde und ſein Wohlſtand ſinken muß. Soll häusliches Glück gedeihen, ſoll Familienwohl blühen, ſo muß nothwendig dazu der Grund im Hauſe gelegt werden.

Je einfacher, je natürlicher unſere Lebensart iſt, je weniger wir unſer Glück und unſere Zufriedenheit an bloß entbehrliche und zufällige Dinge, an gekünſtelte und eingebildete Bedürfniſſe knüpfen, deſto genußreicher und angenehmer wird uns das Leben erſcheinen.

Die Häuslichkeit iſt nothwendige Bedingung einer guten Erziehung. Denn ſoll dieſe gedeihen, ſo erfordert ſie Zeit und Mühe, Fleiß und Sorgfalt. Die Erziehung muß als eine Sache von höchſter Wichtigkeit betrachtet werden, und fordert von denen, welchen ſie obliegt, einen unermüdeten Eifer, der ſich immer gleich bleibt und ſich auf feſte und vernünftige Regeln gründet. Die meiſten Eltern haben die Pflicht, ihre Kinder ſelbſt zu erziehen, und nur ſehr wenige gibt es, deren Verhältniſſe es mit ſich bringen, ihre Kinder von Andern erziehen zu laſſen. Sie haben daher die ernſte und wichtige Pflicht, ſich ihren Kindern ganz und ungetheilt zu widmen. Aber welche Erziehung iſt zu erwarten, wenn die Eltern das häusliche Leben nicht kennen; wenn ſie keine Freude darin finden, ihre Kinder um ſich zu haben, ſich mit denſelben zu beſchäftigen, ſie zu beobachten und ihre Fortſchritte, die Bildung ihres Geiſtes, die Geſtaltung ihrer Lebensweiſe zu bemerken! Was für eine Erziehung läßt ſich hoffen, wenn diejenigen, welchen ſie vorzüglich als die heiligſte Sache obliegt, die Zurückgezogenheit und Stille nicht ertragen können; wenn ſie ſich ſo oft, als es ihnen nur immer möglich iſt, außer ihrem Hauſe zu zerſtreuen ſuchen, unbekümmert, was von ihren Kindern und Angehörigen zu Hauſe getrieben wird! Welch eine Erziehung, wenn Kinder noch als Unmündige ſelbſt von Eltern in ſolche Geſellſchaften mitgenommen oder zugelaſſen werden, wo leichtſinnige Scherze, zweideutige und ärgerliche Reden u. ſ. w. gehört werden; oder wenn ſie in der Zwiſchenzeit oft den Händen roher, ſittenloſer Dienſtboten anvertraut oder ihnen ſogar freier Umgang mit ausſchweifenden und verführeriſchen Perſonen geſtattet iſt! — Welche Erziehung endlich, wenn ſich der Mangel an Häuslichkeit in ſeinen traurigen Erſcheinungen zeigt, wenn häusliches Glück und häusliche Zufrieden-

heit ganz fehlen, wenn Mißtrauen, Zank und Zwietracht herrſchend geworden ſind, wenn ſolche, die Ein Herz und Eine Seele ſein ſollten, einander geringſchätzen, einander entgegenarbeiten u. ſ. w., wenn ſie den Kindern Beiſpiele geben, welche den Unterricht, den ſie in Kirche und Schule erhalten, ganz entkräften! —

Es iſt wahrlich kein Wunder, wenn unter ſolchen Umſtänden ſo häufig über verwahrloste Kinder, über das Verderbniß der Jugend Klage geführt wird; wenn allenthalben über unredliches, ſchlechtes und unzuverläſſiges Geſinde Meiſterſchaften ſich beſchweren, und ſo alles Vertrauen von dieſer Seite auch gegen die Beſſern der dienenden Klaſſe ganz untergeht. —

Die Häuslichkeit iſt auch das ſicherſte Mittel, harte Zeiten und Unfälle des Lebens leichter ertragen zu können; denn wo ächte Häuslichkeit, wo geregelte und kluge Sparſamkeit waltet, wird ſelten ein unvorhergeſehener Unfall die Grundlage des Hausweſens und den häuslichen Wohlſtand gänzlich zernichten, weil das, was durch Fleiß und Anſtrengung errungen wird, nicht leichtſinnig vergeudet oder durch unkluge Ausgaben zerſplittert wird, ſondern es wird immer in Rückſicht möglicher eintretender Unfälle ein Noth- und Sparpfenning zurückgelegt.

Die Häuslichkeit endlich gewährt allein das reinſte und dauerhafteſte Vergnügen, das wir ohne Eckel und Ueberdruß genießen können. Häusliches Vergnügen iſt Geſchmack an den Freuden und Erholungen, welche der häusliche Zirkel denen, die ihrer Pflicht nachkommen, anbietet. Es ſind dieſes Freuden der offenſten Zutraulichkeit und Freundſchaft, die nur da gekoſtet werden können, wo eine feſte und innige Verbindung der Gemüther ſtattfindet, wo jedes ſich zeigt, wie es iſt, wo keine Falſchheit, keine Verſtellung gekannt wird. Wo Häuslichkeit herrſcht, wohnen auch die unſchuldigen Familienfreuden, wohnen Liebe und Eintracht an der Seite der Genügſamkeit und des Frohſinns. Es ſind dieſes Freuden des aufrichtigen Wohlwollens, der gegenſeitigen Freundſchaft, Freuden und Vergnügen ohne Pomp, ohne Geräuſch und die keinen großen Aufwand fordern, und die ſich in jedem häuslichen Zirkel, in jedem Familienkreiſe in dem Maaße und in der Art anbieten, als man ſie kennt, ſie zu ſchätzen weiß und zu genießen verſteht.

Ueber die Anwendung der Zeit. *)

Die alten Griechen, ſo ſinnreich ſie übrigens ihre Ideen durch Allegorien (Sinnbilder) darſtellten, haben einen Hauptzug jener geheimnißvollen Macht, die wir Zeit nennen, vergeſſen. Sie gaben der Zeit zwar Flügel und eine immer beſchäftigte Senſe, aber keine Augenbinde. Sie, die Zeit, iſt eine blinde Kraft, die unmerklich das Gute wie das Böſe befördert, und Alles, was man ihr anvertraut, entwickelt. Die Zeit zerſtört nicht allein Reiche, ſie erhebt ſie auch; ſie wirft zwar die Eiche durch die Axt des Holzhauers und durch die Stürme des Winters um, aber ſie bringt auch die Eichel zum Keimen, treibt aus dem Schooße der Erde den Baum himmelwärts, und läßt ihn blühen und Früchte tragen.

Vertraue ihr die Keime des Böſen an, ſo läßt ſie Unglück und Tod daraus entſtehen. Vertraue ihr die Keime des Guten an, ſo bringt ſie dir Leben und Glück. Vertraue ihr deine Arbeit, ſo ſchafft ſie daraus Wohlſtand und Reichthum. Daher iſt die Zeit dem Müſſiggänger und Gottloſen eine Feindin, die ihn mit Sorgen quält, und dem Arbeitſamen eine wohlthätige Freundin.

Reiche und Große der Erde, ſo viele Tage ihr auf die Verfolgung eurer eitlen Entwürfe verwendet, ſo viele Tage ſind für euch verloren; ihr wißt bei der Ungewißheit des Ziels nicht, ob die Gegenwart, der einzige Augenblick des Lebens, der uns gehört, gut oder ſchlecht dahinſchwand! Der Handwerker, der Landmann allein, der nach einem beſtändigen Ziele mit gleichförmigen Mitteln ſtrebt, weiß den Werth der Zeit zu ſchätzen; bei ihm hat jeder Tag, jede Stunde ihre feſte Beſtimmnng und ihren feſten Preis, jede Minute, jede Sekunde iſt für ihn von großem Werthe. — Derjenige aber, der ohne Beſchäftigung einen Theil dieſer koſtbaren Zeit zubringt, verſchwendet freiwillig auch einen Theil ſeines Geldes. Und der Reiche, der ſein Geld zum Fenſter hinauswirft, handelt nicht thörichter, als der Arbeiter, der ſeine Zeit verliert.

Die Kunſt, wirthſchaftlich mit ſeinem Vermögen umzugehen, gehört unter diejenigen, die am meiſten zur Wohlfahrt des Men-

*) Nach dem Franzöſiſchen «la richesse du pauvre.» etc. etc.

ſchen beitragen; aber die Kunſt, ſeine Zeit gut zu gebrauchen, übertrifft dieſe noch bei weitem; denn verlornes Vermögen kann mit der Zeit wieder kommen, aber verlorne Zeit iſt unwiederbringlich.

Es gibt indeſſen auch Unterbrechungen im Leben vieler Arbeiter, bald arbeiten ſie eifrig, bald gehen ſie müßig, je nachdem Leidenſchaften oder das Beiſpiel Anderer ſie verführen. Ihr Leben iſt ein immerwährender Wechſel zwiſchen Arbeit und Müßiggang. Warum vermindert ſich das Mitleiden, welches das Unglück einflößt, bei dem Anblick eines Handwerkers, der früher Geſchicklichkeit beſaß und nun im Elende ſchmachtet?

Darum weil man vorausſetzt, daß er entweder ſeine Arbeitsſtunden nicht gehörig benutzt, oder ſeine Erholungsſtunden mißbraucht habe: dieſes Urtheil kann ſtreng ſein, iſt aber nicht minder gerecht. Die Induſtrie unſerer Zeit ruft alle Geiſter und Hände zu ihrer Unterſtützung auf, und ſie belohnet jede Kraft; — denn dem geſchickten Manne, der thätig iſt, fehlt es nie an Arbeit, vielmehr fehlen dieſer oft geſchickte Männer.

Ein Sprichwort voller Wahrheit, ſagt:

„Ein Laſter zu unterhalten, koſtet oft mehr als zwei Kinder.“

Durch laſterhafte Gewohnheiten gehen Zeit, Geld und Geſundheit und Ruhe verloren; der Handwerker, der ſich ihnen überliefert, gibt ſich ohne Vertheidigung den Angriffen des Mißgeſchicks und der Krankheit preis, während der fleißige Arbeiter, gleich der vorſichtigen Ameiſe, in den Erntetagen die Mittel ſammelt, ſich gegen die Strenge des Winters zu ſchützen. Nur die wilden Thiere leben in den Tag hinein, aber dem Menſchen wurde die Vorſicht verliehen, damit er ſich gegen die Launen des Zufalls vertheidigen könne.

Abgeſehen von den Irrwegen, worauf diejenigen gerathen, die ſich dem Müßiggange überlaſſen, und wenn wir auch den Zeitverluſt nicht in materieller Hinſicht betrachten, ſo iſt er doch um ſo größer und wichtiger, als die verlorne Stunde eine Leerheit zurückläßt, die durch keine andere Stunde kann ausgefüllt werden. Die Arbeit nimmt Geld ein, das Vergnügen aber muß erkauft werden. Es liegt alſo ein doppelter Vortheil in der guten Anwendung der Zeit, weil der Menſch von dem, was er dadurch

gewinnt und was er dabei durch das Nichtausgeben erſpart, um ſo reicher wird.

Es iſt indeſſen ganz billig, daß nach ſechs Tagen einer emſigen Thätigkeit der ſiebente der Ruhe gewidmet werde. Der Sonntag iſt eine göttliche Stiftung, und die Zeit, welche man nach der Ausübung religiöſer Erbauung den häuslichen Freuden und andern Erholungen widmet, iſt nicht verloren; nur müſſen letztere nicht in Unmäßigkeit ausarten, weil oft wenige Stunden der Unordnung den Gewinn einer ganzen Woche verſchlingen. Solche Ausſchweifungen rauben dem Menſchen das köſtlichſte Gut, die Selbſtachtung, machen ihn unfähig zur Arbeit und beunruhigen ſein Gewiſſen. Wohl ihm, wenn er, beſchämt über dieſen Mißbrauch der Früchte ſeines Fleißes, ſich fürchtet, künftig in ähnliche Fehler zu verfallen.

Kein Aergerniß unſeren lieben Kleinen! *)

Die Natur, Gott ſelbſt hat uns Eltern und Erwachſene zu Erziehern der Kinder beſtimmt. Denn hülf- und bewußtlos tritt das neugeborne Kind in unſere Mitte, und ſein Weinen fleht unſere Liebe um Beiſtand an. Die Kräfte ſeiner Seele ſchlummern, und Verſtand und Sprache fordern unſere Hülfe, um geweckt und gebildet zu werden. Und fängt es allmählig auch an, zu denken, zu wollen und zu handeln, ſo iſt es doch noch neu in der Welt, kennt noch nicht, was gut und böſe iſt, kennt noch nicht den Weg zur Tugend, den Weg zur Glückſeligkeit, nach welcher es eine anfänglich ſchwache, aber immer ſtärker werdende Sehnſucht in ſich trägt. An uns iſt es alsdann, den Ankömmling mit der Welt allmählig bekannt zu machen, von den Gefahren, die ihm bevorſtehen, von den Irrwegen, die er meiden, von den Schwierigkeiten, die er auf dem Wege der Pflicht zu überwinden hat, zu ihm zu reden; an uns iſt es alsdann, ſeinen Verſtand zu erleuchten, ſein Herz zu bilden und ihn aufzuziehen in der Furcht des Herrn. Jedoch Worte, Lehren, Ermahnungen, ſo oft und ſo wohlmeinend ſie auch ausgeſprochen werden, führen nicht allein zum Ziele. Mit ihnen muß, wenn unſere Kindererziehung glücklich vollendet werden ſoll,

*) Aus dem Allgemeinen Anzeiger. Nr. 279. 1841.

auch die That, das Beiſpiel ſich verbinden. Denn auf ſeine Umgebung, auf uns Eltern und Erwachſene, richtet das Kind zuerſt und zumeiſt ſeinen Blick und ſein Ohr; es achtet begierig auf unſere Reden und Handlungen; es nimmt, was wir ſagen, auf Treu' und Glauben an; es ſpricht und thut am liebſten, was es uns ſprechen hört und thun ſieht; es bildet ſeinen erwachenden Geiſt nach uns, nach unſern Fehlern und Tugenden; denn es fühlt ſich abhängig von uns, es hat Achtung gegen uns, es hat Zutrauen zu uns; es glaubt, daß wir reicher ſeien an Kenntniſſen, an Erfahrungen und Tugenden. Und alle dieſe Eindrücke, welche unſere Kinder in ihrer frühen Jugend von uns empfangen, ſie ſind tief, bleibend, unauslöſchlich. Alſo: Kein Aergerniß unſeren lieben Kleinen!

Wir ärgern ſie, die Gott unſerer Pflege, Aufſicht und Veredlung anvertrauet hat, die in Unbefangenheit und Schuldloſigkeit vor unſeren Augen aufblühen und mit Liebe und Vertrauen ſich unſerer Leitung überlaſſen: wenn wir durch unſere Benehmungsweiſe ihnen Anlaß zum Böſen überhaupt, und inſonderheit zur ſittlichen Verderbniß ihres Herzens geben; wenn in unſerem Betragen zu allernächſt die Urſache liegt, daß ſie in ihren Neigungen, Geſinnungen und Handlnngen verderben, mit einem Worte: durch uns vom Guten zum Böſen verführt werden.

Zur Ehre der Menſchheit muß man es bekennen, daß wohl kaum Jemand zu finden ſein möchte, welcher bei dem, den Kleinen und der Jugend gegebenen Aergerniſſe geradezu ihre ſittliche Verderbniß erzielte und dabei ſo recht planmäßig zu Werke ginge. Nein, dazu möchte unter den Verdorbenen nur der Verdorbenſte, nur der abgefeimteſte Böſewicht fähig ſein. Und wir können zur Weltregierung und zur Vorſicht Gottes die beruhigende Hoffnung faſſen, daß er ſeine Welt nicht der Willkühr der Bosheit überlaſſen, ſondern ſolche in jeder Zeitperiode mit Kraft zu beſchränken wiſſen werde. Denn muß gleich, nach den bekannten Worten des Weiſeſten und Vollkommenſten unter den Sterblichen, Aergerniß kommen; bringt gleich die Beſchaffenheit der Welt und einer jeden Zeitlage es mit ſich, daß die Rotte der böslichen Verführer nicht ganz von Gottes Erde vertilgt werden kann: ſo wird es doch Gott auch nie an Guten, an Rechtſchaffenen, an Frommen mangeln laſſen. Allein bei aller dieſer, zu Gott nnd ſeiner Vorſehung ge-

faßten Hoffnung; bei allem dem, daß wir den peinlichen Vorwurf einer ſolchen abſichtlichen böslichen Geſinnung von unſerem inneren Richter nicht zu fürchten haben; ja ſelbſt bei dem wärmſten und herzlichſten Wunſche, daß unſere Kinder, unſere Kleinen für Gott, Pflicht, Tugend und den Himmel erzogen und gebildet, und durch eine ſolche Erziehung und Bildung ihr ein künftiges Glück ſchon in ihrer frühen Jugend dauerhaft begründet werden möchte, — ſind und bleiben wir dennoch immer der Gefahr ausgeſetzt, ſelbſt gegen unſern Willen auf mehrfache Weiſe ſie zu ärgern, zum Böſen durch unſer Benehmen ſie zu verleiten und einer in ihren Folgen höchſt verderblichen Verführung derſelben uns ſchuldig zu machen.

Sehr leicht und oft kann dieß geſchehen durch den Mangel der nöthigen Achtſamkeit auf uns ſelbſt im geſelligen Umgange mit der zu jedem Eindrucke empfänglichen zarten Jugend. Denn das unbefangene Herz der lieben Kleinen gleicht einem noch weichen Wachſe, und bei der ihnen noch eigenen Unvermöglichkeit, das Wahre vom Falſchen, das Rechte vom Unrechten, das Anſtändige vom Unanſtändigen abzuſcheiden, iſt ihr Herz geneigt und empfänglich, jeden von außen her, zumal von geehrten und geſchätzten Erwachſenen empfangenen Eindruck aufzunehmen. Nicht weniger können wir uns der Sünde, unſere Kinder zu ärgern, ſchuldig machen durch Unbeſonnenheit im Urtheilen über das, was auf Glauben und Sittlichkeit einen unleugbar ſtarken Einfluß hat. Denn in ihrem, zum Selbſturtheilen noch unfähigen und unreifen Alter wird, ja muß ihnen das Anſehen der Eltern und Erwachſenen in dieſer Hinſicht zur unbedingten Richtſchnur dienen; trägt aber das Urtheil der Starken über das Ehrwürdigſte das Gepräge des Leichtſinnes, ſo kann und wird auch den Schwachen das Heilige nicht heilig ſein. Das verderblichſte Aergerniß aber wird unſern Kindern und Zöglingen gegeben, ſobald leichtfertige und ſchlüpfrige Reden ihr ſchuldloſes Ohr und ihr reines Herz berühren. Denn je leichtfertiger und ſchlüpfriger die Worte ſind, welche Eltern und Erwachſene, aufgeregt von ſinnlicher Luſt, in Gegenwart ihrer Kleinen, unbedachtſam und ſittenlos auf den Lippen tragen, um ſo ſtärker ſchmeicheln ſie der jugendlichen Sinnlichkeit und führen durch ſie in das junge Herz ein Gift, das oft bald genug ſeine Wirkung thut und Seelen verderbend vielleicht für das ganze Leben wird.

Jedoch, was Unachtſamkeit auf uns ſelbſt, Unbeſonnenheit im Urtheile und ſchlüpfrige Leichtfertigkeit im Reden durch das dadurch den Kindern und der Jugend gegebene Aergerniß nicht bewirkt, das vollendet die Unvorſichtigkeit, deren ſich Eltern und Erwachſene in ihrem äußeren Benehmen, in ihrer pflichtwidrigen Handlungsweiſe ſo oft ſchuldig zu machen pflegen. Denn der Nachahmungstrieb mag unter allen Trieben wohl immer der ſein, welcher in der kindlichen und jugendlichen Bruſt zuerſt erwacht, noch ehe die Vernunft und das Gewiſſen die erwachenden Triebe leiten, und dadurch ihre, von Gott ihnen zugeſtandenen Rechte mit zureichender Kraft zu behaupten im Stande ſind. Und iſt durch dieſen früh erwachten und unrichtig geleiteten Nachahmungstrieb in der jungen Seele nur einmal ein Verderbniß aufgeregt, ſo wird mit dieſem einen auch tauſend anderen das jugendliche Herz offen ſtehen. Wenn daher Eltern und Erwachſene beim Umgange mit ihren lieben Kleinen in ihren Urtheilen, Reden und Handlungen ſich ſelbſt vergeſſen und Manches zu ſprechen und zu thun ſich erlauben, was mit der ihnen ſchuldigen Achtſamkeit und mit der anerkannten Pflicht nicht vereinbar iſt; wenn ſie über die heiligen Lehren und Anſtalten der Religion, über die ernſten Forderungen der Tugend und Sittlichkeit im Angeſichte der zu Allem empfänglichen zarten Jugend wegwerfend zu ſpotten wagen; wenn ſie aus Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit dem öffentlichen Gottesdienſte nicht nur ſich entziehen, ſondern wohl gar von demſelben verächtlich ſprechen und an den ihm geheiligten Tagen ſolche Geſchäfte und Arbeiten unternehmen, welche nur für die übrigen Wochentage geeignet ſind; wenn ſie in der Stunde geſelliger Heiterkeit, beim Genuſſe aufregender Getränke, umlauſcht von den kleinen Ihrigen, den Mund zum ſinnlichen Scherze über unkeuſche Gegenſtände ohne Scheu und Schaam vorlaut öffnen; wenn der Vater nicht nur obrigkeitliche Einrichtungen und geſetzliche Ordnung unberufen richtet und tadelt, ſondern auch ſchon den feurigen Knaben gegen ſelbige einzunehmen und aufzuregen ſucht; wenn die ſonſt zärtliche Mutter, ſtatt über die Unſchuld der noch ſchuldloſen Tochter ſorgſam zu wachen, aus Gutmeinen und Schwäche der Tugend ihres Kindes zu viel vertraut und dadurch die Gefahr ihrer Unſchuld mehrt; wenn Hausväter und Hausmütter durch Trägheit, Unordnung und Verſchwendung, durch Körperpflege,

Wohlleben und Modepracht ihr häusliches Glück zerſtören und durch ihr Beiſpiel einen gleichen Geiſt in die Seelen ihrer Kinder pflanzen; wenn Gatten durch Kälte und Gleichgültigkeit, durch Zwiſt und Unfrieden die Freuden ihres ehelichen Lebens ſich ſelbſt verbittern und dadurch den Samen der Untheilnahme und der Unverträgſamkeit in die Herzen ihrer Pfleglinge legen; wenn Erwachſene ihr höchſtes Gut in den täglichen Wechſel und Vollgenuß geſelliger Freuden und ſinnlicher Vergnügungen ſetzen und dadurch Anlaß geben, daß die, ſelbſt durch ihr jugendliches Alter zur Sinnlichkeit geneigte Jugend vor jeder Arbeit und ernſten Beſchäftigung zurückſchreckt und mit Ungeduld ſchon nach jeder Weltfreude haſcht; wenn — jedoch ſie ſind zu vielfach die Fälle, in welchen Eltern und Erwachſene ihren Kleinen Anlaß zum Böſen geben, ſie ärgern, ſie verführen können, als daß es mir möglich wäre und der Raum es mir erlaubte, ſie alle einzeln aufzuzählen.

O wachet, Väter und Mütter, wachet, die ihr Kindheit und Jugend zurückgelegt habt, wachet in Gegenwart der lieben Kleinen und im traulichen Umgange mit ihnen über euch ſelbſt! Schon der erhabene Stifter unſerer Religion empfahl ſeinen Freunden und Zeitgenoſſen, empfiehlt uns dieſe ſorgfältige Wachſamkeit über uns ſelbſt als eine Sache von höchſter Wichtigkeit. Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, ſpricht er, der liebenswürdige Kinderfreund. Wer aber ärgert dieſer Geringſten Einen, dem wäre beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehänget und er erſäufet würde im Meere, wo es am tiefſten iſt. Es wird zwar Aergerniß kommen, doch wehe dem Menſchen, durch den es kommt! Und in der That, er hatte zureichenden Grund, mit heiligem Ernſte dieſe Wachſamkeit den Seinen aller Zeiten einzuſchärfen und dadurch ihnen ihre Wichtigkeit im hellſten Lichte aufzuſtellen.

Groß, übergroß iſt ja die Leichtigkeit, ſie in uns zu ſchwächen und gegen ſie zu fehlen und anzuſtoßen. Wir kennen ja die vielfachen Wege, auf welchen wir Kinder und die aufblühende Jugend, bei aller Liebe zu ihnen, ärgern, den Samen des Unkrauts in ihr weiches, ſündenreines Herz ſtreuen und die Neigung zum Böſen in ihnen wecken und fördern können. Wir kennen ja die Schwäche unſeres eigenen Herzens, das, beim redlichſten Willen, ſo leicht zur Abweichung von der Pflicht zu ver-

führen iſt und uns dazu zu verführen ſucht. Wir kennen ja aus der Erfahrung und eigenen Lebensgeſchichte, wie oft wir ſchon bei aller Vorſicht dennoch aus Unvorſichtigkeit unſern lieben Kleinen ein Stein des Anſtoßes in unſeren Urtheilen, Reden und Handlungen wurden. Wir wollten vor ihren Augen und Ohren nicht fehlen und fehlten dennoch mannigfaltig. O laßt uns bedenken, fühlen, wie dringend noth uns die ſorgfältigſte Wachſamkeit über uns ſelbſt thut!

Es mag zwar leichter ſein, von dieſer Wachſamkeit zu ſprechen und ſie zu empfehlen, als ſie ſelbſt auszuüben und zu behaupten; denn ſie fordert nicht ſelten einen ſchweren Kampf mit uns ſelbſt, Opfer, die nicht gering ſind nach unſerem Wahne. Allein wir werden den Kampf beſtehen, werden die Opfer bringen, wenn wir die Größe ihrer Wichtigkeit auf die Größe unſerer Verbindlichkeit zurückführen und an die unüberſehlichen Folgen denken, die ſich daran, wie ein Glied an das andere, ketten.

Kein Aergerniß unſeren lieben Kleinen! Leicht und bald iſt's gegeben! Darum ſtete Wachſamkeit über uns ſelbſt. Wir ſind ſie ſchuldig Gott, der die Lieben uns geſpendet und unter unzähligen Gefahren erhalten hat, der ſie von uns wieder zurückfordert, dem wir für ihre Erziehung, Bildung und Veredlung verantwortlich ſind. Wir ſind ſie ſchuldig ihnen ſelbſt; zu ihrem leiblichen und geiſtigen, zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohle müſſen wir ihnen den Weg zeigen und bahnen; Gott will, daß ihnen geholfen werde, denn groß iſt ihr Werth ſelbſt in ſeinen Augen. Wir ſind ſie ſchuldig uns ſelbſt; wir ſichern uns dadurch bei ihrem Anblicke, ſelbſt bei ihrer Verirrung unſern Gewiſſensfrieden, an den ſich zuletzt unſer ganzes Lebensglück knüpft. Wir ſind ſie ſchuldig dem Vaterlande, das mit Vertrauen und Hoffnung auf ſie, als ſeine Kinder und künftigen Bürger, blickt, das uns wohlthut und uns dafür zur Dankbarkeit verpflichtet. Wir ſind ſie ſchuldig der Nachwelt, für die wir durch gute Kinderzucht und Kinderbildung ſorgen müſſen; denn die Vorwelt hat auch für uns geſorgt, durch Ausſaat uns Ernte bereitet. Wir ſind ſie ſchuldig dem Himmel, zu dem ihr kürzerer oder längerer Lebensweg an unſerer Hand ſie geleiten ſoll und der als einſtiges Erbtheil auch ihnen mit uns verheißen iſt.

Kein Aergerniß unſeren lieben Kleinen! Leicht und bald iſt's

gegeben! Darum ſtete Wachſamkeit über uns ſelbſt! Unüberſehlich ſind ja die Folgen, wenn wir ſie unterlaſſen, unüberſehlich, wenn wir ſie ausüben. Je öfter und auffallender dieſe unſere Lieben geärgert werden, deſto ſicherer geht der Segen der auf ſie gewendeten Erziehung für ſie und uns, für das Vaterland, für die Nachwelt, ſelbſt für den Himmel verloren; deſto gewiſſer wird ihrer kindlichen Unſchuld, ihrer allmählig aufkeimenden Frömmigkeit, Sittlichkeit und Tüchtigkeit ein frühes Grab bereitet; deſto früher werden ſie mit den Untugenden, Thorheiten und Verderbniſſen der Welt bekannt und vertraut; deſto raſcher führt ihr Lebensweg ſie abwärts in das Thal des Jammers, wo die Sünde als Laſter wohnt und herrſcht, die der Leute alleiniges und ganzes Elend iſt, und aus dem nur ſelten ein Rückweg zum verlorenen Paradieſe der Tugend, Ehre, Glückſeligkeit und göttlichen Gnade zurückgefunden wird. Und je größer der, in tauſend Geſtalten ſich zeigende, unüberſehliche Sündenjammer iſt, der ihr inneres und äußeres, ihr zeitliches und ewiges Wohl zerſtört, deſto größer und bitterer iſt der Schmerz liebender Eltern und Kinderfreunde darüber. Getäuſcht in allen Hoffnungen, die ſie von ihnen hegten, kommt die Reue zu ſpät. Kummer und Herzeleid um ihretwillen trübt den Abend ihres Lebens, und Sorge und Unruhe vor der Rechenſchaft jenſeits erſchwert ihnen ſelbſt den Uebergang in die andere Welt. Stellt uns nicht das tägliche Leben immer wieder auf's neue ſolche traurige Beiſpiele warnend vor die Seele? Thue im Gegentheile alles das von dir, was den lieben Kleinen, die dir angehören und dich umgeben, zum Aergerniß gereicht; ſchenke ihnen in deiner Benehmungsweiſe immer die nöthige Achtſamkeit; erfülle vor ihren Augen und Ohren jede der dir obliegenden Pflichten; gehe ihnen fortwährend in Rede und That, in Haus und Kirche, beim Geſchäfte und Vergnügen und ſelbſt in den Tagen der Trübſal mit einem edlen, nachahmungswerthen Beiſpiele voran; entferne ſie, ſo viel als möglich, von jedem Umgange, der ihnen verderblich werden kann: — und du wirſt von der Erziehung, die du den lieben Deinen und Kleinen gibſt, bald genug die erfreulichſten Früchte in unüberſehlicher Anzahl ernten, wirſt deine ihnen geſchenkte Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, deine ihnen dargebrachten Mühen und Opfer herrlich belohnt ſehen; geſund und blühend, gebildet und tugendhaft, fromm und chriſtlich, tüchtig

und nützlich für ihren Beruf, zufrieden und glücklich in jeder, ſelbſt in der widrigſten Lebenslage, Gott zum Wohlgefallen, der Familie und der Welt, der Kirche und dem Vaterlande zum Segen, geehrt und geachtet von Allen, werden ſie daſtehen; du wirſt um ihretwillen dich ſelig preiſen bis zum ſtillen Feierabende deines Lebens, wirſt, von ihnen geſegnet, in Frieden ſcheiden, und ſelbſt der Himmel wird dir durch ſie erſt zum Himmel werden, wenn er dich mit ihnen wieder vereinigt und du ſie deinem Gott wieder zurückgibſt, der ſie dir gegeben hat. Darum wachet und betet! Der Menſch iſt ſchwach. Kein Aergerniß unſeren lieben Kleinen!

Palämon und ſein Sohn.

(Parabel von Bronner.)

Mit tiefdenkender Miene ſah der junge Palämon das Laub herabfallen und den entblätterten Baum. Sein weiſer Vater erblickte mit ſtiller Freude den Sohn und gab dem frommen Gedanken des Knaben ſeinen Segen. Leiſe ſchlich er ſich zu ihm, bis der gefühlvolle Knabe ſeine Arme um ihn ſchlang und mit Zähren im Auge ſprach: „O, mein Vater, das Blatt fällt, der Baum ſteht entlaubt!“

„Iſt deine Seele deßhalb trübe, mein Sohn? Kannſt du die Ordnung der Natur ändern, oder die Sonne, welche ohne Ruhe und Raſt ihre Bahn wandelt, aufhalten?“

„Ach, das kann ich nicht, aber der Baum blühte ſo ſchön, ſeine Früchte waren ſo golden, ſeine Blätter ſo ſchattig, ſiehe nun!“

„Hat dich dieß Alles an dem Baum entzückt?“ — „Ja wohl mein Vater!“

„Siehe,“ ſprach der Greis, „der arme Baum hat ſeine jährliche Pflicht erfüllt und ſeine Frucht getragen, gönne ihm nun auch die Ruhe. — Merke dir aber, mein Sohn, der Herbſt deines Lebens kommt nur einmal! Iſt dein Frühling blüthenleer, und dein Herbſt fruchtlos geweſen, dann verblühſt du nicht ſo edel, ſo bedauernswerth, wie dieſer Baum.“

Da ſchmiegte der junge Knabe ſeine Wange an die Wange ſeines Vaters, und tief drang ihm die gute Lehre in die Seele.

Von jetzt an beſah er keinen blühenden, Früchte tragenden Baum, der ihn nicht zu den erhabenſten Entſchließungen aufgefordert hätte.

Geſundheitslehre und Volksarzneikunde.

Ein Wort über berauſchende Getränke. *)

Seit jeher hat man den Deutſchen die Neigung zu berauſchenden Getränken zum Vorwurfe gemacht, dagegen den Franzoſen davon frei geſprochen. Dieſer nationale Unterſchied hat einen andern hervorgerufen, nämlich eine Kraft und Lebendigkeit des Geiſtes, die der Nachbar über'm Rhein unſtreitig vor uns voraus hat. Nüchternheit iſt eine Haupttugend des Franzoſen, der bekanntlich ſelten Wein ohne Zuſatz von Waſſer trinkt.

Eine unzertrennliche Folge des Genuſſes berauſchender Getränke iſt zu Anfang eine Ueberreizung des Nervenſyſtems, der ſpäterhin eine verhältnißmäßige Abſpannung folgt. So gewiß aber ein zu oft nnd zu ſtraff angeſpannter Bogen immer mehr von ſeiner Spannkraft verliert, eben ſo gewiß hat eine häufige und ſtarke Ueberreizung des Nervenſyſtems eine dauernde Schlaffheit deſſelben zur Folge. Dieſe erzeugte Erſchlaffung erſtreckt ſich gleichmäßig auf den Körper und den Geiſt. Iſt jener in ſolchem Zuſtand weniger ſtark, phyſiſchen Einwirkungen zu widerſtehen, ſo wird dieſer den Leidenſchaften einen Damm entgegen zu ſetzen nicht vermögen. Es unterliegt auch nicht dem mindeſten Zweifel, daß die phyſiſche und moraliſche Schwächung mit jeder kommenden Generation zunehmen wird, ſollte auch das Uebermaaß im Genuſſe geiſtiger Getränke nur ſich gleich bleiben. Leider muß man bekennen, daß das Uebel fortwährend im Wachſen begriffen ſei; ein nur zu klarer Beweis geht aus einer Vergleichung der Branntweinserzeugung von Sonſt und Jetzt hervor.

*) Im Auszuge aus dem Allgemeinen Anzeiger und der National-Zeitung der Deutſchen 1842.

Eine gewöhnliche Erſcheinung iſt es, daß diejenigen, welche gegen die Branntweinspeſt eifern, als Erſatzmittel das Bier in Vorſchlag bringen. Hiebei müßte aber beſonders hervorgehoben werden, daß damit ſolches Bier gemeint ſei, welches, nach der alten Art und Weiſe gebraut, neben einem geiſtigen Getränke zugleich eine flüſſige Speiſe zu nennen war; denn die nach baieriſcher Art erzeugten Biere ſind nur um weniges beſſer als der Branntwein; ſie ſind im hohen Grade berauſchend und enthalten eine ſolche Menge Hopfenextract aufgelöst, daß deſſen narkotiſche (betäubende) Wirkung ſich ſtets und deutlich genug, beſonders bei Perſonen, die an den Genuß ſolchen Biers ſich noch nicht gewöhnt haben, an den Tag legt.

Bei allen geiſtigen Getränken hat man zwei Wirkungen zu unterſcheiden: die eine vom Spiritus, die andere von den Stoffen, die in dieſem aufgelöst enthalten ſind, herrührend. Außer der Eigenſchaft des Spiritus, in die Verrichtung des Nervenſyſtems eine vermehrte Bewegung zu bringen, kann derſelbe, nach dem größern oder geringern Grade der Verdünnung mit Waſſer, als ein ſchwächeres oder ſtärkeres örtliches Reizmittel wirken. Nach dem Genuſſe einer Quantität Branntweins empfindet beſonders der an geiſtige Getränke nicht Gewöhnte ein heftiges Brennen im Magen, welches, trotz dem anſcheinend wohlthätigen Gefühl der Erwärmung, bei öfterer Wiederholung keineswegs ohne nachtheilige Folgen bleibt, indem durch die Erſchlaffung der Magenmuskeln nothwendig eine unvollkommene Verdauung der Speiſen eintreten muß. Arge Säufer eſſen bekanntlich wenig. Die dem Spiritus beigemiſchten Stoffe äußern nach ihrer verſchiedenen Beſchaffenheit auch verſchiedene Wirkungen. Die ſchädlichſte Beimiſchung unter den geiſtigen Getränken iſt unſtreitig das Fuſelöl, deſſen Wirkung nervenlähmend iſt. Das oft wiederholte Ueberreizen, Erſchlaffen und Unterdrücken der Nerventhätigkeit erzeugt ein unausſtehliches Gefühl von Mattigkeit, und um ſich von demſelben, freilich nur auf kurze Zeit, zu befreien, greifen ſolche Unglückliche immer wieder zum Branntweinglaſe, bedürfen mit der Zeit aber größerer Quantitäten, um die beabſichtigte Wirkung hervorzubringen, und daher iſt es erklärbar, daß die Begierde nach geiſtigen Getränken zur wahren Manie werden kann.

Wer kann es unterlaſſen, Angeſichts des unabſehbaren Elends,

das der Branntwein unter dem Kern der Nation anrichtet, warnend die Stimme zu erheben! Aber dieſes muß auch in Beziehung der ſpiritusreichen und ſtarkgehopften Biere geſchehen; am wenigſten darf man ſie als Stellvertreter des Branntweins empfehlen. Die Nachtheile des häufigen Genuſſes eines ſtarken Biers ſind nur wenig geringer als die des Branntweins.

Man muß ſich billig darüber wundern, daß die in jeder Hinſicht ſo unermeßlich nachtheiligen Folgen der weit verbreiteten und noch immer zunehmenden Neigung zu berauſchenden Getränken, worauf ſchon ſo vielfältig aufmerkſam gemacht worden, ſo wenig von den deutſchen Regierungen beachtet werden. Ueber den Verkauf giftiger Stoffe beſtehen die ſchärfſten Vorſchriften. Dagegen ſieht man ruhig zu, wie der Branntwein Jahr für Jahr ſeine reiche Todtenerndte hält. Oder wäre es etwa noch zweifelhaft, daß in Folge der Trunkſucht eine Menge Menſchen in den beſten Jahren dahinſterben? Iſt der Branntwein darum kein Gift, weil er nicht wie Arſenik den Tod in wenig Stunden herbeiführt, — ſondern erſt nach längerer Zeit ſeine tödtende Wirkung äußert? Wenn auch ein kräftiger Körper den nachtheiligen Wirkungen des Branntweins längere Zeit hindurch widerſteht, ganz bleiben ſie niemals aus.

Auch abgeſehen davon, daß mit dem übermäßigen Genuſſe geiſtiger Getränke eine Verſchleuderung des Verdienſtes und des Vermögens ſtets verbunden iſt, daß des Hauſes Friede geſtört und allen Laſtern Thür und Thor geöffnet wird, ſoll hier nur beſonders hervorgehoben werden, daß unter den niedern Ständen, dem Kern der Nation, bereits eine ſolche Abnahme der phyſiſchen und moraliſchen Kraft ſtattgefunden hat, daß man ohne Beſorgniß der Zukunft nicht entgegenſehen kann. —

Es laſſen ſich aber natürlich die geiſtigen Getränke nicht ganz verbannen, man müßte daher darauf Bedacht nehmen, welches andere Getränk die Stelle des Branntweins ausfüllen ſollte, daß es weder durch zu ſtarken Spiritusgehalt noch durch Beimiſchung ſchädlicher Stoffe im Allgemeinen der Geſundheit nachtheilig werden könnte. Rum und feine Liqueure enthalten etwa $^2/_5$ Spiritus und $^3/_5$ Waſſer; der gewöhnliche Branntwein iſt aus $^1/_3$ Spiritus und $^2/_3$ Waſſer zuſammengeſezt, die feurigſten Weine und ſtärkſten Biere enthalten $^1/_4$ bis $^1/_6$ Spiritus, und bei gewöhnlichen Weinen

und Bieren ſinkt der Gehalt auf $^1/_{10}$ bis $^1/_{15}$ herab. Es käme darauf an, zu unterſuchen: welchen Grad von Stärke dürfen geiſtige Getränke haben, wenn ſie ohne merklichen Nachtheil für die Geſundheit genoſſen werden ſollen? Zum höchſten würde man die Stärke eines leichten Weines annehmen dürfen.

In Gegenden, wo der Genuß des Branntweins vorherrſchende Leidenſchaft geworden iſt, ſollte man freilich dahin zu wirken ſuchen, daß ein gutes und geſundes Bier zu haben wäre, allein nicht ein ſolches, wie man es beſonders in großen Städten nach baieriſcher Art zu bereiten angefangen hat, das der Völlerei ebenſowohl als der Branntwein Vorſchub leiſtet; vielmehr ein ſolches, das, nach der alten Weiſe gebrauet, weniger ſpiritushaltig wäre, dagegen aber nährende Beſtandtheile enthielte.

Verheerungen der Branntweinpeſt.

Ueber die gräßlichen Folgen der Trunkſucht, insbeſondere des Branntweintrinkens, liefert der authentiſche Bericht über die vom 1. Nov. 1840 bis 1. Nov. 1841 im Charité-Krankenhaus zu Berlin am Säuferwahnſinn behandelten Perſonen folgende, mehr als tauſend moraliſche Abhandlungen ſprechende Thatſache. Im Laufe dieſer Zeit wurden 106 Kranke dieſer Art aufgenommen, von denen 82 geheilt wurden und 24 ſtarben, ſo daß durchſchnittlich von 5 Kranken einer geſtorben iſt. Von dieſen 106 befanden ſich ſchon zum zweiten Male an demſelben Uebel leidend in der Anſtalt 10, zum dritten Male 3, zum vierten Male 2, zum fünften Male 2, zum ſechsten Male 1, und ein hieſiger Sackträger bereits zum dreizehnten Male! Das Maß, zu dem ſich die niedrige Leidenſchaft des Trunkes bei einigen dieſer Perſonen geſteigert hatte, grenzt ans Unglaubliche. Bei Vielen läßt ſich dieß freilich nicht ermitteln; die Mehrzahl jedoch behauptete zwar, etwa nur ein Viertelquart ($^1/_2$ Pfd.) täglich getrunken zu haben, doch Einige gaben bereitwillig ein oder gar zwei Pfund, alſo ein volles Quart zu! Eine weibliche Kranke, die 22jährige (!!) Frau eines Bürgers aus einem Städtchen der Mittelmark, räumte ein, bis anderthalb Quart täglich getrunken zu haben! Unter den Kranken befanden ſich 45 ſogenannte Arbeitsleute und 41 Hand-

werker, die übrigen waren: 3 Viktualienhändler, 5 Dienſtboten, 6 den höhern Ständen angehörige Perſonen und 6 Weiber.

(S. G. B.)

Ueber das Waſchen des Kopfes.

Die ſtarke Ausdünſtung des Kopfes, die Haare, an welchen ſich Staub, Schmutz ꝛc. anſetzt, erfordern vorzugsweiſe ein öfteres Reinigen. Dazu reicht aber das Kämmen der Haare nicht immer aus, ſondern es muß, namentlich bei Kindern, der Kopf auch öfters mit Waſſer und Seife gewaſchen werden, denn es iſt dieß nicht nur das ſicherſte Mittel, der Entſtehung von Ungeziefer, Hautausſchlägen ꝛc. vorzubeugen, ſondern es trägt auch öfteres Kopfwaſchen zur Erhaltung der Geſundheit, Erkräftigung des Körpers ꝛc. eben ſo weſentlich bei, als überhaupt deſſen Reinlichhaltung erſte Bedingung der Geſundheit iſt. —

Das tägliche Waſchen des Kopfes mit bloßem kalten Waſſer, welches theils geprieſen, theils verdächtigt wird, erheitert den Geiſt, ſtärkt das Gedächtniß und macht den Menſchen friſch und munter. Geſunden, kräftigen, namentlich vollblütigen und ſolchen Perſonen, welche an Blutandrang nach dem Kopfe leiden, wird es niemals von Nachtheil ſein, ſondern immer zum größten Nutzen dienen, wenn nur dabei einige Vorſichtsmaßregeln befolgt werden. Man darf ſich nämlich:

1) niemals den Kopf waſchen, wenn derſelbe erhitzt iſt, ſchwitzt. Daher nicht ſogleich nach dem Verlaſſen des Bettes, nicht gleich nach körperlichen Erhitzungen, nachdem man ſich hohen Graden äußerer Wärme ausgeſetzt, nachdem die Thätigkeit des Gehirns durch ſcharfes Denken, Anſtrengungen der Augen und anderer Sinnesorgane erhitzt worden iſt.

2) Man muß die Haare nach dem Waſchen ſorgfältig abtrocknen und ſich niemals mit noch naſſen Haaren an die freie Luft begeben; denn gefährliche Erkältungen ſind ſonſt außerordentlich leicht und ſchnell möglich.

3) Müſſen beſonders ſolche Perſonen, welche an Andrang des Blutes nach dem Kopfe leiden, wenn ſie die kalten Kopfwaſchungen überhaupt als diätetiſches Mittel dagegen gebrauchen wollen, nicht verſäumen, dabei die Füße recht warm zu halten, damit eine wirkliche Ableitung bewerkſtelligt werde.

Kranke aller Art dürfen ohne Vorwiſſen ihres Arztes ſich niemals der kalten Kopfwaſchung bedienen, denn ſehr häufig werden ſie dieſen, wie z. B. Gichtiſchen rc., höchſt nachtheilig werden. Dagegen können allerdings wieder in manchen und ſehr gefährlichen Krankheiten, wie z. B. bei einigen Hautausſchlägen, Hirnentzündung rc., kalte Waſchungen, oder noch beſſer Uebergießungen des Kopfes, außerordentlich heilſam wirken. Sie müſſen aber in dieſen Fällen als ein heroiſches Mittel angeſehen werden, deſſen ſich nur der geſchickteſte Arzt bedienen darf. Wenn endlich durch kalte Kopfwaſchungen abwechſelnder Kopfſchmerz, frühzeitiges Ausfallen und Grauwerden der Haare rc. entſtanden ſein ſoll, wie das hin und wieder behauptet wird, ſo lag dieß ganz gewiß nicht an den Waſchungen ſelbſt, ſondern an der Perſon, welche entweder bereits krank und zu Krankheiten ſehr geneigt war, oder dabei die obenerwähnten Vorſichtsmaßregeln zu befolgen verabſäumte. Das Waſchen des Kopfes mit kaltem Waſſer, wenn nicht alsbald darauf die Haare abgetrocknet werden, macht ſie aber allerdings ſpröde, hart und trocken, was vielleicht Veranlaſſung zu einem frühern Grauwerden und Ausfallen derſelben geben kann. Deshalb iſt das alsbaldige Abtrocknen doppelt rathſam und außerdem nothwendig, daß man den Haaren noch etwas einfache Pomade gibt. (Aus dem Geſundheitslerikon.)

Populäre Staats- und Volkswirthſchaft.

Vom Verhältniß der Bevölkerung zu dem Nationalreichthum.

„Das ſicherſte Zeichen der Erhaltung und des Gedeihens eines Staates iſt die Zahl und der Zuſtand ſeiner Bevölkerung.“ (Montesquieu.)

Wenn der größere Reichthum zunächſt aus Kapitalien hervorgeht, welche auf produktive Arbeit verwendet werden, ſo wird eine höher ſteigende Bevölkerung da, wo Kapitalien fehlen oder wo ihre freie Anwendung gehindert wird, nur ein allgemeines Elend

bewirken, weil dem Menſchen keine nützliche Beſchäftigung dargeboten werden kann. Mit dem höher ſteigenden Wohlſtande eines Landes wird aber die Bevölkerung von ſich ſelbſt ſteigen; denn dieſer Wohlſtand wird das Entſtehen neuer Kapitale bewirken, und dieſe werden der erhöhten Bevölkerung neuen Unterhalt darbieten. Die Vermehrung der Volksmenge in einem Lande muß daher durch die Vergrößerung der produktiven Kraft bewirkt werden, wenn ſie dauerhaft ſein und nicht das größere Elend des Volkes erzeugen ſoll. Dabei bedarf die Bevölkerung keiner künſtlichen Mittel, vielmehr zieht in Hinſicht auf die Bevölkerung der Grundſatz: „Alles, was die Produktion hindert, wirkt auf die Entvölkerung eines Landes und auf das Elend ſeiner Bewohner; was ſie aber vermehrt, auf die Bevölkerung deſſelben und auf die Glückſeligkeit ſeiner Bürger.“ Die höher ſteigende Kultur des Ackerbaues, der Fabriken, Manufakturen, des Handels und der perſönlichen Dienſtleiſtungen werden daher einen wohlthätigen Einfluß auf die höher ſteigende Bevölkerung eines Landes haben. Doch ſetzt der Ackerbau in einem Lande der Bevölkerung allerdings eine natürliche Gränze, weil immer zuletzt eine gewiſſe Anzahl Arbeiter hinreichen wird zur Gewinnung der rohen Produkte, die ein Land hervorbringen kann, ſo daß die Zahl der Feldbauer ohne Nachtheil nicht höher anwachſen darf, da hingegen findet die Manufaktur- und Fabrikarbeit ihre Gränze bloß in dem Kapitale und dem Abſatze, und beide ſind einer außerordentlichen Vermehrung fähig. Deßhalb läßt auch die Manufaktur- und Fabrikarbeit eine weit größere Bevölkerung zu, als Ackerbau. Welches von beiden Verhältniſſen einem Lande aber am meiſten zuſage, kann bloß mit Rückſicht auf deſſen individuelle Beſchaffenheit, Lage und Kultur entſchieden werden.

Ob nun gleich alſo an und für ſich die Vermehrung der Volksmenge ein wirkſames Mittel zur Vermehrung des Nationalvermögens iſt, und beſonders in ſolchen Staaten, deren innere Organiſation an den Einſeitigkeiten und Fehlern der Vorzeit leidet, berückſichtigt werden muß, (weil z. B. Leibeigenſchaft, Hörigkeit, Stände- und Zunftzwang, einſeitiger Druck der Abgaben auf gewiſſe Volksklaſſen u. ſ. w. der Bevölkerung ſehr nachtheilig ſind); ſo darf man doch die Sorge für die Bevölkerung nicht als die erſte Angelegenheit des Staates aufſtellen, weil es auch eine Ueber-

völkerung gibt, die unter gewiſſen Umſtänden das Verderben des Ganzen befördern kann. Es gilt daher der Grundſatz, daß jede Vermehrung der Volksmenge ſo lange nothwendig und wohlthätig für das Ganze iſt, als Ackerbau, Gewerbe und Handel und andere produktive Geſchäfte im Staate hinlänglich Mittel darbieten, die mannigfaltigen Kräfte der Staatsbürger zu üben, ihre rechtlichen Bedürfniſſe zu befriedigen und die Forderungen der Zwecke ihrer Beſtimmung zu erfüllen.

Der Einfluß der Eiſenbahnen auf den Ackerbau.*)

Wer liest, hört und ſpricht gegenwärtig nicht von Eiſenbahnen! Allenthalben bilden ſich in unſerm großen deutſchen Vaterlande Eiſenbahn-Vereine, und bald werden die flüchtigen Locomotiven wie feuerſchnaubende Drachen das Land von der Oſtſee bis zum mittelländiſchen Meere, von Frankreichs Grenzen bis an das Gebiet des ruſſiſchen Zaren durchfliegen. Während aber die Mehrzahl alle die Anſtalten und Maßregeln der Regierungen ſegnet und als Wohlthaten anſieht, die in Bezug auf die Eiſenbahnſyſteme Deutſchlands gegenwärtig genommen werden, gibt es eine nicht geringe Menge von achtbaren Leuten, die mit dieſen Anſtrengungen für ein vollendetes Eiſenbahnſyſtem nicht zufrieden ſind. Da gibt es welche, die da meinen, es ſei nicht gut, daß dem bürgerlichen Verkehre überhaupt ſo große Kapitalien plötzlich entzogen werden; Andere meinen, die Eiſenbahnen ſeien allein eine Begünſtigung für den Handelsſtand und trügen nicht weſentlich zur Förderung des Geſammtwohls bei; wieder Andere bringen in Anſchlag, daß durch die Anlegung von Eiſenbahnen ganze Erwerbszweige zu Grunde gehen müſſen, während nur einzelne reiche Kapitaliſten den Vortheil des Eiſenbahnverkehrs zögen.

Alle dieſe Leute, wie klug und erfahren ſie auch ſonſt ſein mögen, kennen die großartige Bedeutung und den unausſpechlichen Nutzen, den die Erfindung der Eiſenbahnen und das Befahren derſelben mit Dampfmaſchinen auf den gegenwärtigen Zuſtand unſers öffentlichen Lebens hat, nicht. Die Vorſehung ſcheint dieſe wichtige Erfindung gerade jetzt in die Geſchichte eintreten zu laſſen, wo die

---

*) Aus der landwirthſchaftl. Dorfztg. 1842 Nro. 9.

Menſchenzahl und die bürgerlichen Verhältniſſe eine Entwickelung aller induſtriellen Kräfte und einen innigen Verkehr erforderlich machen.

Indem ich beſonders den Nutzen der Eiſenbahnen für die Landwirthſchaft hervorheben will, ſo fühle ich, wie innig der Landbau und ſeine Blüthe mit allen andern Gewerben und Künſten zuſammenhängt, und mit allen Zweigen der Induſtrie in den genaueſten Verhältniſſen ſteht. Ein Engländer, Dr. Bowring, hat in ſeinem Bericht über die deutſchen Handelsverhältniſſe an das engliſche Parlament ausgerechnet, daß ſich in Deutſchland die Zahl der Ackerbautreibenden zu der Zahl der Manufakturiſten wie 3 zu 1 verhält, während in England dieſes Verhältniß wie 1 zu 2 ſteht. Daß in England auf einen Ackerbauer zwei Manufakturiſten kommen, iſt ein natürliches Verhältniß. Es könnte nicht ſtattfinden, wenn ſich alle Nationen auf einer gleichen Stufe induſtrieller Bildung befänden, ſo daß ſie der engliſchen Induſtrie-Erzeugniſſe nicht bedürften. Es wird den Deutſchen nicht einfallen, nach einem ſolchen Verhältniſſe zu ſtreben und ſich allen den drohenden Uebeln auszuſetzen, die ein ſolches Mißverhältniß zwiſchen der Landwirthſchaft und dem Induſtrieſtande hervorbringen muß. Aber die Gewerbsſtände einer großen, phyſiſch und moraliſch geſunden Nation, wie die deutſche iſt, werden ſich immer am beſten befinden, wenn ihr Verhältniß unter einander im Gleichgewicht ſteht und die Induſtrie nicht weniger hervorbringt, als zur Verſorgung des ganzen Volkes gehört. Mit einem Worte: die einſichtsvollſten Nationalökonomen ſind der Meinung, daß das Verhältniß der Manufakturiſtenzahl zu den Ackerbautreibenden ſich wie 1 zu 1 verhalten müſſe.

Indem die Eiſenbahnen auf eine bewundernswerthe und unbeſtreitbare Weiſe durch die nahe und leichte Verbindung, in welche ſie die Menſchen mit einander bringt, und die Rohſtoffe den geſchäftigen Händen zuführt, die Induſtrie befördert und die Zahl der Manufakturiſten auf allen Punkten des deutſchen Vaterlandes gleichmäßig ſteigert, ſo iſt es auch eine unbeſtrittene Thatſache, daß in Folge der zunehmenden Gewerbsthätigkeit der Werth des Grundeigenthums und die Produkte des Landbaues in dem Verhältniß ſteigen müſſen, als die Vermehrung der induſtriellen Klaſſe ſteigt. In Folge dieſer Wechſelwirkung iſt es nun berechnet worden, daß die Produkte des Landbaues und der Manufaktnren in

einer kurzen Reihe von Jahren um das Vier- und Fünffache ſteigen müſſen, und daß die Nation alle die Hände, welche jetzt keine Arbeit haben, und aus Mangel an Erwerb das Vaterland verlaſſen und fremde Länder und fremde Zonen aufſuchen, auf allen Punkten des Vaterlandes entweder als Ackerbauer oder Manufakturiſten die ergiebigſte Arbeit finden werden.

Dieſes iſt der Nutzen, welchen der Ackerbau aus dem allgemeinen günſtigen Einfluß, den die Eiſenbahnen auf die bürgerliche Gewerbsthätigkeit ausüben, haben muß. Der Ackerbau hat aber auch von der Anlegung von Eiſenbahnen noch einen weit unmittelbarern, nahen und in die Augen ſpringenden Vortheil. Warum kann der Landmann, der große wie der kleine, ſeine Produkte: Getreide, Flachs, Butter, Milch, Käſe, Wolle, Maſtvieh u. ſ. w. ſo ſelten zu dem Preiſe verkaufen, wie er ſich in den volkreichern Städten und Gegenden herausſtellt? Warum muß er in manchen Gegenden, Provinzen und Staaten unſeres Vaterlandes den Zwiſchenhändlern und Mäcklern oft ſo bedeutende Prozente von ſeinen, im Schweiße des Angeſichts, der Scholle mühſam abgerungenen Produkten überlaſſen? Weil ihm die volkreichern Städte und Bezirke und die Gegenden, wo das Manufakturweſen und der Handel Geld und Menſchen zuſammengehäuft hat, zu entfernt liegen; weil er nicht unmittelbar ſeine Produkte den Conſumenten verkaufen kann, und weil die Transportkoſten zuweilen mehr als ein Viertel der Produkte hinwegraffen. Wenn Deutſchland ein vollkommenes, von dem Staate beaufſichtigtes und geleitetes Eiſenbahnſyſtem beſitzen wird, muß ſich dieß Alles ganz anders geſtalten; der Landmann ſetzt ſich dann ſelbſt mit ſeinen Produkten auf den Dampfwagen und gelangt mit geringen Koſten in die volkreichen Gegenden und auf die Märkte, um eigenhändig ſeinen Handel abzuſchließen und ſich eigenhändig an Ort und Stelle ſeine Manufakturbedürfniſſe einzukaufen; oder überläßt er einem Zwiſchenhändler den Verkauf, ſo wird er doch immer den Gewinn ziehen, der aus einem billigen und ſchnellen Transport hervorgeht. Der ſchleſiſche Landmann wird dann ſeine Produkte mit leichter Mühe nach dem volk- und induſtriereichen Sachſen ſchaffen; desgleichen der Böhme. Die weſtlichen Deutſchen werden ihre Weine und ihr Getreide ohne viele Mühe bis an die äußerſten Grenzen des Vaterlandes bringen können; alle Provinzen und alle Producenten

werden aber zugleich dadurch gewinnen, daß durch den erleichterten Verkehr der Handel mit dem Auslande einen weit höhern Schwung erreicht, und Getreide, Milchprodukte, Fettvieh u. ſ. w. ſchnell und mit geringen Koſten an alle Grenzen des Landes, an die Häfen der Nord- und Oſtſee, wie an das mittelländiſche Meer gebracht werden können.

Freilich gehört hierzu noch eine allgemeinere und vollkommnere Zollverbindung der deutſchen Staaten und Provinzen unter einander, die aber immer mehr und mehr in Ausſicht geſtellt und bei dem guten Willen der Regierungen und den für das bürgerliche Wohl ihrer Unterthanen beſorgten Fürſten, will's Gott, in einigen Jahren zur Ausführung kommen wird.

Daß der Landmann an Bildung und Lebenskenntniß gewinnen muß, wenn er mit geringen Koſten und in kurzer Zeit durch die Eiſenbahnen mit der Welt in Berührung kommt, daß er ſich dann leicht über den verſchiedenen Betrieb ſeines Gewerbes außerhalb ſeiner Heimath in Kenntniß ſetzen und von den Vortheilen Anderer gewinnen kann, liegt nicht minder auf der Hand. Es wird dann wohl kaum in dem entfernteſten Winkel unſers Vaterlandes einen Menſchen geben, möge er auch noch ſo arm ſein, der nicht wenigſtens einige Mal in ſeinem Leben fremde Gegenden und fremde Sitten geſehen hat. Alles dieß trägt entweder einen unmittelbaren Nutzen oder erhöht doch den Lebensgenuß und das Glück des menſchlichen Daſeins. Alſo, lieben Landleute, es leben die deutſchen Eiſenbahnen und ihr Zwillingsbruder, der deutſche Zollverein! —

William Löbe.

Aphorismen über Nationalglück.

Eine Nation iſt glücklich, ſobald der größte Theil das Nöthige hat. Die Glückſeligkeit eines Bürgers beſteht in dem durch die Geſetze aufrecht erhaltenen Gleichgewichte, in der Sicherheit für ſeine Perſon und für ſein Vermögen, in der Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe ohne eine zu mühſame Arbeit. Glückliche Wirkungen, die nur die Früchte der wahren Freiheit ſein können.

Man vergleiche einen Augenblick den Anblick, den uns eine Nation unter einer weiſen, gerechten und milden Regierung gewährt, mit dem, den uns eine einer despotiſchen Regierung unterworfene Nation darbietet. Auf der einen Seite ſtellen frucht-

bare und bebaute Ländereien unſern Augen das lachendſte Schauſpiel dar. Man ſieht hier den Landmann, den die Arbeit nicht zu ſehr entkräftet hat, mit einer zahlreichen Familie umgeben, welche Friſche und Geſundheit athmet, und anzeigt, daß ihre Bedürfniſſe befriedigt ſind. Handel und aufgemunterte Manufakturen geben den Städten eine Regſamkeit und Thätigkeit, und verſchaffen den Augen eine Mannigfaltigkeit, die die Seele auf eine angenehme Art rührt. Der überall vertheilte Ueberfluß gibt den einfachſten Wohnungen ein Anſehen, das den Wohlſtand ihrer Bewohner beweist.

Anders verhält es ſich in Ländern, wo eine despotiſche Regierung herrſcht. Schwach bebaute Felder bieten uns das traurige Bild des verachteten und mit Noth kämpfenden Landmanns dar. Zarte Kinder, von der Wiege an dem Elende preis gegeben, verlangen umſonſt von einer Mutter Brod, die ſelbſt die Dürftigkeit beugt; der Arbeitsmann, den ſeine Hütte kaum vor der rauhen Jahreszeit ſchützt, fühlt den Schmerz, neben ſich den empörenden Pallaſt der Macht, die ihn unterdrückt. Einzig dem Luxus geweihte Künſte und Gewerbe ſind nur einigen reichen und privilegirten Menſchen nützlich. Die ſogenannten höhern Volksklaſſen werden durch Verzweiflung an ſich ſelbſt zu ſchmeichelnden Sklaven, durch eröffnete Kanäle zur Ueppigkeit, zum Luxus zu markloſen Weichlingen, durch ewig angeregtes Streben nach Selbſterhaltung zu Egoiſten.

Land- und Hauswirthſchaft.

Das Pferd und ſein Schickſal.

(Schluß.)

Ein bedeutender Vorzug der Selbſterziehung der Pferde für den Landmann, welcher Pferde haben muß, und ſolche nicht von vertrauten ehrlichen Leuten kaufen kann, iſt beſonders noch der, daß er nicht angeführt und in bedeutenden Schaden gebracht wird, weil bei keinem Handel mehr Lug und Betrug getrieben wird, als beim Pferdehandel; hier gehen Täuſchungen vor, denen ſelbſt gute Kenner nicht ausweichen; und da der Ankaufpreis

immer bedeutend iſt, und wenn die Thiere fehlſchlagen, der weitere Vortheil nur äußerſt unbedeutend ausfällt, ſo kömmt man dadurch gar bald zurück. Der Verfaſſer dieſes kennt eine Menge Beiſpiele von einſt ordentlich begüterten Landleuten, die durch den Pferdehandel, beſonders wenn ſie ſich mit Juden einließen, die gewöhnlich dieſes Gewerb treiben, ſehr herabgekommen ſind und faſt in gänzliche Dürftigkeit verſanken. Wer alſo ſelbſt Pferde erzieht, oder in einer Gegend lebt, wo Pferdezucht getrieben wird, entgeht dieſem Nachtheil, wendet ſich bei ſeinem Ankauf an vertraute ehrliche Leute, und ſieht auch auf einige Gulden nicht, die es allenfalls mehr koſtet.

Nebſt oben benannten guten Eigenſchaften des Pferdes iſt noch beim Pferdehandel vorzüglich das Alter zu berückſichtigen und ſich darin hauptſächlich auch vorzuſehen, weil gerade darin der meiſte Betrug getrieben wird, das Alter zu verbergen; denn obgleich das Pferd, wenn es gut gehalten wird, 30—40 Jahre arbeiten kann, ſo iſt doch daſſelbe nur vom 4ten bis 12—14ten Jahre in ſeiner eigentlichen Kraft und Blüthe, und von dieſem Alter an ſchon mehr im Abnehmen als Zunehmen in Brauchbarkeit und Werth. Das Alter der Pferde aber wird am zuverläſſigſten an dem Gebiſſe erkannt. Das Pferd hat nämlich, wenn es ausgewachſen iſt, 6 Vorderzähne oben und unten (Nabzähne), 6 Backenzähne (Stockzähne) oben und unten auf jeder Seite, und nebſt dieſen am gewöhnlichſten die männlichen Pferde noch in der Lücke zwiſchen den Vorder- und Hinterzähnen einen Eckzahn (Hacke). Dieſe Zähne erhält es aber nicht mit einander auf einmal, ſondern ſie kommen nach und nach, und wechſeln in einiger Zeit, ſo daß alſo nach dem Wachſen und Wechſeln der Vorderzähne und deren Beſchaffenheit das Alter des Pferdes bis auf eine gewiſſe Zeit ſo ziemlich zuverläſſig angegeben werden kann. Bald nach der Geburt erhält das Füllen die zwei mittlern Milchzähne oben und unten vorn im Munde, dann die zwei andern, welche zunächſt dieſen ſtehen, und nach 3—4 Monaten die weitern zwei. Dieſe Zähne bleiben bis das Fohlen 1½ bis 2 Jahre alt iſt, dann fallen die Vorderzähne in der Ordnung aus, wie ſie gekommen ſind, zuerſt die zwei mittlern, welche dann nach etwa 14 Tagen durch zwei andere, etwas größere und gelblichere erſetzt werden. Ein Jahr ſpäter fallen die zwei weitern aus, welche ebenfalls durch andere

erſetzt werden, und nach dem 4ten Jahre kömmt die Reihe des Ausfallens an die zwei weitern und letzten, welche in 14 Tagen wieder erſetzt ſind. Mit dem 4ten Jahre kommen auch die ſogenannten Hackenzähne, welche anfangs etwas ſpitzig ſind, bis zum 6ten und 10ten Jahre aber immer ſtumpfer werden. Die nun jetzt bleibenden Vorderzähne (Roßzähne) haben oben eine kleine Grube und darin einen kleinen ſchwarzen Fleck, die Bohne genannt. Im 7ten Jahre hat ſich die Grube und der ſchwarze Fleck auf den zwei mittlern Vorderzähnen abgenagt, im 8ten Jahre auf den zwei zunächſt ſtehenden, und im 9ten Jahre endlich auf allen Vorderzähnen. Bis zu dieſer Zeit läßt ſich immer nach genannter Ordnung das Alter des Pferdes ſo ziemlich beſtimmen; aber von jetzt an hören die ſicheren Merkmale auf. Im 15ten Jahre zeigen ſich gewöhnlich graue Haare im Schweif und in der Mähne, welche ſich nach und nach immer mehr zeigen. Jedoch iſt auch dieſes Grauwerden der Haare kein ſo zuverläſſiges Zeichen, weil Farbe, Race, Haltung, Pflege und Anſtrengung hierzu beitragen. Bevor das Pferd gehörig abgezahnt hat, iſt es nicht völlig ausgewachſen und erſtarkt, und darf zu keinen ſchweren und anhaltenden Arbeiten verwendet, dabei muß es aber wohl gepflegt, liebreich behandelt, und geſchont werden.

Wie alt die Pferde in der Wildheit werden, läßt ſich nicht genau beſtimmen, weil bei den eingefangenen immer die Geburtsſcheine fehlen. Indeſſen glaubt man, daß ſie über 100 Jahre alt werden. Zahme Pferde bringen es kaum bis zu 40 und 50 Jahren. Sie ſind unter allen Thieren den meiſten Krankheiten unterworfen, die jedoch größtentheils aus Nachläſſigkeit in der Pflege und Wartung, Unordnung im Arbeiten, Anſtrengung und Mißhandlungen u. dgl. entſtehen. Kein Thier verlangt ſo viel Sorgfalt, Reinlichkeit und Ordnung in der Wartung, Fütterung und Tränke, Arbeit und Ruhe, wie dieſes Hausthier. Unordnung im Füttern, Tränken und Arbeiten, Unreinlichkeit in Stallung und Pflege, ſchneller Wechſel von Hitze und Kälte, Uebertreiben und Ueberladen im Arbeiten, ſchneller Wechſel des Futters (von Dürr- und Grünfutter, Körner und Heu, ſchlechtes und beſſeres Heu, Heu und Wurzelfutter); ſchlechte unreine Stallung, Vernachläſſigung im Schwemmen, Waſchen, Striegeln, Abreiben; ſchnelle Ruhe nach Anſtrengungen, langes Stehen in Wetter, Wind und Hitze, beſonders nach ſtarken

Arbeiten, erzeugt viele Pferdekrankheiten, verkürzt oder ſchwächt das Leben dieſer Thiere, und wer hierin ſorgfältig iſt, wird ſeine Pferde vor Krankheiten verwahren und immer geſund erhalten, und wer oft kranke Pferde hat, ſehe nur nach, ob hier nicht Fehler in der Wartung vorfallen und wie die Dienſtboten das Vieh behandeln.

Die beſte Nahrung für das Pferd iſt immer Heu und Hafer, wohl auch Gras, Klee, Weide, Rüben, Kartoffeln, Gelbrüben, Kleien, Spreu; wo der Hafer fehlt, werden auch Roggen, Gerſte, Pferdbohnen, Wicken oder wie in Amerika Mais gefüttert. So ſehr das Pferd bei uns alles Fett und Fleiſch verſchmäht, ſo gewöhnt es ſich doch auch in den kalten Gegenden an getrocknete Fiſche u. dgl. In der Wildheit ſuchen ſie ſich ihre Nahrung unter dem Schnee hervor, welche in Gras, Moos, Flechten, Reißig, Rinden u. dgl. beſteht.

Die Menge des Futters oder die Größe der Portionen richtet ſich nach der Größe des Pferdes und nach der Größe der Arbeit, welche es verrichtet. Auf ein Pferd von mittlerer Größe, bei gewöhnlicher, nicht zu anſtrengender Arbeit, rechnet man täglich 6—8 Pfund Hafer nebſt 5—6 Pfd. Stroh, zu Häckſel geſchnitten, und 10—12 Pfd. Heu. Ganz großen Pferden, oder bei ſchwerer anhaltender Arbeit, gibt man 1—2 Pfd. mehr; eben ſoviel weniger, wenn die Pferde klein ſind oder die Arbeit nur gering iſt. Arbeiten die Pferde gar nicht oder nur unbedeutend, ſo gibt man weniger Hafer und etwas mehr Heu. Man rechnet auf 1 Pfd. weniger Hafer 2—2$^1/_2$ Pfd. mehr Heu. Wenn man grünes Futter füttert, ſo rechnet man auf jedes Pfd. Heu 5 Pfd. Gras oder Klee u. ſ. w.

Ordnung im Füttern, beſonders was die Größe der Portionen, die man auf einmal gibt, und die Zeit betrifft, wenn ſie gegeben werden, iſt vorzüglich zu beobachten; denn einmal viel, das andermal wenig, oder bald früh, bald ſpät gefüttert, iſt den Pferden ſehr nachtheilig. Die Fütterung wird gewöhnlich in 3 Portionen gebracht, wovon man eine früh um 5 Uhr, die andere Mittags 11 Uhr und die dritte Abens 7 Uhr gibt. Einige machen 4, andere 5 Portionen, was recht gut iſt, weil das Pferd immer wieder um ſo lieber frißt, je eher es auffreſſen kann. Nie aber ſoll man dem Pferde auf einmal mehr geben, als es in einer halben Stunde auffreſſen kann, weil das Pferd ſchon nicht mehr gerne

frißt, wenn es ſeinen eigenen Hauch darin riecht. Auch muß zwiſchen Heu und Körnerfutter, Grün und Dürrfutter, Wurzelwerk und Heu oder Kurz- und Langfutter gehörig abgewechſelt werden. Nach jeder ſtarken Erhitzung oder Anſtrengung ſoll das Pferd ¼—½ Stunde ruhen, bevor es gefüttert wird. An gehöriger Tränke darf es ebenfalls nicht fehlen, um ſo weniger, weil das Pferd von einer hitzigen Natur iſt. Man tränkt ebenfalls täglich dreimal, aber nie nach ſtarker Erhitzung und Anſtrengung, und nie bevor es etwas trocknes Futter bekommen hat. Iſt das Waſſer unrein oder zu kalt, ſo läßt man es etwas ſtehen und ſich ſetzen oder erwärmen. Bei großer Hitze iſt man Morgens früher im Füttern und Arbeiten; denn 2—3 Frühſtunden thun dem Pferde weniger weh, als eine heiße Tagſtunde; und da das Pferd in 2—3 Stunden ausgeſchlafen hat, ſo läßt ſich das ſchon machen.

So nothwendig dem Pferde Nahrung iſt, ſo nothwendig iſt ihm Reinlichkeit und Ordnung. Nach jeder anſtrengenden Arbeit ſoll das Pferd mit Strohwiſchen, wollenen Lumpen u. dgl. abgerieben und jeden Tag 1—2mal geſtriegelt werden; und weil das Pferd hitziger Natur iſt, ſo muß es, beſonders im Sommer, öfters abgewaſchen und geſchwemmt werden. Vorzüglich müſſen die Pferdſtallungen immer rein gehalten und öfters ausgelüftet werden, indem das Pferd und ſeine Excrementen ſcharf ausdünſten. Nichts aber iſt dem Pferde ſchädlicher und empfindlicher, als wenn es nach ſtarker Arbeit und Anſtrengung lange in Wetter und Wind, Hitze und Kälte u. ſ. w. ſtehen muß, wie man ſolches vor Wirths- und Branntweinhäuſern oft Gelegenheit hat zu ſehen, wo leichtſinnige Fuhrleute, Herren und Knechte öfters ihre Thiere ſtundenlang ſtehen laſſen, der Witterung und dem Ungeziefer, oder dem Quälen muthwilliger Knaben ausgeſetzt, während dieſe Menſchen den Verdienſt durchbringen, den ihnen dieſe guten Thiere erworben haben. Wo übrigens die Ortspolizei gut iſt, wird fleißig darüber gewacht und gewiſſenhaft nach den darüber beſtehenden Geſetzen verfahren. Auch iſt darüber eine ernſte Aufſicht um ſo nöthiger, weil dadurch ſchon öfters großes Unheil entſtand, wenn die Thiere plötzlich ſcheu und wild werden, und über Alles dahin rennen.

Sonſt iſt das Pferd von Natur gutmüthig, ſanft und folgſam, und wie nicht leicht ein anderes Thier empfänglich für Liebkoſungen

und milde Behandlung. Nur durch Roheiten und Mißhandlungen, beſonders in der erſten Jugend, wird es falſch, ſcheu, tückiſch, ſtörriſch und wild ꝛc. Es iſt daher beſonders nöthig, bei der Erziehung und Pflege der Pferde ſanfte und gute Dienſtboten zu haben, die nicht gleich aufgereizt werden, und durch Fluchen, Schlagen, Treten u. dgl. dieſe Thiere mißhandeln, wodurch nicht nur ſolche Untugenden der Pferde entſtehen, ſondern auch eine Menge andere Krankheiten und Uebel bei den Pferden ihren Urſprung haben. Man will die Sanftheit und Gutmüthigkeit, die man an den arabiſchen und überhaupt an orientaliſchen Pferden ſo vorzüglich rühmt, hauptſächlich der ſanften Behandlung zuſchreiben, womit dieſe Pferde erzogen werden. Ich wollte keinem Dienſtboten rathen, daß er ſich in jenen Gegenden auffallende Roheiten oder Mißhandlungen gegen dieſe Thiere erlaubte; ſolche werden ſtark geſtraft. Gewiß verdient dieſes Thier alle Rückſicht des Menſchen, da es unter allen Thieren, eines der ſchönſten, geſcheidſten und nutzbarſten iſt, ſich mit ſo vieler Liebe und Treue gleich dem Hunde an ſeinen Herrn anſchmiegt, dankbar ſeine Liebkoſungen annimmt, ihn in keinem Ungemache verläßt und ihm in allen ſeinen Verrichtungen ſo dienlich iſt. Blitzſchnell bringt es den Reiſenden auf ſeinem Rücken oder im Wagen dem erwünſchten Ziele zu, und erreicht durch Uebung eine Geſchwindigkeit, die an das Wunderbare grenzt; ſo z. B. legte der engliſche Wettrenner, Hamblotonian genannt, in 8 Minuten 4 engliſche Meilen oder 2 deutſchen Stunden zurück. Solche Renner gibt es in England und den Morgenländern, wo das Wettrennen eingeführt iſt, viele, die in einer Sekunde 80—90 Fuß zurücklegen und alſo ſchneller ſind als der Sturmwind, welcher in einer Sekunde nur 60—70 Fuß durchläuft. Muthig jagt es mit dem Araber dem Löwen entgegen und zerſchmettert mit den Hufen den Schädel dieſes wilden ſtarken Thieres, wenn es die Lanze ſeines Jägers nicht wohl getroffen hat. Mit Windesſchnelligkeit fliegt es in den heißen Sandwüſten Afrikas mit ſeinem Hottentotten dem Strauße nach, um deſſen Federnſchmuck als Kopfputz für europäiſche Damen zu erobern. Unerſchrocken zieht es mit ſeinem Krieger in Kampf und Schlachten, ſchwenkt und dreht ſich geregelt nach dem Commando der ſchmetternden Trompete, ſcheut nicht das Blinken der glänzenden Waffen noch das Geraſſel des Gewehrfeuers noch den

Donner der Kanonen; ſchreitet ſorgſam über die Leiber der Gefallenen hin, und ſtellt ſich in Reihe und Glied, wenn ihm ſelbſt ſein Führer und Gebieter entfallen iſt. Sorglos überläßt ſich der Wanderer in unwegſamen öden Gegenden Aſiens und Afrikas und in den Urwäldern Amerikas ſelbſt bei Nacht und Nebel ſeinem Pferde, und es bringt ihn ſicher zur Heimath. In angemeſſenen Schritten trägt es den Kunſtreiter im Kreiſe umher zur Unterhaltung der Schauluſtigen; treibt Maſchinen und Räderwerk, wo Waſſer und Wind fehlen, und fährt in ſchöner Linie den Pflug und die Egge, wendet und lockert die Erde, daß das Saatkorn ihr beſſer entſprieße und goldene Früchte trage. Unter Geläute und Glockenklang trabt ſtolz der Mecklenburger vor dem Güterwagen einher, trägt ſein ſchönes Haupt empor, bringt dem entfernteſten Kaufmann Waaren zu und hilft Gewerbe und Handel befördern. Köſtlich labt ſich der Tartar an ſeiner Milch und bereitet daraus ſeinen geiſtigen Kumüs, der wie Champagner im Glaſe perlt, durch die Naſe dampft und im Kopfe wirbelt. Auch das Fleiſch von dieſem Thiere gehört unter die Lieblingsſpeiſen ſo vieler Aſiaten und Amerikaner, und manche unſerer Kriegsveteranen, welche die nördlichen Feldzüge mitgemacht haben, verdanken dieſer Speiſe ihr Leben. Aus den Knochen und Hufen weiß der Beindreher und Kammmacher tauſend nützliche Dinge zu fertigen, und der Zuckerſieder durch die Kohlen derſelben ſeinem Zucker mehr Klarheit, Härte und Glanz zu geben. Die Haut gibt ein treffliches Leder und Chagrin, und die Haare Seſſel, Polſter und Matrazen; prangen auf dem Helme ſo mancher Krieger, und der Schmuck der orientaliſchen Kriegsſtandarten iſt des Pferdes ſchöner Schweif, der da in ſolcher Achtung ſteht, daß ſelbſt der türkiſche Kaiſer ſich den Herrn von den dreien Roßſchweifen nennt; ſo hoch ſteht dieſes Thier durch ſeine Brauchbarkeit und ſeinen Werth. Aber was iſt am Ende das Loos dieſes guten Thieres, das dem Menſchen ſo treulich gedient, ſo manche Arbeit erſpart, ſo manchen Kampf mitgemacht, ſo manches Ungemach für den Menſchen erduldet hat? Dort wird es endlich als alte Waare der Steigerung ausgeſetzt, den trügeriſchen Händen und Quälereien des Händlers preis gegeben, der durch allerlei Kunſtgriffe Alter und Altersſchwäche zu verbergen ſucht, und kein Reizmittel ſcheut, die alten ſteifen Glieder zu beleben und die letzten Kräfte aufzuregen. Es

keucht dort am Wagen des Hauderers oder des Tagfuhrwerkers, am Sand=, Holz= oder Steinkarren; überladen an Laſt und abgeſchwächt durch Arbeit und Hunger ſoll es über Hügel und Berge dahin. Jammervoll wankt nun das Knochengerüſt daher mit Wundmalen vom Satteldruck, oder Deichſel= und Peitſchenſchlägen bedeckt. Seine Beine ſind aufgelaufen, die Hufen durch Nägel zerriſſen, das Maul durch das Eiſen hart gerieben, und die Haut durch Narben vom Spornen und Peitſchenhieben unempfindlich gemacht. Sorgſam ſucht ſein roher Führer jetzt noch die etwas empfindlichen Stellen des Körpers für Peitſchenſtreiche auf, um die letzten Lebensgeiſter noch aufzuwecken. Hartes, ſchlechtes Heu, Spreu und Häckſel ſind endlich nach ſchwerer Arbeit die Mahlzeit des gutmüthigen Dulders, deſſen Gebiß, durch Alter und Zäumen zerſtört, kaum eine weiche Rübe zu zerquetſchen vermag. Eine dunkle ſchlechte Stallung in Geſellſchaft von Schweinen und Hühnern iſt die Ruheſtätte, wo die müden alten Glieder, abgetrieben bis in die Nacht, ſich erholen ſollen, um mit des Tages Grauen ſein voriges Tagwerk wieder fortzuſetzen, bis endlich es aus Kraftloſigkeit oder Krankheiten auf der Straße erliegt, oder in den Händen des Abdeckers ſeiner Leiden Ende findet.

Man hat ſchon in den früheſten Zeiten die Schönheit und Schnelligkeit des Pferdes mit der Dauerhaftigkeit, Tragkraft und Sicherheit im Gange des Eſels durch Paarung zu vereinigen geſucht, und dadurch ſind die beiden Baſtarden: der Mauleſel und das Maulthier entſtanden. Der Mauleſel wird durch den Pferdhengſt und eine Eſelin erzeugt, er iſt größer als ein Eſel, braun von Farbe, nnd dem Eſel am Kopfe, Leib, Schweif u. dgl. ähnlicher als dem Pferde. Er iſt zum Tragen in Gebirgsgegenden vorzüglich geſchickt, weil er große Laſten mit ſicherſter Sorgfalt über Stein und Gebirge trägt und die ſchmalſten Fußpfade an den ſteilſten Gebirgsabhängen ſicher dahin wandelt. Er kömmt öfters bei uns, beſonders in wilden Gebirgsgegenden vor, und wird, weil er gewöhnlich in Mühlen gebraucht wird, öfters auch Müllereſel und Steineſel genannt, welche Namen ſonſt auch dem eigentlichen Eſel beigelegt werden.

Das Maulthier iſt das Erzeugniß durch die Paarung der Stute mit dem Eſel, es iſt ſchöner und größer als der Mauleſel, ja ſelbſt höher und ſchlanker als das Pferd, und ſchlägt dem Vater

nur etwas am Kopfe, den Ohren, dem Kreuze, Schwanze und der Stimme nach. Es wird vorzüglich im ſüdlichen wärmeren Europa, z. B. in Italien, Frankreich und Spanien, häufig gehalten und ſelbſt höher als die Pferde geſchätzt. Es iſt ſanfter und lenkſamer als das Pferd, wird nicht ſtörriſch und ſcheu, geht ſchnell und ſicher die ſchmalſten und ſteilſten Wege, und iſt daher zum Reiten, Tragen und Ziehen in den Gebirgsgegenden vorzüglich geeignet, ſo daß Fürſten und Herrſchaften ihre vorzügliche Pracht darein ſetzen, und ihre Reiſen im Frieden und im Kriege mit dieſen Thieren machen.

Dieſe Baſtarden pflanzen ſich übrigens nicht wieder durch Paarung fort. Nur von dem weiblichen Maulthiere will man wiſſen, daß es durch Paarung mit dem Hengſte trächtig geworden ſei, wovon man ſelten Beiſpiele hat. Auch das dadurch erzeugte Junge pflanzt ſich dann nicht weiter fort.

Von den Pflichten eines Landwirths gegen ſein Vieh.

> Gib deinem Vieh ſein Futter zur rechten Zeit; gebrauche es zu deinem Nutzen, aber übertreibe es nicht in der Arbeit; ſei barmherzig gegen das leidende Thier.

Ein Landwirth, dem ſeine Wirthſchaft angelegen iſt, der etwas vor ſich bringen will, iſt ſchuldig auf alle mögliche Art für ſeine Hausthiere zu ſorgen. Sie helfen ihm ſeinen Unterhalt gewinnen, und ſind auf ſolche Art die mächtigſte und ſicherſte Stütze ſeiner Exiſtenz, ja man könnte gleichſam ſagen, ſie ſind als Hausgenoſſen und Angehörige der Familie zu betrachten.

Was würde der Landwirth ohne ſein Zugvieh anfangen? Seine ſchwachen Hände würden nicht vermögend ſein, den Acker allein zu bauen; er würde große Laſten ohne ſie nicht fortſchaffen können, Mangel und Noth würden bei ihm einkehren. Daß er das Feld baut, düngt, erntet und ſeinen Segen in die Scheuern ſammelt, iſt größtentheils das Werk ſeines Viehes. Zugleich gibt es ihm Nahrung.

Das Rindvieh bietet ihm ſein Fleiſch und ſeine Milch zur kräftigen Speiſe dar, es opfert ſich ihm und hilft ſeinen dringenden Bedürfniſſen ab.

Was würde der Landwirth ohne Schafe ſein? Sie geben ihm Wolle, um ſich gegen ungeſtüme Witterung zu ſchützen und der Kälte des Winters zu begegnen, ſie geben ihm überdieß Fleiſch, Talg u. ſ. w.

So trägt jedes Hausthier ſehr viel dazu bei, das Leben des Menſchen angenehm zu machen und ihm ſeine Arbeit zu erleichtern. Es befriedigt unter tauſenderlei Geſtalten ſeine Bedürfniſſe, indem es ihm Speiſe, Kleidung, Bequemlichkeiten und überhaupt die meiſten Dinge verſchafft, welche dem Menſchen für's irdiſche Leben unentbehrlich ſind.

Allein gewohnt, nie die Wohlthaten von der rechten Seite zu würdigen, gewohnt, mit Undank zu vergelten, entfernt ſich der Menſch nur allzuoft von ſeiner edlen Beſtimmung und mißhandelt die Thiere, ſeine Natur und ſeine Vernunft ſollten ihn zur Sanftheit, zum Mitleiden, zur Theilnahme ſtimmen, und er iſt Barbar, Tyrann und Mörder.

Wodurch verdienen es die armen Thiere, die ihm ihre Kräfte, ihre Geſundheit, ihr Leben opfern, daß er ſie peinigt, ihnen mehr Arbeit auflegt, als ſie ertragen können, daß er ihnen den nöthigen Unterhalt entzieht, ihnen bei ſtrenger Arbeit, bei den größten Strapazen karg und geizig das Futter zumißt und ſie mißhandelt? Ja der Landwirth kann und darf ſich den Pflichten nicht entziehen, welche er gegen ſeine Haus- und Nutzthiere auszuüben hat, und es liegt ihm eben ſo ſehr ob, dieſes mit allem Ernſte von ſeinen Dienſtboten zu verlangen.

Einmal ſoll der Landwirth, vom Standpunkt der Sittlichkeit ausgehend, ſein Vieh gut behandeln. Roheit, Unbarmherzigkeit und Härte ſchänden den Menſchen, er mag ſie ausüben gegen wen er will. Der Gedanke muß bei ihm erwachen, daß es ſeine Mitgeſchöpfe ſind, die er mißhandelt, daß ihm der Schöpfer kein Recht verlieh, Geſchöpfe, welche ihr Leben aus der nämlichen Hand empfingen, die ihm das ſeinige gab, nach ſeinem Gefallen zu quälen. Der ſittlich-gute Menſch wird immer bedenken, daß das Thier ein Glied aus der großen Kette der Schöpfung ſei, in welcher er ſelbſt nur ein Glied, obwohl von höherer Beſtimmung iſt. Er wird bedenken, daß das Thier ebenſo unentbehrlich iſt wie der Menſch, und ebenſo zum Ganzen der großen Einrichtung Gottes gehört, daß er ohne daſſelbe nichts unternehmen könne,

wozu viele Kräfte erforderlich ſind. Er wird bedenken, daß ſich „der Gerechte auch des Viehes erbarme.“ Ein Menſch, welcher Thiere martert, kann auch kein guter Menſch ſein, denn es ſetzt ein ſehr böſes Herz voraus, wenig Gefühl und wenig Ueberlegung. Es iſt immer ein ſicheres Zeichen von Roheit und Verwilderung, wenn Menſchen ſich an den Martern der Thiere weiden können. Und der Schluß iſt ganz gewiß, daß ein Menſch, welcher den Werth der Thiere nicht achtet, auch gegen Menſchen gleichgiltig iſt. Der Menſchenſchinder fängt an den Thieren an, und der Knabe, welcher einen Sperling martert, läßt fürchten, daß er einſt ein böſer Menſch werde. Denn die böſe Gewohnheit härtet ihn beim Anblicke oftmaliger Gräuel ab, und tilgt aus ſeinem Herzen jenes zarte Gefühl der Menſchlichkeit, wodurch ſich der Vernünftige vor dem Ruchloſen auszeichnet.

Aber auch thätliche, muthwillige oder abſichtliche Martern ſind es nicht allein, die hierher gezählt werden müſſen, ſonſt dürfte Mancher glauben, wenn er ſeinen Thieren nicht unnöthigen Schmerz mache, habe er ſeine Pflichten gegen ſie ſchon erfüllt. Nein, auch der Geiz ihres Beſitzers, wenn er ihnen aus übertriebener, übelverſtandener Sparſamkeit nicht das nöthige Futter reicht und dadurch ihrer Geſundheit ſchadet, gehört auch hierher. Das Vieh, welches arbeiten ſoll, muß auch gehörig freſſen; „du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, das Maul nicht verkörben,“ gebietet ſchon die Schrift.

Wie kann man aber von einem hungrigen Stück Vieh große Arbeit fordern? Ein Thier, das nicht ſatt iſt, ermattet leicht, beſonders wenn ihm große Arbeit aufgebürdet wird; es erkrankt leicht, weil ihm die Arbeit Nahrungsſäfte entzieht, die ihm gehöriges Freſſen und gutes Futter nur erſetzen können. Auch muß die Arbeit der körperlichen Stärke und den Kräften des Viehes angemeſſen ſein. Fordert man zu viel von ihm, ſo wird die Arbeit zur Pein. Denn nur zu einer gewiſſen Anſtrengung hat jedes Thier Kraft; wird hierin Maaß und Ziel überſchritten, ſo kann es dieſe Arbeit nicht leiſten, es wird erſchöpft und vor der Zeit untauglich. Nicht weniger muß das Vieh nach der Arbeit Ruhe haben; dieß dient dazu, um ihm aufs neue Kräfte zu geben. Die Ruhe erquickt und iſt dem Vieh halb Nahrung, und ohne Ruhe würde es ſein Leben bald verlieren, das ihm anhaltende Arbeit raubt.

Der Nutzen des Landwirths erfordert es aber auch, daß er ſchonend gegen ſeine Thiere verfahre, und ſie ordentlich füttere, warte und pflege. Hungrige, abgemattete und elende Thiere können ihm nur wenig oder gar keine Vortheile gewähren. Ein nicht ſatt-gefüttertes Thier liefert ihm weniger Dung, alſo ſein Acker bekommt dadurch weniger Nahrung und iſt ihm nicht ſo einträglich; die Kuh, welche ſchlecht ernährt wird, gibt weniger Milch; das Schaf bekommt ſtatt guter Wolle Hungerhaare; das Maſtvieh nimmt nicht gehörig zu und gilt weniger Geld.

Dann muß aber auch der Landwirth ſorgen, daß ſein Vieh nicht erkrankt. Schlechte verdorbene Nahrung, oder nicht hin-reichendes gutes Futter, Unreinlichkeit, übertriebene Arbeit u. ſ. w. legen den Grund zu Krankheiten. Wird aber demungeachtet ſein Vieh doch krank, ſo muß er ihm ordentlich helfen laſſen. Er gehe zum ordentlichen Arzt, nicht zum Waſenmeiſter, Pfuſcher u. ſ. w.; dieſe nehmen ihm das Geld ab und bringen ihn nicht ſelten um's Vieh, alſo in Schaden.

Aber auch ſelbſt um des Viehes willen hat der Landwirth dieſen Pflichten nachzukommen. Das Thier, welches mir dient, meine Arbeit verrichtet, und mich und die Meinigen mit aller Aufopferung ſeiner Kräfte und ſeines Lebens ernährt, hat den gerechten Anſpruch auf meinen Dank und Erkenntlichkeit zu machen. Es iſt bloß widerſpenſtig und unartig, wenn es der Menſch durch Mißhand-lungen dazu reizt. Allein geduldig leiſtet es alles, was ihm auf-erlegt wird, ſobald man es nur ſchonend und ſanft behandelt. Ver-läugnen die Thiere nicht ganz ihre Natur um des Menſchen willen? Sie legen ihre Wildheit ab, laſſen ſich zähmen, kennen ihre Kräfte nicht, durch die ſie uns oftmals überlegen ſein würden, wenn ſie dieſelben zur Widerſetzlichkeit anwenden wollten. Wie wollten wir ſie zwingen, wenn ſie ſich nicht geduldig hingäben? — Wie ſehr ſind wir alſo jenen Thieren die größte Achtſamkeit und Neigung ſchuldig, die ſich uns hingeben und gutwillig unterwerfen, und uns auf ſo tauſendfache Art nützen, uns das Weſentlichſte und Unentbehrlichſte des Lebens verſchaffen und ſo Vieles beitragen, um unſer Daſein zu verſchönern.

Regeln bei der Kleefütterung.

Der Klee wird entweder gefüttert, ehe er in die Blüthe tritt, wenn er alſo noch jung iſt, oder er wird während der Blüthe oder im Spätſommer und Herbſte nach dem Verblühen gemäht, und alſo ſchon mit ſeinen zarten Stengeln benutzt; es muß alſo eine gewiſſe Vorſicht ſtattfinden, die ſeine Fütterung ganz unſchädlich macht.

1) Man ſchneide alle Sorten von Klee zum Verfüttern immer auf der Häckſelbank (Strohſtuhl) ungefähr fingerslang, und füttere den Klee nie von der Raufe, ſondern aus der Krippe. Wenn der Klee ganz auf die Raufe geworfen wird, ſo zerrt das Vieh zu viel während dem Freſſen herunter und in den Miſt; es geht alſo viel nutzbares Futter zu Grunde. Iſt der Klee ſchon ſtark gewachſen und hat harte Stengel, ſo frißt das Vieh bloß die zärtern Blätter und läßt die Stengel liegen, dieſe kommen alſo um, was aber nicht geſchieht, wenn er geſchnitten iſt.

2) Den jungen Klee vermenge man, wenn er geſchnitten iſt, mit Häckſel (Kurzfutter), weil er ſich dann nicht ſo leicht im Magen zuſammenballt und weniger der Gährung ausgeſetzt iſt.

3) Wenn der Klee Blüthenknospen hat, dann kann man ihn, um eine Mühe zu erſparen, auf die Raufe geben, weil dann der Stengel noch zart und ſaftig iſt, das Vieh ihn gern frißt, und weil er dennoch nicht ſo viel wäſſerige Theile mehr enthält, um das Aufblähen befürchten zu laſſen.

4) Der Klee zum Grünfüttern ſollte weder gemäht werden, wenn der Thau noch darauf liegt, noch wenn er naß und beregnet iſt. In beiden Fällen entwickelt er im Magen der Thiere zu viel Waſſerſtoffgas und bläht auf; auch erhitzt er ſich auf dieſe Art leicht, auf Haufen geſchichtet, und verdirbt.

5) Jedes Kleefutter, von welcher Art es ſei, muß nur in kleinen Portionen getheilt dem Vieh gegeben werden. Die Verdauungskräfte der Thiere ſind verſchieden, manches hat auch ſchwächere Eingeweide als das andere, welche beim Aufblähen weniger Widerſtand leiſten, alſo das Thier der Gefahr des Uebels eher bloßſtellen; hierauf muß alſo im Allgemeinen Rückſicht genommen werden, weil ſich die natürliche Beſchaffenheit der Thiere oft nicht deutlich genug beurtheilen läßt, und das Thier, welches eine ungeheure Menge Klee verdaut, frei durchgeht, während ein anderes

von einer ganz kleinen Portion, aus angeführten Urſachen, den größten Schaden hat.

6) Man tränke nicht ſchnell auf das Kleefutter, weil hierdurch die Gefahr des Aufblähens vermehrt wird.

7) Man ſtreue bei ganz jungem Klee, den man zuweilen aus Futtermangel geben muß, etwas Aſche auf das Futter, dieſe hindert die Gährung auf das zuverläſſigſte.

Die Quantität, in welcher man den Klee füttern ſoll, leidet vielerlei Abweichungen. Denn es kommt hierbei auf den Boden, auf welchem er wuchs, auf Trockenheit und Näſſe der Jahreszeit, auf Alter, Größe, Konſtitution (Körperbau) und Geſundheit der Thiere an.

Iſt der Klee auf fettem Boden gewachſen, oder war der Sommer trocken, ſo iſt er nährender, trockner, fetter und hat weniger wäſſerige Beſtandtheile, man kann ihn alſo in weit geringerer Quantität füttern. Das Gegentheil findet hingegen in feuchten Jahren und bei Kleearten ſtatt, die auf feuchtem Boden gewachſen ſind.

Mehr muß man auch dem Vieh füttern, das milcht, mehr dem Maſt- und Zugvieh als den andern Thieren.

Ein großes Stück Rindvieh kann ſchon 80 bis 120 Pfund, ein kleineres weit weniger in einem Tage freſſen.

Man gibt jedes Kleefutter in 4 bis 5 Portionen und füttert dreimal des Tages; es erhält alſo den ganzen Tag über 12—15 Portionen in 3 Fütterungen, und wird auf ſolche Art nie hungerig, überfrißt ſich nicht und gedeiht gut.

Die Frage, ob man bei dieſer Fütterung dem Vieh oft Salz geben ſoll, kann nicht bejahend beantwortet werden, indem das Salz die Eingeweide reizt, durch den Reiz viele Säfte dahin lockt, ſie ſchwächt und erſchlafft. Man könnte eher zu bittern und zuſammenziehenden Mitteln rathen, die zugleich die Säure dämpfen.

Ebenſo wie der Klee kann man auch die Grasarten im Sommer füttern, nur mit dem Unterſchied, daß man dieſe nicht zu ſchneiden braucht, ſondern nur wohl ausgeſchüttelt auf die Raufe ſteckt. Man theile ſie aber eben ſo gut in kleine Portionen, und verfahre damit ganz wie mit dem Kleefutter.

Ueber obigen Gegenſtand iſt Folgendes die Anſicht **Thaers**, des hochgefeierten Landwirths:

„Manche halten das Schneiden des Klees für unumgänglich nöthig, wodurch die Arbeit beträchtlich vermehrt wird. Meines Ermeſſens aber iſt dieſes, außer in den erſten acht Tagen, wo das Vieh von der dürren Fütterung zur grünen übergeht und dieſe nur ſparſam, aber kräftig iſt, ganz überflüſſig. Man will damit Futter erſparen, thut man das aber, ſo geſchieht es auf Koſten des Milchertrags. Man glaubt dadurch zu verhindern, daß das Vieh das lange Futter nicht herumſchleudere, wie es gewöhnlich in der Fliegenzeit geſchieht; aber das Wenige, was ſo verworfen wird, iſt wirklich unbedeutend und wird nach meiner Beobachtung überwogen durch das, was als Häckſel umkommt und von dem Vieh in den Krippen zurückgelaſſen wird. Das zu Häckſel geſchnittene Futter erhitzt ſich ſehr ſchnell und wird dadurch gänzlich verdorben. Das vom langen Klee beſorgte Aufblähen hat nicht die geringſte Gefahr, wenn das Vieh ordentlich gefüttert wird, und man es nicht bald hungern läßt, bald ihm überflüſſig vorwirft. Seit 26 Jahren daß ich Stallfütterung betreibe, iſt mir noch nicht ein einziges Mal ein Stück Vieh bei der Kleefütterung aufgeblähet. Wahr iſt es, daß der junge Klee zuweilen das Vieh zu ſehr zum Purgiren bringt, und daß man dieß verhüte, wenn man ihn mit Stroh ſchneiden läßt. Aber man kann dieß ebenſowohl verhüten und mindern, wenn man dem Vieh langes Stroh vorgibt; es frißt ſelbiges mit Begierde, wenn durch die ſaftige grüne Fütterung ihm die Gedärme erſchlafft ſind. Sehr gut iſt es in ſolchen Fällen, auch Morgens ein Heufutter zu geben.“ D. R.

Von der Anzucht der Eſche.

Die Eſche iſt unſtreitig eine ſo wichtige deutſche Holzgattung, daß ihre Pflanzung nicht genug empfohlen werden kann. Man findet zwar nicht leicht Waldungen von ihr allein beſtanden, aber die Güte ihres Holzes und ihr ſchneller Wuchs verdienen unſere Aufmerkſamkeit, Achtung und vielfachen Anbau. Man findet ſie am häufigſten in niedrigen Gegenden, Vorgebirgen und hauptſächlich an Ufern der Flüſſe. Sie liebt einen etwas feuchten Stand und ſchwarzen, mit Leimen, Sand und Dammerde vermiſchten Boden,

ſie kommt aber auch auf höhern, trockenen und ſteinigen Bergen fort, jedoch iſt ihr Wuchs langſamer, ihr Holz wird aber auch deſto härter.

Sie erhält nach 60 bis 80 Jahren ihre Vollkommenheit und ſolche Höhe und Stärke, als die Buche kaum in 100 bis 120 Jahren. Und mit dieſen Eigenſchaften verbindet ſie zugleich die eines ſchlanken Wuchſes, ohne ſich ſtark in Krone und Aeſte auszubereiten, und deſto nützlicher iſt ſie zur Vermiſchung unter andere Holzarten.

Sie iſt ſehr leicht aus Samen, der ein und ein halbes Jahr in der Erde liegt, noch leichter durch die Pflanzung (Wurzelſproſſen) anzubauen, weil ihr Wuchs in den erſten 4 Jahren im Freien etwas langſam iſt. Jedoch ſind Einige der Meinung, daß ſie am leichteſten gepflanzt werde, wenn man den Samen gleich da ausſtreut, wo der Baum ſeinen Standort haben ſoll, weil das Verpflanzen gerne das gerade Wachsthum des Stammes hindert.

Der Same, welcher in Büſcheln wächst, erhält Ende October oder Anfangs November ſeine Reife. Der ausgeſtreute Same darf nicht über ein Zoll hoch mit Erde bedeckt werden. Säet man ihn im October oder November, ſo kommen die jungen Pflänzchen erſt in 17 bis 18 Monaten zum Vorſchein; wird aber der Same im Frühjahr ausgeſtreut, ſo treibt er in Jahresfriſt. Zur Saatzeit iſt trockene Witterung vorzuziehen.

Die Eſche iſt zu allen Betriebsarten ſehr tauglich. In Hochwaldungen erwächst ſie zu den ſchönſten und ſchlankſten Stämmen; ſie ſchickt ſich am beſten zum ſtehen zu laſſenden Oberholz in Schlagholzörtern, da ſie durch ihren unbedeutenden Schatten keine Holzart verdämmet. Aus dem Stock ſchlägt die Eſche ausnehmend gut aus, ihre Lohden ſind äußerſt ſchnellwüchſig, und ſie behält die Kraft des Ausſchlages bis in ein ziemliches Alter und gehört daher zu unſern vorzüglichſten Schlaghölzern. Unter vierzigjährigem Schlagholz findet man manchmal an einem Stock 6 bis 10, fünfzig und mehrſchuhige unterſpaltige Stangen. Als Kopfholz wird ſie in manchen Ländern häufig, beſonders auf feuchten Weiden und andern Plätzen angepflanzt; ſie taugt dazu ſehr gut, und liefert alle 6, 8 oder 12 Jahre gutes Prügelholz.

Das Holz der Eſche iſt von anſehnlicher Härte, ſehr zähe und dabei nicht ſchwer. Zu allen Gattungen des Gebrauches iſt es trefflich. Als Kohl- und Brennholz iſt es ſehr gut und brennt

ſehr leicht. Beſonders iſt es aber als Nutzholz von hohem Werthe. Man verfertigt daraus die beſten Kutſch- und Wagenbäume, Achſen, Räder, Schlitten, Sattelbogen ꝛc. Tiſchler und Drechsler verarbeiten es ſehr gerne. Da es ein feines, weißlichgelbes, geſlammtes Anſehen erhält, ſo dient das Holz noch zu vielen Verwendungen mannigfacher Art: die jungen Stämme geben ſehr gute Reife, ferner iſt es ſehr gut zu Sieben, Schachteln ꝛc. Die Rinde dient zum Gerben der Kalbfelle und die innere Rinde ſoll ein gutes Mittel gegen kalte Wechſelfieber, Waſſerſucht und Gelbſucht ſein, und als Surrogat der Chinarinde dienen. Ihre Blätter, den Kühen gefüttert, ſollen einen vortheilhaften Einfluß auf die Milch äußern.

Die Eſche hat viele Feinde, worunter vorzüglich die ſpaniſche Fliege bezeichnet wird. Ueberdieß ſollen ihnen die Horniſſen vielen Schaden thun, da ſie die äußere Rinde an jungen Stämmen zirkelrund abfreſſen. Wildpret, Ziegen und Schafe ſind der Rinde ſehr gefähr und nagen ſie ab.

Wie wohl würde man thun, wenn man auf den häufigern Anbau der Eſche Bedacht nehmen wollte, und Forſtmänner und Privatwaldbeſitzer ihre Anpflanzung beſonders berückſichtigten. Aber auch Landwirthe und überhaupt jeder Grundbeſitzer ſollte ſich deren Anbau, wo es thunlich iſt, angelegen ſein laſſen, z. B. auf Wieſen, an Gräben, Hecken u. dgl. Stellen, und hierin unſern Voreltern, die, obwohl nur theilweiſe, ſchon ihre Nützlichkeit anerkannten, wovon noch alte Eſchenſtämme und Stumpen zeugen, würdig nachahmen.

Ueber Brandunglücke und Vorſicht dagegen.

F. Bourier in ſeiner Waiſe aus Marſeille (Augsburg 1841, Mathis Rieger'ſche Buchhandlung) erzählt, wie ein aus Indien heimkehrender Jüngling von Marſeille ſeiner geliebten Schweſter einen prachtvollen Stoff aus der Türkei überbrachte, und um ſo ſchneller die Freude des Wiederſehens, der Ueberraſchung und Bewunderung der koſtbaren Zeuge zu genießen, die übliche Quarantäne umfuhr und ſo unſägliches Unglück und Jammer einer ganzen Bevölkerung auflud, denn eine furchtbare Peſt war die Folge hievon. Er ruft dann aus: „Ach! wie oft entſtehen im Leben ſo wichtige Ereigniſſe aus einer gleichgültig ſcheinenden Urſache!

Ein einziger gefallener Funke, der unbeachtet blieb, weil er eben nur ein Funke iſt, erzeugt die lodernde Flamme, welche eine Stadt in einen Schutthaufen verwandelt.“

Wohl ein ſolcher einziger gefallener Funke, weil er unbeachtet blieb, wird es geweſen ſein, der ſo unſäglichen Jammer vom 5. bis 8. Mai über das unglückliche Hamburg brachte, der innerhalb vier Tagen 22,526 Menſchen Nahrung, Kleidung und Obdach raubte. Wie er gefallen, iſt noch nicht angegeben, die erſten Berichte über dieſen ſchrecklichen Brand ſagten nur, daß in einer Cigarren-Fabrik der Brand ausbrach. Viele, gar zu viele Feuersbrünſte zählen die Zeitungen faſt täglich auf, die Veranlaſſung dieſer Unglücke werden ſelten angegeben; wir wollen zur Ehre der Menſchheit glauben, daß nur der zehnte Fall — mit Abſicht — aus Neid, Eigennutz, Bosheit — bereitet iſt, gewiß neunmal iſt es nur der Funke, der unbeachtet blieb, der Häuſer, Dörfer und Städte niederbrannte.

Es mag nicht ohne Nutzen ſein, wenn der Bürgerfreund von einigen unbeachteten Funken etwas erzählt und dann Vorſichtsmaaßregeln anführt.

1) Die Frankfurter Ober-Poſtamtszeitung Nr. 17 v. 17. Jänner 1835 erzählt die Veranlaſſung des Brandes der Wiener Neuſtadt, wie folgt:

„Ein Kutſcher, der in einer Scheune, die zugleich zum Stalle diente, Taback rauchte, ließ beim Anzünden den brennenden Schwamm fallen. Der herrſchende Zugwind nahm ihn mit ſich fort; zwar ſuchte der Kutſcher nach dem Schwamme, in dieſem Augenblicke erhielt er aber Befehl zum Einſpannen. Der Kutſcher, obwohl nicht ohne Sorge, doch auch in der Hoffnung, der Schwamm werde erloſchen ſein, folgte dem Befehle und fuhr bekümmerten Herzens davon. Nach Verlauf einer Stunde ſtand die Stadt in Flammen — in jener Scheuer war das Feuer zuerſt zum Ausbruch gekommen. Der Kutſcher entſetzte ſich über die Folgen ſeiner Nachläſſigkeit dergeſtalt, daß er in eine ſchwere Krankheit verfiel, woran er auch ſtarb. Auf dem Todbette vertraute er ſein Geheimniß dem Beichtiger, mit der Bitte, gehörigen Orts davon Anzeige zu machen, damit die eines Verdachts wegen vielleicht Verhafteten ihre Freiheit erhielten.“

2) K. B. von U. geht mit ſeiner Tabackspfeife zum Kleider-

kaſten, etwas zu holen. Nach einigen Stunden bemerkt man Rauch in der Kammer, die Kleider im Kaſten ſind verbrannt, das Feuer war am Ausbrechen und nahe beim Heu. Wäre dieſes Haus abgebrannt und bei Weſtwind etwa 20 bis 30 mit ihm, die Urſache würde Niemand erfahren haben.

3) In Schwaben kommt eines Morgens neun Uhr ein Handwerksburſche in ein etwas abgelegenes Haus, das nur zwei Schweſtern bewohnten, er bittet um einen Zehrpfenning und ſagt, er rieche Feuer im Hauſe. Eine Schweſter war allein im Hauſe und antwortete: Es iſt heute noch kein Licht und kein Feuer im Hauſe geweſen. Sie wurde mißtrauiſch auf den Fremden, doch er beſtand auf ſeiner Wahrnehmung. Am Ende ergab es ſich, daß geſtern Abend eine Schweſter mit einem Lichte ein Stück Faden aus dem Kleiderkaſten abgeholt und den Faden abgebrannt hatte; der Funke am Faden brannte an den Knäul, verzehrte dieſen und was in der Nähe war, ſo daß der Ausbruch des Feuers bald erfolgt wäre.

4) Das W. Haus in H. brannte eines Morgens, wie man ſagt, aus dieſer Veranlaſſung ab: Der Knecht kam mit der Laterne in den Futtergang, ſtellte dieſe hin und ſtieg auf den Heuſtall. Er nahm viel Heu, warf es durch das Loch — bis der Haufe um- und auf die Laterne fiel, wodurch der Brand entſtand, den er nicht mehr löſchen konnte.

5) Auf manchem Tiſch, Trog, Bettſtolle findet man Brandzeichen, welche mahnend ſagen: hier ſtand ein Wachs- oder Unſchlittlicht vergeſſen nnd hätte bald das ganze Haus angezündet.

Chriſtoph Gottlieb Steinbeck, Leipzig bei Veſt und Comp. 1802, hat ein Büchlein geſchrieben von 300 Seiten: Feuers Noth- und Hilfsbuch, für's Deutſche Volk und ſeine Freunde, nach dem Krügelſteiniſchen Syſtem bearbeitet, in dem er die verſchiedenen Brandveranlaſſungen aufzählt und Maaßregeln dagegen vorſchreibt. Doch beſſer, kurz und gut hat ein wahrer edler Bürgerfreund, Kurat-Kaplan Johann Georg Dufner in Tryberg, der über Alles dachte und ſchrieb, was dem Bürger in der Herrſchaft Tryberg Nutzen bringen konnte, der ſeine ſchönen und wohlmeinenden Lehren auf eigene Koſten drucken und unentgeldlich im Bezirksamt Tryberg vertheilen ließ, — Behutſamkeitsregeln gegen Feuersgefahr in ſeinen kleinen Volks-Schriften zu den

Leſeübungen in Sonntags-Schulen auf dem Schwarzwalde (Donaueſchingen, gedruckt bei dem Hofbuchdrucker Alois Wilibald 1808)— zuſammengeſtellt, welche verdienen, hier nachgedruckt zu werden.

Er leitet ſie alſo ein:

Wer hat das Recht, von der Feuer-Societät das Brandgeld zu fordern? und gibt in nachſtehendem Briefe die Antwort alſo:

Lieber Nachbar und Freund!

Als wir neulich mit einander aus der Kirche gingen, ſagte ich dir: Ich glaube nicht, daß alle diejenigen, welchen bisher ihre Häuſer verbrannt ſind, und die aus der Feuer-Societät das Brandgeld bezogen haben, daraus ihre Häuſer mit ruhigem Gewiſſen wieder erbauet haben; denn nur diejenigen können das Brandgeld mit ruhigem Gewiſſen fordern und daraus bauen, welche Alles gethan haben, damit kein Feuer auskomme, auch Alles unterlaſſen haben, was eine Feuersbrunſt verurſachen könnte. Die Geſellſchaft hat nur denen das Brandgeld verſprochen und das Recht dazu gegeben, welchen ohne ihr Verſchulden die Häuſer abgebrannt ſind. Jeder, der ſich in die Feuer-Societät einläßt, verpflichtet ſich ſtillſchweigend, daß er Alles thun und laſſen wolle, damit ſein Haus nicht in Brand komme, und der Geſellſchaft keine Koſten verurſacht werden. — Keiner macht ſich verbindlich, den aus eigener Schuld Verunglückten das Brandgeld zu zahlen; er wollte denn die Sorgloſigkeit unterſtützen, welches doch die Vernunft mißbilligt. — Du fragſt mich, was man **thun** und was man **laſſen** ſolle, damit kein Feuer auskomme? Folgende Punkte werden dir vieles ſagen:

1) Wenn du zu Bette oder aus dem Hauſe gehſt, ſo ſieh vorher nach allen Feuerſtätten, ob Alles ſicher ſei. Verſchließe die Küchenthüre, Fenſter, Böden und das Ofenloch, daß keine Katz hinein kommen kann. Sieh nach, ob im Feuerzeug nichts fehle und ſetze es an einen gewiſſen und ſichern Ort.

2) Beim Feuerſchlagen habe Acht, daß Zunder und Schwefel recht ausgelöſcht werden. Thue nicht zu viel Schwefel oder Zunder ins Feuerzeug und beim Zundereinbrennen nimm nur einen kleinen Lappen auf einmal; thue es auch lieber Morgens als Abends.

3) Machſt du mit dem Schwamme Feuer; ſo behalte das ganze Stück, von dem du abreißeſt, beim Aufſchlagen nicht in der

Hand, und ſtecke das Stückchen, das ſchon gebrannt hat, nicht wieder in die Taſche; laſſe es auch nicht liegen, ohne es auszulöſchen.

4) Ein brennendes Unſchlittlicht oder Spießen (Späne) laß nicht lange allein, und wenn du des Nachts Licht brennſt, ſo ſetze es in einen irdenen Topf oder Schüſſel und ſo, daß Hunde, Katzen und Mäuſe nicht dazu kommen können.

5) Wenn du Spießen (Späne) brenneſt, ſo ſetze ein Gefäß mit Waſſer darunter, daß die Kohlen hienein fallen können. Iſt die Spieße abgebrannt und du zündeſt eine andere an, ſo wirf den glühenden Stumpen nicht in die Stube. Beim Abputzen der Lampen und Lichter gib Acht, wohin die Putzen fallen, und löſche ſie aus.

6) Lauft Jemand mit einer aus Spießen verfertigten brennenden Fackel bei einem Hauſe vorbei, ſo ſiehe nach, ob nicht der Wind einige Funken unter oder auf das Dach geweht habe. — Es ſchoß einſt Jemand nach einem Spatzen, welcher auf dem Dache ſaß; nach einiger Zeit gerieth das Haus in Flammen und verbrannte.

7) Mit dem bloßen Lichte gehe nicht in den Futtergang, in den Stall, auf die Heubühne, oder an andere Orte, wo Flachs, Garn, Stroh, Hobelſpäne u. dgl. liegen. Nimm dazu eine Laterne, aber keine, an welcher eine Scheibe mangelt. — Man ſollte zittern, wenn man die Bäuerin oder die Magd mit brennender Spieße im Hauſe, wo bald Stroh, bald Holz oder alte Lumpen liegen, herumlaufen und jetzt in eine Kammer oder gar dem Stalle zueilen ſieht.

8) Muß im Stalle geräuchert werden, ſo ſetze den Kohlentopf in einen naſſen Zuber. Setze auch ſonſt keinen Kohlentopf an einen Ort, wo der Fußboden davon anbrennen oder wo Hunde, Katzen oder Kinder die Kohlen umſtoßen können.

9) Die Tabackspfeife laß beim Rauchen nicht zum Fenſter hinaushängen und habe Acht, wo du ſie ausklopfſt. Gehe nicht damit in Scheuern, Ställe, auf Dachböden, in Kammern, wo Flachs, Werch u. dgl. liegt, wenn gleich ein Deckel auf der Pfeife iſt; denn kleine Funken können durch den Deckel fallen.

10) Kehre alle Sonnabende den Schlotmantel oder Rauchfang, auch das Ofenloch, wo Feuer gehalten wird, mit einem Beſen ab.

11) Mache niemals von Spänen, Geniſte u. ſ. w., auch nicht von zu langem Holze ein zu großes Feuer an, daß die Flamme nicht

aus dem Ofen heraus fahre. In, um, auf und an dem Ofen lege nicht feuchtes Holz zum Trocknen, ſo daß es anbrennen könnte.

12) Um Butter, Speck, Oel oder anderes Fett zu braten, mache ein ganz kleines Feuer, gehe nicht davon weg, mache es nicht in einem Tiegel, der Riſſe hat, oder außen fettig iſt, rühre es mit keinem naſſen Löffel um, komme nicht mit der Lichtflamme nahe daran, und willſt du Mehl oder Brühe dazu thun, ſo nimm es erſt vom Feuer. Entzündet ſich doch ſolches Fett einmal, ſo gieße ja kein Waſſer hinein, ſondern decke geſchwind einen Deckel darauf oder gieße es in die Aſche. Oelfirniß, Vogelleim, Pech und Wagenſchmiere mußt du nicht in oder bei Gebäuden, ſondern auf einem freien Platze ſieden.

13) Die Aſche aus dem Ofen und vom Herde laß wenigſtens acht Tage an einem feuerfeſten Orte liegen, ehe du ſie bei Seite bringſt. Thue ſie auch in irdene, nicht in hölzerne Gefäße, und nicht auf die Bühne oder in eine Kammer, ſondern in den Keller.

14) Feuchtes Heu, Oemd und Getreide pfropfe nicht feſt auf einander, daß es ſich nicht entzündet und kein Feuer auskomme. Die Garben laß nicht zu lange am Rauche, ſie könnten ſich entzünden. Die Räder am Wagen und Karren, die Pfannen und Zapfen an der Mühle, desgleichen die Pfannen und Zapfen an den Glocken, müſſen zu rechter Zeit geſchmiert werden, daß ſie ſich nicht entzünden.

15) Blödſinnigen, Betrunkenen, unvermögenden alten Leuten, unverſtändigen Kindern und ſchlafſüchtigem Geſinde vertraue weder Feuer, noch Licht, noch Feuerzeug an. Laß die Kinder niemals mit Zunder (Schwamm), Schwefel, Brenngläſern, Schießpulver und Schießgewehr ſpielen, lehre ſie von Jugend auf fleißig, was für großes Unglück aus dem kleinſten Feuerfunken entſtehen könne, und gehe ihnen in der Vorſichtigkeit mit gutem Beiſpiele vor.

16) Kommen die Feuerſchauer in dein Haus, und finden ſie etwas an deinen Feuerſtätten, das deinem Hauſe Gefahr drohet, ſo ſträube dich nicht gegen die Verbeſſerung, verbeſſere das Schadhafte ungeſäumt. Verlaß dich nicht auf die Feuerſchauer, ſondern ſiehe ſelbſt nach, ob deine Fenerſtätte aller Orten hinlänglich verſorgt iſt. Durchſchauen auch die Feuerſchauer deine Feuerſtätte mit möglichſter Achtſamkeit, ſo kann ihnen doch eine Ritze unbemerkt

bleiben oder noch ſo verborgen ſein, daß ſie erſt am folgenden Tage bemerkbar wird.

Wirſt du alles dieſes befolgen und dennoch das Unglück haben, daß dir das Haus verbrennt, ſo kannſt du das Brandgeld mit Recht fordern, das Haus wieder daraus bauen, darin ruhig ſterben und ſelig werden.

Vorſichtshauſen am 4. Januar 1808.

Anton Feuerſorge.

Seit Feuerſorge dieſes ſchrieb, ſind die Zündhölzchen aufgekommen und allgemein geworden, in den Händen der Kinder ſind ſie ſehr gefährlich.

Im Mai 1842. J. B. V.

Fortſchritte des Ackerbaues im ſüdlichen Frankreich durch Anlegung von Bewäſſerungskanälen.

Im Süden von Frankreich geht gegenwärtig im Stillen eine Revolution im Ackerbau vor ſich, welche Frankreich in kurzer Zeit von fremder Vieheinfuhr unabhängig macht, und die bis jetzt ſo ganz verſchiedenen dortigen Verhältniſſe der Kultur und des Landbeſitzes denen im Norden ähnlich machen muß. Gegenwärtig findet man dieſe vollkommen verſchieden, ſobald man von Lyon nördlich oder ſüdlich geht, im Norden überall das Syſtem von Geldpacht, im Süden Metairie, d. h. Theilung des Bruttoprodukts zwiſchen dem Landbeſitzer und dem Arbeiter.

Im Norden iſt Landbeſitz ein Mittel, ſeine Kapitalien anzulegen, und die Konkurrenz der Käufer hat die Preiſe deſſelben ſo hinaufgetrieben, daß der Käufer ſein Geld ſelten zu mehr als 2½ pCt. dabei anlegt; im Süden wohnt der Beſitzer auf ſeinem Gute, um die Kultur und Theilung zu beaufſichtigen, und hat ſtatt einer fixen Rente eine ſehr unſtätige, aber im Ganzen höhere als im Norden. Dieſer Gegenſatz kommt von der Ungewißheit der Produkte im Süden, wo Wein, Krapp, Oel, Seide und Früchte vielleicht zwei bis drei Jahre einen großen Ertrag und dann eine gleiche Zeit gar keinen liefern. Der Pächter muß daher neben ſeinem Arbeitskapital noch ein beträchtliches Betriebskapital haben, um in den reichlichen Jahren den günſtigen Augenblick des Verkaufs abzuwarten. Die Haupturſache dieſer Ungewißheit des Ertrags liegt in dem Mangel eines künſtlichen Bewäſſerungsſyſtems,

denn wo man Sonne genug hat, braucht man nur noch Waſſer, um zu produciren. Die erſte Folge dieſer mangelnden Bewäſſerung iſt ein großer Viehmangel; denn in einem warmen Lande iſt die Gefahr einer Trockenheit zu beſtändig, als daß man eine ausgebreitete Viehzucht haben könnte, ſo lange man keine künſtliche Wieſen hat, deren Ergiebigkeit nicht vom Regen abhängt. Daher iſt der Süden gegenwärtig genöthigt, ſein Schlachtvieh in der mittlern Region in Konkurrenz mit Paris zu kaufen; der Mangel an Viehſtand bringt ſeinerſeits einen Mangel an Dünger hervor, welcher den Fruchtbau beſchränkt, indem der größte Theil deſſen, den das Vieh liefert, an die Luxus-Kulturen verwendet wird, welche ihrerſeits dem Vieh ſo wenig als kein Futter liefern, und darum nicht zur Wiederherſtellung des ihnen nöthigen Düngers beitragen. Daher nährt ſich der Süden größtentheils von Korn, das aus dem Norden oder zur See eingeführt wird, und es mangeln ihm die beiden Hauptelemente jedes ſtätigen Ertrags von Ländereien, Vieh und Korn; deßhalb werden auch im Süden viel weniger Kapitalien auf Verbeſſerung des Bodens verwendet, weil nichts Kapitalien ſo ſehr anlockt, als die Sicherheit und Beſtändigkeit der Rente, und ſo lange man dem Zufall der Witterung einen ſo großen Raum in der Produktion läßt, ſo müſſen die gegenwärtigen Verhältniſſe bleiben. Dazu kommt, daß das Syſtem der Metairie unter allen der Verbeſſerung des Landes das wenigſt günſtige iſt, denn wenn der Beſitzer Kapitalien auf Verbeſſerung des Landes verwendet, ſo weiß er, daß ihm nur die Hälfte des Vortheils zufällt und die andere ſeinem Metaire (Gutsherrn), ſo wie dieſer weniger geneigt iſt, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, das Produkt zu erhöhen, weil die Hälfte des Mehrertrags dem Grundbeſitzer zufällt.

Dieſe Verhältniſſe ſind von einigen denkenden Ackerbauern des Südens längſt erkannt worden, und ſie haben durch Schriften und Beiſpiel an der Reform des Kulturſyſtems durch künſtliche Bewäſſerung gearbeitet; aber während einer langen Zeit haben ihnen Vorurtheil und Gewohnheit ein unüberwindliches Hinderniß entgegengeſetzt. In der neueſten Zeit ſcheint aber das Eis gebrochen zu ſein und man ſieht jetzt in allen Ackerbau-Journalen des Südens und in einer Menge beſonders erſcheinender Schriften die künſtliche Bewäſſerung als das große Element des künftigen Reichthums des Landes gepredigt. Man ſieht jetzt in Orange künſtliche Wieſen,

von denen der Hectar (circa 2½ Morg.) zu 850 Franken verpachtet iſt; in der Gegend von Avignon und Baiſon hat man künſtlich bewäſſerte Ländereien kürzlich zu 12 bis 14,000 Franken per Hectar verkauft, in Cavaillon und in Sorgues hat man mittelſt eines Bewäſſerungskanals in einem früher ganz werthloſen Diſtrikt die Kultur der Melone und der Artiſchocke im Großen eingeführt. Der Maire von Boliet in den Landes hat durch daſſelbe Mittel ganz wüſtes Land in Wieſen verwandelt, auf denen er bis 200 Ctr. Heu per Hectare erhält, und die Compagnie von Arcachon hat einen ſo großen Vortheil in ihren Bewäſſerungsgräben gefunden, daß ſie im letzten Jahr neue Arbeiten unternommen hat, um die bewäſſerte Fläche, welche früher 4000 Hectaren betrug, auf 6700 auszudehnen. Sie iſt ein ſprechendes Beiſpiel von dem Nationalgewinn, welchen Frankreich aus Bewäſſerungsanſtalten im Süden ziehen kann; die ganze Baſis ihrer Operation beruht auf dieſem, und ſie haben ſie in den Stand geſetzt, für 6 Millionen Franken Arbeiten in einem wüſten Theil des Landes zu unternehmen, mit der faſt gewiſſen Hoffnung, ihr Kapital innerhalb 10 Jahren zu verdoppeln und für mehr als eine Million Produkte zu erzeugen, wo früher nichts als ſpärliche Fichten einen unbedeutenden Ertrag an Harz lieferten. Sollte dieſes Syſtem in ausgebreitete Anwendung kommen, wie jetzt kaum mehr zu zweifeln iſt, ſo würde es neben den oben berührten Vortheilen noch einen ſehr wichtigen mit ſich bringen, indem die Einführung künſtlicher Futterkräuter die Abſchaffung des Weidrechts in den Wäldern erlaubte, auf welchem gegenwärtig faſt die ganze Viehzucht des Südens beruht und das mehr als irgend etwas anders zur Zerſtörung der Wälder beigetragen hat, und dieſe hat neben der Theuerung des Feuermaterials noch den ungünſtigſten Einfluß auf das Klima gehabt, indem ſie die Maſſe des fallenden Regens vermindert und zugleich die Zerſtörungen, welche die Ueberſchwemmungen hervorbringen, vermehrt hat; denn ſeitdem der nackte Gebirgsboden den Regen nicht mehr abſorbirt und in Bächen nach und nach ableitet, läuft die ganze fallende Waſſermaſſe in wenig Stunden in den Strömen zuſammen und bringt die furchtbaren Ueberſchwemmungen hervor, unter denen das Rhonethal ſo entſetzlich gelitten hat.

(Allg. Ztg.)

Vermiſchtes Land- und Hauswirthſchaftliches.

Neue Säe- und Drillmaſchine. In England hat ein gewiſſer Will. Levis Rham ein Patent auf eine von ihm erfundene Maſchine dieſer Art genommen, die nicht nur kleine Furchen zieht, Löcher in den Boden ſticht und die Samenkörner hineinwirft, ſondern auch unmittelbar darauf pulveriſirten Dung (Rappkuchen, Knochenmehl oder dem Aehnliches) auf den Samen wirft und zum Schluß mit einer Art Harke oder Egge den Boden wieder ebnet.

Verbeſſerung des Pferdedüngers. Nach der Anſicht des Hrn. Schlattenmann, zu Buchsweiler im Elſaß, iſt der Pferdedünger großer Verbeſſerungen fähig. Hr. Schlattenmann, dem 4 Jahre lang der Reſt von 2 Jahren zu Gebote ſtand, hat dieſen in einer in 2 Theile getheilten Grube von 40 Quadrat-Ruthen Oberfläche aufbewahrt; das Waſſer floß in der Mitte zuſammen, von wo aus eine Pumpe daſſelbe auf den Dünger weiter ausgoß. Man bedarf eine große Menge Waſſers, um denſelben gehörig auszulaugen, aber es geht auch nichts davon verloren. Wenn der Haufen in der Grube 10—12 Fuß hoch aufgeſchichtet und ſtark begoſſen iſt, bedeckt man ihn mit Gyps in Pulverform, um das ſich verflüchtigende Amoniak als ſchwefelſaures Salz zurückzuhalten. Durch dieß Verfahren erhält man in 2—3 Monaten einen dem Kuh- und Schafmiſte an Güte gleichen Dünger.

Milch in Zinkgefäßen. Nach Verſuchen, die man in Italien angeſtellt hat, ſoll die Milch in Zinkgefäßen nicht blos 4—5 Stunden ſpäter als in zinnernen oder andern Gefäßen ſtocken, ſondern auch in Folge davon der Rahm vollſtändiger aufſteigen. Man unternahm den Verſuch, indem man drei zinnerne und drei zinkene Gefäße zu gleicher Zeit mit gleichartiger Milch füllte. Nach 45 Stunden war die in erſtern Gefäßen vollkommen geſtockt; man nahm den Rahm ab. Der Rahm aus den Zinkgefäßen konnte erſt 5 Stunden ſpäter abgenommen werden, lieferte aber ein Drittheil mehr Butter als von erſteren. Man ſchreibt dieſe Erſcheinung der galvaniſchen Wirkung des Zinks zu.

52*

Mittel gegen den Bienenſtich. In Indien verſtehen es die Honigjäger, die Bienen auszutreiben und ihnen den Honig zu nehmen, ohne im mindeſten von ihnen beläſtigt zu werden, indem ſie Geſicht, Arme, Hände und die übrigen bloßen Körpertheile mit einer Pflanze reiben, welche Tulſy heißt, und wovon ſie während des Honignehmens einen Zweig zwiſchen den Zähnen halten. Dieſe Tulſy iſt auch bei uns bekannt unter dem Namen Baſilienkraut (Ocymum) und hat einen ſtarken aromatiſchen Geruch.

(Alm. de la France.)

Vierfache Ernte von Runkelrüben zu erhalten. Man ſäe ſie im Dezember in Beete, die mit Glasrahmen bedeckt und gegen Süden gerichtet ſind, und verſetze ſie im Merz, wo ſie zolldick ſind, auf das Feld. Hiedurch gewinnen ſie zwei Monate im Wachsthum und erreichen eine ungeheure Größe. Hr. Köchlin in Mülhauſen im Elſaß erhielt ſie im Durchſchnitt 30 Pfund ſchwer und erntete von der Hectar (à $2^1/_2$ Morg.) 600,000 Pfd., während ſonſt die beſten Felder in Nordfrankreich nur 150,000 Pfd. geben. Bereits wird dieſe Methode in mehreren Theilen Südfrankreichs angewandt. Beſtätigt ſie ſich, ſo iſt ſie für die Runkelrüben-Zuckerfabrikation, ſo wie auch für die Viehzucht von höchſter Wichtigkeit.

Haferfütterung bei Pferden. Das allgemeinſte Pferdefutter iſt der Hafer. Man füttert denſelben bei uns faſt überall in Körnern und nur ausnahmsweiſe als Schrot, wogegen ihn die Engländer zur Fütterung ihrer trefflichen Pferde ſelten anders gebrauchen, als geſchroten. Das Haferſchrot wird mit kaltem Waſſer mäßig feucht angemacht, oft auch mit Häckſel (Kurzfutter) oder kleingeſchnittenen gelben Rüben vermengt. Auf dieſe Art iſt der Hafer — auch bei kleinerer Menge, weit nährender, geſünder und wirkſamer, als in Körnern gefüttert. Die Maſſe der nahrhaften Stoffe wird bedeutend vermehrt und die Verdauung geht weit ſchneller und vollſtändiger vor ſich, indem die ſchwerer verdaulichen Theile der Frucht zerrieben worden ſind; auch nutzt das Pferd ſeine Zähne weniger ab.

Unbedenklich ſchreibt der Engländer die geſchmeidigen Glieder, die zarte und glatte Haut ſeiner Pferde, ſo wie deren Geſundheit dieſer

Fütterungsmethode zu. Durch das Schroten wird der meiſte ſo ſchädliche Staub von dem Hafer entfernt. Dumpfiger, angeſteckter Hafer iſt im geſchrotenen Zuſtande weit eher zu verfüttern, als in Körnern, zumal wenn er vorher gereinigt und getrocknet wird. Friſcher, noch nicht lange geernteter Hafer verurſacht häufig Fieber, Ruhr, Aufblähen ꝛc. — als Schrot jedoch niemals. Die oft vorkommenden Beſchädigungen der Augen der Pferde durch Granenſpitzen fallen dabei ganz weg. Das Schroten des Hafers iſt eine zu leichte und zu wenig koſtbare Arbeit, als daß ſie hiebei in allzu ängſtliche Betrachtung könnte gezogen werden — gegenüber den Vortheilen des alſo angewandten Getreides. In England hat man dazu nicht nur vortreffliche Handſchrotmühlen, ſondern auch ſolche, welche mit dem Göpelwerk einer ſtehenden Dreſchmaſchine in Verbindung geſetzt ſind. (Heſſ. Zeitſchrift.)

Als ein äußerſt wirkſames Mittel gegen die Lungenſeuche des Rindviehes wird die Sauerlauge aus den Lohgerbereien angegeben. Man ſtellt mehrere damit gefüllte Fäſſer in die Ställe und verdankt wahrſcheinlich der Ausdünſtung dieſer Lauge das Entfernthalten der Krankheit.

Ein engliſcher Landwirth behauptet: Heu von grün-bräunlicher Farbe und weniger ſüßem als ſtarkem Geruch ſei weit nahrhafter für das Vieh, als das grüne, ſüßlich riechende Heu. Es ſei daher zu empfehlen, das geſchnittene Gras ein paar Tage auf den Schwaden liegen, es dann umkehren und dem Sonnenſchein an der Luft ausſetzen, es darauf in kleine Haufen bringen und ein wenig gähren zu laſſen, bevor man es in Winterhaufen bringen läßt.

Der Ackerbaugeſellſchaft zu Lyon iſt eine neue Art Kartoffeln unter dem Namen Bohnenkartoffeln vorgelegt worden. Die größten ſind kaum ſo groß als eine Haßelnuß. Die Haut iſt gelb und der Kern ſehr geſchmackvoll. Sie wird als außerordentlich nahrhaft, raſch und ohne beſondere Pflege gedeihend geprieſen. (Echo du monde savant.)

Saatkorn. In franzöſiſchen Blättern wird darauf aufmerkſam gemacht, daß die franzöſiſchen Landwirthe das Vorurtheil haben, nur friſcher Waizen von der letzten Ernte ſei tauglich zur Ausſaat, und wird auf dieſes hin gewarnt, den Waizen vom Jahre 1841, welcher in Frankreich wie meiſt anderwärts ſchlecht gerieth, zur Ausſaat zu nehmen. — Als Beweis, wie lange gut gereifter und gut erhaltener Waizen ſeine Keimkraft behält, wird erwähnt, daß 1779 geernteter Waizen nicht allein aufging, ſondern in den Jahren 1787, 1788 und 1789 einen ſehr guten Ertrag lieferte, daß anderes Saatkorn von 2 und 3 Jahren dem neuen als Saatkorn ſtets vorzuziehen ſei. — Es iſt hier noch beizufügen, daß das Athenäum vom Ende v. J. unter der Aufſchrift: Das Keimen 2000jährigen Samens, als beglaubigte Thatſache berichtet, daß ein Korn aus einer egyptiſchen Mumie in England gepflanzt worden ſei.

Fütterung und Diät der Hausthiere. Hr. Götz, Landwirth und Poſtmeiſter zu Saverne, ſpricht die Meinung aus, daß man Hausthiere oft billiger und diätetiſcher nähren könnte, wenn man eine zweckmäßige Zuſammenſtellung der verſchiedenen Nahrungsmittel, der reizenden und mäſtenden verſtände. So unter Anderm hält er eine Fütterung mit Luzerne und Kartoffeln vereinigt für eine ſehr gedeihliche. Heu von künſtlichen Wieſen und Hafer wendet er nur ſelten an. Er erſetzt ſie beſonders aber durch gekochte Kartoffeln, von denen er in Verbindung mit gehackter Luzerne eine Art Teig bildet.

Neuer Dünger. Auf der Inſel Chinca an der Weſtküſte Amerikas, die Peru gehört, findet man unter dem Namen Huano eine ſtark riechende, gelblich ausſehende trockene Maſſe über den ganzen Boden verbreitet, welche, als Dünger zur Garten- und Ackerkultur verwendet, die trefflichſten Dienſte leiſtet. In England, wo man Alles, was zum Gewinn gereicht, mit bewunderungswürdigem Geruchsſinn aufzuſpüren weiß, hat ſich ſchon vor einiger Zeit eine Kompagnie gebildet, welche von der peruaniſchen Regierung die Ausbeute der im Uebrigen unbewohnten Inſel erkauft hat. Für den engliſchen Handel und den dortigen Ackerbau bildet ſie ſeit dieſer Zeit einen ziemlich wichtigen Nutzartikel. Die Belgier,

ein induſtriöſes fleißiges Volk, ſind nicht müßig geweſen, einen Verſuch mit beſagten Huano anzuſtellen, denn bereits im vorigen October traf zu Antwerpen ein Schiff mit einer vollen Ladung ſolchen Düngers aus Chinca ein.

Das Wettpflügen in England. In der erſten Zeit, ſagt ein engl. Blatt, waren die in unſerm Lande veranſtalteten Wett= oder Preis=Pflügen ſehr ſchwach beſucht. Unſere Landleute berechneten, was ihnen die Entbehrung eines Mannes und eines Geſpanns Pferde nebſt Reiſeſpeſen auf ein oder zwei Tage koſtete, und hielten es nicht der Mühe werth, ſich dem zu unterwerfen. Nachdem dieſelben aber in der Folge mehr zur Einſicht gelangt ſind, wie ſehr der Erfolg der Ernte von gutem geſchicktem Pflügen herrührt, hat ſich dieſes ſehr geändert, und es iſt jetzt etwas Gewöhnliches, auf einem eröffneten Kampfplatze zum Wettpflügen 50—60 Pflüge und Pflugführer erſcheinen zu ſehen, die um die ausgeſetzten Preiſe ſtreiten und ihre Geſchicklichkeit an den Tag legen. „Gutes Pflügen hängt allein von der Geſchicklichkeit des Führers ab. Es kann ein ſolcher ein Paar der beſten Pferde vor dem Pfluge haben und ſeine Arbeit ſchlecht verrichten, während ein Anderer ein Paar ſchlechte Pferde haben kann und doch ſehr gute Pflugarbeit auszuführen vermag. Das Geld, was unſere Landwirthe für Prämien und Preiſe im Wettpflügen ausgeben, iſt ſicherlich gut angebracht.“

Vom Gewerbeverein zu Mülhauſen im Elſaß hat Hr. Läderich für eine von ihm erfundene Maſchine zum Reinigen des Getreides eine Preismedaille erhalten. Die Maſchine beſteht aus einem Cylinder von hölzernen Dauben, um welchen ſich in einer Schneckenlinie eine Bürſte windet; derſelbe iſt von einem durchlöcherten Blechcylinder umgeben, deſſen Oeffnungen nicht das Korn, wohl aber kleinere darunter befindliche Gegenſtände hindurch laſſen. Der mit der Bürſte verſehene Cylinder erhält eine umdrehende Bewegung, der äußere Cylinder liegt feſt. Das Korn fällt aus einem Rumpfe durch einen Schuh, welcher eine leichte ſchüttelnde Bewegung hat und das Korn aus einer, enger und weiter zu ſtellenden Oeffnung laufen läßt, zwiſchen die Cylinder. Nach einem vom obigen Vereine angeſtellten Verſuche

konnte ein Arbeiter in 10 Minuten 8 preuß. Metzen (à $137^{17}/_{100}$ Par. Kub. Zoll) Waizen, welcher mit vielen fremdartigen Stoffen und ſchlechten Körnern verunreinigt war, vollkommen reinigen.

Obſtbaumzucht. Die Mönche von Chartres verſchaffen ihren Obſtbäumen dadurch große Fruchtbarkeit, daß ſie die Aeſte der unfruchtbaren Bäume ſo herabbiegen, daß ſie einen nach unten offenen Bogen bilden. Durch das Stocken der Säfte, welches hierdurch entſteht, werden die Zweige zur Bildung von Tragknospen veranlaßt. Im königl. Obſtgarten zu Verſailles wird ſchon ſeit längerer Zeit dieſes Verfahren angewendet, indem man die Pyramiden- und Zwergobſtbäume nicht mehr beſchneidet, ſondern die Aeſte in obiger Geſtalt herabzieht.

Der berühmte Obſtgärtner Soulange Bodin wäſcht ſeine Obſtbäume mit Waſſer, worin Pottaſche aufgelöst iſt. Es ſoll dieß Mittel nicht allein die Moos- oder andere Baumkrankheiten, ſowie das Ungeziefer verhüten, ſondern auch den Bäumen eine außerordentliche Geſundheit verſchaffen.

Weinbau. Die beſte Düngung für den Weinſtock ſind ſeine eigenen Blätter und Triebe. Man zerſchneide ſie in kleine Stücke und grabe ſie am Weinſtocke ein. Ohne Hinzuthun thieriſcher Stoffe kann man auf dieſe Weiſe einen Weingarten 8 bis 10 Jahre fruchtbar erhalten. (Liebig's org. Chemie.)

Trockenfäule der Kartoffeln. Die ſogenannte Veränderung der Subſtanz dieſes unentbehrlichſten aller Nahrungsmittel beginnt nach den Erfahrungen von Lüderdorf ſtets von außen und verbreitet ſich im Innern der Knolle aus, wo die Zerſtörung häufig Spalten und Höhlungen durch theilweiſes Austrocknen des Saftes hervorbringt. Jede Verletzung der Kartoffeln hat dieſe Krankheit zur Folge, wenn dieſelben in Haufen bei einander liegen. Einzeln mit Erde überſchüttet, werden ſie nicht trocken faul. Die Urſache der Krankheit iſt wahrſcheinlich ein Pilz.

Sicheres Mittel, unruhige Kühe beim Melken ruhig zu machen. Es gibt Kühe, die beim Melken nicht ruhig ſtehen wollen, ſondern nur zu oft der Melkerin das Milchgefäß aus den Händen ſchlagen. Das Spannen und Knebeln, welches man hin und wieder anwendet, hilft nichts; ſie werden dadurch meiſtens noch toller gemacht. Folgendes Mittel aber iſt durch die Erfahrung erprobt worden.

In dem Stalle eines Bauerngutes ſtand eine ſolche Kuh, die der Melkerin jedesmal ihr Geſchäft ſehr erſchwerte, indem ſie ihr das Milchgefäß aus den Händen ſchlug, ſo daß gemeiniglich die Milch verloren ging und der Beſitzer ſchon den Entſchluß gefaßt hatte, dieſe Kuh zu verkaufen, ob ſie gleich eine von ſeinen beſten Milchkühen war. — Da wurde eine andere Magd an die Stelle der bisherigen gemiethet, und als ſie zum erſtenmal das Vieh melken ſollte, machte man ſie mit der Unart dieſer Kuh bekannt. Nun fordert ſie ein Stück Leinwand, tauchte dieſes in kaltes Waſſer und legte es der Kuh auf das Kreuz, worauf ſie ſich ruhig melken ließ. — Das Mittel hat ſich ſpäter bei mehreren Verſuchen bewährt.

Vertilgung hartnäckiger Unkräuter. Man ſchneidet dieſelben mit einer Sichel ab, welche man häufig auf einem Steine wetzt, der mit einer Auflöſung von ſchwefelſaurem Eiſen (Eiſenvitriol) benetzt iſt. Die zerſchnittenen Gefäße der Pflanzen ſaugen das Metallſalz ein und die Gewächſe werden dadurch vergiftet und getödtet. Am paßlichſten wendet man das Mittel im Mai an, weil dann der Saftumlauf in den Gewächſen am ſtärkſten iſt.

Gegen das Gerinnen der Milch. Eine geringe Quantität Meerrettigſaft der rohen Milch zugeſetzt, ſchützt dieſe vor dem Sauerwerden und Gerinnen an heißen und gewitterſchwangern Tagen.

Gewerbe und Handel.

Ueber Huffsky's gepreßte Dachziegel.

Eine Erfindung, welche für's Wohl der Staaten ſowohl als der einzelnen Menſchen ſo kräftig einzuwirken vermag, als dieſe, welche den ſo oft verheerenden Feuersbrünſten, deren nachtheilige Wirkung den durch Induſtrie, Gewerbfleiß und Landbau errungenen Wohlſtand der Landbewohner zerrüttet, durch Erzielung einer ſoliden und feuerſichern Bedachung Schranken ſetzt, welche in polizeilicher, ſtaatswirthſchaftlicher und kommerzieller Hinſicht für den Staat von der größten Wichtigkeit iſt, dürfte einer höheren Beachtung nicht unwürdig erſcheinen.

Es gelang Hr. Huffsky nämlich, durch eine eigene Verfahrungsweiſe und von ihm erfundene Ziegelpreßmaſchine, aus Guß- und Schmiedeeiſen beſtehend, die jetzt ſehr verbeſſert iſt und nur halb ſo viel als früher koſtet, und mit welcher bei eingerichteten Arbeitern täglich 6000 Stück gepreßt werden können, ſo wie durch beſondere Brennöfen-Vorrichtungen, eine leichte, feſte und dauerhafte Art von Dachziegeln zu erfinden, welche bis jetzt noch unbekannt waren und wo man im Auslande bedeutende Prämien darauf geſetzt hat. Dieſe Dachziegeln, welche in allen Dimenſionen gemacht werden können und deren Dauer von vielen Behörden des In- und Auslandes anerkannt iſt, haben im Vergleiche zu den gewöhnlichen folgende Vortheile:

1) Sie erhalten vermittelſt des Schlämmens eine beſſere Zubereitung des Lehms oder Thons. Die Schlämmerei, aus Schlämmkäſten und Gruben beſtehend, macht bei dieſer Fabrikation mit eine Hauptbedingung aus, und es iſt auch deren Herſtellung nicht koſtſpielig. Auch kommt das Schlämmen des Lehms nicht höher zu ſtehen als die gewöhnliche Zubereitung.

2) Durch das zweckmäßige Verfahren, ſelbige zu preſſen, vermehrt ſich ihre Dichtigkeit, Feſtigkeit, wodurch ſie für das Waſſer viel weniger durchdringlich werden.

3) Durch eine beſondere Art, ſie zu trocknen, bleiben ſelbige viel gleichförmiger.

4) Durch die zweckmäßige Konſtruktion der Brennöfen, ſelbige einzuſetzen und zu brennen, werden ſie ſowohl in dem untern wie in dem obern Theile des Ofens viel gleichförmiger ausgebrannt und bleiben auch viel gleicher, ſo wie auch beinahe die Hälfte des Brennmaterials erſpart wird, was bei den jetzigen, überall ſo ſteigenden Holzpreiſen von der größten Wichtigkeit iſt. Auch kommt das Brennen der Mauerziegel dadurch viel billiger. Ueberdieß können dieſe Ziegel auch ſehr vortheilhaft mit Steinkohlen und Torf gebrannt werden.

5) Durch die verſchiedenartigen Glaſuren, die man dieſen Dachziegeln auf eine vortheilhafte Art geben kann, ohne daß der Preis dadurch bedeutend erhöht wird, wird nicht nur ihre Dauer vermehrt, ſondern die Gebäude erhalten dadurch auch ein gefälliges Aeußere.

6) Dieſe Dachziegel können wegen ihrer Leichtigkeit auf ſchon beſtehenden Stroh- und Schindeldächern, ohne den Dachſtuhl zu verändern, mit Vortheil angewendet werden, wodurch die Feuerſicherheit außerordentlich befördert wird.

7) Durch dieſe Dachziegel können flache Dächer in Anwendung kommen, deren Vorzüge im Vergleich zu den gewöhnlichen ſchon längſt anerkannt ſind.

8) Bei Anwendung dieſer Dachziegel können ſchwache Gebäudemauern und Dachſtühle angewendet werden, wodurch eine bedeutende Erſparung an Baumaterial und Arbeitslohn hervorgebracht wird.

9) Wegen der Leichtigkeit und Feſtigkeit dieſer neuen Dachziegel laſſen ſelbige einen viel weitern Transport zu, als die gewöhnlichen, und können deßhalb leicht in jene Gegend geſchafft werden, wo, aus Mangel an brauchbaren Materialien, keine erzeugt werden können.

10) Der Preis dieſer Dachziegel iſt im Verhältniß zu den gewöhnlichen nicht höher und in Betracht, daß man bei Anwendung derſeben an Baumaterial und Arbeitslohn erſpart, viel billiger.

11) Dieſe leichten Dachziegel gewinnen ſowohl durch das Schlämmen, Preſſen und Brennen außerordentlich an Feſtigkeit und Dauer, was nie durch das gewöhnliche Verfahren erreicht werden kann.

Durch das Schlämmen werden auch noch überdieß alle ſo

ſchädlich einwirkenden Beimiſchungen hinſichtlich des Blätterns und Verwitterns der Dachziegel entfernt.

Daß dieſe Fabrikation ſchon ſeit 10 Jahren praktiſch und im Großen betrieben wird, Vortheile und Gewinn bringt, kann von Hrn. C. Huffsky durch einen von der k. k. Ziegelfabrik zu Böſendorf bei Wien amtlich ausgeſtellten Rechnungsabſchluß vom Jahr 1839 nachgewieſen werden.

Anlagen zur Fabrikation gepreßter Dachziegel ſind errichtet auf den Herrſchaften Teplitz, Tetſchen und Reichenbach in Böhmen und in Oeſterreich auf der k. k. Patrimonialherrſchaft Böſendorf bei Wien, welche letztere ſeit 6 Jahren ſehr großartig eingerichtet iſt und betrieben wird, und wo im Laufe des vorigen Jahres gegen eine Million gepreßter Dachziegel nebſt einer großen Menge Mauerziegel und andere derartige Erzeugniſſe gemacht worden ſind. Es werden dort ſehr große Ziegelbrände von 34,000 Mauerziegeln, nebſt noch über 100,000 Stück gepreßter Dachziegel, welche letztere gebrannt 16½ W. Zoll lang, 7¾ Zoll breit ſind, ausgebrannt wozu 45 Klafter weiches, ⁶⁄₄elliges Holz gebraucht werden, welche ſowohl oben als unten feſt und gleichförmig ausgebrannt ſind. Dieſes iſt, mit Berückſichtigung deſſen, daß dieſe Ziegel einen hohen Feuergrad zum Ausbrennen verlangen, ein günſtiges Ergebniß.

Auch ſind mit dieſen Dachziegeln, ſowohl in Wien als deſſen Umgegend, viele Gebäude, darunter auch ſehr großartige, worauf ungefähr 100,000 Stück gekommen ſind, eingedeckt worden, die eine geſchloſſene und gleichförmige Bedachung bilden und ſich ſehr gut in der Dauer halten. Man hat ſie auch ſchon auf Schindeldächern ſtatt der Schindeln angewendet, da die Eindeckung derſelben nicht viel höher kommt als die der Schindeln, und dabei eine viel längere Dauer und größere Feuerſicherheit gewähren.

Ueber Farbengifte. *)

In der Sitzung der techniſchen Deputation des Handwerkervereins zu Chemnitz vom 17. Dez. kam der Vorſitzende, Hr. Färber

*) A. d. S. G. Bl.

Dieterich, bei Gelegenheit einer Darſtellung des Verfahrens, die kleinſte Quantität des Arſeniks in den Flüſſigkeiten zu entdecken, auf die vielfachen Nachtheile zu ſprechen, welche durch die Verwendung von Arſenik zu Farben, namentlich zu Deckfarben, leicht entſtehen können, wenn beſonders dieſes Gift nicht mit einem Bindemittel vermiſcht wird, welches ſeine Auflöſung verhindert. Er ging dabei auf eine intereſſante Zuſammenſtellung einiger für die Geſundheit ſchädlicher und unſchädlicher Farben ein und erklärte deren Beſtandtheile.

Leimfarben, wie ſie zum Bemalen von Zuckerwaaren, Holzſpielzeug und Tapeten angewendet werden, ſind im Waſſer löslich und dürfen mit keinen ſchädlichen Farben bereitet werden. Eben ſo ſollten bei der Stubenmalerei giftige Farben, namentlich die arſenikhaltigen, vermieden werden, beſonders in feuchten Lokalitäten. Der Staub davon kann auch beim Abkratzen Vergiftungen herbeiführen, ja ſelbſt, wenn er abſeits geworfen und den Hausthieren noch zugänglich iſt, letztere vergiften. Weniger bedenklich iſt die Anwendung von Giftfarben, wenn Lackfirniß oder Leinölfirniß als Bindemittel angewendet wird, da erſterer nur in Weingeiſt, letzerer nur in Lauge löslich iſt. Folgende Zuſammenſtellung wird in dieſer Hinſicht nicht ohne Nutzen ſein:

Schädliche Farben.	Unſchädliche Farben.
Weiße Farben.	**Weiße Farben.**
Bleiweiß, Kremſer-, Schiefer-, Zink-, Wismuth-Weiß, weiße Schminke, Spaniſchweiß.	Gyps, Alabaſter, weißgebrannte Knochen, Hirſchhorn, Kreide, Thon, Magneſia, Schwerſpath.
Gelbe Farben.	**Gelbe Farben.**
Auripigment oder Operment, Rauſchgelb, enthalten Arſenik.	Schüttgelb, Kurkumä, Saflor, Orlean, Gelbholz, Querzitrone, Wau, Scharte, Gelb- od. Kreuzbeere, gelbe Erde, Oker.
Bleifarben, als:	
Silber- und Bleiglätte, Neapelgelb, Königsgelb, Neugelb, Patentgelb. Chromgelb und Chromorange, Erdblei.	
Queckſilberfarben:	
Zinkgelb, Mineralturpath.	

Schädliche Farben.	Unſchädliche Farben.
Grüne Farben.	**Grüne Farben.**
Kupferfarben: Grünſpan, Berggrün, Malachit, Bremergrün, grüner Ultramarin, Braunſchweiger-, Rumans-, Gellertsgrün. Arſenik- u. kupferhalt. Farben: Scheel'ſches, Schwed'ſches Grün, Millis, Schweinfurther-, Kurers-, Papagai-, Kaiſer-, Neu-, Patent-, Engliſchgrün, Neuwiedergrün, grüner Zinnober, Berlinergrün.	Saftgrün, Waſchgrün, Miſchung aus unſchädlichen gelben und blauen Farben, z. B. aus Indigo, Schüttgelb, Safran ꝛc.
Blaue Farben.	**Blaue Farben.**
Bergblau, Bremer-, Kalk-, Berliner-, Preußiſch-, Mineralblau, Kobalt, Smalte, Königsblau, Kaiſerblau.	Indigo, Neublau, Waſchblau, Sächſiſchblau und Lackmus, Waid, *blauer* Karmin.
Rothe Farben.	**Rothe Farben.**
Rothes Rauſchgelb, Mennige, Zinnober, Chromroth.	Kugel-, Wiener-, Florentinerroth, Roſa-, Lack-, Krapproth, Fernambuk, Krapp, Perſio, Braſilienholz, rother Karmin, Kochenille, Alkana, Drachenblut, Sandel, Neuroth, engl. Roth, Todtenkopf, Röthel, Blutſtein.
	Braune Farben.
	Umbra, Sepia, Katechu, Nußſchale.

Vermiſchtes Gewerbe und Handel betreffend.

Krieg zwiſchen Rübe und Zuckerrohr in Frankreich. Bekanntlich ſtand der Frage: ob fortan in Frankreich eine Fabrikation einheimiſchen Zuckers beſtehen ſolle? eine unverweilte Löſung bevor, da die Handelskammern ſich mit großer Mehrheit für Unterdrückung der Rübenzuckerfabrikation gegen volle Entſchädigung der Betheiligten ausgeſprochen, und das Miniſterium mit einem Geſetze hervortreten mußte, das eine beſtimmte Entſcheidung dieſer Angelegenheit feſtſetzte. Das Miniſterium hat aber, um keine der mächtigen Parteien, die hier die Intereſſen des Ackerbaues in der Runkelrüben-Zuckerfabrikation, dort die des Handels und der Schifffahrt in dem Kolonialzucker vertreten, vor den Kopf zu ſtoßen,

die Entſcheidung bis künftiges Jahr vertagt. — Ein franzöſiſches Blatt nimmt ſich der Rübenzucker-Fabrikation auf folgende beherzigenswerthe Weiſe an: „Niemand kann die Ermuthigung vergeſſen haben, welche die Kultur des Runkelrübenzuckers in ihrer Kindheit erfuhr und welche Opfer ſich Frankreich auflegte, um dieſen wichtigen Zweig der Induſtrie zu fördern. Dieſe Opfer belohnten ſich durch den Erfolg, und, Dank ſei es der Runkelrübe, unſer Ackerbau und Handel ſind durch ein höchſt ſchätzbares Produkt bereichert. Ein Gegenſtand der Konſumtion, der früher nur dem Reichen zugänglich war, iſt jetzt auch den Armen erreichbar geworden, und bräche einmal ein Krieg aus, wobei unſere Häfen blokirt würden, ſo brauchte man nicht bange zu ſein, daß der Zucker wieder zu 6 und 7 Franken das Pfund ſteigen würde, wie zur Zeit des Kaiſerreichs. Wahrlich, es gibt wenig Eroberungen, zu denen man ſich in einem ſolchen Maaße Glück wünſchen darf. Und was ſoll jetzt geſchehen? Die Regierung will uns eine Steuer von 40 bis 50 Millionen auflegen, um dieſe blühende Induſtrie wieder zu zerſtören! Es iſt gar nicht zu glauben, daß die „erleuchtetſte Nation der Erde!“ dazu bewogen werden könnte, ihr Geld ſo anzuwenden! Wenn ein Reiſender das von uns erzählte, ſo würde ihm Niemand Glauben ſchenken.

(S. G. B.)

Ein Mechaniker Smith in Valenciennes (Frankreich) hat eine Mühle erfunden, die allen Bierbrauern von großem Nutzen ſein wird. Dieſe Mühle, die dazu beſtimmt iſt, das zur Bereitung des Bieres dienende Getreide zu ſchroten, hat den Vortheil, daß ſie tragbar iſt und nur einen ſehr kleinen Raum einnimmt, ſo daß man ſie in allen Bierbrauereien wird anwenden können. Jeder Fabrikant kann daher ſein Malz nach Maaßgabe ſeiner Bedürfniſſe ſelbſt ſchroten, ohne daß Abfälle entſtehen und ohne daß er den Mangel von Wind oder Waſſer zu befürchten hat.

(Echo du monde savant.)

Handelsbewegungen in Belgien. Nach öffentlichen Angaben hat die Einfuhr im vorigen Jahre 271,600,000 Franken betragen, 50 Millionen mehr, als in frühern Jahren; die Ausfuhr 208 Millionen, 30 Millionen mehr als früher. Der direkte Tranſit

betrug gegen 55 Millionen. An Tüchern und andern Geweben 25 Mill., 14 Mill. ausgeführt. Ferner wurden eingeführt 20 Mill. Kaffee, 15¼ Wolle, 12¾ Baumwolle, Bauholz 3½, Vieh 2¼, Salz 8. Ausgeführt 15 Mill. Kohlen, 11 Leinen, 6 Eiſen, 4½ Maſchinen ꝛc. (S. G. B.)

— Werth des Trieſter Handels. Nach einer für den Zeitraum von 1832 bis 1840 genommenen Ueberſicht hat der Aus- und Einfuhrhandel Trieſt's ſeewärts durchſchnittlich pro Jahr einen Werth von 75,300,000 Gulden Konv. Münze.

Zuckerkonſumtion. Die Bevölkerung aller Zucker erzeugenden Länder der Erde beträgt 468 Millionen. Es iſt nicht anzunehmen, daß jedes Individuum dieſer Anzahl ſo viel verzehre, als der luxuriöſe Weſtindier; allein es wird nicht übertrieben ſein, wenn man annimmt, daß ſie eben ſo viel wie die Merikaner verbrauchen. Nach Hrn. v. Humboldt kommen 10 Pfund auf jeden derſelben. Wir nehmen daher an, daß die ſpaniſch-amerikaniſchen Völker, und alle die, welche den Oſten bewohnen, jährlich 5000 Millionen Pfund verbrauchen, nahe viermal ſo viel, als Europa und die Verein. Staaten bedürfen. Großbritannien verbraucht 400 Mill., ungefähr 24 Pfd. auf den Kopf; Irland 40 Mill., 5 Pfd. auf den Kopf; Rußland 60 Mill., 1 Pfd. auf den Kopf. Von der in Rußland verbrauchten Menge mögen 8 Mill. Runkelrübenzucker ſein. Belgien verzehrt 30 Mill., 7 Pfd. auf den Kopf, von denen 5 Mill. Rübenzucker ſind. Preußen, Oeſterreich und das übrige Deutſchland 200 Mill., wovon 20 Mill. Rübenzucker ſein mögen, das iſt 4½ Pfd. auf den Kopf. Holland 50 Mill., 16 Pfd. auf den Kopf; Spanien und Protugal daſſelbe, aber nur 7 Pfd. auf den Kopf; Frankreich 230 Mill., 7 Pfd. auf den Kopf, davon waren 1836 108 Mill. Rübenzucker. Italien und Scandinavien 7 Mill. Mit Ausnahme weniger Fabriken in Italien zeigen die obigen Zahlen die Ausdehnung der Rübenzucker-Fabrikation. Der geſammte Verbrauch iſt alſo in Europa und Nordarmerika 1267 Mill., worunter 140 Mill. Rübenzucker, und der Geſammtverbrauch auf der ganzen Erde 6267 Mill. Pfund. (Dumont, Rapport etc.)

Ausbreitung der Seidenzucht. Die Geſellſchaft zur Beförderung des Seidenbaues in Frankreich hat den fünften Band ihrer Annalen herausgegeben, welcher die Berichte über den Zuſtand und die Fortſchritte dieſer Kultur in Frankreich während des letzten Jahres enthält. Im Ganzen war die Seidenernte mittelmäßig ausgefallen, was der im Allgemeinen zu naſſen Witterung zugeſchrieben wurde; aber dieſer Zweig der Induſtrie hat in dieſem Jahr dennoch beträchtliche Fortſchritte gemacht, theils rückſichtlich der Verbeſſerung der Methoden in den Gegenden, wo die Seidenkultur alt und allgemein verbreitet iſt, theils in ſeiner Ausbreitung auf neue Provinzen. Frankreich produzirt gegenwärtig für 150—200 Millionen Franken rohe Seide nach dem Anſchlag von Hr. Boullenois, und dazu führt es noch für wenigſtens 60 Mill. Franken fremde Seide ein (im letzten Jahre für 72,153,000 Fr.). Seide iſt vielleicht das einzige Produkt, das von der Concurrenz der Erzeugung nichts zu fürchten hat; denn der Verbrauch dehnt ſich in demſelben Maaß aus und ſcheint einer ganz unbeſchränkten Zunahme fähig zu ſein. In der Umgegend von Bordeaux, wo früher keine Seide produzirt wurde, ſind in den letzten Jahren 500,000 Maulbeerbäume gepflanzt worden, und in den Landes hat die Geſellſchaft von Arrochin eine Pflanzung von 300,000 Bäumen und eine Pflanzſchule von 200,000 angelegt. Die unvortheilhaften Bedingungen, unter denen die Weinkultur von Bordeaux leidet, bildet einen mächtigen Hebel, um die Seidenproduktion zu befördern, indem im Allgemeinen dieſelben Localitäten beiden zuträglich ſind. In der Bretagne hat man angefangen Maulbeerbäume zu pflanzen und hofft dort darin eine Enſchädigung für die durch die Maſchinenſpinnerei gänzlich ruinirte Handſpinnerei von Leinwand zu finden, da nächſt dieſer die Seidenkultur am meiſten weibliche Arbeit erfordert und ſie weit beſſer bezahlt als Spinnerei, obgleich ſie keine das ganze Jahr dauernde Beſchäftigung darbietet. In dem Departement des Drome ſind ſeit 1834 über 3 Mill. Maulbeerbäume gepflanzt worden, und die Ackerbaugeſellſchaft des Departements ſchlägt den Werth der jährlichen Seidenernte auf 12 Mill. Franken an. In den Provinzen, wo dieſe Kultur neu iſt, wird ſie zuerſt immer von großen Gutsbeſitzern eingeführt, welche ſich die neueſten Methoden zu eigen machen, und verbreitet ſich ſc nach und nach unter den beſten Bedingungen des Gedeihens. (A. Z.)

Stahl und polirtes Eiſen reinigt man am leichteſten mit einem Gemenge von 1 Loth Zinnaſche, 2 Drachmen präparirtem Hirſchhorn und 2 Loth Weingeiſt, auf zartes Leder aufgetragen und damit abgerieben; Meſſing durch Hirſchhorn und Eſſig und nachheriges Abreiben mit Fließpapier, welches in Weingeiſt getränkt iſt; Silber durch Einlegen in eine kochende Weinſteinlauge während einiger Minuten, ſodann Abputzen mit zartem Leder; Gold durch behutſames Abreiben mit Pariſer Roth mittelſt zarten Leders; Edelſtein durch ſogenannte Schwefelmilch, mit Weingeiſt angefeuchtet, mittelſt eines Sammtbürſtchens; Perlen und Perlenmutter durch kurzes Kochen im Waſſer, in welchem ſich 1 Theil Waizenkleie und 2 Theile fein geriebenen gebrannten Brodes befinden. (A. A.)

Wohlfeiler Eſſig zur Reinigung von Gemächern ꝛc. Man nimmt gewöhnlichen guten Eſſig und ſchüttet ſo viel lebendigen Kalk hinzu, als der Eſſig abzulöſchen im Stande iſt. Wenn dann die Maſſe ſich geſetzt hat, läßt man das Flüſſige ablaufen und trocknet den Rückſtand an der Luft oder am Feuer. Nun bringt man dieſen in ein Glas und gießt ſo lange Schwefelſäure darüber, als ſich Dämpfe entwickeln. Dieſe Dämpfe ſind das, was unter dem Namen aromatiſcher Eſſig bekannt iſt. Dieſes einfache Verfahren läßt ſich ſehr gut anwenden, um die Luft in Gefängniſſen, Spitälern, Krankenzimmern, Pferds- und Rindviehſtällen und überall, wo es nöthig iſt, zu reinigen. (Alm. pop.)

Einen waſſerdichten Kitt für Ziegeldächer, Waſſerbehälter ꝛc. bereitet man, nach Schödel, wenn man gleiche Theile Kornkleie und geſiebtes Ziegelmehl innig durch einander mengt, den vierten Theil dieſes Gemenges geſtoßenen und wohlgeſiebten Hammerſchlag darunter miſcht und ſo viel Wagenſchmiere hinzugießt, um einen dicken, in Klumpen ſich zuſammenballenden Teig daraus bereiten zu können. Die Stellen, wo der Kitt angewendet werden ſoll, müſſen vorher mit Wagenſchmiere getränkt werden.

— Gibb ſchlägt vor, um ſo feſten Mörtel ſich zu verſchaffen, wie wir ihn in alten Gebäuden finden, gelöſchten Kalk und Sand in dem gehörigen Verhältniſſe 2 bis 3 Wochen im voraus zu

mengen, unmittelbar vor dem Gebrauche aber ein Viertel lebendigen Kalk (Aetzkalk) hinzu zu miſchen und das Ganze gut durch einander zu arbeiten. (A. A.)

Waſſerdichte Fußbekleidung. Ein Schuſter in Paris hat die Entdeckung gemacht, daß, wenn man die Sohlen der Stiefeln oder Schuhe in kochendes Erdpech taucht, dieſe vollkommen waſſerdicht und beinahe unauflöslich werden.

(Alm. pop.)

Naturkunde.

Die Vorgefühle der Thiere für das Wetter.

Die Empfindungen, die ſich in dem thieriſchen Körper vor einer Veränderung des Wetters zeigen und ſich durch verſchiedene äußere Kennzeichen ankündigen, beziehen ſich auf den Uebergang zu trockenem Wetter, zu Regenwetter und zu Sturm. Wir wollen die darüber gemachten Beobachtungen mittheilen. 1) Trockenes und helles Wetter folgt gewöhnlich auf feuchtes, wenn die in der Atmoſphäre angehäuften Dünſte als Regen niederfallen. In Wolken und Regen entladet ſich die Luft von den elektriſchen Dünſten, die ſtets aufſteigen, und wenn dieſe wieder niederfallen, ſo müſſen diejenigen Thiere, die meiſt in der freien Luft leben, die Leichtigkeit, mit welcher ſie athmen und ihre Lebensverrichtungen vollziehen, durch äußere Zeichen ausdrücken. Das Flattern der Fledermäuſe am Abend, das Herumfliegen der Käfer an den Straßen, das Schwärmen der Mücken bei Sonnenuntergang ſind bekannte Vorzeichen. Dieſes Vorgefühl iſt für die Fledermäuſe und für mehrere Inſekten ſehr nützlich. Bei jedem Regenſchauer würde ihnen das Fliegen unmöglich ſein, da ihre Flügel nicht durch einen öligten Stoff gegen Feuchtigkeit geſichert ſind, und daher bei Regen weit ſchwerer und zum Fliegen untauglich werden, und ſich nicht wieder ſo leicht in Falten legen, was bei dem eigenthümlichen Bau dieſer Thiere nothwendig iſt. Aus demſelben Grunde erklärt ſich das hohe Fliegen der Lerchen und Schwalben, wenn trockenes Wetter bevorſteht. Sie eilen wahrſcheinlich in die obern Luftregionen,

weil dieſe freier von Dünſten ſind und beſſer für ſie paſſen. Auch mögen dann die Inſekten, welche ſie verfolgen, höher fliegen. Nicht ſo leicht läßt ſich das Quacken des Laubfroſches, eine andere Ankündigung von Wetterwechſel, erklären. Wahrſcheinlich hat es ſeinen Grund in der größern Menge herumfliegender Inſekten, die er dann leichter fangen kann. Helles und trockenes Wetter iſt aber den Fröſchen nicht ſo angenehm als die Rückkehr des warmen Wetters. Machen ſie Geräuſch bei kaltem Regen, ſo folgt warmes und trockenes Wetter; entſteht aber das trockene Wetter durch ſcharfe Winde und folgt warmer Regen, ſo kann ihr Geräuſch Regen verkünden. Das Verſammeln der Raben im Felde und das Pfeifen der wilden Tauben läßt ſich aus den angegebenen Gründen leicht erklären. Man bemerkt nicht, daß Vögel ihre Federn mit Oel aus ihren Fettdrüſen überziehen, um ſie gegen Regen zu ſchützen, wohl aber, wenn der Himmel bewölkt iſt und Regen droht. Obgleich nun dieſes Vorgefühl zu der nächſtfolgenden Klaſſe gehört, ſo läßt es doch eine andere Erklärung zu, nämlich daß die Vögel, indem die Luft leichter wird, auf baldiges trockenes Wetter hoffen, und daher durch Oel ihre Federn gegen Feuchtigkeit ſchützen wollen, um höher fliegen zu können.

2) Die Zeichen, durch welche die Thiere ein Vorgefühl des Regenwetters verrathen, laſſen ſich zum Theil durch die zunehmende Schwere der Luft erklären, theils aus ihrer Lebensweiſe, theils aus dem Bedürfniſſe der Feuchtigkeit, die zu ihrer Erhaltung nöthig iſt. Die Unruhe der Hausthiere kann mancherlei Urſachen haben. Es iſt bekannt, daß die Luft im Sommer vor einem Regen gewöhnlich, wegen der aufſteigenden atmoſphäriſchen Dünſte, ſchwerer iſt. Die Inſekten, welche das Vieh plagen, werden bei ſchwerer Luft zahlreicher und kommen in die Ställe, wo ſie die Thiere beläſtigen und unruhig machen. Vielleicht haben auch die aufſteigenden Dünſte eine Wirkung auf die Haut der Thiere, die aufhört, wenn nicht mehr ſo viele Dünſte aus der Erde ſteigen, als vorher; oder die zu ſtark mit Elektrizität angefüllte Luft mag eine unangenehme Empfindung in ihnen anregen. Es könnte ſonderbar ſcheinen, dieſelbe Erſcheinung aus zwei entgegengeſetzten Urſachen herzuleiten, aus zu wenig und zu viel Elektrizität. Aber wir kennen ähnliche Fälle im Gebiete der Heilkunde. Menſchen, die Wunden oder alte Geſchwüre haben, fühlen bei einer Ver-

änderung des Wetters eine Zuſammenziehung oder ein Brennen in ſolchen Theilen, und warum ſollten nicht ähnliche Empfindungen bei Thieren vorkommen? Alles dieſes zuſammen kann es erklären, warum Pferde und Eſel ſich reiben, unruhig die Köpfe bewegen, Luft einſchnauben, Kühe die Erde aufkratzen und ſtampfen, Schweine gierig freſſen und die Erde mit dem Rüſſel aufwühlen. Die Unruhe und das Grasfreſſen der Hunde, das Arbeiten der Maulwürfe laſſen ſich aus derſelben Urſache erklären. Hähne krähen bei jeder Veränderung des Wetters außer der gewöhnlichen Zeit. Die Hühner, wie auch die Tauben, eilen zu ihren Ställen, um gegen den Regen geſichert zu ſein, deſſen Nähe ihnen die zunehmende Schwere der Luft ankündigen mag. Die Schwalben mögen wahrſcheinlich darum auch vor Regenwetter tief fliegen, weil die elektriſche Atmoſphäre zu ſchwer für ſie iſt und ſie nicht ſtark genug ſind, ſich über derſelben zu bewegen. Die ſtärkern Kraniche bieten ihr ganze Kraft auf, um über dieſelbe aufzuſteigen. Das Krächzen der Raben, wenn ſie nicht Aas wittern, ſcheint von Furcht herzukommen. Die zunehmende Schwere der Luft deutet ihnen vielleicht an, daß ein ihnen unangenehmes Ungewitter nahe iſt, und ſie nehmen daher ſchreiend ihre Zuflucht auf Bäume. Tauben, Wachteln und andere Vögel waſchen ſich, um ein gewiſſes Brennen oder Jucken zu entfernen, und aus demſelben Grunde baden ſich die Waſſervögel. Daß Störche und Kraniche ihre Schnäbel unter die Flügel ſtecken, iſt eine Erſcheinung, die man auch bei Hausgeflügel bemerkt, wenn es ſeine Ruheplätze ſucht, um ſich gegen Regen zu ſchützen. Ameiſen arbeiten eifriger und die Bienen eilen heim und fliegen nicht weit, weil ihr Inſtinkt ſie treibt. Jene ſuchen ihre Wohnungen zu vollenden, um ſich beſſer gegen den Regen zu ſchützen und vielleicht auch, um Vorräthe für die Regenzeit einzuſammeln; dieſe eilen zu ihren Körben, weil die Näſſe ſie am Arbeiten und Fliegen hindern würde. Mücken kommen in die Häuſer, um ſich gegen den Regen zu ſchützen, der ihnen das Fliegen ſchwer machen würde, und ſuchen auf Menſchen und Thieren die Nahrung, die ſie im Freien nicht finden. Erdwürmer kriechen aus ihren Löchern, weil ſie ſich nur auf ſchlüpfriger Erde bewegen können.

3) Ein Vorgefühl des **Sturmes** hat man auch bei den vollkommenſten Säugethieren bemerkt. Es ſcheint überhaupt, daß die

unvollkommenen Thiere nur ein Vorgefühl von trockenem Wetter, die vollkommnern von Regenwetter, die vollkommenſten von Stürmen haben. Der Hund iſt bei bevorſtehendem Regen unruhig, kratzt die Erde auf und frißt Gras, was er auch bei ſehr heißem Wetter thut, vielleicht um ſich abzukühlen, und gewöhnlich folgt bald nachher Sturm. Vor einem Sturm dünſtet er ſehr ſtark aus und ſein Geruch wird zuweilen unerträglich; er kriecht zu ſeinem Herrn und liegt ruhig. Der geſunde Menſch fühlt bei der Annäherung eines Sturmes eine geiſtige und körperliche Schwere, eine große Trägheit und Abſpannung, oft von krankhafter Hitze begleitet. Alle dieſe Erſcheinungen zeigen ſich bei einigen mehr, bei andern weniger, aber ſehr ſelten gar nicht. Menſchen, die kranke Säfte haben, fühlen überdieß ein brennendes Jucken an den bedeckten Theilen ihres Körpers. Erſcheinungen dieſer Art haben häufig darin ihren Grund, daß die Ausdünſtung durch zu große Hitze gehemmt iſt, vielleicht hat aber auch der Mangel an Elektrizität im Körper Theil daran. Wenn im Winter ſtürmiſches Wetter droht, zeigen ſich jene Vorgefühle nicht ſo ſtark, was vermuthlich in dem Einfluſſe der Jahreszeiten gegründet iſt.

Beobachtungen über das Barometer als Wetterglas. *)

Es iſt wohl ſelten ein Land- und Hauswirth, der nicht in ſeinem Hauſe auch das Barometer beſitzt und demſelben in Beziehung auf Witterungswechſel einige Rückſicht ſchenkt.

Wir theilen daher hierüber einige Beobachtungen mit.

1) Steigt das Barometer im Herbſt und im Frühjahr bei ſtarkem Weſtwinde und häufigem Regen, ſo wendet ſich der Wind nach Norden oder Nordoſt und es erfolgt klares Wetter.

2) Eine langſame Bewegung des Barometers zeigt eine länger dauernde Veränderung des Wetters an. Geſchieht die Bewegung ſchnell und gleichſam durch einen Sprung, ſo dauert die Witterung kurze Zeit und gibt ſchlechtes Wetter, auch ſelbſt wenn es ſteigt. Iſt das Queckſilber nicht über der mittlern Höhe ſeiner Scale, ſo erwarte man keine beſtändige Witterung.

3) Im Sommer fällt es etwas früher vor der Wetter-Ver-

*) Vergl. I. Jahrg. 3tes Hft. Seite 380.

änderung als im Winter. Iſt das Wetter ſehr heiß und das Queckſilber fällt anhaltend, ſo folgt Ungewitter. Steigt es im Winter ſtark, ſo folgt gewöhnlich Froſt. Fällt es bei ſtarkem Froſt 3—4 oder mehrere Linien, ſo kommt Thauwetter oder Schnee.

4) Gutes Wetter, das gleich nach dem Steigen kommt, dauert nicht lange; ſo auch ſchlechtes, das gleich nach dem Fallen kommt. Sinkt das Queckſilber und folgt auf Süd- oder Südweſtwind der Nord- oder auch Nordoſtwind, ſo kommt doch kein Regen, vielmehr bleibt es ſchönes Wetter. Aber fällt das Queckſilber auf Süd- oder Südweſtwind, wenn ſich der Wind nach Weſten wendet, ſo folgt Regen. Fällt das Queckſilber gleich etwas und es folgt auf Nordoſt- der Oſtwind, ſo bleibt es noch ferner ſchönes Wetter. Auf ungewiſſe unordentliche Bewegungen des Barometers folgt unbeſtändiges, ſehr veränderliches Wetter.

5) Hat das Queckſilber oben eine Erhöhung, wie ein kleiner Hügel, oder iſt es kugelförmig, ſo iſt es zum Steigen geneigt und wird alſo bald höher hinaufgehen; iſt das Queckſilber eben oder nur wenig erhaben, ſo ſteht es ohne Veränderung; iſt ſeine Oberfläche aber wie eingebogen, ſo iſt es im Fallen.

6) Zur Zeit des Aequinoctium (Tag- und Nachtgleiche) kann man ſich nicht mit Gewißheit auf das Barometer verlaſſen; denn da will ſich das Wetter gemeiniglich feſtſetzen. Es wehen daher in der obern Luft mehrere Winde gegen einander, was man oft ſehr deutlich aus den übereinander ſtehenden und untereinander hinſtreichenden Wolken erkennen kann. Gemeiniglich iſt dann der Wind in der obern Luft der herrſchende oder ſtärkere, und der tiefergehende oder niedrigere ein zufälliger, der alſo weniger aufs Queckſilber wirkt als jener. Daher kann es in dieſem Falle beim hohen Stande des Queckſilbers gleichwohl regnen. Jedoch iſt nur äußerſt ſelten helles Wetter bei einem niedern Stande, wenn es aber je iſt, ſo iſt doch der Himmel nur ſehr matt blau.

7) Zeigt das Barometer zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche auf Regen und es iſt gleichwohl ſchönes Wetter, ſo kommt der Regen nachher; und hat es das ſchon 14 Tage vor dem Aequinoctium gethan, ſo wird die nächſtfolgende Zeit bis zum andern Aequinoctium oder Tag- und Nachtgleiche meiſtens feuchte Witterung ſein. Hingegen wenn es ſchön Wetter anzeigt und es doch wohl geregnet hat, ſo wird meiſtens die trockene Witterung nachher einfallen.

8) Das Barometer hält im Steigen und Fallen immer ſeine richtige Zeit. Ordentlicherweiſe ſteigt oder fällt es des Morgens um 6 Uhr, — Vormittags 9 Uhr, — Mittags 12 Uhr, — Nachmittags 3 Uhr, — Abends 6 Uhr; und ſo auch die Nacht hindurch. Iſt es aber im ſtarken Steigen oder Fallen begriffen, ſo zeigen ſich dieſe Veränderungen $1\frac{1}{2}$ Stunden zuvor, nämlich des Morgens um halb 5 Uhr, — Vormittags halb 8 Uhr u. ſ. w. In der ganzen Zwiſchenzeit geht nicht die geringſte Veränderung vor.

9) Fällt das Barometer während des Donners, ſo kommt anhaltender Regen, und es fällt dann immer noch tiefer.

10) Man urtheile nicht ſogleich bei jeder Veränderung des Queckſilbers von bevorſtehender Witterung, ſondern warte bis es ſelbſt eine feſte Stellung oder ſeinen Standpunkt erreicht, wo es eine geraume Zeit feſt ſtehen bleibt, worauf ſodann das angedeutete Wetter eintrifft und deſto länger anhält. Wenn nach einem lang anhaltenden Regen das Queckſilber bis auf ſchönes Wetter ſteigt und es gleichwohl noch etwas regnet, ſo hält das darauf folgende ſchöne Wetter deſto länger an. Und ſo auch im Gegentheil, wenn es nämlich mehrere Tage hindurch ſchönes Wetter geweſen iſt und das Queckſilber fällt allmählig bis auf Veränderlich oder Regen, und es regnet dennoch nicht ſogleich, ſo bedeutet es Regen oder Wind auf mehrere Tage hindurch. Zeigt es Regen an und iſt zugleich das letzte Mondsviertel, ſo werden, obſchon der Regen nicht ſogleich erfolgt, doch Wind und Regen zugleich längere Zeit hindurch anhalten.

Ueber das Zurücktreten des Ozeans.

Man findet auf der Spitze des Mont Perdu, in den Pyrenäen, die 9000 Fuß über die Meeresfläche hervorragt, eine unzählige Maſſe von Seeprodukten, die beweiſen, daß entweder ein großes Zurücktreten des Ozeans, oder eine äußerſt beträchtliche Erhebung der Gebirge unſerer Erde Statt gefunden haben muß. Die erſtere Annahme iſt vielleicht die wahrſcheinlichſte. Was iſt nun aus dieſem großen Waſſerkörper geworden? Einige Naturforſcher ſind der Meinung, daß er ſich in der Atmoſphäre verbreitet habe und dort ſuspendirt verweile; andere, daß er einen Abfluß in das Innere unſeres Globus gefunden habe, und noch andere, daß er

ſogar auf andere Planeten übergegangen ſei. Seitdem man aber weiß, daß das Waſſer eine zuſammengeſetzte zerſetzbare Subſtanz iſt, ſind noch andere Löſungen dieſer ſo ſchwierigen Frage möglich. Das Waſſer geht in die Zuſammenſetzung der meiſten Subſtanzen ein; und wenn es ſich mit einigen verbindet, ohne ſeine Natur zu verlieren, ſo kann es ſich hingegen mit andern, ohne zerſetzt zu werden, und ohne aufzuhören, Waſſer zu ſein, nicht vereinigen. Auf die letztere Art geſchieht es, daß es ſeinen Sauerſtoff an die Metalle und ſeinen Waſſerſtoff an die Pflanzen abtritt. Wenn dieſe beiden Grundſtoffe einmal getrennt ſind, ſo laſſen ſie ſich nicht wieder zur Bildung von Waſſer, ohne die Konkurrenz von beſondern Umſtänden, die ſeltener eintreten, verbinden. Poiret ſtellt die Meinung auf, daß zu der Zeit, wo die Erde faſt ganz mit Waſſer bedeckt war, ein ſehr beträchtlicher Theil dieſer Flüſſigkeit nothwendigerweiſe von den Seethieren verzehrt werden mußte, die in eben dem Maaße zahlreicher vorhanden waren, als die Waſſermaſſe größer war. Dieſe Annahme wird durch die Kenntniß eines Umſtandes noch beſonders unterſtützt, daß nämlich der Waſſerſtoff der Grundſtoff des thieriſchen Fettes iſt, und daß ſich das Fett bei keinem Thiere in ſolchem Ueberfluſſe vorfindet wie bei mehrern Fiſchgattungen und bei Wallfiſchen, wo es den vorzüglichſten Theil ihrer ganzen Subſtanz ausmacht. Außerdem gibt es eine ungeheure Anzahl von Muſcheln und Polypen, wovon die letztern während ihres Lebens kalkartige Klippen erbauen, die durchaus aus den gepulverten Reſten ihrer Gehäuſe und der Zuſammenfügung in Röhren beſtehen, die allmählig zu ſogenannten Korallenriffen vom Grunde der See bis an ihre Oberfläche aufſteigen. Dieſe Felsmaſſen ſtellen anfangs unfruchtbare Eilande dar, bedecken ſich aber bald mit zahlreichen Pflanzengeſchlechtern. Dieſes große Werk entſtand ſomit auf Koſten des Waſſers, das ſich mit der zunehmenden Anzahl organiſcher Weſen immer ſchneller verminderte. Poiret ſtellt noch überdieß den Satz auf, daß auch durch die Vulkane ein großer Waſſerverbrauch vor ſich gegangen iſt, und ſo überhaupt bei Bildung ſteinartiger Körper, wovon mehrere bis zum vierten Theile ihrer Maſſe Waſſer enthalten. Die letzte Urſache des Waſſeraufwandes, deren er erwähnt, iſt die Pflanzenvegetation. Durch dieſen Prozeß wird das Waſſer in Fülle und beſtändiger Dauer zerſetzt, und in einem mit der Zunahme der Erdoberfläche immer

ſteigenden Verhältniſſe. Hales fand, daß eine Pflanze, die 3 Pfund wog, um 2 Pfund in ihrem Gewichte zunahm, nachdem ſie einige Zeit mit ihren Wurzeln im Waſſer verweilt hatte. Wenn wir damit die Vorſtellung von einer ſchon ſeit Tauſenden von Jahren ſtattgefundenen Vegetation und von jenen ungeheuern Wäldern verbinden, die einſt den Boden der gegenwärtig kultivirten Länder bedeckt haben, und endlich die beträchtliche Tiefe der Torflager und der Steinkohlenmaſſen betrachten, die ſo viele vegetabiliſche Ueberreſte enthalten, wie unermeßlich muß dann nicht die Waſſermaſſe erſcheinen, die zur Bildung aller dieſer Subſtanzen und zur Unterhaltung einer in einer ſolchen Zeitperiode ſo ausgedehnten Vegetation nothwendig war!

Die Rießenſtraße.

Die Rießenſtraße in der Grafſchaft Antrim in Irland iſt eines der merkwürdigſten Naturphänomene unſerer Erde. Der Name führt uns natürlicherweiſe auf die Vorſtellung von einem erſtaunenswürdigen Kunſtwerke; und als ſolches ſcheint es auch in den Zeiten der Unwiſſenheit bei Schöpfung ſeines Namens betrachtet worden zu ſein. Die neuern Phyſiker gehen indeſſen bei ihrer Betrachtung von einem andern Standpunkte aus. Um eine umfaſſende Vorſtellung von dieſer unvergleichlichen Merkwürdigkeit zu erhalten, denken wir uns die Annäherung zu derſelben von der See aus. Der erſte Anblick zeigt abhängiges Felſengeſtade mit ſchroffen und ausgedehnten Lagern, wie für ungeheuere Teraſſen berechnet. Bald zeigt es ſich aber, daß dieſe Felsmaſſen ſtatt in horizontalen Lagern aufgeſchichtet zu ſein, aus Baſalten oder eckigen Säulen beſtehen, die ſich ſo genau aneinander anſchließen, daß, obſchon ihre Trennung von der Spitze bis zu ihrem Grunde ſichtbar iſt, doch kaum etwas in ihre Zwiſchenräume eingebracht werden kann. Da das Ganze wirklich in ſeinen kleinſten Theilen noch merkwürdiger iſt, als im Großen, ſo werden folgende umſtändlichere Nachrichten vielleicht nicht ohne Intereſſe ſein.

Die Säulen ſelbſt beſtehen nicht aus einer einzigen feſten und aufrechten Felsmaſſe, ſondern ſind aus verſchiedenen kurzen Gliedern zuſammengeſetzt, die nicht mittelſt flacher Oberfläche, wie dieß bei Kunſtwerken der Fall iſt, auf einander paſſen, ſondern die ſo

ineinander gegliedert ſind, wie ein Knochen in ſein Gelenk, ſo daß das eine Ende eines Gliedes eine Höhlung bildet, in welche das convexe Ende eines andern entgegengeſetzten genau eingefügt iſt, ein Umſtand, der erſt durch die Trennung von zwei ſolchen Säulengliedern ſichtbar wird. Die Tiefe der Concavität beträgt gemeiniglich 3—4 Zoll, und, was beſonders merkwürdig iſt, die Convexität und die correſpondirende Concavität folgen durchaus nicht der äußern fünfeckigen Figur der Säule, ſondern ſie ſind vollkommen rund und ſo breit als der Durchmeſſer der Säule es geſtattet. Es iſt ferner bemerkenswerth, daß die Articulation dieſer Zuſammenfügungen häufig verkehrt iſt. Bei einigen geht nämlich die Concavität aufwärts, bei andern findet gerade das Gegentheil ſtatt. Die Bildung dieſes ſo auffallenden Werkes der Natur erklärte man durch die Annahme, daß die ganze Felſenmaſſe einmal in flüſſigem Zuſtande ſich befunden habe, und nichts anderes als die Lava eines feuerſpeienden Berges ſei; daß dieſe ungeheuere Maſſe bei ihrer Abkühlung in die Formen zerſprungen ſei, die wir jetzt an derſelben beobachten, daß ſie ſeitdem durch Erdſtöße einige Zertrümmerungen erlitten habe, daß dieſe ſogar den Vulkan ſelbſt verſchlungen haben, und daß die Wellen des benachbarten Ozeans nun über die Stelle rauſchen, wo dieſer ehemals geſtanden hatte. (Blumenbach, in ſeinen bekannten Abbildungen naturhiſtoriſcher Gegenſtände, hat einige Gelenke von den Säulen der Rieſenſtraße vorgeſtellt.)

Geſchichte und Lebensbeſchreibungen.

Deutſchlands Kulturſtufe im ſechsten bis neunten Jahrhundert.

„Dem Deutſchen iſt Deutſchland am nächſten!“ (Dieſterweg.)

In allen Beziehungen und Richtungen hatte ſich in dieſen dreihundert Jahren das innere Leben des deutſchen Landes und Volkes verändert. Anfangs beſtanden ſechs bis ſieben Hauptvölker in angeſtammter Freiheit neben einander, jetzt war ein einziges das herrſchende geworden, dem Allemanen, Baiern, Sachſen,

Thüringer, Frieſen und einige öſtlicher wohnende Slavenſtämme gehorchten. Deutlicher hatte ſich nun die Verfaſſung und Verwaltung, beſtimmter das Kirchenweſen und das Lehenſyſtem ausgebildet, und ſchroffer ſchieden ſich die Stände von einander. Für Sprache, Kunſt und Wiſſenſchaft war neues Feld gewonnen.

Das herrſchende Volk der Franken hatte durch einen Gewaltſtreich ſeiner Majordomen (Ober-Haushofmeiſter) die Dynaſtie (Herrſcherfamilie) der Merovinger mit der der Karolinger vertauſcht. Größere Kraft und Einheit war dadurch ins Reich gekommen und größerer äußerer Glanz, aber beides auf Koſten der Volksfreiheit. Die Thronfolge war im Mannsſtab erblich, das ſaliſche Geſetz ſchloß Weiber aus (wenn auch die Königinnen vor der Zeit der Majordomen die Aufſicht über den Hofſtaat und großen Einfluß auf die Regierung hatten), doch wurde dem Schein nach das Volk vorher gefragt, auch mußten bei der Huldigung vorher die Freiheiten und Rechte des Volks beſchworen werden. Die Volksverſammlungen waren mehr Heerſchauen, und ein Ausſchußtag im Herbſte wurde faſt nur mit den Großen des Reiches zur Vorberathung für das nächſte Jahr gehalten. Die Reichstagbeſchlüſſe gingen in die Capitularien (Verträge) über. Die in Zeiten innerer Verwirrung zu mächtig gewordenen großen Vaſallen drückten die Nachkommen Karls des Großen nieder. Neben den Vaſallen bildeten ſich die Miniſterialen, die, unter der Bedingung ſteter Treue, Hof- oder bürgerliche Dienſte und Aemter verwalteten, aber anfangs, wo noch die Krieger nächſt der Geiſtlichkeit das höchſte Anſehen hatten, nur zwiſchen dieſen und den Leibeigenen ſtanden. Aus den Kriegsvaſallen, den höhern Miniſterialen, die beſonders in den Hofwürden, als Kanzler, Pfalzgraf (Oberhofrichter), Truchſeß, Marſchall, Kämmerer und Mundſchenk, bald zu großem Anſehen gelangten, und den freien Herren, ging ſpäter der Adel des Königreichs hervor, im Gegenſatz mit den Leibeigenen und dem in Städten ſich allmählig bildenden Bürgerſtand. Die Provinzen ſtanden bis auf Karl den Großen unter Herzogen, dann unter Grafen, die Grenzländer unter Markgrafen.

Beſonders hoch ſtieg ſchnell die Geiſtlichkeit durch ihr Anſehen bei dem Volke, durch ihre Gelehrſamkeit, die freilich oft nur auf Leſen und Schreiben, daher die geiſtliche Kunſt (ars clericalis) genannt, beſchränkt, doch Fürſt und Volk nicht ſelten überragte und

zu den Staatsgeſchäften unentbehrlich war, und durch die Reichthümer, welche ſie ſich auf verſchiedenem Wege zu verſchaffen wußte. Die Zahl der Geiſtlichen vermehrte ſich ſtark, ſeitdem auch bei den Franken das Chriſtenthum Staatsreligion geworden war, doch waren auch ſchon vorher in den Rheinſtädten Gemeinden mit ihren Aufſehern oder Biſchöfen, die aber bald nach der Größe oder Wichtigkeit ihrer Städte, ſo gut wie die Patriarchen von Jeruſalem, Conſtantinopel und der Biſchof von Rom, den Rang ſich ſtreitig machten. Vor und in den Zeiten der Merovinger entſtanden die Bisthümer zu Trier, Köln, Mainz, Speier, Worms, Straßburg, Konſtanz, Augsburg, Paſſau, Metz, Toul, Verdun, Lüttich, Chur. Später unter den Karolingern kamen Salzburg, Regensburg, Freiſingen, Eichſtädt, Würzburg, Bamberg und die berühmten Abteien Fulda und Corvey hinzu. Durch Karl den Großen und ſeine Nachfolger wurden Osnabrück, Verden, Bremen, Paderborn, Minden, Halberſtadt, Münſter, Hildesheim Bisthümer, Hamburg Erzbisthum.

Viel trugen dazu in Deutſchland die einzelnen Heidenbekehrer bei. Die wichtigſten derſelben waren Gallus in Schwaben, Euſtatius, Emeran, Corbinian, Ruprecht in Baiern, Bonifaz in Thüringen und Heſſen, Kilian in Oſtfranken, Willibald in Friesland und Anſcharius, Biſchof von Hamburg, bei den Dänen und Slaven. Sie legten in Verbindung mit den Landes-Vorſtehern Kirchen und Kapellen, Klöſter, Stifter und Bisthümer an, und frommer Glaube, chriſtliche Politik und der Umſtand, daß hier der Beſitzer nicht wechſelte oder ſtarb und auch nicht theilen konnte, brachte bald unermeßliche, meiſt ſteuerfreie Beſitzungen und Reichthümer in ihre Hände. Doch war noch große Rohheit, beſonders bei der niedern Kloſtergeiſtlichkeit. Den Mönchen und Nonnen mußte in Karls des Großen Zeit Mord, Raub, Diebſtahl, Trunkenheit, Spiel und Unzucht noch verboten werden!

Zur Kultur des Bodens trugen übrigens die Klöſter das Meiſte bei. Die Mönche, in Egypten entſtanden, breiteten ſich ſchnell über Europa aus, und bekamen im ſechsten Jahrhundert die feſte Regel oder Vorſchrift des heil. Benedikts für ihr Zuſammenleben. Tauſende von Morgen Landes ſind von ihnen urbar gemacht worden; in der Nähe ihrer feſten Klöſter und in deren Schutz

und Gottesfrieden, ſo wie in den Schutz anderer feſten Plätze flüchteten ſich neue Anſiedler.

Bei großen Feſten und Meſſen, wo viele Gläubige zuſammen kamen, fanden ſich auch Kaufleute und Käufer ein, und ſo erhielt nach und nach die Meſſe außer der kirchlichen auch noch eine kaufmänniſche Bedeutung. In den Klöſtern barg ſich auch in den finſterſten Jahrhunderten die Gelehrſamkeit; dort wurden die Bücher der alten Klaſſiker abgeſchrieben, und Märtyrergeſchichten und fromme Legenden auf das alte Pergament geſchrieben. In den Kloſter- und Stiftsſchulen trieb man Muſik, Mathematik, Sprach- und Redekunſt, Aſtronomie ꝛc., und Abt Lupus von Ferrieres wunderte ſich, daß mitten in einem deutſchen Walde Cicero und Virgil geleſen werde. Aber wirklich zeichneten ſich auch Fulda und Hersfeld, ſowie etwas ſpäter Corvey in Weſtphalen durch eine für jene Zeit ungewöhnliche literariſche Kultur aus. Beſonders ſind aus dieſer Zeit durch ausgezeichnete Leiſtungen bekannt: ein Gregor von Tours, Fredegar, Eginhard, Paulin von Aquileja, Paul Warnefried u. ſ. w.; ja es lehrte ſchon damals der Erzbiſchof Virgilius von Salzburg die runde Geſtalt der Erde und Gegenfüßler. Der Ausbildung der deutſchen Sprache ſtand beſonders die lateiniſche entgegen, die in den Kirchen und gelehrten Werken und den Geſetzen gebraucht wurde, und endlich durch eine unglückliche Vermiſchung mit den deutſchen Dialekten zu den romaniſchen Sprachen Anlaß gab, wie ſie in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und England geſprochen wurden.

Von den Künſten findet man noch wenig Spur, und was man etwa leiſtete, hatte man den Arabern und Griechen abgeſehen. Karls des Großen berühmte Paläſte zu Aachen, Nimwegen, Ingelheim am Rhein, mögen, obgleich prächtig genug beſchrieben, nur ſehr dürftig geweſen ſein. Größere Sorgfalt wendete man bald auf Kirchen. Privatwohnungen waren meiſt von Holz; doch kamen allmählig auch feſtere Gebäude, mit mehr Bequemlichkeit verſehen, auf. Die Zahl der Städte im innern Deutſchland war noch gering. Biſchofsſitze pflegten nur in Städten angelegt zu werden. Daher man von dieſen meiſt auf die Exiſtenz einer Stadt ſchließen kann. Auch im Gottesfrieden der Klöſter, unter dem Schutze von Burgen gediehen Anſiedelungen bald zu Städten.

Außer den Leibeigenen, die damals für ihre Herren faſt jede Handwerksarbeit fertigten, gab es bald auch Goldſchmiede und andere Künſtler in Deutſchland, (Karl der Große bekam vom griechiſchen Kaiſer die erſte Orgel geſchenkt, die Deutſchland ſah, und ſiebenzig Jahre ſpäter beſtellte ſchon ein Papſt vom Biſchof von Freiſingen in Baiern eine Orgel und einen Orgelbauer), ſowie auch Acker- und Weinbau und Obſtzucht fleißiger betrieben wurden. Freilich war Land noch im Ueberfluß zu haben, und die meiſten Gemeinden hatten außer dem Bedarf des Einzelnen noch viele Almenden oder Gemeindegüter. Landbau und Jagd waren Hauptbeſchäftigung, und beider Ertrag Hauptnahrung. Noch waren die Wälder lange nicht alle gelichtet.

Die Kleidung war noch einfach. Linnen webten ſelbſt dem großen Karl die eigenen Töchter, und ein Wamms von dickem frieſiſchen Tuch (daher Fries) war ſeine Lieblingstracht. Das Geld war ſelten, darum der Handel oft nur Tauſch. In Schwaben galt ein Pferd ſechs, ein Stier drei Schillinge, ein guter Leithund aber zwölf Schillinge.

Stände in unſerem Sinne des Wortes gab es noch nicht, wohl aber Klaſſen und Abſtufungen des Volkes. Der König ſtand an der Spitze des Volkes und des daraus gebildeten Heeres. Ein jeder Freie war zum Nationalkrieg und Heerbann verpflichtet; nicht minder die Vaſallen für ihre Lehen, die endlich das ſtehende Heer der Nation bildeten. Der König lebte als der reichſte Privatmann eigentlich von dem, was ſeine Güter ihm eintrugen, dann von freiwilligen (bald in gezwungene umgewandelten) Geſchenken, vom Antheil an den Strafgefällen und dem Ertrage der wenigen Zölle und anderer Gefälle.

Die Geiſtlichkeit, durch Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte und Prälaten repräſentirt, erſchien auf der Volksverſammlung, oder hielt eigene Synoden, bei denen der König Zulaß hatte. Sie wurde bald der erſte Stand des Volkes. Zum Kriege kam ſie nicht in Perſon, mußte aber von ihren Gütern, die meiſtens noch bei königlichen Richtern und Vögten zu Rechte gingen, Mannſchaft ſtellen. Dann kamen die Großen, Freien (Dynaſten ohne Lehensverband, die immer ſeltener wurden, jemehr ſcheinbare Vortheile mit dem Vaſallenſtande verbunden wurden) und die großen Vaſallen, Herzoge, Pfalz-, Mark-, Send-, Gaugrafen, nebſt den Hofämtern; dann die Mini-

ſterialen und kleinern Vaſallen, die wieder bei größern zu Lehen gingen; dann die Gemeinfreien, die aber um Schutz und Vortheil von oben gern ihre Güter bei Großen wieder lehensabhängig machten, ſo daß leider die Zahl der Freien, des Volkes Kern und Kraft, immer mehr zuſammenſchmolz, und es endlich faſt gefährlich war, auf freieigenem Grund und Boden Niemandem als dem allgemeinen Herrn (beim Heerbann) zu gehorchen. Ein eigentlicher freier Bürgerſtand entſtand erſt mit der Vermehrung der Städte. Dann kamen die freien Meier, die gegen einen Grundzins von Königen, Kirchen oder Großen ihre Güter hatten. Ein Aehnliches leiſteten die Freigelaſſenen ihren früheren Herrn. Die Leibeigenen, aus denen das Geſinde genommen wurde, machten eigentlich, als aller Ehre und Rechte beraubt, keinen Theil des Volkes aus.

Etwas über deutſches Grundeigenthum in älterer und neuerer Zeit.

Man hat ſich unter unſern Vorvätern, den alten Deutſchen, früher einen Haufen von Völkerſtämmen vorgeſtellt, welche als Jäger und Nomaden wenig feſte Sitze gehabt, die in ſtetem Kriege unter ſich oder mit auswärtigen Feinden gelebt; man hat ſie mit den halbwilden Indianer-Stämmen von Amerika verglichen. Wie falſch aber dieſe Vorſtellung war, zeigen die neuern Forſchungen über unſere Urgeſchichte täglich mit unwiderleglichen Beweiſen; denn das Ergebniß derſelben läßt uns die alten Deutſchen nicht als bloſe Jäger, als heimathloſe Nomaden, nicht als wilde Kriegerhorden erſcheinen, ſondern als ein Volk des Ackerbaues.

Der alte Deutſche freilich liebte die Jagd ungemein, er trieb überall Viehzucht, und führte die Waffe mit tapferer Fauſt und kriegeriſchem Geiſte; aber das eine geſchah größtentheils zum Vergnügen, wie noch heut zu Tag, das andere größtentheils in nothwendiger Verbindung mit dem Ackerbau, und das dritte größtentheils zur Behauptung des hergebrachten Land- und Grundbeſitzes, oder zur Eroberung neuer Ländereien und Niederlaſſungen.

Die altdeutſchen Geſetze und Sitten beziehen ſich ihrem innerſten Geiſte nach weder auf ein nomadiſches noch auf ein kriegeriſches Leben, ſondern auf das ruhige Leben innerhalb feſt gezogener Feldmarke, auf den Beſitz einer befriedeten

Hütte und eines freien Grundeigenthums. Der alte Deutſche wollte nichts weiteres als ein unabhängiger Mann ſein, und ſo viel Grund und Boden beſitzen, um eine Familie zu ernähren. Eigener, beſtändiger, geſicherter Grund und Boden — das war alſo das Fundament, worauf das altdeutſche Leben und Verfaſſungsweſen erwuchs.

Ein Grundzug im Charakter des alten Deutſchen beſtund, wie eben erwähnt, in der Liebe zu ungebundener Freiheit. Dieſe Unabhängigkeit opferte er aber theilweiſe auf, um einen geſicherten Beſitz ſeines Grundeigenthums zu erlangen. So hatten ſich die erſten bürgerlichen Vereine gebildet, die Gau- und Markgenoſſenſchaften. Eine Anzahl von Familien eines Stammes verband ſich je nach der Gelegenheit ihrer Wohnſitze und Grundſtücke zu einer größern oder kleinern Genoſſenſchaft, indem ſie ſich unter beſtimmten Geſetzen gegenſeitig den Frieden, das heißt die Sicherheit ihres Gutes mit eben dieſem Gute verbürgte. Es konnte daher Niemand unmittelbaren Antheil an der Genoſſenſchaft haben, welcher nicht freies Grundeigenthum beſaß — und ſomit war eben daſſelbe, wie oben bemerkt, die erſte Grundlage der altdeutſchen bürgerlichen Geſellſchaft, des altdeutſchen Staates.

Nur der freie Grundbeſitzer war damals Bürger oder Mitglied des Staates — wer kein Grundeigenthum beſaß, konnte zwar perſönlich frei ſein, mußte aber in allen Handlungen bevormündet werden, wie noch heut zu Tage minderjährige Söhne. Ohne Grundeigenthum gab es alſo keine bürgerliche, das heißt volle Freiheit, und ohne dieſe auch keine volle Ehre. Denn der Begriff der Ehre ſtützte ſich bei den alten Deutſchen auf die Freiheit und den ihr unterliegenden Grundbeſitz; es war kein moraliſcher, ſondern ein bürgerlicher, juriſtiſcher Begriff, er bezeichnete die reelle Werthſchätzung in der verbürgten Genoſſenſchaft, was man etwa heut zu Tage in der Handelswelt unter Solidität oder Kredit verſteht.

Man könnte hier ſagen: „Alſo beſtund die altdeutſche Ehre im Reichthum,“ und dieſes klänge für unſer Ohr abſcheulich. Man muß aber nicht glauben, daß dasjenige, was heut zu Tage ehrlich, geehrt, überhaupt Ehre und Ehrgefühl heißt, damals nicht auch beſtanden, nicht auch eine moraliſche Werth-

ſchätzung genoſſen habe. Es beſtund allerdings und wurde geſchätzt, nur unter andern Namen.

Wie nun der freie Grundbeſitzer im alten Deutſchlande allein aller bürgerlichen Rechte theilhaftig war, ſo laſteten auf ihm auch allein alle bürgerlichen Pflichten, und namentlich die Wehrpflicht, die beſchwerlichſte von allen. Ganz natürlich — denn wer Grund und Boden beſitzt, muß ihn gegen den Feind auch vertheidigen. Dieſe Pflicht erſchien aber wieder zugleich als eine Ehre, und der freie Deutſche war ſo ſtolz auf ſeine Waffen, daß er ſie ſeinem Knechte niemals überließ. Alſo öffentliche oder gemeine Ehre zu beſitzen, alle bürgerlichen Rechte auszuüben — in der Volksgmeinde, vor Gericht zu erſcheinen, zum Richter gewählt zu werden und die Waffen zu führen, mit einem Worte, überall „mitzurathen und mitzuthaten," das Alles *beruhte* auf dem Grundeigenthum.

Dieſem Weſen des freien Grundbeſitzes gab man den Namen des Allodialſyſtems im Gegenſatze zu der ſpätern Erſcheinnng des Feudalſyſtems. Denn Allodium bezeichnet das freie und erbliche Eigenthum, während unter Feudum der lehnbare Beſitz verſtanden wird. Das Allodial- hatte aber das Feudalweſen ſchon gleichſam in ſeinem Keime mitgebracht, zog es groß und wurde endlich ganz von ihm überwältigt. Es lag dieß zunächſt in der Untheilbarkeit des Familien-Grundeigenthums.

Bei den meiſten deutſchen Stämmen nämlich herrſchte die Sitte oder das Geſetz, daß das Grundeigenthum einer Familie beim Hingange des Familienvaters nicht unter die hinterlaſſenen Söhne vertheilt wurde, ſondern an einen derſelben, bald den jüngſten, bald den älteſten, bald den tauglichſten unzertrennt überging, welcher ſeine Geſchwiſter ſodann mit fahrender Habe oder Geld abzufinden hatte. Dieſe abgefundenen Söhne konnten nun entweder mit ihrem Vermögen, wo es Gelegenheit gab, neue Hofgüter kaufen, oder ſie traten in die Gefolgſchaft eines Kriegsherrn, der ſie in fremde Länder führte, um daſelbſt neue Niederlaſſungen zu erkämpfen; wohl den Meiſten aber blieb nichts anderes übrig, denn als Pächter, Hinterſaßen oder Dienſtleute ihrer Brüder oder Verwandten ſich ein beſcheidenes Loos gefallen zu laſſen.

Jenes Gefolgſchafts-, wie dieſes Hinterſaß- und Dienſtweſen

führte im Verlauf der Zeit naturgemäß zum eigentlichen Feudal- oder Lehnweſen. Denn der Kriegsherr belohnte ſeine tapfern Geſellen mit Grundſtücken entweder in der Heimath oder im fremden eroberten Lande. Er ertheilte ihnen den erblichen Beſitz derſelben, von deren Ertrag ſie ſich und ihre Familie ernähren konnten, gegen die ſtete Verpflichtung, ihm, dem Lehnherrn, Kriegs- oder Hausdienſte zu leiſten.

Auf der andern Seite aber erbten durch das Erſt- oder Jüngſt-Geburtsrecht der Söhne und die Ausſchließung der Töchter vom Grunderbe, viele Hofgüter in eine Hand zuſammen; die Zahl der freien Grundbeſitzer wurde dadurch immer kleiner, und ihr Länderbeſitz immer größer, ſo daß ſchon zur Zeit der erſten deutſchen Kaiſer das Grundeigenthum unſerer Gaue die Erbſchaft einiger wenigen reichen Familien war. Dieſe Familien aber bildeten den Stand der Freiherren oder des erſten Adels.

„Freie Herren“ nämlich waren alle diejenigen Grundbeſitzer, welche ihr Grundeigenthum von allen Verpflichtungen frei erhalten hatten. Ihr Beſitzthum ſtieg von beſcheidenen Hofgütern bis zum Umfang ganzer Gegenden und Landſchaften. Die Maſſe des Volks, welche einſt aus freien Grundbeſitzern beſtanden hatte, beſtund jetzt aus den Leibeigenen und Hinterſaßen, das heißt aus ſolchen, welche kein Eigenthum beſaßen, und wer kein Eigenthum beſaß, hieß damals ein „armer Mann.“ Die Nation theilte ſich alſo in zwei Hauptklaſſen, in Freiherren (Barone, Dynaſten) und arme Leute; jene beſaßen das Land und dieſe bebauten es.

Die große Miſchung von armen, wohlhabenden und reichen Grundbeſitzern beſtund aber nicht lange; denn die letztern fraßen die erſtern auf, und wie dieſes geſchah, das iſt eine der traurigſten Erſcheinungen unſerer Geſchichte. Der Reichthum nährte ſich und wurde fett von der Armuth — das iſt leider immer und überall ſo. Zuerſt fiel dem ärmern Grundbeſitzer die Kriegspflicht ſehr läſtig, da er nicht allein die nöthige Ausrüſtung und Verköſtigung kaum aufbrachte, ſondern auch durch ſeine Abweſenheit den Ackerbau vernachläßigen mußte. Alsdann vermochte er ſich ſelbſt nicht genug zu ſchützen, als das Fehderecht aufkam und den Frieden des Landes unaufhörlich bedrohte. Dieſe Schwäche, dieſes Unvermögen benutzten nun die Kaiſer und Mächtigern, namentlich die Gaugrafen, deren Amt im Verlauf der Zeit erblich

geworden war, und welche in der Regel das meiſte Grundeigenthum in ihren Gauen beſaßen. Bei dem ſchnellen Glücke, welches ſie machten, mußte ihnen der Gedanke ſehr nahe liegen, ſich vollends wo möglich das Grundeigenthum einer Gegend, einer Landſchaft zu verſchaffen und als einzige Herren über die Menge der Bewohnerſchaft zu herrſchen. Dieſer Gedanke verleitete ſie ſofort zu den abſcheulichſten Anmaßungen und Unterdrückungen, und es entſtund mit der Zeit ein allgemeines Jagdmachen der Mächtigen auf das Eigenthum der ärmern Grundherren.

Der Gaugraf hatte das Recht, in Kriegsfällen die nöthige Mannſchaft aufzubieten. Es war dabei altes Herkommen geweſen, immer diejenigen Grundbeſitzer aufzubieten, welche dem Kriegsſchauplatze am nächſten wohnten, damit die Züge nicht ſo koſtſpielig wären. Wußte der Graf aber nun eine oder mehrere arme Grundeigenthümer in entfernterer Gegend, ſo bot er gerade dieſe auf; denn die Folge davon war, daß dieſelben durch lange Züge vollends verarmten, was er dann klug benutzte, oder daß ſie, um dem beſchwerlichen Kriegsdienſte in Zukunft zu entgehen, ſich ihrer Freiheit entſchlugen und ſeine Hinterſaßen wurden, das heißt ſie übergaben ihm, was ſie an Grund und Boden beſaßen, und empfingen es aus ſeiner Hand gegen eine jährliche Abgabe wieder zurück. Der Graf beſaß alſo ihr Grundeigenthum als Herr und ſie bebauten es als erbliche Pächter.

Die vielen Privatkriege aber, welche die damaligen Großen unter ſich führten, nöthigten viele ärmere Grundbeſitzer, ſich einen mächtigen Schutzherrn zu ſuchen, um nicht den Zufällen des Kriegs wehrlos blos geſtellt zu ſein. Für dieſen Schutz gaben ſie jährlich einen Zins und blieben im Uebrigen vollkommen freie Leute. Mancher, und leider nur zu mancher Schutzherr erhöhte oder vermehrte die Abgabe, und fing an, ſeine Schirmlinge als Hinterſaßen zu betrachten. Viele ließen ſich das gefallen, andere erhoben ſich dagegen — der Schutzherr behauptete ſein angemaßtes Recht, es kam zu Zerwürfniſſen, und endlich wurden die hilfloſen Leute gewaltthätig unterdrückt oder aus ihrem Eigenthum verdrängt. Dieſes geſchah hundert und hundertfältig, und unſere Chroniken haben davon Beiſpiele aufbewahrt, welche das Herz eines rechtliebenden Mannes mit Wehmuth und Empörung erfüllen.

Es iſt leicht erſichtlich, daß ſolche Unterdrückungen, als ſie

häufiger wurden, die Klaſſe der ärmern Grundbeſitzer allgemein einſchüchtern und ihnen eine Freiheit, welche mit ſo vielen Gefahren und Laſten verbunden war, allmählig verleiden mußten. Und ſo trat denn jene Erſcheinung in die Geſchichte, wo man die erwähnte Klaſſe ihr Eigenthum gleichſam wetteifernd den weltlichen Großen oder den Klöſtern und Kirchen aufgeben und daſſelbe von ihnen als Lehengut, zwar erblich, aber gegen einen jährlichen Zins wieder zurückempfangen ſah. Dadurch ging die Freiheit im Mittelſtande der Nation verloren — denn ſie exiſtirte jetzt nur noch bei den Grafen und Freiherren, alle übrigen Stände (mit Ausnahme der Geiſtlichen) waren hinterſäßig oder leibeigen. Die große Maſſe des Volkes beſaß alſo kein freies, ächtes Grundeigenthum mehr, wie ehedem, ſondern nur Erblehen- oder Schupflehen-Güter.

Als dieſes ſo gekommen war, häuften ſich die Auflagen der Dienſte, welche die „armen Leute" von ihren Güterſtücken zu entrichten und zu leiſten hatten, mit jedem Menſchenalter mehr an wozu noch eine neue Unterdrückung kam, in deren Folge die blos hinterſäßigen oder zinshörigen Leute faſt ſämmtlich in die Klaſſe der Leibeigenen herabſanken. Es geſchah dieſes durch die Einführung des römiſchen Rechts, welches die einheimiſchen Geſetze und Gerichte allmählig verdrängte und der Nation ein neues Joch auflegte. Denn der Römer hatte keinen Begriff von einem zinshörigen oder hinterſäßigen Bauern im deutſchen Sinne — er kannte nur ſeinen Sklaven (Servus) oder leibeigenen Knecht, der ihm völlig als eine Sache, eine Waare galt, während jener perſönlich frei war. Die römiſchen Rechtslehrer und Advokaten des Mittelalters indeſſen kümmerten ſich wenig um dieſen Unterſchied, und ſtempelten die ganze große Klaſſe der Zinsleute und Hinterſaßen mit ihrem Servus. Natürlich traten hiezu noch andere Umſtände, welche den Unterſchied verdunkelten und verwiſchten, ſo daß man im fünfzehnten Jahrhunderte von den meiſten Bauerſchaften kein klares Bild ihrer Rechtsverhältniſſe mehr hatte, woraus dann eine Menge erbitterter Prozeſſe entſtunden, welche leider faſt immer zum Nachtheile des „armen Mannes" endigten.

Es iſt ſchwer, die damaligen Verhältniſſe des Grundeigenthums und der bäuerlichen Zuſtände in einem kurzen Bilde darzuſtellen. Die Zerſtückelung, Vermengung und Verwirrung ging ins Un-

endliche — es war kein naturgemäßer, ſondern ein vollkommen gekünſtelter Zuſtand. Ein und daſſelbe Grundſtück konnte drei Herren über ſich haben, den eigentlichen oder Oberlehensherrn, den Lehensmann und den Afterlehenträger. Daſſelbe Landgut konnte zwei, drei, fünf und ſechs Beſitzern oder Mitherren zugleich gehören, es konnte ferner ganz oder zu verſchiedenen Theilen eine Pfandſchaft und Afterpfandſchaft oder ein Leibgeding ſein — und bei dieſen zerſtückelten Verhältniſſen dienten die Zehnten, Zinſe und Steuern, welche ein Grundſtück abwarf, zu einem wahren Handel; denn man verſchrieb ſich dieſelben gegenſeitig in Kaufs-, Pfand-, Bürgſchafts- und Verſatzweiſe täglich und tauſendfältig, namentlich beim Geldanleihen, da es zur Steuerung des Wuchers verboten war, Geld auf Zinſen auszuleihen. Man ergriff einen Ausweg, man verkaufte z. B. eine jährliche Gülte von fünf Gulden Geldbetrag für die baare Summe von hundert Gulden Hauptgut auf Wiederlöſung. Es iſt daher leichtlich zu ermeſſen, wie in jener geldarmen Zeit dieſer Gültenkauf überhand nehmen und wie ſehr der Werth des Grundbeſitzes dadurch leiden mußte.

Dieſe drückenden Verhältniſſe riefen endlich den Bauernkrieg hervor. Der „gemeine" oder „arme Mann" wollte das Joch abwerfen, welches ihm ſeine Herren aufgelegt — das Lehenweſen, wodurch die Grundeigenthums-Verhältniſſe in ſolche Verwirrung und Abnahme gerathen, wollte er aufheben und einen Zuſtand herbeiführen, welcher dem freien Leben der alten Deutſchen gleiche. Dafür erhob er die Waffen und ſtellte ſich den Feudalherren zum Kampfe entgegen. Es war ein großer, wichtiger Moment in der deutſchen Geſchichte. Wäre er vom Reichsoberhaupte verſtanden worden, hätte man ihn benutzen wollen zum künftigen Heile der Nation — ſo mußte „alles Lehen- und Pachtweſen geſprengt und der Bauer wieder zum Grundeigenthümer gemacht werden."

Es geſchah leider nicht, wodurch wir Deutſche zwei Jahrhunderte in unſerer Entwickelung zurückblieben. Die Bauern, vom Kaiſer, von den Reformatoren und Städten verlaſſen, fielen als Opfer einer unmenſchlichen Rache, und ihre Nachkommen ſanken immer tiefer in die Feſſeln der Leibeigenſchaft. Der dreißigjährige Krieg und die folgende Periode der nationalen Schwäche und fürſtlichen

Willkür vertilgte vollends die Reſte der alten Freiheit — ſelbſt die Erinnerung daran.

Wie aber meiſt im tiefſten Unglücke die Rettung am nächſten erſcheint, ſo auch hier. Zwei Fürſten, die Zierden ihres Jahrhunderts — begannen die Feſſeln der Leibeigenſchaft zu löſen. Unauslöſchlich wird daher der Name Kaiſer Joſephs und Markgraf Karl Friedrichs im Buche unſerer Geſchichte ſtehen. Bei uns in Baden, Gottlob! gibt es keine Leibeignen mehr: die Güterſtücke ſind völliges Eigenthum ihrer Beſitzer. Ja, man iſt noch einen Schritt weiter gegangen — man hat die alten auf dem Grundeigenthum haftenden Abgaben aufgehoben und den Zehnten abgelöst, und ſo iſt denn im neunzehnten Jahrhundert theilweiſe in Deutſchland das freie Grundeigenthum oder Allodialweſen wieder hergeſtellt, welches im Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung in den vaterländiſchen Gauen geherrſcht hatte. Wünſchen wir uns Glück hiezu!

Gottlob Nathuſius.

(Schluß.)

In den erſten Jahren hatte er viel Sorge und Noth. Da es ihm ganz an eigenen Fonds fehlte, ſo mußte er alle Unternehmungen durch Wechſelreiterei und koſtbaren Kredit treiben. Indeß flößten doch ſein ſehr frugales Haushalten, ſeine äußerſt einfache und ſparſame Lebensweiſe, ſeine unermüdete Thätigkeit und Pünktlichkeit in Geſchäften, ſeine Klugheit und ſeine öfters glücklichen Speculationen Vielen Vertrauen ein. Insbeſondere fand er großen Kredit bei dem reichen Juden Nathan in Halberſtadt, der ihn oft mit Kredit und Baarem unterſtützte. Ueberhaupt war ſein Kredit auswärts und in der Fremde viel größer, als in Magdeburg. Hier ſuchten ihm ſogar viele Handelshäuſer aus Neid und Eiferſucht zu ſchaden, und ſcheuten ſelbſt Verleumdung nicht, um ſeinen Kredit zu untergraben und zu ſchwächen. Mehrere Jahre dauerte dieſes ſorgenvolle Leben und ſein ſchwankender Vermögenszuſtand fort. Denn, wenn gleich das Vermögen auch jährlich zugenommen hatte, ſo brachten ihn doch kühne und für ſein Vermögen oft zu große Unternehmungen in eine ſolche Lage, daß er, ehe ſie zu Ende waren, in der größten Angſt ſchwebte, weil er bei ihrem

Fehlſchlagen offenbar hätte zu Grunde gehen müſſen. Unterdeſſen glückten doch mehrere, und der Zuſtand der Handlung hatte ſich ſchon ſehr verbeſſert, als ein glücklicher Zufall dem Hauſe mit Einemmale eine ſo ſolide Grundlage verſchaffte, daß ſein Kredit von dieſer Zeit an unerſchütterlich wurde und große Geſchäfte mit viel mehr Zuverſicht geführt werden konnten.

Das Haus hatte ſich nämlich bei einigen Ladungen Taback intereſſirt, die durch einen heftigen Sturm ſehr beſchädigt in Hamburg ankamen und, laut eingegangenen Nachrichten, mit mehreren andern Schiffen ganz zu Grunde gegangen waren. Auf dieſe Nachricht eilte Nathuſius nach Hamburg und war in ſo weit beruhigt, daß er fand, ſein Haus ſei durch die Aſſecuranz gegen Verluſt ſo ziemlich geſichert. Er fand aber auch bei genauer Unterſuchung einiger Fäſſer, die er in der Stille für ſich vornahm daß der Taback bei weitem nicht ſo beſchädigt war, als es das Gerücht verbreitet hatte und man in Hamburg glaubte. Da nun dieſer Taback in tiefſten Mißkredit gefallen war, ſo kaufte er in der angeſtellten Auction eine ungeheure Menge deſſelben zu Spottpreiſen, ließ denſelben, als die Auction vorbei war, aus den Fäſſern nehmen, den naſſen Taback abſondern und trocknen, und ſetzte ihn in einen ſolchen Zuſtand, daß er den größern Theil gleich wieder auf der Stelle als gute Waare verkaufen konnte und einen reinen Nutzen von mehr als 30,000 Thlrn. übrig behielt. Dieſes Glück wurde bald allgemein bekannt und durch das Gerücht noch bei weitem vergrößert, ſo daß er von nun an allgemein für einen reichen Mann galt. Sein Kredit ſtieg jetzt allenthalben und wurde gegen jeden Angriff geſichert. Von dieſer Zeit an wurden ſeine Unternehmungen ſolider, ſicherer und mit mehr Ruhe geführt, die Geſchäfte wurden mannigfaltiger und auf mehrere Handelszweige ausgedehnt, und das Vermögen wuchs in ſteigenden Progreſſionen zuſehends.

Als mit dem Tode Friedrichs II. das Tabacksmonopol aufgehoben und die Fabrikation und der Handel des Tabacks freigegeben ward, faßte er den Entſchluß, eine Tabacksfabrik in Magdeburg anzulegen. Zwar hatte er ſich bisher wenig um ein ſolches Geſchäft bekümmert, aber ſeine in der Chemie erlangten Kenntniſſe brachten ihn bald auf den richtigen Weg, den Taback auf eine einfachere und wohlfeilere Weiſe zu fabriciren, als man dieſes bisher zu

betreiben pflegte, und es dauerte nicht lange, ſo erhielten ſeine Tabacke einen großen Ruf und wurden ſo beliebt, daß die Fabrik ſich fortwährend erweitern mußte, um den eingehenden Beſtellungen Genüge zu leiſten. Mehrere Jahre hindurch war es die Nathuſius'ſche Fabrik faſt allein, welche die ganze preußiſche Monarchie mit Taback verſorgte. Ja in das Ausland ſelbſt wurde ein ſtarker Abſatz gemacht. Es gab Jahre, wo die Fabrik für mehr als 700,000 Thlr. Taback verkaufte. Daß dabei Nathuſius reich, ſehr reich werden, und daß ein ſo ſpeculativer Kopf, bei ſo großen Fonds, auch zu mehreren andern Unternehmungen neben ſeinem Hauptgeſchäfte hingezogen werden muß'e, liegt in der Natur der Sache.

Indeſſen zog ſich im Jahre 1795 ein großes Ungewitter gegen ſeine Fabrik zuſammen. Es kam nämlich in dieſem Jahre das Projekt aufs Tapet, die freie Tabacksfabrikation aufzuheben und die ehemalige Tabacksadminiſtration wieder herzuſtellen. Nathuſius war dabei ſehr interſſirt, und es mußte ihm ſehr viel daran liegen, ſeine Verhältniſſe feſtgeſtellt zu wiſſen. Er reiste deßhalb nach Berlin, und nachdem er es dahin gebracht hatte, daß ſeine Fabrik mit unter diejenigen aufgenommen ward, welche der Krone Taback liefern ſollten, wurde er auch zum Mitgliede der Tabacksadminiſtrationskommiſſion ernannt und zum Generaldirektor der Kronfabriken im ganzen Lande gemacht, auch mit dem Patente eines königl. geheimen Raths beehrt.

Indeſſen zerfiel Nathuſius ſehr bald mit dieſer Kommiſſion, da er ſich zur Ausführung der eigennützigen Abſichten einiger Mitglieder derſelben nicht gebrauchen laſſen wollte. Sein erſter ernſthafter Handel mit ihr entſtand bei einer Berathung über einen Ankauf von amerikaniſchen Tabacken, die ein Haus in Bordeaux der Kommiſſion für einen Preis angeboten hatte, der 25 Proz. höher war, als dieſelben Blätter von Hamburg zu beziehen waren. Der Direktor der Kommiſſion beſtand auf dem Ankauf der erſtern; Nathuſius widerſprach und gerieth darüber mit demſelben im Kollegium in Streit, da jener zu behaupten ſuchte, daß die Blätter in Bordeaux viel beſſer wären, als die Hamburger. Nathuſius aber bewies dem Direktor, daß er davon nichts verſtehe, und daß die Blätter in Hamburg eben ſo gut wären, als die in Bordeaux, die Kommiſſion daher geradezu ihr Geld wegwürfe, wenn ſie die

Bordeaurer kaufte. Der Miniſter wurde über den harten Streit unwillig, gebot Nathuſius zu ſchweigen und befahl die Blätter in Bordeaur zu kaufen. Da ſtand Nathuſius auf und erklärte, daß er bei ſolchem Verfahren im Rathe unnütz ſei, und verließ die Sitzung. Dieſer Auftritt ſetzte Alle in nicht geringe Verlegenheit, der Bordeaurer Ankauf unterblieb, und erſt auf vieles Zureden erſchien Nathuſius wieder in der Sitzung. Allein neuer Verdruß befeſtigte in Nathuſius den Entſchluß, ſeine Stelle niederzulegen, was ihm endlich auch gelang.

Die neue Tabacksadminiſtration hatte indeſſen noch kein Jahr beſtanden, als der König Friedrich Wilhelm II. ſtarb, und auf den Vorſchlag des wieder in ſein Amt eintretenden Miniſters Schulenburg die Aufhebung der Adminiſtration beſchloſſen wurde. Der Miniſter, ſchon früher durch Nathuſius von allen Mängeln der Adminiſtration unterrichtet, wollte doch nicht geradezu einſchreiten, ſondern that den Vorſchlag, ein Comité zu bilden, welches den Zuſtand der Adminiſtration unterſuchen und berichten ſollte, ob ſie bleiben könne oder aufzuheben ſei. Nathuſius wurde zum Mitgliede dieſer Kommiſſion berufen, und begann damit, den Zuſtand der Adminiſtration zu prüfen. Sogleich wurden ihm viele Fehler ſichtbar. 60 Arbeiter fand er beim erſten Schritte in einem Saale mit einer völlig unnützen und überflüſſigen Arbeit beſchäftigt, und beſtand darauf, daß ſelbige ſogleich eingeſtellt und die Leute auf eine zweckmäßigere Art beſchäftigt würden. Der Direktor gerieth darüber ſo in Leidenſchaft, daß er die Leute auf der Stelle fortjagte, und ihnen ſagte, daß es auf Befehl des neuen königl. Kommiſſarius Hrn. Nathuſius geſchehe. Da ihm dieſer bemerklich machte, daß dieſes nicht ſein Wille geweſen, ſondern er nur gewollt habe, daß die Leute nichts Ueberflüſſiges thun, ſondern auf eine nützliche und beſſere Art beſchäftigt werden ſollten, erwiderte jener ganz kurz, daß er nichts Anderes für ſie zu thun habe. Die Adminiſtration berichtete dieſen Vorfall ſogleich ins Kabinet und beklagte ſich dabei bitter über das zu ihrer Prüfung ernannte Comité, beſonders über Nathuſius, der bekanntlich ein großer Feind der Adminiſtration ſei, und von dem ſie daher nichts als Ungerechtigkeit zu erwarten habe. Nathuſius wurde zur Verantwortung gezogen, ſetzte die Falſchheit des Berichts auseinander, zeigte, wie er die Fabrik gefunden, und bewies deren ſchlechte Einrichtung.

Darauf ward die Adminiſtrationskommiſſion ſofort aufgehoben. Nathuſius wurde zum Kommiſſarius ernannt und erbat ſich den geheimen Rath Tismar zum Mitkommiſſär, um ſich vor dem Vorwurfe der Parteilichkeit zu ſichern. Letzterer war Mitglied der Kommiſſion geweſen, es lag daher in ſeinem Intereſſe, deren Sache zu vertheidigen.

Die Adminiſtration hatte von der Krone zur Einrichtung ihres Geſchäfts zwei Millionen Thaler erhalten. Davon fand Nathuſius 700,000 Thlr. in der Kaſſe, das Uebrige ſteckte in Blättern, Utenſilien ꝛc. Jedermann glaubte, daß ſich ein großer Verluſt finden würde. Nathuſius aber endeckte bald, daß die Adminiſtration (bei den hohen Monopolpreiſen ihrer Tabacke) nicht ohne Gewinn gewirthſchaftet haben konnte, daß die 2 Mill. Thlr. nicht nur vollkommen gedeckt ſein müßten, ſondern daß ſich auch noch Ueberſchüſſe finden würden; und in der That fand ſich gegen Aller Erwarten ein Ueberſchuß von 300,000 Thlrn.

Nach vollendetem Geſchäfte ſollte Nathuſius für ſeine gehabte Mühe liquidiren, dankte aber für alle Geldbelohnungen, ſtellte ſelbſt das ihm zugeſchickte Geheimeraths-Patent mit der Erklärung zurück, daß ihm ein ſolcher Charakter bei ſeiner Geſchäftsführung nur hinderlich und er überhaupt kein Freund von leeren Titeln ſei. Darauf bekam er ein Schreiben, daß er nicht bloß Titular-Rath, ſondern Sitz und Stimme in der Kammer zu Magdeburg in allen Geld- und Handelsangelegenheiten und zugleich einen Gehalt von 800 Thlrn. haben ſollte. Nathuſius aber verbat dieſes noch dringender, weil es ihn noch weit mehr in ſeiner Freiheit beengen, ihn in ſeinen Unternehmungen und Geſchäften geniren und in eine Abhängigkeit verſetzen würde, welche ſich mit ſeinen Geſchäften durchaus nicht vertrüge. So blieb er ganz einfach: Herr Nathuſius.

Seine Tabacksfabrik gewann bei hergeſtellter Freiheit ihre größte Wirkſamkeit und Ausdehnung, und ob ſie gleich in ſpäterer Zeit, durch die vielen Konkurrenten und durch allgemeine Verbreitung der beſſern Tabacksfabrikationsmethode an Debit verloren hat, ſo war ſie doch immer noch eine der ſtärkſten und beſten in den preuß. Staaten. Sie war bis 1807 im Fortſchreiten, wo das weſtphäliſche Königreich eintrat und die Verhältniſſe ſtörte, welche ſeiner Fabrik ſo günſtig waren. Die Fabrik wurde beſchränkt, und die

überflüſſig gewordenen Betriebskapitalien ſuchte Nathuſius andern Zweigen zu widmen oder in Bereitſchaft und disponibel zu erhalten, weßhalb er ſie bei Bankiers niederlegte, Diskontogeſchäfte betrieb u. ſ. w.

Das weſtphäliſche Miniſterium nahm hiervon Notiz und that allerlei Vorſchläge zur Benutzung dieſer Kapitalien. Er ließ ſich in mehrere Vorſchüſſe und andere für ihn vortheilhafte Geld- und Finanzoperationen ein, hielt ſich jedoch dabei ſehr in Schranken und gab nur gegen gehörige Sicherheit. Oefters erhielt er auch Verſuchung, ſich in ſehr große und weitläufige Unternehmungen einzulaſſen. So trug man ihm unter andern die ſämmtlichen Domänengüter gegen die Rente an, welche Jerome daraus verlangte, um ſie für ſeine Rechnung zu verwalten, zerſchlagen, verkaufen zu laſſen u. ſ. w. Dieſer Vorſchlag war reizend, aber für ſich fand er die Unternehmung zu groß, ſuchte einen Kompagnon und entwarf dazu einen ausführlichen Plan. Da er Niemanden fand, der Kräfte und Geſchicklichkeit hatte und bereitwillig war, ſo gab er das Projekt auf.

Ernſtlicher war er damit beſchäftigt, die Nonnenklöſter zu übernehmen, deren Veräußerung beſchloſſen war, und die etwa 4,000,000 Thlr. an Werth betrugen. Aber auch hierzu fand er keine Gehülfen, die Kräfte und Muth genug hatten, mit ihm in die Sache einzugehen, und er begnügte ſich daher, als dieſe Klöſter zum Verkauf kamen, eins derſelben, Althaldensleben (5 Stunden von Magdeburg), welches nachher ſein nützlicher Wohnſitz wurde, für ungefähr 240,000 Thlr. zu erſtehen und baar zu bezahlen. — Später kaufte er das anliegende ſchöne Gut Hundisburg dazu, welches ungefähr von gleichem Werthe iſt. Beide Güter machen mit dem dazu gehörigen Vorwerke Glüſig zuſammen ein vortreffliches Arrondiſſement von etwa 1 Quardratmeile. Es iſt eine der herrlichſten Beſitzungen im preußiſchen Staate.

Die Geldverbindungen mit der weſtphäliſchen Regierung blieben jedoch dabei immer im Gange, Nathuſius wurde bei den meiſten Geldangelegenheiten ſowohl von dem Miniſter Bülow, als ſeinem Nachfolger Malchus gebraucht. Er ſchloß die Salzlieferungskontrakte der weſtphäliſchen mit der preußiſchen Regierung, machte Vorſchüſſe darauf und half dem König von Weſtphalen oft aus Geldverlegenheiten, ſo daß er in Kaſſel ein großes Anſehen genoß.

Insbeſondere empfahl er ſich dem weſtphäliſchen König und deſſen Finanzminiſterium durch ein Projekt, welches dem Hofe Geld zu verſchaffen ausgeſonnen war. Es ſollten nämlich für zwei Mill. Franken ſogenannte Mandaten in Umlauf gebracht werden; ein Papiergeld, das in den königl. Kaſſen und bei Domänenkäufen angenommen und dadurch wieder getilgt werden ſollte. Nathuſius machte ſich anheiſchig, das Pari dieſes Geldes mit dem Metallgelde zu erhalten, und hatte hierzu eine Verbindung mit einigen Häuſern in Magdeburg geſchloſſen, welche dasſelbe realiſiren oder die angebotenen Summen mit baarem Gelde einlöſen wollten. Es waren hierzu auch wirklich hinlängliche Fonds vorhanden und ſchon etwa 200,000 Franken von dieſen Papieren ausgegeben, als 1813 die Kataſtrophe dem weſtphäliſchen Königreich ein Ende machte und die Mandaten in Stockung geriethen.

Auch die königlich weſtphäliſche Auszeichnung lehnte Nathuſius ſchon im Jahre 1812 ab, als er als Reichsdeputirter zu Kaſſel war. Der ihm zugedachte Orden wurde zurückgenommen.

Sobald Nathuſius im Beſitze ſeiner Landgüter war, machte er auch alsbald den Plan zu ihrer Verbeſſerung. Es ward ihm gleich von vorn herein der Gedanke lieb, alle Produkte, die er erbaute, auf den Gütern ſelbſt zu veredeln und dafür Fabriken anzulegen.

Zunächſt war er jedoch darauf bedacht, den Ackerbau in beſſern Stand zu bringen, um die Nutzung nach und nach höher zu treiben. Der Plan beſchäftigte ihn Tag und Nacht. Die Wirthſchaftsgebäude wurden in Ordnung gebracht, edlere Viehracen, beſſere Ackergeräthe, und was ſonſt zu einer beſſern Wirthſchaft gehört, angeſchafft. Die zu Grunde gerichteten Forſte wurden wieder hergeſtellt und eine Baumſchule für Forſthölzer angelegt, um allmählig eine gute Forſtwirthſchaft auf einem Waldgrunde von 3000 Magdeburger Morgen auf eine ſolide Art zu begründen. Zugleich wurden Brennerei und Brauerei ins Große eingerichtet, um einen Theil der Ackererzeugniſſe auf der Stelle zu veredeln. Die engliſche Bierbrauerei lieferte bald gutes Ale uud Porter, und fand durch ſchnellen Abſatz Aufmunterung. Mit der Brennerei wurde eine Deſtilliranſtalt in Verbindung geſetzt, welche die feinſten Liqueure, Kölniſch Waſſer und Spiritus lieferte. Deßgleichen wurde eine Eſſigbrauerei angelegt und die Eſſigbereitung ins Große getrieben.

Alle dieſe Fabriken errichtete Nathuſius aus eigenem Genie, indem er die chemiſchen Grundſätze auf dieſe Gewerbe anwendete und die Vervollkommnung derſelben durch eigenes Nachdenken und durch unermüdet wiederholte Verſuche, wobei er keine Koſten ſcheute, ſelbſt herausbrachte, und ſo gleichſam Alles dabei ſelbſt erfand.

Die Mühlen wurden nach engliſchen und amerikaniſchen Muſtern angelegt, und feineres Mehl bereitet. Mit einer Graupenmühle wurde eine Nudelfabrik, mit einer Oelmühle eine Oelraffinerie verbunden. — Die benachbarten Tuchmachereien in Neuhaldensleben veranlaßten ihn, ein Walkmühle für ſie anzulegen.

Das Bedürfniß von Mauer- und Dachziegeln zu eigenen Bauten und der Mangel daran in der Nachbarſchaft führte zur Anlage einer Ziegelei, in welcher bald ſo feſte und dünne Dachſteine verfertigt wurden, daß ſie in großen Flor gerieth und die Nachfragen kaum zu befriedigen waren. Auch Töpfe und Krüge wurden hier für die Nachfrage verfertigt.

Letzteres rief den Gedanken hervor, auch die Fabrikation von Steingut zu verſuchen, welches durch die ununterbrochen fortgeſetzten Erforſchungen und Bemühungen Nathuſius ſo vortrefflich gelungen iſt, daß das in der ſpätern Zeit verfertigte dem engliſchen vollkommen gleich kommt und der ſehr wohlfeile Preis deſſelben ſo viele Beſtellungen vom In- und Auslande nach ſich zog, daß die Fabrik, ungeachtet ihrer Größe, doch niemals zu Vorräthen kommen konnte, obgleich beſtändig an 300 Arbeiter darin beſchäftigt wurden. Auch künſtlicher Gypsmarmor zu Tiſchen, Vaſen und andern Zierrathen wurde gemacht, dann aber aufgegeben, weil die Preiſe höher zu ſtehen kamen, als daß auf guten Abſatz zu rechnen war.

Auch eine Porcellanfabrik iſt bereits zu Stande gebracht, in welcher über 200 Arbeiter beſchäftigt werden, und welche gute Waare liefert. Die Menge von Porcellanerde, welche ſich in der Nähe von Halle befindet und ſchon in der Steingutfabrik verarbeitet wurde, führten Nathuſius darauf. Derſelbe ſtudirte ſchon einige Jahre die Kunſt des Porcellanmachens und ſtellte Verſuche im Kleinen an. Die Preiſe ſind wohlfeiler als irgendwo.

Die hohen Preiſe des Zuckers in den Kriegsjahren brachten ihn 1809 auf den Gedanken, eine Runkelrübenzuckerfabrik anzulegen. Sie hatte einen vortrefflichen Fortgang, ſo lange die Zuckerpreiſe nicht allzutief ſanken. Er gewann im erſten Jahre an

5000 Thlr., in jedem der beiden folgenden 7000 Thlr. daran. Beim Eintritte der niedern Zuckerpreiſe fielen die Profite auf 5000, 1000, 700. Deßhalb und weil man ſich in der Umgegend, wie er wünſchte, nicht entſchloß, Runkelrüben zum Verkauf anzubauen, was doch für eine große Fabrik nöthig iſt, fand er ſich veranlaßt, dieſelbe wieder aufzugeben. Zudem brauchte er den Raum zu einer andern lieb gewonnenen Unternehmung, nämlich der Bereitung des Obſtweines und einer Zuckerraffinerie. *)

Neben allen dieſen Beſchäftigungen wurde auch der Gartenbau nicht vernachläſſigt, ſondern ihm vielmehr der höchſte Grad von Aufmerkſamkeit gewidmet. Mehr als 30,000 Obſtbäume wurden nach und nach gepflanzt. Beim Vorwerke Glüſig allein wurden die bisher wüſte gelegenen Berge und Umgebungen terraſſirt und darauf Obſtanlagen von 7000 Bäumen gemacht, welche die Gegend ungemein verſchönert haben.

Aber nicht bloß auf Obſtbäume beſchränkte ſich Nathuſius. Seine Idee erhob ſich auf den kühnen Gedanken, nach und nach alle Gewächſe der Erde, ſo weit es Klima und Kunſt möglich machen, auf ſeinem Terrain zuſammen zu bringen. Die Gärten von

*) Nathuſius war der Meinung, daß die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben auch bei niederm Preiſe des Zuckers noch mit Vortheil betrieben werden könne, und er würde ſie nicht haben eingehen laſſen, wenn er nur die Landleute dahin hätte bringen können, ſich auf den Anbau der Runkelrüben zu legen, den Rohzucker in ihren Häuſern im Kleinen zu machen und ihn in die Raffinerie zu verkaufen. Jeder einzelne Bauer würde, was er erbaut hätte, leicht und mit Vortheil verarbeiten und in Rohzucker verwandeln, Viehfutter dabei gewinnen und ſein Land, beſonders bei niedrigen Getreidepreiſen, viel beſſer haben benutzen können, als ſo geſchieht.

Es iſt für die gute Sache ein Schaden geweſen, daß Nathuſius die Bereitung des Runkelrübenzuckers aufgab. Dieſes Aufgeben iſt Vielen ein Stein des Anſtoßes geworden. Die Vorurtheile, und was ſonſt dem Gewerbsweſen ſchadet, bekamen dadurch Zuwachs und der Träge ſcheinbaren Grund zur Entſchuldigung. Es läßt ſich wohl behaupten, daß, wenn Nathuſius die Fabrikation fortgeſetzt hätte, bald eben ſo viele und anſehnliche Runkelrübenzuckerfabriken in Deutſchland beſtanden hätten, als ſie in Frankreich vorhanden ſind. Der Deutſche will das Beiſpiel und den Handgriff, verachtet insgemein die Lehre. Hätte jede Gegend einen Mann, wie Nathuſius, es würde bald beſſer um die Landgüter, ihre Beſitzer und Pächter ſtehen als jetzt.

Althaldensleben und Hundisburg faſſen über 200 Morgen. Weitläufige Gewächshäuſer in beiden Gärten enthalten fremde Gewächſe in großer Menge und wurden jedes Jahr noch bereichert. Große Baumſchulen nehmen in beiden Gärten bedeutende Räume ein.

Ueber 100 Morgen Ackerland, das an den Althaldensleber Garten grenzt, ſind allein zur Anpflanzung amerikaniſcher und anderer fremden Hölzer beſtimmt. Die nächſte Abſicht iſt, die eigenen Wälder mit ſolchen Bäumen zu verſehen, aber zugleich eine Pflanzſchule anzulegen, welche die fremden nützlichen Holzarten durch ganz Deutſchland zu den wohlfeilſten Preiſen verbreiten kann.

Aber nicht bloß für den Nutzen, auch für den Geſchmack iſt in dieſen Gartenanlagen geſorgt. Das Wohnhaus in Althaldensleben ſchließt ſich dicht an den Garten mit engliſchen Anlagen von etwa 100 Morgen im Umfange an, und dürfte ſich bald mit dem Hundisburger, der noch größer iſt, durch die Neupflanzung verbinden. Beide Gärten ſtehen mit den zu den Gütern gehörigen Wäldern in Verbindung, welche mehr als 3000 Morgen bedecken, und von bequemen Wegen durchſchnitten ſind, ſo daß man Spaziergänge von mehreren Stunden machen kann, ohne denſelben Weg zweimal zu gehen. Zwar ſteht das Wohnhaus noch nicht mit dem Garten in ſolcher Verbindung, daß man aus demſelben unmittelbar in den Garten tritt. Da Nathuſius immer erſt das Nützliche zu bewirken und erſt ſpäter auch das Angenehme und Bequeme für ſich und ſeine Familie zu erreichen ſucht, ſo wurde die Ausführung dieſer Verbindung zwar verſchoben, jedoch Alles dazu ſchon vorbereitet, daß ſie leicht ausgeführt werden kann.

Beſonders war Nathuſius auf die Benutzung des Obſtes bedacht. Er errichtete eine Ciderfabrik, deren Produkte bereits ſehr viel in den Handel kommen. Einige Sorten, insbeſondere der Johannis- und Stachelbeerwein und andere, zeichnen ſich darin am meiſten aus. *)

Der Nebengeſchmack, welchen man an einigen Sorten unangenehm bemerkt hat, läßt ſich leicht entfernen und verſchwindet ſchon mit der Zeit.

---

*) Die dazu gepflanzten Johannis- und Stachelbeerſträucher dürften über eine Million betragen.

Als das weſtphäliſche Königreich geſtürzt und Nathuſius wieder unter das preußiſche Scepter zurückgekommen war, leiſtete er ſeinem Vaterlande durch freiwillige und reiche Beiträge mancherlei Dienſte. Der König beehrte ihn deßhalb mit dem eiſernen Kreuz und ſpäter mit dem rothen Adlerorden dritter Klaſſe — Ehrenzeichen, die man bei ihm jedoch höchſt ſelten oder nie erblickte. Nathuſius liebte Einfachheit, die ſich auch in ſeinem Aeußern, an Kleidung, in ſeinem Hausgeräth, an ſeinem Tiſche und in ſeinem ganzen häuslichen Leben zeigte. Daß ein ſo unermüdlich thätiger Mann, der immer nur an nützliche Sachen und Geſchäfte denkt und darin lebt und webt, an Putz und Pracht kein Wohlgefallen finden kann, wird man natürlich finden. Die bequemſte und einfachſte Kleidung, an der nicht viel zu verderben iſt, muß einem Manne, der ſeine Mühlen, Fabriken, Ställe ꝛc. von früh bis Abends durchſucht und nach dem Rechte ſieht, und deſſen Grundſatz iſt, nichts ohne Noth zu verderben, oder an ſeinem Werthe zu verringern, am liebſten ſein. Selten ward daher Nathuſius von Fremden für mehr als einen Verwalter oder Officianten angeſehen, und es ſind daraus oft ſehr ſpaßhafte und lächerliche Mißverſtändniſſe entſtanden, an deren Unterhaltung und Vermehrung er ſelbſt ein Wohlgefallen zu finden ſchien. Die Zimmer ſeiner anſehnlichen Wohnung waren ſchön, aber man fand darin nichts von Vergoldung, von parkettirten Fußböden u. dgl.; Alles war nur auf Bequemlichkeit eingerichtet; die Meubles waren anſtändig, aber keines von Mahagoniholz, wenn nicht etwa der Zufall ein Stück darunter gebracht hatte. An ſeinen Tiſch ward jeder Fremde freundlich aufgenommen, fand eine gute Bewirthung, aber die häusliche alltägliche Ordnung wurde um des Fremden willen nicht unterbrochen, er mußte ſich mit dem begnügen, was die Familie ſpeiste. Gaſtereien fanden nie oder höchſt ſelten, nur bei ganz außerordentlicher Gelegenheit ſtatt. Man hatte keine Zeit dazu. Größtentheils erſchienen (wie ſich's für einen Landwirth gehört) nur eigene Produkte des Hausherrn auf der Tafel — köſtliches Fleiſch, zahmes und wildes, Fiſche aus eigenem Gewäſſer, köſtliche Gemüſe und Früchte, eigenes Backwerk, ſelbſtgebrautes Porter und Ale von beſter Beſchaffenheit, Oel, Eſſig, Senf von eigenem Grunde oder eigener Fabrik. Bei der Tafel fehlte auch nie der eigene Obſtwein. Ein einziger Diener, eine Köchin und

ein Hausmädchen verſahen das ganze Haus und die Fremden, deren nicht ſelten viele vorhanden waren, die mehrere Nächte im Hauſe verweilten, mit Dienſten, und ſo ſehr waren die Leute durch das Beiſpiel der unermüdet thätigen Herrſchaft an Fleiß und Ordnung gewöhnt, daß Niemand, deſſen Anſprüche nicht unbillig waren, die ihm nöthigen Dienſte und Bequemlichkeiten vermißte.

So einfach und anſpruchlos wie der Hausherr, erſchien auch die Hausfrau. Nathuſius lebte bis in ſein achtundvierzigſtes Jahr ehelos, und würde vielleicht in dieſem Zuſtande verharrt ſein, wenn ihn nicht der Zufall in die Engelhart'ſche Familie in Kaſſel geführt und er daſelbſt die Bekanntſchaft ſeiner nachherigen Gattin auf eine ſolche Art gemacht hätte, daß er beſondere Gelegenheit fand, ihre Einfachheit, ihre Liebe zur Pflicht, ihre häuslichen Geſchicklichkeiten und Tugenden, ſo wie eine freundliche, uneigennützige Theilnahme an ſeiner Perſon kennen zu lernen. Durch ihre Liebenswürdigkeit wurde der lange genährte Wunſch, ein Weſen mit ſich verbunden zu ſehen, welches ſein Schickſal aufrichtig mit ihm theilte, und auf deſſen uneigennützige Liebe und Freundſchaft er mit vollem Vertrauen und Ergebenheit rechnen konnte, ſehr lebendig. Ungeachtet der großen Verſchiedenheit des Alters wurde der Ehebund geſchloſſen, welcher ſein Lebensglück ſo ſehr erhöhte. Sie gebar dem glücklichen Gatten 6 Kinder. — Wie ihrem Gatten blieben auch ihr Prunk und Kleiderpracht fremd. Nur darin ſetzte ſie ihren Werth, eine thätige, wirthſchaftliche Hausfrau, eine gute Mutter und treue Gattin zu ſein. Man fand ſie einzig mit dem Regiment des Innern ihres Hauſes und der Erziehung ihrer Kinder beſchäftigt, nicht in Geſellſchaften, ſondern in ihrem Hauſe; da führte ſie ein ſtrenges und ſich gleichbleibendes Regiment, und erwarb ſich eben ſo durch ein würdiges und liebenswürdiges Betragen, wie durch ihre feine Bildung, Achtung und Liebe.

Man kann ſich leicht denken, daß eine große Ordnung dazu gehört, ein ſo vielfach zuſammengeſetztes Geſchäft ohne Verwirrung zu führen. Eine allgemeine Ueberſicht davon kann und muß ſchon intereſſant ſein.

Jeder Gewerbszweig wurde getrennt, ſtand für ſich, ward für ſich verwaltet und berechnet, und hatte ſeinen eigenen Chef, der für Alles, was darin geſchah, verantwortlich war. Keiner konnte von dem Andern etwas ohne Bezahlung oder Anweiſung erhalten.

Selbſt die Hauswirthſchaft bildete ein Weſen für ſich, und bekam weder Butter noch Milch, noch ſonſt etwas ohne Bezahlung aus der Oekonomie. Hiedurch ward ein Zweig der Controleur des andern.

Die Oekonomie verwaltete ein Adminiſtrator, lieferte ein beſtimmtes Pachtquantum ab, und theilte den Ueberfluß mit dem Principal nach einem beſtimmten Verhältniß.

Brauerei, Brennerei, Steingutfabrik wurden von einem beſondern Chef geleitet und Rechnung darüber geführt.

Alle Chefs ſtatteten am Ende der Woche Bericht an das Centralbureau ab, wo eine allgemeine Buchhaltung eingerichtet war, in der ſich das Rechnungswesen über alle Gewerbszweige vereinigte. Aus demſelben ließ ſich jedes Jahr erſehen, was jeder Gewerbszweig gewonnen oder verloren, und jeden Tag, wie es mit ihm ſtand, was für Produkte vorräthig, wie viel abgeſetzt waren u. ſ. w.

Von Zeit zu Zeit verſammelte Nathuſius die Dirigenten auf dem Central=Bureau, um gemeinſchaftliche Berathung mit ihnen zu halten.

Von dem Centralbureau wurde auch ein eigenes Papiergeld ausgegeben, welches zum innern Verkehr der verſchiedenen Theile der einzelnen Gewerbe diente, und es erhielten ſich davon beſtändig über 20,000 Thlr. im Umlauf. Dieſes Papiergeld (Nathuſius'ſche Banknoten) war ſelbſt in der Nachbarſchaft gern angenommen (ſogar mit Agio), da es ſeine Realiſation in jedem Nathuſius'ſchen Comptoir fand.

Es iſt natürlich, daß Nathuſius bei ſeinen Unternehmungen Gewinn beabſichtigte, wie jeder gute Wirth. Daß aber der Gewinn und das Reichwerden nicht ſeine einzige und Hauptabſicht blieb, erhellt aus ſeiner Handlungsweiſe deutlich. Er liebte das Nachforſchen und Unterſuchen, und ſeine größte Freude beſtand darin, Entdeckungen und Erfindungen zu machen, wie in dem Gelingen ſeiner Unternehmungen. Daher war ſeine Thätigkeit ſtets darauf gerichtet, etwas Neues zu erfinden, oder das Erfundene oder Entdeckte mehr zu vervollkommnen. Für die Befriedigung ſeiner Wiß= und Lernbegierde ſcheute er die bedeutendſten Opfer nicht. Insbeſondere zogen ihn Chemie und Mechanik an. Ein Chemiker, den er als ſeinen Gehülfen bei ſich hatte, war ſtets beſchäftigt, Verſuche nach ſeinen Ideen und Angaben anzuſtellen,

und es gereute ihn nicht, Tauſende dazu herzugeben, wovon die Reſultate bloß für die Wiſſenſchaften waren, ohne das Geringſte einzubringen. Wenn er nur wiſſenſchaftliche Reſultate erhielt, ſo fand er ſich für den Aufwand vollkommen entſchädigt. Viele neue Maſchinen hatte er in ſeinen Gewerbszweigen verſucht und eingeführt, die wenig oder keinen Gewinn brachten, auch wohl um des Schadens willen, den ſie verurſachten, wieder aufgegeben werden mußten. Etwas Nützliches zu ſtiften, war bei allen ſeinen Unternehmungen eine Haupttriebfeder.

Bei keiner ſeiner Unternehmungen hat er ſo großen Verluſt gehabt, als bei der Gründung einer Maſchinenfabrik, wozu er einen Engländer gebrauchte, der ihn nach und nach zu einem Aufwande von beinahe 100,000 Thlr. verleitete, und die Fabrik, als er damit nicht zu Stande kommen konnte, plötzlich verließ und davon lief, wodurch das ganze Kapital faſt rein verloren ging. Schon waren viele Beſtellungen auf Dampf- und andere Maſchinen eingegangen, ſo daß an dem glücklichen Erfolge nicht zu zweifeln war, wenn der Werkmeiſter ſeine übernommenen Verbindlichkeiten hätte erfüllen können. Nicht beſſer ging es ihm mit einem andern Werkmeiſter aus Schweden, der ſich als Sachverſtändiger angekündigt hatte.

Es leidet keinen Zweifel, daß Nathuſius ſeine Kapitalien viel vortheilhafter würde haben anlegen können, wenn es ihm bloß darum zu thun geweſen wäre, ſein Eigenthum zu vermehren. Speculationen auf Staatsanleihen, Rentenkäufe ꝛc. hätten dieſes gewiß viel beſſer bewirkt, und er hatte Einſicht und Klugheit genug, um dergleichen Geſchäfte mit Umſicht und Vortheil zu unternehmen. Allein ſein induſtriöſer Geiſt wäre dabei nicht unterhalten worden, und es ekelte ihn ein ſo trocknes Geſchäft, das nur durch Gewinn Vergnügen geben kann, ſo ſehr an, daß er nie ein Kapital darin anlegte. Er wollte Wirkung ſeiner Induſtrie und ſeiner Unterſuchungen in der Menſchenwelt um ſich ſehen; er wollte erfinden und ſchaffen, und ein Gewinn, der auf ſolche Art entſtand, machte ihm das höchſte Vergnügen. Dieſen Zweck hat er durch ſeine Unternehmungen im hohen Grade erreicht.

Und welche ganz andere Wirkungen für den Staat und das Volk hat die Induſtrie ſolcher Art, als die Speculation auf

Renten und Curſe! Als Nathuſius das Kloſter Althaldensleben kaufte, fand er etwa 200 Einwohner darauf, welche größtentheils zerlumpt und träge waren, in elenden Hütten wohnten, und, von den Wohlthaten des Kloſters unterſtützt, ihr Leben im ärmlichen Müßiggange zubrachten. Jetzt wohnen allein in Althaldensleben über 1300 Menſchen, ſämmtlich wohlgenährt, reinlich und nett gekleidet, in häuslicher Zufriedenheit; Alles Wirkung der Nathuſius'ſchen Anlagen. Es iſt eine Luſt, die Leute Sonntags in ihrem Schmucke in die Kirche gehen zu ſehen; aber auch bei ihrer Arbeit ſind ſie ordentlich gekleidet und arbeiten mit frohen und zufriedenen Geſichtern. In der Steingutfabrik verdienen ſelbſt die jüngſten Lehrlinge wöchentlich 1 Thlr., die ſtärkern und vollkommnern Arbeiter 1 Thlr. 12 Gr., 2, 3, 4 und ſelbſt 5 Thlr., ſo daß ſich die meiſten verheirathen können und ihr gutes Auskommen finden. Man wird ſich einen Begriff von den Wirkungen der Nathuſius'ſchen Induſtrie machen können, wenn man erfährt, daß allein in Althaldensleben auf 50,000 Thlr. Arbeitslohn an die in den Fabriken daſelbſt beſchäftigten gemeinen Arbeiter ausgezahlt werden, worunter alſo die Dirigenten und Künſtler nicht mitbegriffen ſind. Althaldensleben hat dadurch das Anſehen einer kleinen Stadt bekommen; und da die Miethen theuer geworden, ſo bauen ſich viele von den ſparſamern und induſtriöſern Arbeitern Häuſer, worin ſie mehrere Miethsleute aufnehmen und dadurch gute Zinſen von ihrem Baukapitale ziehen. Nathuſius unterſtützte dieſe Induſtrie und erleichterte ihnen ihre Unternehmungen auf alle Weiſe. Wenn ihm Jemand nachweiſen konnte, daß er ſo viel geſammelt hatte, als er zum Anbau eines neuen Hauſes bedurfte, ſo lieferte er ihm alle benöthigten Baumaterialien auf Vorſchuß zu den allerbilligſten Preiſen. Dieſer Vorſchuß ward, wenn das Gebäude vollendet war, hypothekariſch auf dasſelbe eingetragen und mit 4 Prozent verzinſet. Dabei hatte der Eigenthümer die Erlaubniß, das Kapital in den kleinſten Summen zurück zu zahlen, und die Zinſen wurden bei der Rückzahlung um ſo viel, als dieſes betrug, von dem Tage der Rückzahlung an, vermindert. So kamen die Leute auf eine leichte Art zu Häuſern, und es war ihnen zugleich eine Sparkaſſe eröffnet, in welche ſie ihr Erübrigtes abgeben und dadurch ihre Schuld vermindern konnten. Dadurch hat ſich der Fleiß und die Sparſamkeit auf eine wunderbare Art unter den

Fabrikarbeitern vermehrt. Auch auf eine beſondere Sparkaſſe zur Unterſtützung invalider und verunglückter Arbeiter richtete Nathuſius ſein Augenmerk. Durch alles dieſes kann Nathuſius als der Schöpfer des Wohlbefindens und des Fleißes mehrerer hundert Familien angeſehen werden.

Es gehörte zur Natur dieſes Mannes, und machte ſeine ſchönſten Genüſſe aus, ſelbſt in Einem fort thätig zu ſein, auf neue Erfindungen zu ſinnen und nicht aufzuhören, auf Verbeſſerung und Vervollkommnung ſeiner Geſchäfte zu denken. Daher hatte er weder Willen noch Zeit, lange zu tafeln, zu Familien-Cirkeln, Spieltiſchen, und was ſonſt andere Leute zum Glück des Lebens zu rechnen pflegen. Wenn Andere nicht begriffen, wie ein ſo reicher Mann auf Alles, was gewöhnlich Lebensgenuß heißt, Verzicht leiſte, und gar keine Zeit auf Vergnügungen verwende; ſo war dagegen ihm unbegreiflich, wie man ſich beim Nichtsthun lange wohlbefinden könne. Nathuſius hatte über alle ſeine Unternehmungen nachgedacht und kannte das, was er that und vornahm, gewöhnlich aus dem Grunde. Sein Umgang war daher für Alle, welche Induſtrie liebten, ungemein anziehend und belehrend, ſo wie er insbeſondere den Umgang ſolcher Perſonen liebte, von welchen er etwas lernen, ſeine Kenntniſſe erweitern und berichtigen konnte. Er kannte die Gewerbe nicht bloß im Einzelnen und mechaniſch, er hatte ſich auch theoretiſch unterrichtet, und hörte aufmerkſam denen zu, welche ſeine Begriffe darüber aufklären und berichtigen konnten. Darum las er auch fortwährend ſtaatswirthſchaftliche und nationalökonomiſche Schriften mit Nachdenken und Nutzen, und beſaß zu dieſem Behuf eine auserleſene Bibliothek von ſtaatswiſſenſchaftlichen, techniſchen und gewerbswiſſenſchaftlichen Schriften, die neben dem geräumigen Laboratorium aufgeſtellt, auch den Beamten und Andern zur Benutzung geöffnet wurde. Nathuſius war ein wohlwollender Mann; er unterſtützte insbeſondere gern arme und fleißige Leute, und war ſtets bereit, Mittel zu Allem herzugeben, was er für gut und nützlich hielt. Sobald er an Jemanden Luſt und Geſchicklichkeit für einen Induſtriezweig bemerkte, leiſtete er ihm gern Beiſtand. Selbſt Dienſtboten, die er lieber im Hauſe behalten hätte, etablirte er als Handwerker, Krämer 2c. auf ſeinen Gütern und verhalf ihnen zu einem unabhängigen Leben. Mehrere ſeiner Dirigenten haben früher in

andern Verhältniſſen zu ihm geſtanden, und ſind durch ihn zu einem glücklichen Hausſtande gelangt.

Mit dieſem Bewußtſein, das Glück vieler Familien befeſtigt zu haben, lebte er als zärtlicher Vater und Gatte im Kreiſe ſeiner kinderreichen und liebenswerthen Familie froh und glücklich; raſtlos thätig, bis der Tod im Jahr 1835 ſein verdienſtvolles Leben endete.

Vermiſchte Gedanken, Anſichten und Maximen.

Es gibt einen Lebensgenuß, der uns nie verläßt. Das iſt der Genuß des Geiſtes, genährt durch Wiſſenſchaft, gebildet zum Denken in jeder Lage des Lebens, gewohnt das Gute, Schöne und Edle zu empfinden, wo er's wahrnimmt; der, wenn ihm die Erde unter ſeinen Füßen keinen frohen Augenblick gewährt, die Welten über ſich beſchaut; wenn ihm die Gegenwart mißfällt, in die Vergangenheit zurückſieht, oder in die Zukunft blickt; der in ſeiner Selbſtthätigkeit den ſchönſten Genuß findet. (Streithorſt.)

Man muß tugendhaft, wohlthätig, gefällig, für Freundſchaft und Wahrheit empfänglich ſein, und die Kunſt verſtehen, mit wahren Freunden in einer Art von Gleichheit zu leben, wenn man von freien Menſchen geliebt ſein will. (Fenelon.)

Streben nach Ruhm bezeichnet den großen Helden, Verſchmähung des Ruhms den großen Mann. (Esprit des Esprits.)

Um glücklich zu ſein, muß man die Ueberzeugung von einem höhern Weſen haben, das alle unſere Gedanken, alle unſer Wünſche, alle unſere Opfer genau verzeichnet. (Mad. Necker.)

Jede Zeit hat ihre beſtimmte Feſſeln abzuſtreifen. Die Menſchheit iſt ein Ganzes, ſie ſäubert und putzt ewig an ſich. Sie muß, um ihr wahres und würdiges Leben ſich zu bewahren, fortwährend aus dem ihr von der Natur anhängenden Schlamme und Staube ſich herausarbeiten. (Fr. Richter.)

Die Raben zerſtören die Augen der Verſtorbenen, wenn ſie dieſen nichts mehr nützen; die Schmeichler aber verderben die Seelen der Lebenden und zerſtören die Augen des Geiſtes.

(Epictet.)

Der Moraliſt beſchreibt die Tugend und vernachläſſiget ſie; der Kopfhänger trägt ſie zur Schau und macht ſie lächerlich; der Schwärmer predigt ſie und ſie wird abſchreckend durch ihn; der wahrhaft rechtſchaffene Mann folgt ihr und wird Muſter derſelben.

(Esprit des Esprits.)

Die gerade Denkart, welche ſtets das Rechte will, erforſcht Alles leichter, als der ſchlaue Sinn. (Sophokles.)

Noch nie fand ein ungerechter Mann Glückſeligkeit, nur dem Gerechten ſchimmert die Hoffnung des Glückes. (Euripides.)

Nicht nur bei Scherz und Spiel, bei Lachen und Zeitvertreib und Wolluſt, des Leichtſinns Gefährten, herbergt des Lebens Glück; denn auch der Mann von ſtillem Ernſte findet es mehr in feſtem Muth, weil er ſeine Uebel trägt. (Cicero.)

Der größte Segen, den Gott der Menſchheit gab, iſt, daß Ehrlichſein am längſten währt. (Quintil.)

Es gibt kein Geſchöpf auf Erden, deſſen Daſein nicht von den übrigen Geſchöpfen abhängt. Damit ſie beſtehen, muß unaufhörlich unter ihnen ein Austauſch des Lebens ſtattfinden. Was iſt leben anders als empfangen? Was iſt ſterben anders als geben?

(Lamennais.)

Es iſt gut, daß die Zeit vergeht, ſonſt kämen wir nicht zur Ewigkeit. (Jean Paul.)

Da das Leben und die Zeit ſo leer ſind und ſo leer uns hinterlaſſen; ſo wäre unſere Exiſtenz ohne eine Unſterblichkeit das Nichtigſte, was es geben kann. (J. Paul.)

Staatsformen und die Jahreszeiten ändern ſich oft; die Völker und die Natur ſtehen darum nicht weniger feſt. (W. u. Zeit.)

An der äußern Rinde des Baumes und an den politiſchen äußern Formen der Völker müſſen wir immer beſſern und reinigen, aber das innere Mark beider unberührt laſſen. (W. u. Zeit.)

Die wahre Weisheit eines Menſchen beſteht darin: Gott, ſeine heiligen Werke, den Menſchen, ſich ſelbſt und die Pflichten der heiligen Religion kennen zu lernen, und dieſe Kenntniß zum Wohl der Menſchheit in Ausübung zu bringen. Dieſes iſt der einzige Gegenſtand der Gelehrtheit, es gibt keine andere; alles Uebrige iſt Thorheit, eitler Stolz, vergoldete Kartenhäuſer, mit denen gelehrte Kinder ſpielen und die der Hauch des Ewigen umblaſet.

(v. Eckartshauſen.)

Lebensregeln, Weisheits- und Sittenlehren und Sprichwörter.

Lebensweisheit.

Das größte Leiden, die größte Qual unſers Lebens iſt, daß wir beinahe nie ſo viel Kraft haben, unſere Vernunft ganz zu hören.

Kein Menſch iſt geſchickt genug, um all das Böſe zu erkennen, was er thut.

Es iſt eben ſo ſchön, ſtolz gegen ſich ſelbſt, als lächerlich, es gegen Andere zu ſein.

Die Erde läßt uns ein ganzes Jahr auf die Gaben harren, die unſer Fleiß ihr abgewinnt, während wir die Früchte einer edeln That ſchon in dem Augenblick ihrer Ausübung genießen.

Viele Menſchen verachten das Geld, aber wenige wiſſen, wozu es gut iſt und wozu man es anwenden ſoll.

Der Sklave hat nur einen Herrn, der Ehrſüchtige hat deren ſo viele, als Menſchen zur Erreichung ſeiner ſtolzen Zwecke beitragen können.

Die Nachſicht gegen ſich ſelbſt und die Unduldſamkeit gegen Andere ſind ein und daſſelbe Laſter.

Das größte und gewöhnlichſte Unglück iſt, das Glück nicht ertragen zu können.

Es gibt keine wahren Güter, als jene des Geiſtes; man theilt ſie mit, ohne ſie zu verlieren, ja ſie vermehren ſich, indem man ſie verbreitet, und ſie allein ſind unſterblich.

Nur weil wir ſelbſt Fehler beſitzen, finden wir ſo viel Vergnügen daran, die Fehler Anderer zu belauſchen.

Ein Menſchenfeind iſt ein Mann, der die Kunſt, das Glück zu ſuchen, nicht verſtand, und ein Laſterhafter iſt ein ähnlicher Unglücklicher. Die Weisheit ſiegt über die vergangenen, vielleicht auch über die gegenwärtigen Uebel, aber die künftigen bemeiſtern ſie gewöhnlich.

Wer ſich in Alles zu finden glaubt, um die Welt zu entbehren, betrügt ſich ſehr; doch noch mehr täuſcht ſich der, welcher glaubt, daß er ſich ſelbſt entbehren kann.

Die größte Geſchicklichkeit beſteht darin, die Dinge wie die Menſchen auf ihren rechten Platz zu ſtellen.

Die Zänkereien und die Rechtsſtreitigkeiten dauern nur lange, weil das Unrecht häufig auf beiden Seiten iſt.

Im Allgemeinen ſind wir immer klug genug für die Andern, aber wir ſind es faſt niemals für uns ſelbſt.

Die Sittenlehre iſt eine Pflanze, deren Wurzel im Himmel iſt, und deren Blüthen und Früchte die Erde ſchmücken und mit ſüßem Duft erfüllen.

Die wahre Freiheit beſteht in der Demuth und Selbſtkenntniß, und das härteſte Joch, das wir uns auferlegen, iſt der Hochmuth.

Man muß in der Jugend alt und im Alter jung ſein.

Man ſieht wohl die Laſter und Verbrechen, welche der Glaube nicht verhindern kann; aber wer kann jene kennen, denen er vorbaut?

Die höchſte Geiſteskraft iſt diejenige, welche ihre Grenze am beſten kennt.

Willſt du dich von verführeriſchen Vergnügen losreißen, ſo betrachte ſie, wenn ſie verſchwinden, und nicht wenn ſie kommen.

Die Welt behandelt die Sittenlehre wie die neuere Baukunſt, in welcher man vor allem nur die Bequemlichkeit ſucht.

Nichts beugt uns ſo tief in das Joch der Abhängigkeit von Andern, als das unregelmäßige Leben.

Wer aufrichtig glaubt nur das zu ſein, was er iſt, beſitzt die wahre Beſcheidenheit, die freilich heut zu Tage ſeltener als je gefunden wird.

Die Herrſcher gleichen den Himmelskörpern, die großen Glanz, doch keine Ruhe haben.

Alles zu können, was man will, iſt glücklich; aber Alles zu wollen, was man kann, iſt groß.

Der Mann, der ſeine Pflicht kennt und ſie nicht erfüllt, gleicht dem Landmann, welcher die Erde pflügt, ohne zu ſäen.

Der Schwache, welcher gegen den Starken ankämpft, ſteht ſeinem Feinde ſelbſt zur eigenen Vernichtung bei.

Der Reichthum verdeckt die Laſter, und die Armuth die Tugend.

Angelockt von der Neuheit, und doch ein Sklave der Gewohnheit, bringt der Menſch im Verlangen nach Wechſel und Seufzen nach Ruhe ſein Leben hin.

Langeweile iſt eine Krankheit, von der man durch Arbeit geneſ't.

Die Ehre iſt die Tochter des Muthes und der Eitelkeit.

Der Menſch langweilt beim Guten, ſucht das Beſſere, findet das Schlimme und ergibt ſich darin aus Furcht vor Schlimmerem.

Furcht und Hoffnung theilen das Leben unter ſich, der Luſt und dem Schmerze bleiben nur Augenblicke.

Der Eigendünkel der Thoren entſchuldigt den der Weiſen, aber rechtfertigt denſelben nicht.

Wenn die Schmeichelei nicht glückt, iſt's niemals ihre, ſondern des Schmeichlers Schuld.

Sprichwörter.

Naturkunde.

Die Natur iſt ſo geheim, ſo in ſich verſchloſſen, daß ſie kein Menſch ausforſchen kann, und ſo offenherzig, daß ſie jedes geſunde Gemüth verſteht.

Die deutſchen Sprichwörter ſind treffliche Naturphiloſophen. Denn ſie haben die Natur in ihrer Macht und Kraft erkannt. Sie kennen:

Die Uebermacht der Natur:

Die Natur zieht ſtärker, denn ſieben Ochſen. — Die Natur weiß ihre Waare wohl zu verkaufen. — Die Natur iſt Meiſter. — Die Natur bleibt. — Die Elſter läßt ihr Hüpfen nicht. — Es hilft kein Bad am Raben. — Die Fröſche hüpfen dem Bache zu, wenn man ſie ſchon auf das Flaumenbett ſetzt. — Der Froſch hüpft wieder in den Pfuhl, wenn er auch ſäß' auf goldnem Stuhl. — Der Froſch läßt das Quacken nicht. — Art von Art läßt nicht. — Die Katze läßt das Mauſen nicht. — Das Unkraut will vom Garten nicht.

Sie kennen die Uebermacht der Natur, insbeſondere über Lehre:

Lehre iſt eine angeſtrichene Farbe, die in Luft und Wetter abfällt; da guckt denn die Natur wieder überall hervor. — Die Bande, von Wort und Papier geſtrickt, ſind ſchwach; die Natur zerreißt ſie leicht. — Verkehrte Natur bleibt verkehrt, wenn man gleich ein Loch in ſie predigte.

Sie kennen das Geſetz des Werdens:

Man liest keine Feigen von Dornhecken. — Die Eule heckt keinen Falken. — Wie der Vogel iſt, ſo legt er Eier. — Bös Vögel, bös Ei. — Es heckt kein Rabe ein Zeislein. — Keine Taube heckt einen Sperber.

Sie kennen die Eigenſchaften und Grenzen der Natur:

Jeder Vogel ſingt ſeinen Geſang. — Salz kann nichts denn ſalzen. — Aus einer Igelshaut macht man kein Bruſttuch. — Man macht nicht aus allen Blumen ein Sträuslein. — Ein Mohr kann wohl ein weißes Kleid tragen, aber die ſchwarze Haut nicht weiß baden. — Die Büblein haben Luſt zu reiten und zu

kriegen, die Mägdlein zu docken und zu wiegen. — Ein Land trägt nicht Alles. — Was gehörnt iſt, will immer geſtoßen haben. — Was von Hunden kommt, bellet gern. — Was von der Henne kommt, das gacket. — Feuer hört nicht auf zu brennen, man thue vor das Holz weg. — Was zum Pflug geboren iſt, dient nicht zum Haſenhetzen. — Ein Hahn hat ſo viel Flügel als ein Falk, und kann doch nicht ſo hoch fliegen. — Der Apfel fällt nicht weit vom Baum. — Katzenkinder lernen wohl mauſen. — Die Kitzlein heißen alle wie ihre Mutter Geiß.

Sie kennen das Geſetz der frühen Bildung:

Es krümmt ſich bald, was ein Haken werden will. — Es brennt bei Zeiten, was eine Neſſel werden will. — Was eine Roſe werden will, das blüht bald. — Aus Knöpflein werden Roſen. — Was ein Dorn werden will, das ſticht. — Das Bäumlein, das gerade wachſen will, ſenkt nicht zu Boden.

Sie kennen das Geſetz des Vergehens, des Todes:

Für den Tod iſt kein Kraut gewachſen. — Im Holz wachſen Würmer, die es freſſen. — In der Wiege das Grab. — Bei jeder Geburt wird eine Leiche angeſagt.

Sie kennen das Verhältniß der Natur zur Bildung, zur Kunſt:

Wenn Natur und Kunſt die Füße zuſammenſetzen, ſo geht es fort. — Die Natur bringt gutes Gold, die Kunſt macht falſches. — Die Natur muß den erſten Stein legen. — Die Natur will geübt ſein, ſonſt wird ſie ſchimmlig. — Was Einer iſt, das kann man aus ihm machen. — Was ein Menſch nicht iſt, das kann man aus ihm nicht herauskriegen. — Es iſt ein böſer Brunn, darein man erſt Waſſer tragen muß.

Bibliſche Sprichwörter.

I. Moſe 37, 39.

Liebe Söhne tragen bunte Röcke.

Bunte Röcke — ſcheele Augen.

Man muß nicht jeden Traum erzählen.

Es wird nicht ein Jeder ein König, der von einer Krone geträumt.

Je mehr Sterne im Traume, deſto finſterer das Erwachen.

Wer auch glücklich den Räubern entgangen iſt, dem ziehen oft Brüder den Rock aus.

Brüder, die ſich rächen wollen, finden leicht eine Grube für den Joſeph.

Wen Gott von Sternen träumen läßt, den können die Brüder nicht erwürgen.

Beſſer, in der Fremde leben, als zu Hauſe ſterben.

Es iſt zu ſpät, das Kleid zu zerreißen, wenn Joſeph aus der Grube weg iſt.

Oft fehlt die Binde, wenn die Wunde geſchlagen.

Es ſind ſchlimme Thränen, die Niemand trocknen kann.

Kein böſeres Geld, als wofür man einen Bruder verkauft.

Beſſer ein Knecht in Egypten, als unter falſchen Brüdern im gelobten Lande.

Wer einen Joſeph zum Haushalter hat, bei dem kehrt das Glück ein.

Wer der Tugend dient, dem macht Gott die Kette zum Ordensbande.

Für den Freien gibt es keine Mauern.

Wer ſich ſelbſt zum Knechte macht, dem wird auch der Himmel zum Gefängniß.

Lieber den Rock laſſen, als die Tugend.

Wer im Kampf der Tugend den Rock verliert, dem gibt Gott einen Mantel.

Dem Geſchick folgt Glück. Oder: Geſchicklichkeit findet überall ihr Amt.

Mannigfaltiges.

Vereine und Anſtalten.

Die wohlthätigen Anſtalten zu Potsdam und Klein-Glienicke, an deren Begründung der menſchenfreundliche thätige Regierungs- und Schulrath von Türk großen Antheil hat, erfreuen ſich guten Fortgangs.

Die Civil-Waiſenhausſtiftung für den Potsdamer Regierungsbezirk ſorgt für Söhne und Töchter von Beamten, die ihren Kindern kein genügendes Auskommen hinterlaſſen konnten; das Stammvermögen der Waiſenhausanſtalt hat ſich bei voller Wirkſamkeit derſelben erhöht; die Kleinkinder-Bewahranſtalt arbeitet der Schulerziehung vor; der Fond für arme Wöchnerinnen unterſtützt dieſe mit Nahrung, Geld und Kleidungsſtücken; die Suppenvertheilungsanſtalt verſorgt im Winter insbeſondere Alte, Kranke und Gebrechliche; das Eliſabethſtift zur Er-

ziehung armer und verwahrloster Mädchen hat unter dem Schutze der Königin von Preußen ſeine wohlthätige Wirkſamkeit begonnen.

Der 11. Jahresbericht der Anſtalt für Erziehung und Unterbringung ſittlich verwahrloster Knaben im Herzogthum S. Gotha weist nach, daß im Rechnungsjahre für 1840 bis 1841 33 Knaben in Obhut und Pflege dieſer Anſtalt ſtanden, deren wohlthätige Einwirkung außer Zweifel iſt. Die Ausgabe überſtieg die Einnahme um etwas, um ſo mehr iſt die fortgeſetzte thätige Beihülfe der Menſchenfreunde, Behörden und Gemeinden des Landes zu wünſchen. (A. A.)

Eine erfreuliche Erſcheinung der letzten Jahre ſind die an mehrern Orten geſtifteten Leſegeſellſchaften. Da, wo ſie entſtanden und auch unterhalten wurden, verſchwanden die ſchalen, Zeit- und Geld verſchwenderiſchen Spiele mit ihrem traurigen, ekelhaften Gefolge immer mehr. Der ſchlichte Landmann und Bürger, dem Mittel und Zeit fehlen, ſich über das Wiſſenswertheſte aufzuklären, findet in ihnen eine eben ſo reiche als wohlfeile Gelegenheit für ſeine ökonomiſche und bürgerliche Ausbildung; auf die einfachſte und unparteilichſte Art können hier ſo manche Irrthümer und Vorurtheile berichtigt werden. Mögen die Leichtfertigen ſagen: der Geſchäftsmann muß ſeine Erholung und Zerſtreuung haben, er muß ſeinen Verdruß, ſeine Sorgen auch einige Stunden in der Woche vergeſſen können; man muß dem kargen Leben auch eine frohe Seite abzugewinnen ſuchen und in Scherz und Spiel, Sang und Klang neuen Muth für dàs heiße Tagwerk ſammeln: ſo können wir dieß zugeben; aber wir vermiſſen dieſe Aufrichtungsmittel auch nirgend in einem vernünftigen Leſevereine und können die um Frohgenuß Beſorgten mit der neuen Erſcheinung tröſten, nach welcher die ſchon längere Zeit beſtehenden Geſangvereine da und dort mit den Leſevereinen zù wohlthätiger Abwechslung und Zuſammenwirkung ſich verbinden. Denen jedoch, welche etwa vorgeben, ſolche Vereine führen den Hausvater gar leicht in Verſuchung zu unnöthiger und unverhältnißmäßiger Zeit- nnd Geldverſchwendung, glauben wir nicht, da es meiſt mürriſche Tadler ſind.

Die anhaltiſche ökonomiſche Geſellſchaft, jetzt unter dem Namen der Roßlauer, hat einen Verein zur Beſſerung des Geſindes gegründet, von dem zu erwarten iſt, daß er gute Früchte bringen wird, theils unmittelbar für Herrſchaften und Geſinde, theils mittelbar für kommende Geſchlechter, da durch die beſſere Beaufſichtigung der Dienſtboten die ſpäter verheiratheten Arbeitsleute tüchtiger, wohlhabender und beſſere Eltern werden, und ſo das große Uebel, daß die Kinder ſolcher Leute ſchlechtes Beiſpiel an den Eltern haben, gehoben wird. (A. A.)

Volksbildung und Veredlung.

Eine Induſtrieſchule auf einem engliſchen Dorfe. In Lindfield, auf der Straße von London nach Brighton, findet ſich ein merkwürdiges Beiſpiel einer induſtriellen Volksſchule. Dieſer Ort war noch vor wenigen Jahren wegen der Unwiſſenheit ſeiner Einwohner recht eigentlich berüchtigt und wurde von dem Stifter der Schule ausgewählt, um die Probe, die er anſtellen wollte, deſto vollſtändiger zu machen. W. Allen, der die Anſtalt errichtete, hatte viele Hinderniſſe zu überwinden; denn dieſe armen Leute, gewohnt, in allen Handlungen ihrer Mitmenſchen nur Bewegungsgründe des Eigennutzes zu ſehen, glaubten, er wolle von ihren Kindern nur Gewinn ziehen. Als das Gebäude fertig und eingerichtet war, hatte man die größte Mühe, auch nur eine kleine Anzahl Kinder in die Anſtalt zu bekommen; doch vermehrte die Ausdauer des Stifters allmählig dieſe Anzahl. Die erſten Kinder, welche die Schule beſuchten, brachten des Abends ihren Eltern einige Pfennige, die ſie mit Strohflechterei und Korbmacherei verdient hatten. Sie lernten dieſe in der Schule und nebenbei auch Ausbeſſeruug ihrer Kleider, ohne daß die Eltern etwas dafür zu bezahlen hatten. Nach und nach überzeugten ſich die Bauern, daß der Beſuch dieſer Schule ihnen und ihren Kindern nur Vortheile biete. Bald war der Fremdling ihr Freund und Wohlthäter. Die Anſtalt hatte ſo guten Erfolg, daß auf eine Stunde im Umfange kein Kind war, daß ſich nicht einſchreiben ließ. Die Zahl der Kinder ſtieg auf 300. Die Kinder blieben 8 Stunden in der Schule, drei davon werden auf Handarbeit, fünf auf die gewöhnlichen Uebungen verwendet. Außer dem Stroh- und Korbflechten, dem Schuſterhandwerk und Nähen, ſind auch Werkſtätten für Weber und Drucker da. Gartenarbeit und Feldbau machen einen Theil des Unterrichts aus. Wenn ein Kind von gewöhnlichen Geiſtesfähigkeiten die Schule verläßt, ſo hat es eine gewiſſe Geſchicklichkeit in drei oder vier Handwerken erworben. Diejenigen, welche ſich mit Ackerbau beſchäftigten, bebauen allein ohne andere Hülfe, als den Rath verſtändiger Perſonen, ein Achtel Acker. Sie müſſen ſelbſt hacken, düngen, ſäen und ernten. Das kleine Stück Land erhalten ſie gegen Abgabe der halben Frucht, die andere Hälfte iſt ihr Lohn. Nicht ſelten erhalten Kinder von 13 bis 14 Jahren auf dieſe Weiſe 12 bis 15 Gulden des Jahres. (A. A.)

Bauernſchulen. Die holſteiniſche Regierung hat zwar für die untern Volksſchulen viel gethan, aber dadurch wird das Bedürfniß nach höherer Bildung noch nicht befriedigt, welches namentlich der kräftige, freie und wohlhabende Bauernſtand fühlt. Es ſind Aufrufe erlaſſen zur Errichtung höherer Bauernſchulen, in welchen die Söhne der Bauern ſich eine ſolche Bildung aneignen können, welche ſie befähigt zu tüchtigen Bauernvögten, Gemeindevorſtehern, Volksvertretern ꝛc. In Folge dieſer Aufforderungen haben ſich hier und da ſchon Vereine gebildet von Bauern, welche wieder mit einander durch Ausſchüſſe in Verbindung getreten ſind. Ein

bäuerlicher landwirthſchaftlicher Verein brachte in einer Verſammlung die nöthigen Fonds zur Errichtung der erſten höhern Bauernſchule zuſammen; auch einzelne Gemeinden nehmen an dieſem Wettſtreite der fortſchreitenden Civiliſation lebhaften Antheil. Der gewerbfleißige Flecken Neumünſter z. B. hat einen Bauplatz und ein Kapital von mehreren tauſend Thalern zur Erbauung der erforderlichen Schulgebäude angeboten. Männer von Einſicht ſtehen den bäuerlichen Ausſchüſſen berathend zur Seite; unter ſo günſtigen Auſpicien wird bald ein Werk geſchaffen werden, das wohl geeignet ſein dürfte, auch die Aufmerkſamkeit des übrigen Deutſchlands auf ſich zu ziehen. (L. A. Z.)

In Saalfeld iſt im vorigen Jahre ein Verein zur Fortbildung der Handwerksgeſellen errichtet worden. In demſelben werden wöchentlich einmal Vorleſungen über Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, Sittenlehre und ſpezielle Technologie gehalten. Die Vorträge haben den Zweck, das Urtheil der jungen Leute über den Werth ihres Standes und über die wichtigſten Beziehungen im Staats- und Bürgerleben aufzuklären, ſie auf die Mängel im Zunft- und Innungsweſen aufmerkſam zu machen, und überhaupt rein menſchliche und geſellige Bildung unter ihnen zu verbreiten. Dabei beſtehen ein Leſezirkel gewerblicher Zeitſchriften und Bücher, ſo wie Sonntagszeichnenſtunden. Fleißige und geſittete Geſellen erhalten an auswärtige Vereine Empfehlungsbriefe. (A. A.)

Die Leſeanſtalt für Handwerksgeſellen in Frankfurt a. M. erfreut ſich des beſten Fortgangs. An jedem Sonntagsabende von 5 bis 8 Uhr findet man da in dem ſchönen, mit Gas beleuchteten Lokale der Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte 2c. 300 bis 400 Handwerksgeſellen in ſtiller Ordnung vereinigt, um ſich mit dem Leſen belehrender und veredelnder Schriften zu beſchäftigen. Mehre Geſellſchaftsmitglieder ſind da beſchäftigt, um den Geſellen gegen Auswechſel einer Karte die gewünſchten Bücher zu überreichen und ſie wieder in Empfang zu nehmen. Kein Geſelle hat für dieſe Wohlthat etwas zu entrichten. An den Werktagabenden wird in demſelben Lokale Unterricht im architektoniſchen Zeichnen, im freien Handzeichnen Rechnen, Schreiben, Geographie, Algebra, Statik 2c. gegeben; auch werden außerdem ſehr anziehende Vorleſungen über Mechanik und Technologie gehalten, welche ſelbſt von Meiſtern und angeſehenen Leuten beſucht werden.

Der Gewerbeverein zu Gotha hat ſeit dem Januar 1842 in ſeinem Lokale eine Leſeanſtalt für Handwerksgeſellen errichtet. Die Montagsabende, welche von vielen Geſellen noch immer nicht eben auf nützliche Weiſe in den Herbergen zugebracht werden, ſind hier zum Leſen beſtimmt. Der Verein hat eine kleine, zweckmäßige durch Geſchenke vermehrte Bibliothek für dieſen Zweck gegründet und einige ſeiner Mitglieder beſorgen das Ausgeben und Zurücknehmen der Bücher. Der Zutritt findet unentgeldlich ſtatt.

Zur Aufſicht der Kinder, die in Fabriken arbeiten, ſind in ganz Frankreich 1500 Inſpektoren ernannt. Sie üben ihr Amt unentgeldlich.

Stiftungen und Denkmale.

Der Bürger und Kaufmann M. G. Seuferheld zu Frankfurt a. M. hat in ſeiner Heimath zu Ansbach mit einem Kapital von 30,000 fl. eine milde Familien-Stiftung begründet, wovon die Renten ſeinen unbemittelten Verwandten, vorzüglich zu Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder, zufließen ſollen. Der König von Baiern hat dieſe Stiftung von Rechtswegen öffentlich belobt.

Zu Berlin iſt im Anfange d. J. das „Rotherſtift“ eingeweiht worden, ein Haus, in welchem hülfloſe Beamten- und Offizierstöchter, die 40 Lebensjahre überſchritten haben, freie Wohnung, Feuerung, ärztliche Hülfe und eine monatliche Unterſtützung von 4—6 Thaler erhalten. Die Stiftung iſt aus den Ueberſchüſſen des Leihamtes für Berlin gegründet, welches der Seehandlung übertragen worden iſt. Von 600 Gemeldeten konnten 34 in die Anſtalt aufgenommen werden. (A. A.)

Der zu Crefeld verſtorbene Fr. H. C. von der Leyen hat durch teſtamentliche Verfügung zur Errichtung eines allgemeinen Krankenhauſes daſelbſt 2000 Rthlr. ausgeſetzt, wodurch der dafür disponible Fond auf 17,000 Rthlr. angewachſen iſt.

Stuttgart. Durch königl. Verordnung vom 28. Mai iſt die aus Anlaß des 25jährigen Regierungsjubeläums durch freiwillige Beiträge gegründete Stiftung in der Art genehmigt worden, daß für die landwirthſchaftliche Schule in Hohenheim 1000 fl., für die in dem Donau- und Jaxtkreiſe (zu Ochſenhauſen und Ellwangen) zu gründende Ackerbauſchulen je 1600 fl. und für Stipendien an Zöglinge der polytechniſchen Schule, beſonders ſolche, die ſich mit Erfolg dem Studium der Chemie und Mechanik widmen, ungefähr 2200 fl. jährlich aus den Zinſen des Stiftungskapitals verwendet werden ſollen.

Preisfragen.

Der Induſtrie-Verein zu Mülhauſen im Elſaß hat folgende neue Preiſe ausgeſchrieben: 1) eine goldene Medaille für eine vollſtändige theoretiſche und praktiſche Abhandlung über das mechaniſche Schlichten und Weben der Wolle; 2) zwei ſilberne und zwei bronzene Medaillen für die beſten tragbaren Stubenöfen, welche mit Holz oder Steinkohlen gefeuert werden; 3) eine goldene Medaille für eine vollſtändige Abhandlung über die verſchiedenen Methoden, die Bewegung fortzupflanzen; 4) eine ſilberne Medaille für ein einfaches und praktiſches Mittel, die zum Schmieren der

Maſchinen dienenden Oele auf ihre Güte zu prüfen und miteinander zu vergleichen; 5) eine goldene Medaille für eine vollſtändige Beſchreibung und genaue Zeichnung aller Maſchinen, welche zu einem Sortimente einer Flachs- oder Kammwollſpinnerei (nach den beſten bis jetzt bekannten Syſtemen) gehören.

Die fürſtlich Jablonowski'ſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Leipzig hat für die Jahre 1842, 1843 und 1844 aus der politiſchen Oekonomie in Bezug auf Sachſen drei Preisfragen geſtellt; den erſten Preis für 1842 für die beſte Geſchichte der wichtigſten Fortſchritte der Technik im Gewerbefach unſers Vaterlandes ſeit dem Anfange des 19. Jahrhunderts; den zweiten (1843) für Beantwortung der Frage: Welche Einwirkungen auf den Flor des ſächſiſchen Gewerbfleißes und Handels hat der Anſchluß des Königreichs Sachſen an den preußiſchen Zollverein nach einer mehr als acht-jährigen Erfahrung gehabt? — Den dritten (1844) für die geognoſtiſche Beſchreibung irgend eines abgegrenzten Landſtrichs des Königreichs Sachſen in agronomiſcher Beziehung auf Getreide-, Obſt-, Wein und Waldbau mit Ausſchluß des Bergbaues. — Die Zeit der Einſendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November. Der beſtimmte einfache Preis iſt eine Goldmünze von 24 Dukaten. — Die früher von dieſer Geſellſchaft geſtellte ökonomiſche Preisfrage hinſichtlich des Seidenbaues in Sachſen hat der königl. ſächſ. Kammerherr Georg Heinrich von Corlowitz, deſſen unausgeſetzte Bemühungen um den einheimiſchen Seidenbau bekannt ſind, auf eine Weiſe gelöst, daß ihm der ausgeſetzte Preis zugeſprochen worden iſt.

Als ein erfreulicher Beweis, wie ſehr das Bedürfniß einer Reform des deutſchen Poſtweſens ſelbſt von den Poſtbeamten erkannt wird, verdienen die beiden Preisaufgaben, welche in dem zu Braunſchweig erſchienenen Poſtalmanach von 1842 für das Jahr 1843 ausgeſchrieben ſind, Erwähnung. Der erſte Preis — ein ſilberner, inwendig vergoldeter Pokal von 12 Louisd'or Werth — iſt für die beſte Abhandlung über das Verhältniß der Eiſenbahnen zu den Poſten; der zweite — eine goldene Cylinderuhr, von demſelben Werthe — für die beſte Abhandlung über die Frage: wie iſt die Vereinigung ſämmtlicher Poſten in Deutſchland oder auch nur des größten Theiles derſelben unter einer Centralverwaltung ausführbar? beſtimmt.

Um beide Preiſe kann nur von Poſtbeamten geworben werden; die Abhandlungen müſſen 3—5 gedruckte Bogen füllen und ſind ſpäteſtens bis zum 1. Juni mit Namen und Titel des Verfaſſers an den Herausgeber des Poſtalmanachs, Hrn. Poſtſekretair Görges zu Braunſchweig, einzuſenden. Ueber jede Aufgabe müſſen wenigſtens 3 Abhandlungen eingehen; die Preiſe werden von einem Vereine höherer Poſtbeamten zuerkannt. (A. A.)

Induſtrie.

Induſtrie in Moskau. Nach ruſſiſchen offiziellen Berichten beläuft ſich die Anzahl der Fabriken und Manufakturen in Moskau auf 614 mit 30,820 Arbeitern, und 3122 Handwerker-Werkſtätten mit einem arbeitenden Perſonale von 19,638 Individuen. Unter den Meiſtern zählt man 2656 ruſſiſche und über 300 ausländiſche. Im Jahre 1840 erzeugten alle dieſe Gewerbe im Werthe von 22,250,000 Silber-Rubel (fl. 1. 50 kr.), wovon für mehr denn 19 Millionen verkauft wurden. (S. Gew. Blt.)

Seidenzucht in Frankreich. Nach offiziellen Berichten breitet ſich in Frankreich die Seidenzucht und hauptſächlich in den nördlichen Departements mit reißender Schnelligkeit aus. Vor 6 Jahren wurde in kaum 30 Departements dieſer ländliche Induſtriezweig gepflegt; heute bauen 71 Departements den Maulbeerbaum uud ziehen Seidenwürmer. An vielen Orten werden Maulbeerpflanzungen zu 10 bis 40,000 Maulbeerbäumen auf einmal angelegt.

Papierfabrikation. Ein Hr. Beuchet in Paris hat bekanntlich ein fünfzehnjähriges Patent für die Fabrikation von Papier aus Maisſtroh (Welſchkornſtroh) erhalten. Er erzeugt aus dieſem Material nicht nur alle Sorten gewöhnlichen Schreib- und Druckpapiers, ſondern auch platte und ſatinirte Sorten für Buntpapier- und Papiertapetenfabriken. Bereits Ende 1839 arbeitete er mit zwei Maſchinen, im darauf folgenden Jahre ſetzte er ſechs in Gang, welche nach ſeinen Angaben bei 300 Arbeitstagen und immerwährender Thätigkeit Tag und Nacht nicht weniger als 6 Mill. Pfd. Papier fertig machen ſollten. (S. G. B.)

Schafzucht in den Vereinigten Staaten. In den nordamerik. Freiſtaaten gab es 1838 ſchon 29 Millionen Schafe, und 1841 war deren Anzahl bereits auf 34 Mill. geſtiegen. Man berechnet den Werth dieſes Schafſtandes und des zu ſeinem Unterhalte erforderlichen Ackerlandes auf 200 Mill. Dollars (fl. 2. 24 kr.). Die Freibürger jener Republiken ſprechen die Hoffnung aus, daß bei vernünftigen Verwaltungsmaßregeln im Jahre 1850 wenigſtens 500 Mill. in der Wollproduktion und Fabrikation angelegt ſein und die Wollenmanufaktur den wichtigſten Fabrikzweig bilden wird. (S. G. B.)

Induſtrie im Elſaß. Wie bedeutend die Induſtrie daſelbſt iſt, kann man daraus erſehen, daß nach einer annähernden Berechnung die Baumwollenfabriken allein 100 Mill. ſtehendes und 120 Mill. umlaufendes Kapital beſchäftigen. Die Arbeiterzahl iſt 105,000 bis 110,000; der jährliche Arbeitslohn beläuft ſich auf 38 Millionen.

Uhrenfabrikation. Die Uhrenfabrikation nimmt in den zwei Hauptfabrikorten des Kantons Neufchatel, in Chaux-de-Fonds und Locle immer mehr zu; 1840 wurden an erſterem Orte 42,273 Uhren verfertigt, 1841 aber 50,039; in Locle iſt die Zahl in dieſer Zeit von 29,812 auf 33,154 geſtiegen.

Weinbau in Frankreich. Nach dem Jorunal des Debats nimmt die Rebenkultur ungefähr den 20ſten Theil des angebauten Bodens des Königreichs ein, beſchäftigt eine Bevölkerung von 6 Millionen und gibt ein Erzeugniß von 38 bis 40 Millionen Hectolitres (à 100 Litres) Wein; welches, die Branntweine eingerechnet, für 80 Mill. Franken in den Ausfuhrhandel liefert. (A. Z.)

Statiſtiſches.

Friedensbürgſchaft. Von den in den franzöſiſchen Sparkaſſen eingelegten Erſparniſſen der arbeitenden Klaſſen ſind allein in den Staatskaſſen 230 Mill. Franken angelegt, welche ungeheure Summe ſogleich zurückgefordert werden kann. Käme es zu einem Kriege, ſo würde der größte Theil dieſer Summe ſogleich eingefordert und dem Staate eine große Verlegenheit bereitet werden. Dieß der Grund, warum die Regierung anſtehen wird, ſich leichtſinnig in einen Krieg zu ſtürzen, während andererſeits die Beſitzer der eingelegten Summe, um das Ihrige nicht zu verlieren, gleichfalls für die Erhaltung des Friedens ſein werden. — Macht das Volk frei, ſparſam, nüchtern, wohlhabend, und ihr gründet die ſicherſten Stützen der Ordnung und des Friedens. (S. G. B.)

Poſtreform in Oeſterreich. Wie im Eiſenbahnbau, iſt Oeſterreich auch im Poſtweſen, das überdieß in Bezug auf den Nutzen des Publikums ſchon längſt beſſer organiſirt war als in manchen andern Staaten, mit einem großen Fortſchritt vorangegangen. Vom 1. Auguſt an iſt nämlich ein neues Poſtregulativ in Wirkſamkeit getreten, deſſen Beſtimmungen den Brief- und Waarenverkehr ſehr erleichtern und die Transportkoſten herabſetzen, auch eine wichtige Vereinfachung des Verfahrens und möglichſte Sicherſtellung der Parteien gegen Unterſchleife oder widerwärtige Zufälle bezweckt. Beſonders iſt die Herabſetzung des Briefportos von hoher Wichtigkeit.

Münzweſen. Die franz. Regierung beabſichtigt eine dem Decimalſyſtem entſprechende Umſchmelzung der Scheidemünze zu veranſtalten, nachdem die Umſchmelzung der Gold- und Silbermünzen i. J. 1835, alſo mehr als 40 Jahre nach der Einführung des Decimalſyſtems in Frankreich, endlich vollendet war. Der Zweck dieſer neuen Maßregel ſoll ſein, die große Verwirrung, welche noch immer in der franzöſiſchen Scheidemünze herrſcht, zu entfernen.

— Nach den franzöſiſchen Zollregiſtern ſind ſeit 1815 bis jetzt 1039 Mill. Silber mehr ein- als ausgeführt und über 1500 Mill. Silber vermünzt worden. Das in Frankreich zirkulirende Silber beträgt daher die Hälfte deſſen, was ganz Europa an Gold und- Silberwerth beſitzt. Man hört daher die Beſorgniß ausſprechen, daß, wenn die Bergmannskunſt und insbeſondere die Erfindung Becquerel's ſein galvaniſches Verfahren noch mehr vervollkommnet und dadurch das immer koſtſpieligere Queckſilber bei der Gewinnung

des Silbers entbehrlich würde, eine bedeutende Verminderung des Silberwerths eintreten und Frankreich dadurch ein Sechstheil, vielleicht gar ein Dritttheil ſeines Kapitals verlieren könnte. (S. G. B.)

Roheiſen-Produktion in Europa. Großbritannien liefert jährlich 29,632,500 Ztr. Roheiſen; Frankreich 6,763,900 Ztr.; Rußland 3,820,192 Ztr.; Belgien 2,917,350 Ztr.; die Staaten des Zollvereins 2,550,762 Ztr.; Deutſchland ohne Oeſterreich 2,694,262, Ztr.; Oeſterreich 1,820,000 Ztr.; Schweden 1,455,245 Ztr.; italieniſche Staaten (ohne Lombardei) 408,000 Ztr.; Spanien 252,000 Ztr.; Polen 184,000 Ztr.; Norwegen 107,000 Ztr.; Luxemburg 60,000 Ztr.; Portugal 8400 Ztr.; in Summe über 50 Millionen Zentner Roheiſen. (S. G. B.)

Landwirthſchaft in Frankreich. Nach einer ſo eben veröffentlichten ſtatiſtiſchen Tabelle beſitzt die franzöſiſche Landwirthſchaft:

Ochſen und Kühe	6,681,000,	geſchätzt	auf	877,343,000	Frcs.
Merinoſchafe	766,310,	"	"	306,524,000	"
Gemeine Schafe	30,845,852,	"	"	616,917,040	"
Pferde und Maulthiere	1,656,000,	"	"	66,105,500	"
Schweine	3,900,000,	"	"	3,000,000	"
	43,849,162,	geſchätzt	auf	1,869,790,340	Frcs.

Ebendaſelbſt iſt der durchſchnittliche Jahresertrag des franzöſiſchen Bodens auf ſechstauſend Millionen Franken geſchätzt. (A. Z.)

Das Tabacksmonopol in Frankreich trug im Jahr 1816 32,000,000; i. J. 1823 41,500,000; 1828 46,300,000; 1834 50,800,000; 1839 64,500,000; 1840 70,000,000. Ein Beweis, daß die üble Gewohnheit des Rauchens und Schnupfens ſehr um ſich greift.

Bevölkerung der Vereinigten Staaten. In der letzten Eröffnungsrede des Präſidenten der Vereinigten Staaten wird die Bevölkerung der Freiſtaaten auf 17,069,453 Einwohner angegeben, ſo daß die Zunahme derſelben in den letzten zehn Jahren nicht weniger als 4,202,646, alſo an 33 Prozent beträgt.

Die Finanzen der Stadt Paris. Die Einnahmen der Stadt Paris für das Jahr 1842 ſind auf nicht weniger als 38,552,749 Francs, alſo auf beinahe 10 Millionen Thaler veranſchlagt. Darunter erſcheint der Octroi, d. i. Stadtacciſe, mit beinahe 29 Mill. und die Erträgniſſe aus den Schlachthäuſern mit mehr als einer Mill. Francs. An den Staatsſchatz muß jedoch die Stadt 5 Mill. Fr. für den Octroi abgeben.

Nordamerika. Die kathol. Bevölkerung der Verein. Staaten ſchätzt man auf 1,300,000 Seelen. Biſchöfe gibt es 17, Prieſter 528, Kirchen 512. Außerdem lieſt man noch in 394 Orten Meſſe und theilt

die Sakramente aus; die Zahl der Klöſter beträgt 31. — Es gibt 144 Seminarien, 24 Bildungsanſtalten für Mädchen mit 2782 Zöglingen, und 110 Wohlthätigkeits-Anſtalten.

Kanäle Englands. Großbritannien hat jetzt 180 Kanäle, welche eine Länge von 2682 Meilen haben und deren Erbauungskoſten auf 30 Mill. Pfd. Sterling berechnet werden.

— Die Staatsausgaben Großbritanniens haben nach offiziellen Erklärungen während des mit dem 5. Januar 1841 abgelaufenen Jahres um 2,101,369 Pfd. Sterling, (über 13½ Mill. Thaler) mehr betragen als die Einnahmen.

— Die Bevölkerung Londons beträgt nach der neueſten Zählung 1,870,727 Seelen.

Literatur.

Die Krankheiten der Haut, Haare und Nägel am menſchlichen Körper, oder gründlicher Unterricht für das nichtärztliche Publikum, wie alle Hautausſchläge und dahin gehörige Krankheiten, als: Scharlach, Maſern, Rötheln, Blattern, Krätze, Flechten, Froſtſchäden, Schrunden, Leberflecke, Sommerſproſſen, Warzen, Hühneraugen, Fußſchweiße u. ſ. w. auf die leichteſte und ſicherſte Weiſe verhütet und geheilt werden können; nebſt einer Abhandlung übre Krankheiten der Kopf- und Barthaare u. ſ. w. von C. A. Bergmann, prakt. Arzt. 3te Aufl. Leipzig, Wöller. 1842. 118 S. 8. Preis 12 ggr. oder 54 kr.

In vorliegendem Schriftchen findet Jeder, dem es an der Geſundheit ſeiner Haut, Haare und Nägel vorzüglich gelegen iſt, zweckmäßige und nützliche Belehrungen, wobei jedoch nicht immer der Rath und die Hilfe des Arztes, nach der Abſicht des Verfaſſers, umgangen werden darf.

Durch Faßlichkeit und Kürze in der Darſtellung für ein nichtärztliches Publikum berechnet, gebührt dieſem Schriftchen volle Anerkennung, und für ihre Brauchbarkeit ſpricht die mehrmalige Auflage genügend.

Ueber das künſtliche Auffüttern der Kinder oder die Ernährung derſelben ohne Mutterbruſt von Dr. Fr. L. Meißner. 2te Aufl. Leipzig, Lehnhold'ſche Buchhandlg. kl. 8. VI u. 90 S. Preis 10 ggr. oder 45 kr.

Dieſe kleine Schrift, von einem ausgezeichneten Arzte verfaßt, iſt von bedeutender Wichtigkeit und daher allen Müttern, denen die Ernährung ihrer Kinder an der eignen Bruſt unmöglich gemacht iſt, ſehr zu empfehlen. Sie finden in derſelben in einfacher und faßlicher Weiſe Alles verzeichnet, was bei dem künſtlichen Auffüttern der Kinder zu beobachten iſt.

Deutſcher Sänger-Saal. Auswahl von Gedichten zum Componiren. Geſammelt und geordnet von Carl Gollmick. Darmſtadt bei G. Jonghaus. 1842. 8. X und 328 S.

Unter den vielen Sammlungen von Liedern, Gedichten und Volksgeſängen, die Jahr für Jahr hervortreten, iſt vorliegende unſtreitig eine der beſten und verdient allenthalben volle Anerkennung. Sie enthält unter Rubrik I. Lieder und Geſänge. Rubr. II. Romanzen, Balladen, Sagen und Legenden. Rubr. III. Volkslieder und Geſänge. Die Auswahl und Anordnung iſt muſterhaft zu nennen. Es verdient dieſe Schrift überhaupt alle Empfehlung, wozu noch beſonders ihre ſchöne Ausſtattung das Gehörige beiträgt.

Zeitfragen. Beiträge zu unparteiiſcher Beurtheilung politiſcher und ſocialer Zuſtände, von Dr. J. F. Drinhaus. In zwangloſen Heften. 3s Hft. Darmſtadt 1841. G. Jonghaus. gr. 8. 64 S. Preis 36 kr.

Vorliegendes 3s Heft (das 1. und 2. ſind uns nicht anſichtig geworden) enthält in einer kräftigen und ernſten, jedoch ruhigen Sprache ſechs verſchiedene Aufſätze über Politik und bürgerliche Zuſtände, theils Frankreich, theils Deutſchland betreffend.

Bayerische Staatsbibliothek München

Im Verlage von J. Th. Stettner in Lindau iſt erſchienen und daſelbſt, ſowie in allen Buch- und Kunſthandlungen zu haben:

Panorama des Bodenſees.

Nach der Natur gezeichnet und in Stahl radirt

von

Auguſt Brandmayer.

Zehn Folio-Blätter in Futteral. 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 5 ngr.
Auf Leinwand aufgezogen in Futteral 4 fl. 51 kr. oder 2 Thlr. 27½ ngr.

Ein Recenſent äußert ſich über dieſes Werk folgendermaßen: „Unter den vielen Panoramen des Bodenſee's war bisher kein einziges, was allen Anforderungen entſprochen hätte. Immer nur ſtellten ſie einzelne Partien des See's vor, und der ſo gewünſchte Ueberblick des Ganzen wurde durch keines erzielt. Nur ein ſolcher umfaſſender Ueberblick konnte indeß ein getreues Bild von den lieblichen Geſtaden, die wir bewohnen, geben, und deßhalb war es erfreulich zu ſehen, wie Herr Brandmayer von München, (bereits durch ſein Donau-Panorama rühmlichſt bekannt,) ungeachtet der damit verknüpften Schwierigkeiten, ſich an deſſen Herſtellung machte. Der Künſtler hat ſeine Arbeit vollendet, und wir müſſen ihm das Zeugniß geben, daß er ſeine Aufgabe würdig gelöst hat. In einem 75 Zoll langen und 20 Zoll breiten Tableau, welches 10 Blätter bilden, wird der See vor unſern Blicken aufgerollt. Die einzige hierbei anwendbare Manier war die der ſogenannten Vogelperſpective, welche den Beſchauer ſcheinbar auf einen erhöhten Punkt ſtellt, von wo aus er die Landſchaft unter ſich liegen ſieht. Wer nur einigermaßen die Schwierigkeiten der Scenographie kennt, wird Herrn B.'s Talenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen; mit ſeltener Geſchicklichkeit wußte er die Verhältniſſe der einzelnen Partien zum Ganzen aufzufaſſen. Die am Geſtade lagernden Städte, Flecken, Dörfer, Schlöſſer und Klöſter führt er in getreuen Bildern auf; im Geiſte zieht man von Ort zu Ort, über Berg und Thal, durch Buſch und Wieſe; aber nicht nur die bedeutenderen Ortſchaften, die prangenden Schlöſſer und ſtolzen Abteien, ſondern auch die kleine beſcheidene Hütte fand ihr Plätzchen in dem romantiſchen Gemälde; ja faſt möchten wir ſagen, kein Baum und kein Strauch wurde von dem gewiſſenhaften Künſtler vergeſſen. Herr B. hat mit ſeinem Panorama den glänzendſten Beitrag zur Kunſtliteratur des Bodenſee's geliefert, und ſein Werk kann ſogar einzig in ſeiner Art genannt werden, da das von ihm befolgte Verfahren bisher noch nie bei der Aufnahme von See'n in Anwendung gebracht wurde. Das mit großen Koſten hergeſtellte Werk verdient in jeder Hinſicht die Beachtung des Publikums."

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der deutsche Bürgerfreund ein Hausbuch zur Beförderung bürgerlicher Bildung, des Familienglückes, des Gewerbefleisses und Wohlstandes in Stadt und Dorf

Lindau 1847

81.81470
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10704284-6